

# Baltische Monatshefte

---

Jahrgang 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga

# INHALT

## I. Aufsätze

	Seite
Aidnik, E., Zur nationalen und sozialen Lage der deutsch-baltischen Handwerkerstandes . . . . .	243
Bauer, Dr. A., Die Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga . . . . .	498
Becker, H., Neubau der deutschen Erziehung . . . . .	257
— Die nationale Frage in der Dorpater Studentenschaft um 1850 . . . . .	548
Beyer, Dr. H., Die Wendung der Geisteswissenschaften . . . . .	132
Boehm, Prof. Dr. M. H., Glaube und Volkstum im neuen Deutschland . . . . .	1
Busch, Pastor P., Die Eigenart der deutschen Bauerngemeinden Kurlands . . . . .	193
Bulmerincq, Dir. Dr. E. von, Die natürliche Bevölkerungsbewegung des Deutschtums in Lettland in den Jahren 1932—1933 . . . . .	540
Cerpinsky, K. von, Das deutsche Handwerk in Litauen . . . . .	78
Craemer, Privatdozent Dr. R., Deutsche Wandlung und geistige Entscheidung . . . . .	202
Diewerge, Dr. H., Baltisch-deutsche Volkskunde . . . . .	334
Girgensohn, Pastor Dr. H., Reich Gottes in der Gegenwart . . . . .	389
Grüner, Oberpastor Lic. V., Schleiermachers geistige Grösse . . . . .	265
Hamkens, R., Aus der deutschen Bauernkolonie Heimtal in Estland . . . . .	531
Handrack, Dr. H., Die deutsche Landbevölkerung Lettlands . . . . .	123
Hartge, Dr. O. und Lotz, H., Die Schrumpfung und Verstädterung des estländischen Deutschtums . . . . .	324
Hehn, B. von, Berufswahl und Berufsberatung . . . . .	18
Hippius, Dr. R., Rationalität und Bildung . . . . .	587
Hollander, Dr. h. c. B., Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga 1834—1934 . . . . .	471
Hueck, L. von, Strandbilder . . . . .	282
Kossmann, R., Der deutsche Student in Litauen . . . . .	83
Kraus, Th., Lettische bildende Kunst . . . . .	503
Loeffler, Dir. Dr. H., Das Dommuseum zu Riga . . . . .	483
Lotz, Rechtsanwalt H., Estlands landisches Deutschtum . . . . .	63
Mackensen, Prof. Dr. L., Löns . . . . .	435
— Skandal um Ura-Linda . . . . .	370
Moritz, Ing. K., Eingliederung des Studenten . . . . .	452
Müller, A. E., Kurländische Herzogsschlösser . . . . .	400
Petersen, Prof. Dr. O. von, Die neue Haltung in der deutschen Dichtung der Gegenwart . . . . .	344
Petersen, H., Roderich von Engelhardt . . . . .	461
Plath, Mag. phil. A., Die bildende Kunst der Esten . . . . .	417
Poelchau, Bischof D. P., Probst Oswald Erdmann † . . . . .	360
Ramm-Helmsing, Dr. H. von, Das Jubiläumsjahr 1933 in Polen und seine Ausstellungen . . . . .	86
Schabert, Pastor A., Das ewige Wort Gottes . . . . .	181



	Seite
Schloss, Lex, Stefan George . . . . .	49
Sehl, Dr. E., Naturwissenschaft und Philosophie . . . . .	593
Stackelberg, Dr. A. Baron, Briefe des Livländischen Landmarschalls H. v. Bock an den Öselschen Landmarschall O. v. Ekesparre-Olbrück . . . . .	578
S., C. v., Das Nationalitätenproblem in Russland . . . . .	152
Ulrichen, B. von, Das Baltische Baudenkmäler-Archiv . . . . .	494
Wachler, J., Um den Standort des Films . . . . .	427
Wagner, Prof. Dr. K., Die Volksgruppen in Litauen und die Litauer als Volksgruppe im Wilnagebiet . . . . .	146
Wihtol, Prof. J., Die Musik der Letten . . . . .	411
Wrangell, Dr. G. Baron, Sovetrussische Zwischenbilanz . . . . .	315
Wrede, V. Baron, Die Armee der Weltrevolution . . . . .	302
Wulffius, W., Wilhelm Baron Fircks zum Gedächtnis . . . . .	26
***, Das Zentralproblem der Deutschen Litauens — die Passfrage Briefwechsel zwischen Arnold von Tidebühl, Redakteur der Balt. Monatsschrift, und K. P. Pobedonoszew, Prokureur des Hl. Synod . . . . .	14 571
Aus dem Schrifttum der Zeit . . . . .	456
Aus deutschem Schrifttum . . . . .	520, 608

## II. Politische Übersichten

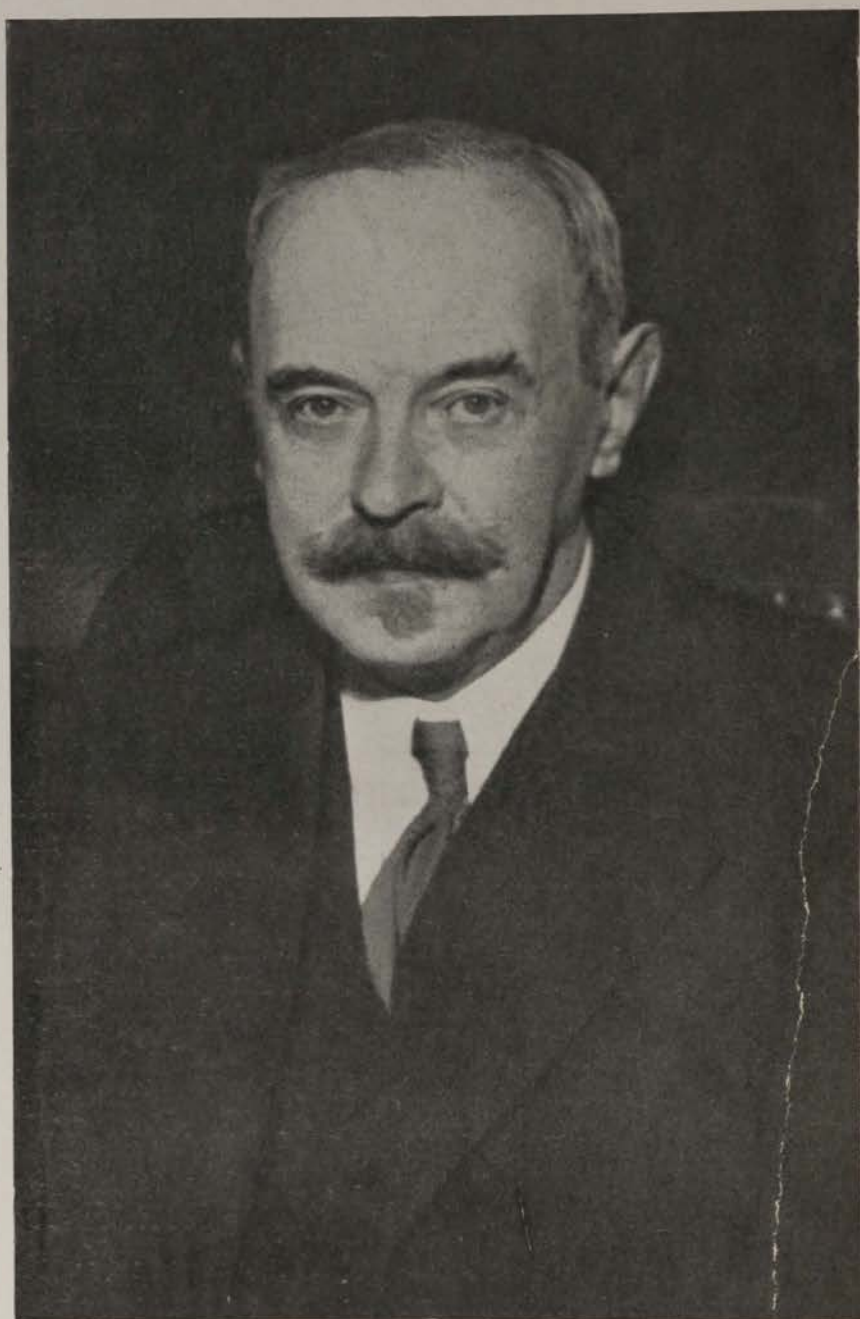
Lettland . . . . .	30, 97, 156, 220, 285, 509, 603
Estland (Dr. L. von Middendorff) . . . . .	32, 161, 222, 288, 512
Deutsches Reich (Harald Nietz) . . . . .	40, 103, 167, 228, 291
— (Dr. G. Baron Wrangell) . . . . .	
Die ukrainische Frage (C. v. S.) . . . . .	101

## III. Umschau

Rückblick und Ausblick (Wittram) . . . . .	53
Zur Geschichte der Juden im Baltikum („) . . . . .	173
Bischof Dr. Irbe † („) . . . . .	234
Bemerkungen („) . . . . .	236, 302
Ein aktuelles Heft . . . . .	55
Gedanken vom Lande (Leon von Mensenkampff) . . . . .	112
Werk der Jugend . . . . .	115
Das deutsche Handwerk in Lettland . . . . .	116
Die «Deutsche Zukunft» (C. v. S.) . . . . .	117
Student und Disziplin . . . . .	175
Eine Gesamtschau der deutschen Geschichte (—g) . . . . .	234
Eine neue deutsche Zeitschrift . . . . .	304
Landwirtschaftliche Tagung (H. v. Rosen) . . . . .	524
Die Kunst in der SSSR . . . . .	525
Das Weihnachtsoratorium . . . . .	526
Deutsches Schauspiel zu Riga (Prof. Dr. L. Mackensen) . . . . .	56, 109, 176, 237, 238
Bericht des Präsidenten der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung . . . . .	616
Bericht des Schulamts auf der Kulturratstagung . . . . .	621
Deutsche Not im roten Russland . . . . .	624

# IV. Bücherbesprechungen

	Seite
Arro, Elmar, Geschichte der estnischen Musik (Hans Grohmann) . . .	383
Ausritt 1933/34 . . . . .	118
Aus neuem lyrischen Schaffen (Dr. H. Diewerge) . . . . .	464
Beiträge zur Kunde Estlands (B. v. Hehn) . . . . .	469
Beste, K., Das heidnische Dorf . . . . .	119
Blunck, H. F., Die grosse Fahrt . . . . .	628
Bücher vom Kriege (Bosse) . . . . .	466
Ernst: Paul Ernst - Gedenkbuch (Bosse) . . . . .	118
Ernst, Paul, Tagebuch eines Dichters (Bosse) . . . . .	626
Fehst, H., Bolschewismus und Judentum (B.) . . . . .	380
Geht ein Ruf übers Land (Dr. H. Diewerge) . . . . .	528
Giere, W., Ostseepolitik 1718—1721 (Dr. H. Bosse) . . . . .	62
Giese, G., Staat und Erziehung (Bosse) . . . . .	631
Grimm, Hans, «Lüderitzland» (B.) . . . . .	469
Guleke, A., Jugenderinnerungen und Jagderlebnisse (Dr. N. v. Transehe) . . . . .	386
Gunnarsson, Gunar, Im Zeichen Jörds . . . . .	632
Hamsun, Marie, Die Langerudkinder . . . . .	632
Hollander, B., Festschrift zur Hundertjahrfeier der Rigaer Liedertafel (Hans Grohmann) . . . . .	385
Lauffer, O., Land und Leute in Niederdeutschland (Prof. Dr. L. Mackensen) . . . . .	179
Mechow, Karl Benno von, Vorsommer (W.) . . . . .	118
Munier-Wroblewska, Mia, Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . . . .	119
Niedermayer, O. v. — Semjonow, J., Die Sowetunion (**) . . . . .	378
Österreich und das Auslandsdeutschtum . . . . .	529
Paul, Adolf, Der Einfluss Walter Scotts auf die epische Technik Theodor Fontanes (Petersen) . . . . .	630
Pleyer, W., Der Puchner (Bosse) . . . . .	527
Pogge, Walter M., Menschen, Dinge und ein junger Mann . . . . .	629
Rasse, Monatsschrift der Nordischen Bewegung (Prof. Dr. L. Mackensen) . . . . .	387
Revaler Ahnentafeln (Benno von Schlippe) . . . . .	61
Schäfer, W., Der deutsche Rückfall ins Mittelalter (B.) . . . . .	241
— Die dreizehn Bücher der deutschen Seele (B.) . . . . .	242
Schlosser, Julie, Im Lichtkreis meiner Laterne . . . . .	119
Terror, Die Blutchronik des Marxismus in Deutschland (B.) . . . . .	380
Tunzelmann v. Adlerflug, H., Die alte einheimische Kachelkunst (Dr. H. Loeffler) . . . . .	382
Vesper, Will, Die Wanderungen des Herrn Ulrich von Hutten (B.) . . . . .	119
Vesper, Will, Kranz des Lebens (Dr. H. Diewerge) . . . . .	627
— Sam in Schnabelweide (D.) . . . . .	628
Voranzeige . . . . .	180
Volkmar, Sabine, Fischerfrau von der Nehrung (A. E. M.) . . . . .	628
Volmārs, Jānis, «Zollunion Lettland-Estland» (Dr. E. Walter) . . . . .	528
Wihksninsch, N., Die Aufklärung und die Agrarfrage in Vidzeme (Dr. H. Bosse) . . . . .	59
Wittram, R., Meinungskämpfe im baltischen Deutschtum während der Reform- epoche des 19. Jahrhunderts (H. B.) . . . . .	625
Wittrock, H., Der deutsche Männergesang im Baltenlande (Hans Grohmann) . . . . .	385
Kleine Geschenkbände . . . . .	633
Kalender . . . . .	635
Zuschrift . . . . .	121
Antwort . . . . .	180



WILHELM FREIHERR VON FIRCKS-WARWEN †



# Glaube und Volkstum im neuen Deutschland

*Von Max Hildebert Boehm*

Nicht selten kann man heute in Deutschland gerade unter Menschen, die freudig und ohne Vorbehalt dem Neuen in Volk und Reich zugewandt und aufgeschlossen sind, die Frage erörtern hören, ob in den Auseinandersetzungen zwischen Reich und Kurie, die zum Reichskonkordat geführt haben, Kaiser oder Papst, symbolisch gesprochen, den Sieg davongetragen habe. Ich will zu dieser Frage hier keine Stellung nehmen; vielmehr dient sie mir nur zum Ausgangspunkt, um gewisse Vorfragen zu klären, an denen sich auf alle Fälle entscheidet, was in diesem Zusammenhang sinnvollerweise «Sieg» genannt werden könnte. In der älteren Generation des nationalen Lagers, die mit ihrer Hugenbergpolitik kläglich gescheitert ist, leben immer noch Reste jener primitiven nationalliberalen Vorstellungswelt aus der Bismarckzeit, die mittels einer ganzen Folge von Kurzschlüssen Zentrum und Katholizismus, Neudeutschland und Protestantismus, Partei und politische Macht gleichsetzen und die nun aus dem Ausmass des Sieges des Nationalsozialismus über die bisherige Organisation des politischen Katholizismus in Deutschland einen schliesslich doch noch gewonnenen «Kulturkampf» herauslesen, sofern ihr Schlaf nicht unter der sorgenvollen Entdeckung leidet, dass Hitler selber katholisch und noch dazu ein gebürtiger Österreicher ist.

Damit schaltet erfreulicherweise ein Gesprächspartner aus, dem man unmöglich im Rahmen eines kurzen Zeitschriftenaufsatzes alle die Grundbegriffe tieferen Lebens und gründigeren Seins zurechtrücken kann, die trotz Nietzsche im neunzehnten Jahrhundert bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurden und nun in ihrer Verwahrlosung jede schnelle Verständigung verhindern. Lassen wir es also auf Missverständnisse ankommen. Eine höchst bedeutsame Tatsache ist

es auf alle Fälle, dass der politisierende Priester, gegen den Bismarck mit sicherem Instinkt, zugleich freilich oft mit unweisem furor protestanticus zum Entscheidungskampf antrat, in die Kirche zurückgeschickt worden ist. Selbst der kluge, aber allzu blasse und unfreie Brüning vermochte auch seinen politischen Beichtvätern dies Schicksal nicht zu ersparen. Das schwarz-rote Gegenreich liegt in Trümmern. Das satanische Spiel des Zentrums, zu dessen Spielregeln sich Brüning erst nach seinem Sturz offen bekannte, die unauflösliche Bindung an die Sozialdemokratie hat den vollen Zusammenbruch des politischen Katholizismus der letzten drei Generationen zur Folge gehabt, dessen Aufstieg tatsächlich mit dem der Sozialdemokratie durchaus parallel gegangen ist. Aber es ist ein Unterschied, ob man nur heimgeschickt oder ob man vogelfrei und landflüchtig wird. Als sich in den ersten Monaten der nationalen Revolution bereits klar entschied, dass die Kirchen und Klöster bei uns erhalten, die Klassenorganisation der Wirtschaft jedoch zerschlagen oder doch völlig umgebaut würde, öffnete sich dem katholischen Priester in Deutschland eine durchaus andere Zukunft als der Führergarde des Marxismus. Der deutsche Katholizismus erhielt, um an eine uns Balten geläufige Vorstellung anzuknüpfen, national-konfessionelle Autonomie in ziemlich weitem Masse, die durch das Konkordat feierlich verbrieft wurde. Ihm ist damit Gelegenheit gegeben worden, sich ganz auf seine besondere religiöse Substanz zurückzuziehen und zu konzentrieren, deren Gewicht im geistigen Leben Deutschlands schon seit Jahrzehnten in sichtlichem Wachsen ist. Und wer etwas davon weiss, wie peinlich der Typus Erzberger auch der Kurie war, wie sorgenvoll man in Rom selber dem Autoritätsverschleiss folgte, den der politisch geschäftige und vielweserige katholische Priester in Deutschland als Anwalt des Gegenreiches und im täglichen Kuhhandel mit der Gottlosenbewegung erlitt, kann immerhin die Frage aufwerfen, ob der Sieg des Nationalsozialismus für den katholischen Priester als charismatische Gestalt und damit für die eigentliche Kraftreserve des Katholizismus selber nicht geradezu die letzte Rettung war.

Der deutsche Katholizismus hat Zeit zur Besinnung in der Etappe gewonnen. Dem deutschen Protestantismus vergeht ganz im Gegenteil der Atem. Er darf nicht nur: er muss sich mitten in das heisseste Getümmel der grossen Politik stürzen. Die Hemmungslosigkeit, mit der er seit der Auflockerung des alten Luthertums alle



Zeitströmungen mitgemacht hat, sich an Aufklärung, Idealismus, Romantik, Reaktion, Materialismus, Technizismus, Nationalliberalismus und zuletzt auch noch Marxismus preisgegeben hat, rächt sich heute fürchterlich. Ist man nicht gewohnt, dass der Protestantismus immer zur Stelle ist, wenn es was Neues gibt? Tatsächlich befand er sich von je in einer unaufhörlichen Bewegung, die seine soziologische Gestalt dem jeweils zeitgiltigen Vereins- und Parteiwesen schon seit Jahrzehnten auf das bedenklichste anglich. Gleichgeblieben ist durch all diesen Wandel eigentlich nur seine Unterwürfigkeit gegenüber dem Staat ungeachtet seiner jeweils gültigen Staatsform. Und eben damit ist sein gegenwärtiges Schicksal zur Genüge erklärt. Strukturlosigkeit und kritiklose Staatsbesessenheit zugleich machten aus ihm zunächst scheinbar den gegebenen metaphysischen Resonanzboden für das grosse geschichtliche Ereignis, das aus Bewegung und Staatlichkeit ein neues Reich der Deutschen erstehen lässt. Was jedoch aus seinem Schosse an «Sonanz», an eigenständigem Laut und Klang vernehmbar wurde, das war ein misstönendes Stimmengewirr, dem in der Tat von aussen her Ruhe geboten werden musste. Aber jeder Ordnungsversuch hat bisher nur Vorläufiges zustande gebracht. Dass der Neubau des Reiches, dessen Grundmauern mit überraschender Schnelligkeit fest und auf Überdauerung gefügt dastehen, ohne weiteres eine Freistatt für spezifisch evangelischen Gottesglauben darstellte und darstellen könnte, war für keine nüchterne Betrachtung der Dinge zu erwarten. Solche spezifischen Voraussetzungen konnte nicht einmal Bismarcks gewiss norddeutsch und protestantisch «belastete» Politik gewährleisten, wieviel weniger die des werdenden grossdeutschen Reiches. Erst recht aber bietet die evangelische Kirche selber kein Asyl solcher Art, das irgend mit der säkularen Ruhe hinter den wieder geschlossenen Klosterpforten der römischen Hierarchie vergleichbar wäre. Unsere Kirche, in ihrer Verfassung von je unselbständig und verwahrlost, ist in überstürztem Umbau begriffen. Denn das Gesetz selber, nach dem sie angetreten, bindet ihren Entwicklungsrhythmus unmittelbar an das Schicksal von Volk und Staat. So überaus national, politisch, führungssicher der echte Nationalsozialismus selber als volks-erneuernde und staatsumwälzende Bewegung ist, ebenso zweifelhaft steht es mit der religiösen und der kirchlichen Echtheit und Eigenkraft und mit der Führungsstärke seines sehr viel jüngeren Bruders, nämlich der «Deutschen Christen.» Die Rolle der übrigen kirchlichen



«Machtgruppen» aber ist geradezu trübselig. Vorab haben sie sich des Verdachts zu erwehren, Stützpunkte einer getarnten politischen Opposition darzustellen. Von Klarheit und Geschlossenheit des Willens sind sie weit entfernt. Das Opfer dieser psychologischen Situation aber sind nicht selten Elemente, die politisch und ihrer Grundhaltung nach selber Nationalsozialisten sind oder der Bewegung innerlich besonders nahestehen. Denn beim Wettlauf um Anschluss an die Zeit haben zunächst nicht selten gerade diejenigen Kräfte im kirchlichen Leben die besten Möglichkeiten gehabt, die sich durch dogmatische Unbestimmtheit und Wendigkeit oder durch formale Erfahrung in kirchlichen Verwaltungsdingen dem neuen Kirchenregiment empfohlen, obwohl ihre innere Fremdheit gegenüber den wirklichen Trägern nationalsozialistischer Erneuerung für jeden Sehenden offen zutage liegt. So verwirren sich die Fronten in einer höchst beunruhigenden Weise. Ursprünglich sahen — schon zu Unrecht — die Deutschen Christen in der sogenannten Jungreformatischen Gruppe den eigentlichen Gegner. Heute werden beide immer enger aneinander gedrängt, seit sich nun in Gestalt der Germanischen Glaubensbewegung eine dritte freilich sehr unbestimmte Konfession in Deutschland abzuzeichnen beginnt. Diese stark wachsende Gruppe bricht in aller Form mit dem positiven Christentum, auf das sich der Nationalsozialismus noch immer programmatisch festlegt. Das Kieler Redeverbot für Wilhelm Stapel, den bekannten nationalradikalen Führer aus dem Lager der Deutschen Christen, ist auf alle Fälle ein ernstes Anzeichen. Ein ehemals liberaler Theologe der Kieler Universität hatte es unter dem Druck einer besonders radikalisierten Studentengruppe, des sogenannten K. H. V., zu deutsch Kieler Heiden-Verein, durchgesetzt. Stapel hat im «Deutschen Volkstum» ausführlich über den skandalösen Vorfall berichtet. Hier künden sich in der Tat Erschütterungen innerhalb der Evangelischen Kirche an, deren Tragweite noch garnicht abzuschätzen ist.

Dabei muss ausdrücklich betont werden, dass diese Krise des deutschen Protestantismus natürlich durch die Deutsche Revolution ausgelöst oder im Ausbruch beschleunigt worden ist, dass ihre Gründe aber viel zu tief liegen, als dass man auch nur einzelne kirchenpolitische Führer und Gruppen oder gar den Nationalsozialismus oder staatliche Instanzen für die plötzlich akutgewordene Gefahrlage des evangelischen Glaubens in Deutschland verantwortlich machen dürfte. Das unerträgliche Pharisäertum, mit dem etwa Karl

Barth sein inneres, im Schweizerisch - Allzuschweizerischen begründetes Unbeteiligtsein am Schicksal des deutschen Volkes christlich drapiert, richtet sich selber. Sein Landsmann Julius Schmidhauser hat in seinem hochbedeutenden Buch zur europäischen Universitätskrise dem calvinischen Erzpriester das Nötige erwidert, ehe seine jüngsten Verlautbarungen überhaupt erschienen waren. \*) Fragwürdige Entscheidungen und Aktionen im einzelnen natürlich zugegeben: die kirchenpolitischen Fehler, die von verschiedenen Seiten gemacht wurden, ja die überhaupt gemacht werden können, sind wesensgemäss geringfügig gegenüber der Krise evangelisch-lutherischen Gottesglaubens selber, die seit langem nur noch vertuscht, im Ernst aber von niemandem geleugnet werden konnte. Ob sie sich zu einer Krise des Christentums im ganzen auswachsen, und dann natürlich auch den Katholizismus in Mitleidenschaft ziehen, ob sie sich auf das heute unter schwerstem Feuer liegende protestantische Kampffeld zunächst beschränken und welchen Ausgang sie nehmen wird, lässt sich unmöglich voraussagen. Gänzlich abwegig aber ist es, sich durch organisatorische oder lehrmässige Teilfragen, über denen es dann notgedrungen zu neuer Parteilung kommt, vom Kern des Problems ablenken zu lassen, wie das in der Erörterung dieser Fragen zu- meist geschieht.

Die Krise des deutschen Protestantismus der Gegenwart hängt mit unserer allgemeinen Kultur- und Lebenskrise engstens zusammen. Der deutsche Idealismus, als Neukantianismus, Neufichteanismus, Neuschellingianismus, Neuhegelianismus in den letzten Vorkriegsjahrzehnten richtungsweise noch einmal wiederaufgelebt, hat seine jahrzehntelange Geltung als Religionsersatz der Gebildeten oder als Stütze einer formlosen und unverbindlichen Religiosität weitester Volkskreise eingebüsst. Der westlerischen Zivilisation aus «innerweltlicher Askese», die uns Max Weber als säkularisierten Calvinismus gedeutet hat, war auf dem Boden des deutschen Luthertums eine diesseitige «höhere Welt» reiner Geisteskultur gegenübergestellt worden, in deren Banne Führerrausch einer akademisch gebildeten Weltpriesterschaft mit Zerspalteneit des Volksganzen und Verzweiflung und Hybris entwurzelter Volksmassen zusammenging. Die materialistische Grossbürgerlichkeit, der der «deutsche Idealismus» zuletzt als entleerte Festtagsphrase dienen musste, hat ihn gegenüber

---

\*) Der Kampf um das geistige Reich, Hamburg 1933, S. 338 ff.



dem Frontgeschlecht und der Jugend hoffnungslos blossgestellt. Und das geschah in einer Zeit, in der an sich der «metaphysische Trieb» (Edgar J. Jung), eine elementare religiöse Empfänglichkeit nach Jahrzehnten satten Zweifels wieder stark im Wachsen war. Daraus erklärt sich die geradezu tragische Lage, dass heute ein Element von guter Substanz aus Ekel vor dem «Kulturprotestantismus» der abklingenden liberalistischen Epoche entweder doch der religiösen Gleichgültigkeit oder aber weithin einer Stimmungsreligiosität völkisch-naturalistischer Prägung anheimfällt, die trotz dem illiberalen oder gar durchaus antiliberalen Seelengrund, dem sie entspringt, durch dogmenscheue Unverbindlichkeit und traditionslose Wurzelschwäche eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Beliebigkeit des liberalen Protestantismus früherer Zeiten gewinnt. Daraus erwächst dann entweder die Versuchung, ausserkirchliche Gestalten oder Einrichtungen einer mit glühender Hingabe erlebten Gegenwart religiös zu verklären und ins Absolute zu übersteigern, um an ihnen eine Art von Offenbarungsrückhalt in der Zeit selber zu gewinnen, oder es erfolgen wiederum geschichtliche Rückwendungen und Rückgriffe, die entweder nur hinter Idealismus und Aufklärung unmittelbar zu Luther oder gleich hinter das Christentum selber zur altgermanischen und vorgeschichtlichen Urreligion zurückstreben. Den gegenwartsgläubigen Deutschen Christen stehen, wenn man ein wenig grob klassifizieren darf, die schriftgläubigen Jungreformatorischen und die mythen- und runengläubigen Anhänger einer christentumsfeindlichen germanischen Religiosität gegenüber. All diesem modern-protestantischen Glauben ist ein Zug gemeinsam, der sich dem schärferen Blick als blosse Glaubenswilligkeit entschleierte. Echtes Gottsuchertum aber ist keiner Gruppe abzustreiten, und der fanatisch religionsfeindliche Affekt des Gotteshasses, der für die Sovetrussen so bezeichnend ist, findet sich nirgends. So ist eine verbindende deutsche Glaubensgrundlage unverkennbar.

Auf die besonderen Schwierigkeiten, denen keiner dieser Standpunkte entrinnt, will ich hier nicht näher eingehen. Bemerkenswert ist aber, dass für alle drei die ausserordentliche Gefahr besteht, der inneren Glaubensunsicherheit und der Gruppenanarchie durch einen entschlossenen Kopfsprung in religiösen Gouvernamentalismus, durch Glaubensbeugung unter eine unmittelbar staatliche oder vom Staat eingesetzte und auswechselbare Instanz, also durch einen zeitgemäss abgewandelten Cäsaropapismus im Führerstaat zu entfliehen, gegen



den das Luthertum nie genügend geschützt war; dass aber auch für alle drei Standpunkte die weithin unausgeschöpfte Möglichkeit vorhanden ist, von einer wirklichen Hinwendung zum lebendig erfahrenen Volk her wenigstens den schlimmsten Gefahren zu entgehen, die mit jeder Form von Staatsreligion übrigens gerade und ganz besonders für den protestantischen Menschen verbunden sind. Gerade uns Balten sind aus unseren eigensten Erfahrungen im alten Russland seit den Tagen der Konversionsgreuel die Gewissensgefährdungen schliesslich nicht ganz unbekannt, die sich aus dem Cäsaropapismus selber und seiner dialektischen Verwandtschaft mit dem Bolschewismus ergeben. Die innere Anfälligkeit gerade eines verengten Preussentums für den Bolschewismus, die heute auch noch in der verwirrenden Prophetie von Männern wie Niekisch, Ernst Jünger und gewissen Epigonen Moeller van den Brucks sichtbar wird, dürfte auf denselben Grund zurückverweisen. In all diesen Erscheinungen, ja in den Formen, die die Krise des deutschen Protestantismus heute annimmt, wirkt sich eben immer eine entscheidende geistige Unterlassungssünde aus, die in Preussen überdies durch eine offenbare volkliche Substanzschwäche verschärft wird. An den verschiedensten Punkten seiner Entwicklung hat es der europäische Geist verabsäumt, sich der Eigenständigkeit des volklichen Bereiches auch nur annähernd mit derselben Energie zu bemächtigen, die der geistigen Durchleuchtung der Glaubenswelt, des Staates, der Kultur oder der Wirtschaft und Gesellschaft zugewandt wurde. Diese Unterlassungssünde hängt, wie heute in der Krise sichtbar zu werden beginnt, engstens mit der Verchristlichung der weissen Rasse selber zusammen. Mit dem Verlust unserer Nationalreligionen erfuhr die Eigenständigkeit der europäischen Volkstümer einen Stoss, dessen Wirkungen wir nie verschmerzen konnten. Seit übrigens die Zwangsbekehrung unserer sächsischen Vorfahren zu einer Vernichtung ihrer Heilsgüter und zur Ausrottung damit unlöslich verbundener Volkstumswerte führte, gibt es bereits in der norddeutschen Anlage einen heimlichen Protestantismus, der an der Grenze von Volkstum und Gläubigkeit seinen seelischen Standort hat und durch Luther und den deutschen Idealismus neue Formgebungen erhielt. Zugleich freilich blieb der volkliche Bereich im abendländischen Kosmos so unerschlossen, weil sich die römische Substanz mit ihrem Trieb zur Allverstaatlichung als unausrottbar erwies, zumal sie in ihrer byzantinischen Abwandlung auch den östlichen Halbkreis der europäi-

schen Völkerwelt erfasste, wo nun erst recht eine Bindung zwischen Staat und Religion erfolgte, die das Volk durch die Kirche hindurch in das amorphe Gestrüpp der Sekten verjagte, es aber nie zu seinem Wesen und zu seinen Möglichkeiten kommen liess. Die Beziehungen zwischen weltlicher und geistlicher Macht und Waltung halten uns mehr als ein Jahrtausend in Atem. Das Verhältnis zwischen echtem Volkstum und wahrem Glauben bildet die ungelöste, kaum erst ernsthaft aufgeworfene Schicksalsfrage der christlichen Theologie. Deshalb muss man z. B. Wilhelm Stapel seine mutigen Erkundungsritte in die Grenz- und Überschneidungsgebiete von Theologie und Volkslehre danken, auch wenn man mit der Ausbeute nicht immer einverstanden ist.

Dieselbe Schuld an dieser Unterlassungssünde gegenüber dem Bereich von Volk und Volkstum, die die Theologie trifft, ist freilich auch bei der Philosophie und einem ihrer jüngsten Kinder, der Soziologie, festzustellen. Knapp hat man es zu einer auf fragwürdigen Fundamenten errichteten Kulturlehre gebracht, während gegenüber der festgefügtten Staatslehre aus dem Geist des ewigen Rom die volkstheoretische Fragestellung als solche Jahrzehnte lang über dürftige Ansätze nicht hinaus kam. Wenn daher Theologen etwa im Drang der gegenwärtigen Krise zum Volkstum «Stellung nehmen», wie das jetzt broschüren- und bändeweise geschieht, dann bleibt der ernsthafte volkstheoretische Ertrag noch immer höchst mager, weil sich ungeschulte Hände nach einem Gegenstand ausstrecken, der für sie theoretisch gänzlich ohne Kontur und Struktur ist. Unmöglich kann sich gerade der Protestantismus dem Grundbedürfnis abendländischen Christentums versagen, der Welt des Glaubens durch Dogma und Lehre in sich selber jene Konturklarheit und Strukturfestigkeit zu geben, durch die wir uns gegen den verzückten Mystizismus wie den schlaffen Passivismus des Ostens entscheidend und unwiderruflich abgrenzen. Immer musste dabei das abendländische Christentum die Spannungen ertragen, die sich für einen theologisch gerüsteten Glauben aus dem Vorhandensein einer ebenfalls wissenschaftlich wehrhaften Kosmologie im weitesten Sinn, einer logisch hieb- und stichfesten Philosophie samt all ihren pragmatischen Tochterwissenschaften ergeben. Ja, mehr als das! Entscheidende Lücken im Gefüge der abendländischen Wissenschaften sind für die Theologie keine Entlastung, sondern der fehlende Widerhalt im profanen Denken öffnet im Gegenteil den gefühlsbewegten Nebelschwaden eines



Schwärmertums Tür und Tor, in dem Luther jedenfalls den ärgsten Feind evangelischer Glaubensklarheit und Lebensgeborgenheit sah. Solche Einbrüche «weltanschaulicher» Art drohten dem Glauben zeitweise von der Naturseligkeit, die noch auf das Lebensgefühl der Renaissance zurückgeht, später vom sentimental Kultus des «Sozialen» und nun in unserer Zeit von der elementaren, aber ungeordneten Gefühlswelt des Nationalen. Und eben weil der abendländische Geist diese sich selbst überliess, konnte sie ihre Forderungen gestern spiritualistisch, heute naturalistisch, morgen vielleicht etatistisch verkleiden. Denn die berufenen Instanzen anerkannter Wissenschaft, die Hochschulen und Akademien, wichen in Jahrzehnten, in denen die Schicksalsschwere dieser Entscheidungen bereits offenkundig wurde, jedem verantwortlichen Urteil aus und überliessen den ganzen Fragenbereich ausser einigen Aussenseitern der Zunft der Freibeuterei des Literatentums, dem Zynismus der Diplomatie, dem Agitationsbedürfnis der Volkstribunen und übrigens nicht zuletzt dem Positivismus und Dilettantismus aller Einzelwissenschaften einschliesslich Philosophie und Theologie selber, denen auf ihren Forschungsgängen schliesslich die Tatsache des Vorhandenseins von Völkern und Volkstümmern in der Welt nicht ganz entgehen konnte. Weitere Folgerungen wurden aus solchen gelegentlichen Begegnungen nicht gezogen, obgleich es Wissenschaften gab und gibt, die das Wort Volk sogar im eignen Zunftschild führen.

Heute ist nun der Einbruch so elementar erfolgt, dass ihn der Blinde mit dem Stock fühlen kann. Volk und Volkstum, die grossen Unbekannten der europäischen Wissenschaft, tauchen mit dem Anspruch zeitgiltiger Selbstverständlichkeit in jeder Gleichung auf, die überhaupt noch aufgestellt wird. Staat und Kirche, Recht und Gesellschaft, Unterricht und Erziehung, Technik und Sport: überall soll anerkanntermassen das «Volk» letzte Instanz sein. Das Leben hat nicht gefragt, ob die Gelehrten soweit sind, die Konfessionen sind von der Einsetzung des neuen Grundwertes und Orientierungszentrums aller Entscheidungen genau so überrascht worden wie die Gesellschaft und ihre Schichten und Gruppierungen. Und nachdem der Marxismus und seine soziologischen Spiessgesellen mit dem Agitationsmittel eines plebejischen Kosmopolitismus die Volkstümer als werthaltige Substanzen gänzlich ausgehöhlt und erledigt zu haben glaubten, erweisen gerade sie sich plötzlich als die fruchtbarsten, ja geradezu explosivsten Energien der Zeit. Vor solchem überwäl-



tigenden Erlebnis und nicht bei den Gedankengespinnten der «diagnostischen Theologie» zerplatzen nun wirklich optimistische Illusionen verhängnisvoller Art und jedermann wird die Grundtatsache unserer Zeit klar, die Adolf Hitler mit dem Blick des Genies für das Einfache seit 14 Jahren zum A und O seines entschlossenen Tathandelns gemacht hat. Der Richtungsstreit im nationalen Lager wie auch sonst zumeist hat sich als blosses Vordergrundgeplänkel, ja vielfach als läppischer Zank unter Kameraden in ein und demselben Schützengraben herausgestellt. Jetzt richtet der Ernst der Lage, der trotz dem Festjubiläum der Allzuheutigen fortbesteht, ja sich verschärft, neue Gesetze auf. Woraus wollen wir uns und das Reich erneuern? Die reine Staatlichkeit der frühen Neuzeit, die Autonomsetzung aller Lebensgebiete und der schöpferischen Persönlichkeit in der idealistischen Philosophie, der Gesellschaftskult des neunzehnten Jahrhunderts und die naturalistische Triebrevolte wider Geist und Seele — die letzteren beiden übrigens unter einer zum Äussersten an Destruktion entschlossenen jüdischen Führung — haben die Anarchie ins Grenzenlose gesteigert. Jetzt überwältigt uns eine elementare Erkenntnis. Wir haben den Rubicon überschritten. Ein Zurück in das Gesellschaftsspiel für Jung und Alt, mit dem uns der Liberalismus einige Jahrzehnte lang hinhielt, ist gänzlich ausgeschlossen. Uns droht eine furchtbare Erschöpfung. Volk und Volkstum: das ist das Letzte. Wir leben bereits von der eisernen Ration. Wir haben uns zu entscheiden, ob wir noch Geschichte wollen. Es geht nicht um «bürgerliche» oder sonstige liebe Gewohnheiten. Auf dem Spiel steht, was — einmal vertan — nicht wiederzugewinnen, auch nicht mehr zu erneuern ist. Jenseits der letzten Rettungsmöglichkeiten für die nackte Existenz der Völker in ihrer vital-seelischen Substanz, der Familien und ihrer Erbstämme, der Einzelmenschen mit Befähigung zu bestimmten Aufgaben, aller in Jahrhunderten aufgebauten Anstalten und Einrichtungen, die den schöpferischen Kräften des Volkes Schulung und Wirkungsraum verbürgen — steht nicht das Wunder des Neubeginns, sondern das Chaos der Vernichtung. Wie es in seinen Anfängen aussehen könnte, das hat unsere Heimat einige Monate hindurch erlebt, bis der scheinbar sinnlose Widerstand einer winzigen Minderzahl das Verhängnis noch einmal wenden konnte. In Russland selber hat sich diese aktive Minderheit im Volk nicht gefunden. Das Millionensterben, das sich jetzt jenseits der Narova abspielt, gibt auch dem übrigen Europa

weitere Fingerzeige. Wahrscheinlich ist es aber nur ein matter Vorspuk. Ein abendländisches Chaos würde ganz andere Formen annehmen, weil der entwickelte Technizismus des Westens den Dämonien entfesselten Menschentums ganz andere völkische Selbstmordmöglichkeiten in die Hand spielen würde. Weltrevolution in Ost und West würden sich menschlichem Ermessen nach verhalten wie das Gesicht des Krieges in den Pripetsümpfen und an der Somme. Und auch mit jenem «Katakombenchristentum» würde es zu Ende sein, mit dem Karl Barth, unbehelligter Ordinarius in Bonn und im unangefochtenen Besitz eines schweizerischen Reisepasses, im uneingestandenem Vertrauen auf den Sieg Adolf Hitlers kokettiert. Denn es ist nicht anzunehmen, dass der eigenständige Bolschewismus Westeuropas sich den Luxus solcher Prophetenkeller lange gefallen lassen würde.

Dabei ist das Bündnis zwischen dem roten Osten und einem roten Westen nur eine Möglichkeit bolschewistischer Selbstzerstörung der Welt, der wir in unserer Geschöpflichkeit angehören, die unsere Welt ist. Die andere besteht in einem selbstmörderischen Endkampf beider. Und damit ist angedeutet, was alles auch heute noch bei uns nicht entschieden ist. Auf der einen Seite der Weltfront, die heute nicht im Bereich der Diplomatie, wohl aber im Kampf der Seelentümer sichtbar geworden ist, steht das bewusste zielsichere Antichristentum Moskaus, das zum Kampf gegen jede Religion, gegen jede Bindung des Menschen an höhere Mächte, an eine Rechtfertigung von Kultur und Gesittung vor ihnen und durch sie ausgewachsen ist. Dieselben abendländischen Kräfte aber, die sich auch bei uns selber als Vorfrucht der Bolschewisierung erwiesen haben, sind im Bunde mit der westeuropäischen liberalistischen Reaktion, mit den wirtschaftlich-politischen Kräften des Weltjudentums und den flüchtigen Führern des Weimarer Gegenreichs in unserem Rücken postiert: ohne irgend ein Wissen um die Entscheidungen für Europa und für ihre eigenen Existenzgrundlagen, wie sie bei uns im Herzen der alten Welt heute ausgekämpft werden. Diese Entscheidungen sind im Kern natürlich religiöse Entscheidungen. Damit haben wir die Ehre der Vorhut. Denn der deutsche Katholizismus befindet sich auf Urlaub aus der Politik. Der deutsche Protestantismus muss seine letzten Reserven hergeben.

Es ist möglich, dass er sich dabei völlig aufreibt. Es ist möglich, dass er auch darin den Letzten vom Deutschen Orden, der Baltischen



Landeswehr gleicht, dass schneller Dank von Seiten der Nächstbeteiligten ihm nicht gespendet wird. Darauf kommt es nicht an. Es kommt nicht einmal entscheidend darauf an, Kirchenform und Lehrtradition bis zum I-Tüpfelchen zu wahren. Wer in der Wahrung der leiblichen und seelischen Volksexistenz das schlechthin vordringliche Gebot der Stunde an jeden sieht, der nicht das jüngste Gericht vorwitzig vorwegnimmt, der erkennt auf der politischen Ebene selber den Platz, wo der protestantische Mensch gerade heute gefordert, wo er vonnöten ist, um Existenznot zu wenden. Der politische Katholizismus als Reichsfeind mag erledigt sein, der römische Geist als Versucher, der die Deutsche Revolution um das germanische, das nordische Erbe zu bringen sucht, dessen Wiedererwachsung ihr entscheidendes Anliegen ist: diese Urgefahr der deutschen Geschichte seit Hermanns Tagen ist nicht bezwungen. So gibt es auch heute noch eine protestantische Entscheidung, die auch noch die evangelische Verkündigung durchzukämpfen und ihr Recht zu verantworten hat, die aber geistig und politisch dazu ist.

Wir wissen um ihre religiösen Urgründe, auch wenn wir nicht, gerade heute nicht in ihnen wühlen mögen. Wir glauben aber auch, dass dieser Protestantismus, den wir uns durch seine Entartungsformen im neunzehnten Jahrhundert nicht verstellen lassen wollen, einer herkünftigen Grundanlage unseres Volkes und vielleicht besonders seiner nordischen Erbstämme verhaftet bleibt. Charles Maurras brüstete sich mit einem atheistischen Katholizismus im Dienst urrömischen Erbes. Und es dauerte eine ganze Zeit, bis die Kurie mit dem Bannstrahl antwortete. Als sie es schliesslich tat, da geschah es nicht um der Lehre, sondern um der Politik willen. Wir antworten dem französischen Nationalismus nicht mit der Berufung auf einen unchristlichen Protestantismus. Das verbietet uns evangelischer und deutscher Ernst zugleich. Aber wir kennen die Art unseres Volkes und kennen nicht erst seit den Zeiten des Doktor Martin Luther einen urdeutschen Protestantismus, der getrost dem Ruf eines tapferen Herzens folgt und sich auf sehr weiten einsamen Patrouillengängen in den Bereich eines völlig entsicherten Daseins hinauswagt. In solchem Wagemut bewähren sich oft weit vom religiösen Urgrund protestantische Charaktere, in denen sich ohne Zweifel ein eigentümlicher menschlicher Stil unseres Volkstums vorbildhaft ausgeprägt hat. Dieser Stil deutschen Menschentums, mit dem auch eine besondere Art deutscher Katholizität parallel gehen mag, ist in



keiner deutschen Zukunft zu entbehren. Aber er steht zu jeder Zeit in besonderer Gefahrlage. Auch heute.

Dieser Situation gegenüber scheiden sich dann die Geister in Fronten, die mit dem Oberflächenspiel konfessioneller Gruppierung und Broschürenweisheit nichts mehr zu tun haben. Der unübersehbare religiöse Flugschriftenstreit, der in der Tat an das Zeitalter der Reformation gemahnt, ist als Aufbruch zum Glaubensernst auf alle Fälle von einer Bedeutung, die durch theologische Niveaugesichtspunkte nicht berührt wird. Viele deutsche Protestanten und Katholiken fühlen heute ein Nahsein im Glauben, das wohl mit den vielen Wohnungen im Vaterhause und mit kindhaft deutschem Vertrauen zu einem Gott zusammenhängen mag, dessen Herzen der verlorene Sohn am nächsten war. Hier wird eine Duldsamkeit inmitten der Verwirrung möglich, die mit Liberalismus nichts zu tun hat. Den äussersten Gegenpol zu ihr bezeichnet die Haltung des Eisigsten der Ketzerrichter, die heute in deutschen Landen als Lehrer geduldet sind, der im Angesicht der erschütternd aufgebrochenen Glaubensnot unseres Volkes in deutscher Sprache die Worte zu Papier bringt: «Den verschiedenen „Deutschen Christen“, die gegen meine erste Schrift Broschüren und Artikel verfasst haben, habe ich nichts mitzuteilen, als dies, dass mir ihre Einwürfe und Proteste keinerlei Eindruck gemacht haben.»\*) Tatsächlich? Weiter nichts? Wurde hier im übrigen nicht vielleicht in vier Zeilen mehr an Unzuständigkeit in lebendigen Glaubensdingen deutscher Nation verraten, als 44 Bände theologischer Schriftgelehrsamkeit wieder einrenken können?

Sei dem, wie dem sei. Komm, Bruder Martin, überlassen wir den Protokollführer des Jüngsten Gerichts seinen Amtsbefugnissen, wie er sie auffasst. Die Hornsignale ertönen. Bete Du in Deiner Zelle für alle, die um ihres Volkes willen in Kampf und Not und Anfechtung stehen, und für die am heissesten, die am verlassensten sind, weil sie am weitesten vorn auf Posten sind. Und unser ganzes Volk lass um Glauben — im Glauben kämpfen.

---

\*) Karl Barth, Für die Freiheit des Evangeliums (München 1933) S. 2.

# Das Zentralproblem der Deutschen Litauens

## Die Passfrage

Von \* \* \*

Das Schicksal hat den Deutschen Litauens stets harte Prüfungen auferlegt. Jahrelang hatte man mit inneren Spannungen, mit grösster materieller Not zu kämpfen; auch der ständige, in gewissen Grenzen natürliche Abwehrkampf gegen die erdrückende Masse des Mehrheitsvolkes blieb den Deutschen Litauens, wie den meisten anderen Volksgruppen, nicht erspart. Wohl mögen dem einzelnen Deutschen einst bessere Tage beschieden gewesen sein, der Gesamtheit der Deutschen Litauens war eine ruhige Entwicklung, waren glücklichere Zeiten nie vergönnt.

Und doch sind alle Fragen und Sorgen unbedeutend gegenüber dem Kernproblem: der ungelösten Passfrage. Diese Streitfrage, die in den letzten sieben Jahren immer wieder Unruhe und Unzufriedenheit hervorgerufen hat, ist zu einem Problem grössten Ausmasses und voll tiefster Tragik herangewachsen. Hunderten von deutschen Familien ist es nicht gestattet, ihre Kinder in deutsche Schulen zu geben; die Erhaltung und Ausgestaltung des deutschen Schulwesens ist unendlich erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht, und auch der bitterste Kelch sollte am Deutschtum Litauens nicht vorübergehen: infolge der unsinnigen Passbestimmungen wird neuerdings die Erteilung des Religionsunterrichtes in deutscher Sprache verweigert. Welche unverantwortliche Härte liegt in einem Gesetz, das Gebete in der Muttersprache unterdrückt!

Die Ursachen dieser tragischen Auswirkungen liegen in der Zeit der Staatswerdung Litauens. Damals mussten alle Bürger registriert und mit neuen Pässen versehen werden. In die Pässe wurde, heute kann man sagen unglücklicherweise, auch ein Vermerk über die Volkszugehörigkeit aufgenommen. Und damit begann der Leidensweg der Deutschen Litauens. Unzählige, sowohl in der Bürgerschaft als in der Beamtenschaft, waren sich über die Bedeutung dieser Rubrik nicht im klaren. In erster Linie wurden die Begriffe *Nationalität* (Volkszugehörigkeit) mit dem auch im Auslandspasse verzeichneten französischen *nationalité* (Staatszugehörigkeit) ständig und ausgiebig verwechselt. Man sagte sich: wer in Litauen lebt, ist Litauer. Diese Ungenauigkeit ist leicht mit ähnlichen Beispielen zu belegen. So wurden die Deutschbalten, die Litauer und andere



Nationalitäten des russischen Reiches kurzweg als «Russen» bezeichnet, wie auch der reichsdeutsche Jude als «Deutscher» auftrat und als solcher im Auslandspass registriert war.

Zu Tausenden wurden also Angehörige der Minderheiten, nicht nur Deutsche, im Pass als «Litauer» eingetragen. Wie wenig ein Teil der Behörden über Volkszugehörigkeitsfragen Bescheid wusste, zeigen die Passvermerke «Nationalität—katholisch» oder «Nationalität—evangelisch.» Auch Religion und Volkszugehörigkeit wurden, genau wie im Volke selbst, oft verwechselt, so finden wir in einem Pass die Eintragung «Religion — deutsch».

Ein ganz bewusstes Aufdrängen der Bezeichnung «Litauer» wird es ja in verhältnismässig wenigen Fällen gegeben haben, wenn auch oft die entsprechenden Vermerke gemacht wurden, ohne die «dummen» Bürger viel zu fragen. Diese aber sagten sich: die Obrigkeit wird es schon wissen, und sahen sich vielfach den neuen Pass garnicht an. Wer nicht lesen oder mindestens nicht litauisch lesen konnte, vertraute ebenfalls den Behörden und legte den Pass, ohne sich weitere Gedanken zu machen, an einen sicheren Aufbewahrungsort.

Viele legten der Eintragung keine allzugrosse Bedeutung bei. Man fühlte grösste Sympathie zum neuerwachten litauischen Volkstum, — was kam es schon darauf an, dass man auf dem Papier ein Litauer war. Man war ja schliesslich vollberechtigter Bürger einer freien Republik, deren Verfassung Gerechtigkeit, Gewissensfreiheit und Bildungsfreiheit garantierte.

Diese Ahnungslosigkeit und Gutmütigkeit sollte bitter gesühnt werden.

Zunächst allerdings konnte jeder Deutsche — auch bei einer falschen Passeintragung — seine Kinder ganz selbstverständlicherweise in eine deutsche Schule schicken. Litauern war der Besuch einer solchen Minderheitenvolksschule natürlich verboten. Nun muss irgend ein findiger chauvinistischer Kopf darauf gekommen sein, dass viele von den Deutschen, die ihre Kinder zur deutschen Schule schicken, ja «eigentlich» keine Deutschen seien und man daher besondere Bescheinigungen über die Volkszugehörigkeit fordern müsse, da sonst die Gefahr der «Germanisierung» bestünde. Die auch wirklich bald geforderten Bescheinigungen wurden von den zuständigen Behörden ausgestellt, es gab gelegentlich kleine Schwierigkeiten, im allgemeinen kannte aber die betreffende Behörde die Antragsteller persönlich und zweifelte ihr Deutschtum nicht an; auch konnte

die deutsche Abstammung durch beliebig viele Zeugen bekräftigt werden.

Damals schon sahen sich viele ihre Pässe gründlich an. Man fing an über die Bedeutung der Rubrik «Volkszugehörigkeit» nachzudenken, und viele beantragten eine Abänderung, wenn eine falsche Passeintragung vorlag. Eine ganze Reihe solcher Gesuche wurde genehmigt, und auf Grund des Taufscheines oder anderer Dokumente wurde eine Änderung vorgenommen.

Doch nun begann wieder ein chauvinistischer Vorstoss. Passänderungen wurden zunächst in einzelnen Kreisen, dann in ganz Litauen verboten; wenigstens kamen die den Bittstellern gemachten Schwierigkeiten einem absoluten Verbot gleich. So begann seit etwa 1926 der sorgenvolle und aufreibende, verzweifelte Abwehrkampf der Deutschen Litauens.

Der Druck der Behörden wurde immer stärker, die Angriffe von Jahr zu Jahr systematischer. Von deutscher Seite wurde jeder nur denkbare Versuch unternommen, die Lage zu klären.

Es wurde auf die auch in unserem Artikel bereits erwähnten Unsinnigkeiten bei den Passausstellungen hingewiesen. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, dass in vielen Fällen dieselbe Behörde, mit dem gleichen Stempel, zwei verschiedene Angaben über die Volkszugehörigkeit bestätigt hatte (im Pass und auf der Bescheinigung für die Schule), und dass Passänderungen an sich auch jetzt möglich seien, da z. B. das Gesuch eines Deutschen um Änderung des Passvermerkes in «Litauer» von den Behörden mit der Bemerkung «sehr eilig» zur Erledigung weitergegeben wurde. Man appellierte an das Gewissen der Litauer, die selbst Zeiten der Unterdrückung durchgemacht hatten, man wies auf die litauische Konstitution und auf die Minderheitendeklaration hin und schliesslich darauf, dass in den Pässen anderer Kulturstaaten ähnliche Rubriken ganz fehlen. Nichts half. Schritt für Schritt musste das Recht der Macht weichen. Dauernd wiederholte Vorstellungen bei den obersten Behörden waren erfolglos, oder brachten nur vorübergehende Scheinerfolge. Mit höflichem Lächeln wurde einem manches versprochen, aber nichts änderte sich an der Gesamtlage. Hinter einem Wust von Formalitäten und Paragraphenklauberei verschanzi, nahm man das scheinbare Recht für sich in Anspruch, und die Klagen der Deutschen wurden abgewiesen. Ja, noch mehr. Der Deutsche, der nur sein Recht suchte, wurde mit zunehmender Hetze gegen alles Deutsche zum «Germani-



sator» gestempelt, der eine Gefahr für den litauischen Staat bedeute. Die Presse sorgte dafür, dass jedes Eintreten für sein Volkstum zu einer staatsfeindlichen Aktion aufgebauscht wurde.

So ist die Lage der deutschen Volksgruppe heute verzweifelter denn je. Alte, teilweise auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblickende deutsche Schulen werden geschlossen, weil angeblich «keine deutschen Kinder vorhanden seien.» Aus dem gleichen Grunde werden in Ortsgruppen mit mehr als 100 deutschen Kindern Neugründungen deutscher Volksschulen nicht gestattet. In den wenigen staatlichen deutschen Volksschulen schreitet die Litauisierung systematisch vorwärts. Jede nur mögliche Schwierigkeit wird den Deutschen bereitet: das Bildungsministerium verweist bei diesbezüglichen Vorstellungen höflichst an das Innenministerium oder verlangt die Entscheidung der Kreisschulinspektoren, das Innenministerium wiederum empfiehlt, sich ans Bildungsministerium zu wenden, und macht vieles abhängig von dem Gutachten der Kreischefs; die Schulinspektoren und Kreischefs ihrerseits sind zu allem bereit, halten sich aber natürlich an die Bestimmungen der höheren Instanzen.

In der Kirche arbeitet das Konsistorium mehr oder weniger offen an der Entnationalisierung der deutschen Gemeinden.

Es erübrigt sich auf all die kleineren Streitfragen, Verschleppungstaktiken, Unaufrichtigkeiten, Unterdrückungsgründe und -methoden näher einzugehen, alles lässt sich letzten Endes auf die Passfrage zurückführen, und eine Beruhigung ist nur möglich, wenn diese ganze Angelegenheit eine befriedigende Lösung erfährt.

Ein Weg zu einer solchen Lösung wäre in nächster Zeit möglich. Bei der Herausgabe der neuen Pässe, die in Kürze erfolgen soll, könnten die berechtigten Forderungen der Deutschen ohne weiteres berücksichtigt werden. Soweit aber bisher Näheres in Erfahrung gebracht werden konnte, will man die Rubrik «Volkszugehörigkeit» durch die Rubrik «Abstammung» ersetzen. Das wird wohl nur bedeuten, dass die Deutschen aus dem Regen in die Traufe kommen.

In diesem schweren, dem Deutschtum aufgezwungenen Kampf gibt es nur eine Hoffnung: Recht muss doch Recht bleiben. Es muss die Stunde schlagen, in der die Besten des litauischen Volkes endlich einsehen, dass der deutschen Volksgruppe bitteres Unrecht geschieht, dass die Deutschen Litauens niemals an «Germanisierung» gedacht haben, dass sie die unerquicklichen Streitigkeiten nicht wollen und

stets zu positiver, aufrichtiger Mitarbeit an den Aufgaben der gemeinsamen Heimat bereit sind.

Noch leben die litauischen Männer und Frauen, die selbst den Kampf gegen Unterdrückung geführt haben, sie ganz besonders müssten ein Einsehen haben und ihren Heimatsgenossen die Hand zur Verständigung und Versöhnung reichen.

Bis zu diesem Augenblick, der von allen Deutschen sehnlichst erwartet wird, heisst es durchhalten, heisst es jeden deutschen Volksgenossen aufklären, worum es geht.

Und einen grossen Gewinn birgt diese auf die Dauer unhaltbare Lage in sich:

In dieser Zeit der völkischen Not und Gefahr wird es sich am besten zeigen, wer in Litauen berechtigt ist, mit Ehren den Namen Deutscher zu tragen.

## Berufswahl und Berufsberatung

*Von Bernd von Hehn*

### 1.

Am 1. Januar wurden es 3 Jahre, dass die Berufsberatung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland arbeitet. Was ist in dieser Zeit geleistet worden und wie hat sich der Aufwand an Mitteln und Arbeit rentiert?

Es ist klar, dass eine zentrale Berufsberatung — und als solche war sie zweifellos gedacht — nur dann eine zweckentsprechende und segensreiche Arbeit zu leisten imstande ist, wenn sie den Überblick über die Berufsmöglichkeiten in allen Berufen und im ganzen Lande bei sich konzentriert. Daneben muss die Berufsberatung in der Lage sein, über Anforderungen, Ausbildung, Fortbildungsmöglichkeiten, Dauer und Kosten der Ausbildung, sowie über die in den verschiedenen Berufen vorhandenen Verdienstmöglichkeiten erschöpfend Auskunft zu erteilen. Diesen Aufgaben hat sich auch das Amt für Berufsberatung bei der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft unterzogen. Heute besitzt die Berufsberatung den Überblick über die Möglichkeiten in den 4 grossen Gebieten der kaufmännischen, handwerklichen, akademischen und industriellen Berufe. Die Anforderungen an den Nachwuchs für diese Berufe, der Ausbildungsgang und die Ausbildungskosten, die Fortbildungsmöglichkeiten im In- und



Auslande sind der Berufsberatung bekannt, und das Material darüber steht Interessenten zur Verfügung. Gewiss wird ein Teil dieses Materials, besonders das über die Berufsmöglichkeiten in der Provinz, inzwischen veraltet sein, und diesem Übelstande zu begegnen war und ist eine der schwierigsten Aufgaben der Arbeit. Allein diese Tatsache hat weder einen entscheidenden Einfluss auf das Gesamtbild der Berufslage, noch viel weniger aber ist damit die Notwendigkeit solcher Erhebungen überhaupt widerlegt.

Aus der Tatsache, dass das Amt für Berufsberatung die Zentrale ist, bei der sich die Kenntnis über die Berufslage in sämtlichen Berufen konzentrieren soll, ergibt sich bereits die Folgerung, dass es nicht Aufgabe des Amtes sein kann, im Einzelfall und für jeden Beruf konkrete Beratung auszuüben. Ganz abgesehen davon, dass eine solche Arbeit aus Mangel an Mitteln, geeigneten Räumen und Persönlichkeiten bisher jedenfalls ausgeschlossen war, erscheint es unmöglich, in einer Instanz die fachmännische Sachkenntnis über jeden Beruf zu konzentrieren. Hinzu trat noch ein Zweites. Erfahrungsgemäss hat jede Berufsberatung eine Stellenvermittlung zur Folge. Es geschieht ausserordentlich leicht, dass die Stellenvermittlung die eigentliche Berufsberatung in den Hintergrund drängt und so die Arbeit zu etwas ganz anderem werden lässt, als ursprünglich beabsichtigt war.

Aus diesen Erkenntnissen heraus hat das Amt für Berufsberatung die individuelle Beratung von vornherein dezentralisiert und sich gleichzeitig in der Ausgleichstelle für Stellenvermittlung und Arbeitsbeschaffung einen Überblick über die Tätigkeit der deutschen Stellenvermittlungsorganisationen geschaffen. Denselben Überlegungen folgend, hat das Amt die Schaffung einer handwerklichen Berufsberatung durch den Gewerbeausschuss des Rigaer Gewerbevereins durchaus begrüsst und würde ähnliche Unternehmungen anderer Berufskörperschaften ebenso unterstützen. Dem Amt für Berufsberatung blieb also im wesentlichen die generelle Beratung. Wie wurde nun diese gehandhabt? Zunächst ist über jedes der vier grossen Berufsgebiete auf Grund des Urteils der vorhandenen deutschen Berufsvertreter ein Merkblatt zusammengestellt worden, welches in seinen Abschnitten: Allgemeines, Voraussetzungen für die Wahl des Berufes, Ausbildung und Wirtschaftliches alles Wesentliche über den Beruf enthält. Soweit vorhanden, werden auch die Fortbildungsmöglichkeiten im Auslande berücksichtigt. Daneben hat

das Amt durch Vorträge und Veröffentlichungen versucht, auf die Berufswahl der schulentlassenen Jugend einzuwirken; schliesslich ist es dem Amt noch gelungen, Berufsvertreter zu Vorträgen zu gewinnen. Neben diesen Arbeiten spielte sich in geringem Masse natürlich noch eine individuelle Beratung einzelner Interessenten ab.

## 2.

Überblickt man derart den Aufbau und die geleistete Arbeit des Amtes, so muss man sich fragen, wie kommt es und woran liegt es, dass der Erfolg ein verhältnismässig geringer ist? Es lässt sich nicht leugnen, dass die Inanspruchnahme der Kenntnisse der Berufsberatung und der Einfluss, den ihre Arbeit auf die Berufswahl des deutschen Nachwuchses ausgeübt hat, in keinem Verhältnis zur aufgewandten Arbeit stehen.

Zunächst die Frage nach der Notwendigkeit einer Berufsberatung als solcher. Es wird kaum geleugnet werden können, dass der soziologische Aufbau unseres Volkstums besonders in den letzten Jahren Anlass zu ernststen Besorgnissen gegeben hat. Wer die Arbeit der deutschen Stellenvermittlungsorganisationen oder der Deutschen Volkshilfe verfolgt hat und in das von ihnen gesammelte Material Einblick genommen hat, wird die Fehlerhaftigkeit unseres beruflichen Aufbaus zugeben müssen. Es würde zu weit führen, sich hier mit Einzelheiten auseinanderzusetzen; wesentlich ist, dass es sich hierbei um Mängel handelt, die nicht nur die Existenz des einzelnen gefährden, sondern die in ihrer Auswirkung geeignet erscheinen, unser gesamtes Volkstum zu schädigen. Die Scheinblüte unseres Wirtschaftslebens im vergangenen Jahrzehnt hat eine Einstellung zu den Fragen der Berufswahl hervorgerufen, für die in erschreckendem Masse die Möglichkeit eines schnellen und mühelosen Verdienstes bestimmend war. Gegenüber diesem kam den Fragen nach der Berufseignung und dem Interesse für den Beruf nurmehr sekundäre Bedeutung zu. Mit aus dieser Einstellung heraus ergab sich der grosse Andrang zu den kaufmännischen Büroberufen und zu einem Teil der akademischen Berufe. Auf sie ist aber auch zu einem ganz wesentlichen Teil die Abneigung unserer Jugend gegen die handwerklichen Berufe zurückzuführen.

Wir alle waren und sind noch heute geneigt, die Berufswahl als Privatangelegenheit des einzelnen anzusehen. Dies äussert sich nicht



nur in der Abneigung gegen eine Beeinflussung von aussen, einer Abneigung, die höchstens den Eltern und vielleicht noch den Lehrern das Recht einer Beratung zubilligt. Aus dieser Auffassung der Berufswahl als Privatangelegenheit des einzelnen ergibt sich aber vor allem, dass auch der Beruf als solcher als Privatangelegenheit erscheint, dass man ihn nicht mehr als Aufgabe und Verantwortung gegenüber dem Volkstum empfindet. Die Frage: können wir uns das noch leisten? liegt zu nahe, als dass sie umgangen werden könnte. Immer wieder gehen uns Berufsmöglichkeiten verloren, weil wir nicht die Personen haben, die bereit wären, sie auszunutzen. Immer wieder erklingt der Ruf unserer Deutschstumsvertreter in der Provinz nach Personen, die bereit wären, gute Posten in den Kleinstädten des Landes zu besetzen, und immer wieder wird von Seiten unseres deutschen Handwerks auf den Mangel an handwerklichem Nachwuchs hingewiesen und für das Handwerk geworben. Auf der anderen Seite geschieht es immer noch, dass Eltern ihre Kinder aus falschem Ehrgeiz zu Akademikern machen wollen, dass deutsche Berufsanwärter versagen und der andersstämmigen Konkurrenz unterliegen, weil sie über Anforderungen und Wesen des Berufes gänzlich unorientiert sind.

Übersieht man derart die Lage, so wird die Notwendigkeit einer Änderung kaum mehr bestritten werden können. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich zunächst die Forderung nach einer geistigen Umstellung. Die Berufswahl hat nicht mehr lediglich Privatangelegenheit zu sein, sie verpflichtet vielmehr genau so dem Volkstum gegenüber wie die spätere Ausübung des Berufes. Der einzelne hat sich mit seinen Wünschen auch hier dem Interesse der Allgemeinheit unterzuordnen — hat sich unter Umständen den Richtlinien einer autoritären Berufsplanung zu fügen.

### 3.

Nur von dieser Erkenntnis ausgehend, wird eine nachhaltige Beseitigung der Schäden, die unserem beruflichen Aufbau anhaften, möglich sein.

Mag das oben Angeführte auch geeignet sein, die geringen Erfolge der bisherigen Tätigkeit des Amtes für Berufsberatung zum Teil zu erklären, so will doch scheinen, dass auch andere Gründe an diesem Ergebnis der Arbeit wesentlich beteiligt sind.

Die Resultate und Schlussfolgerungen, welche das Amt aus seinen Untersuchungen gezogen hat, sind sachlich nicht angestritten worden. Wenn der Einfluss, den die Berufsberatung auf die Berufswahl unserer Jugend auszuüben versuchte, trotzdem ohne spürbaren Erfolg geblieben ist, so lässt sich diese Erscheinung z. T. zweifellos damit erklären, dass eine Berufsberatung als solche und die Gedanken, die ihr zu Grunde liegen, bei uns zu Lande etwas Neues und Unbekanntes darstellen. In Westeuropa und besonders in Deutschland bedient sich längst jedes Unternehmen der Berufsberatung. Ihr Einfluss auf die Berufswahl ist vielfach durch obrigkeitlichen Zwang gesichert. Dem hiesigen städtischen psychotechnischen Institut sind zwar auch alle Grundschulen zwangsweise zur Untersuchung angeschlossen, allein eine besondere Berücksichtigung der deutschen Belange ist natürlich unmöglich und könnte auch nie so umfassend und intensiv erfolgen, wie es für unsere Interessen notwendig wäre. Dann ein weiteres. Jede Arbeit in dieser Richtung bedarf, um wirkungsvoll sein zu können, des lebendigen und dauernden Kontaktes nach zwei Richtungen: zu den Berufsvertretern und zu der ins Berufsleben tretenden Jugend. Es lässt sich nicht leugnen, dass dieser Kontakt vom Amt für Berufsberatung in nicht genügendem Masse erreicht worden ist. Schliesslich erscheint auch die bisher vom Amt befolgte Arbeitsmethode revisionsbedürftig. Zweifellos waren und sind die von der Berufsberatung angestellten Erhebungen die unerlässliche Voraussetzung für eine ernste und gewissenhafte Arbeit, allein die Auswertung des Materials blieb zu sehr an rein theoretischen Richtlinien haften und begnügte sich in zu weitem Masse mit einer generellen Beeinflussung, ohne gleichzeitig auf eine Intensivierung des Kontaktes mit den Berufsuchenden einerseits und den Berufsvertretern andererseits hinzuwirken. Wenn heute das Material des Amtes zum grossen Teil unausgenutzt bleibt, wenn seine Hinweise und Ratschläge unbefolgt bleiben, so liegt es eben daran, dass der lebendige Zusammenhang mit den in Frage kommenden Teilen unseres Volkstums nicht vorhanden ist. Was ist da zu tun?

#### 4.

Der Ausgangspunkt für jede Aktivierung und Erweiterung der Arbeit in dieser Richtung kann lediglich die Anerkennung der oben



aufgestellten Forderung sein, dass Berufswahl und Beruf Aufgabe und Verantwortung gegenüber dem Volkstum bedeuten und dass dieses daher ein Recht hat, auf die Entscheidung des einzelnen einzuwirken. Die praktische Folge dieser Erkenntnis wäre zunächst die Mitverantwortung und Mitwirkung der Berufskörperschaften an der Arbeit der Berufsberatung. Ausbildungsmöglichkeiten, voraussichtlicher Bedarf, wesentliche Änderungen auf dem Gebiet der Berufsmöglichkeiten und Beschwerden über vermitteltes Personal sollten dem Amte durch die Kommissionsglieder und Berufsvertreter zur Kenntnis gebracht werden. Es wird bei den sehr beschränkten Mitteln der Volksgemeinschaft wohl kaum in absehbarer Zeit möglich sein, besondere Kräfte einzustellen, welche das Amt dauernd auf dem Laufenden halten. Gewiss ist damit zu rechnen, dass Vorschläge in dieser Richtung besonders bei der Kaufmannschaft und Industrie vielfach auf Ablehnung stossen werden und als Einmischung in die Geschäftsgebarung zurückgewiesen werden. Soweit eine solche Ablehnung durch Geschäftspolitik oder Geschäftsprinzipien begründet ist, wird sie in den meisten Fällen respektiert werden müssen. Es bleiben dann aber immer noch die unzähligen Fälle, in denen Berufs- und Ausbildungsmöglichkeiten nicht zur Kenntnis der Berufsberatung gelangen, weil die Berufsvertreter keine Veranlassung sehen, sie dem Amt mitzuteilen. — Allein das führt zu weit. Wesentlich ist, und nur das soll gezeigt werden, dass eine produktive Berufsberatung ohne die fördernde Werbetätigkeit und aktive Mitarbeit der Berufsvertreter unmöglich ist. Rechnet man nun aber auch mit der Möglichkeit, dass es gelingen würde, den Kontakt nach der Seite der Berufsvertreter zu einer wirklichen Zusammenarbeit auszugestalten, so bliebe die Arbeit trotzdem erfolglos, solange es nicht gelingt, die Seite der Berufsuchenden zu fassen. Es nützt nichts — das hat sich bei der bisherigen Arbeit ganz klar erwiesen —, Berufs- und Ausbildungsmöglichkeiten nachzuweisen, wenn die Personen, um sie auszunutzen, nicht zu finden sind. Eine Arbeit in dieser Richtung muss zunächst darauf hinzielen, eine Revision der Einstellung und Bewertung gegenüber den Berufen zu bewirken. Eine Beeinflussung der Jugend kann überhaupt erst erwartet werden, wenn es gelingt, die Einstellung endgültig zu beseitigen, welche meint, Beruf und Verdienst gleichsetzen zu können, welche lediglich der Höhe und Schnelligkeit des Entgeltes einen Einfluss auf die Berufswahl einzuräumen bereit ist, und welche schliesslich immer noch

den Beruf nach den gesellschaftlichen Rechten bewertet, die mit seiner Ausübung verknüpft sind.

Was die praktische Unterstützung der Arbeit des Amtes für Berufsberatung anbetrifft, so ist auch hier eine Intensivierung der Mitarbeit der Allgemeinheit notwendig. Zunächst muss gefordert werden, dass eine Beratung durch die Lehrerschaft nur dann stattfindet, wenn sich diese durch das Amt mit den notwendigen Informationen und Unterlagen versehen hat. Auf der anderen Seite ist von der Lehrerschaft ausdrücklich und wiederholt auf die Ergebnisse der Arbeit des Amtes für Berufsberatung aufmerksam zu machen. Ein hervorragender Anteil an der Produktivität der Arbeit der Berufsberatung kommt schliesslich allen Jugendorganisationen, Korporationen und Fachverbänden zu. Das Mittel der Werbung und des moralischen Drucks kann hier voll ausgenutzt werden, und von hier aus in besonderem kann und muss auf eine Ausnutzung der Berufsmöglichkeiten in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande hingearbeitet werden. Der Gedanke der Gruppenbildung zur Rückkehr in unsere Kleinstädte muss von hier aus gepflegt und entwickelt werden, das Gefühl der Verantwortlichkeit bei Berufswahl und Berufsausübung gegenüber der Gesamtheit muss hier vor allem gestärkt werden.

## 5.

Nun die Ausgestaltung und Erweiterung der Arbeiten des Amtes. Vor allem wäre ein viel grösseres Gewicht auf die Werbetätigkeit zu legen. Vorträge und Veröffentlichungen sollen die Gedanken und die Ziele der Berufsberatung erklären und popularisieren. Mit den Vertretern der Berufe ist ein engerer Kontakt herzustellen, indem man sie auffordert, für die Arbeit des Amtes in ihren Kreisen zu werben. Ferner ist über Massnahmen zu beraten, die geeignet wären, die Berufsuchenden zu veranlassen, freie Stellen in der Provinz zu besetzen. Unter Umständen ist zu Zwangsmitteln zu greifen, indem man an die Verteilung von Stipendien, an die Arbeits- oder Stellenvermittlung, an die Gewährung von Unterstützungen die Bedingung knüpft, den Weisungen der Volksgemeinschaft entsprechend auf einige Jahre zur Berufsausübung in die Provinz zu gehen. Es ist ferner insofern auf eine Berufsplanung hinzuarbeiten, als nach Begutachtung des Amtes für solche Berufe, die auf unabsehbare Zeit



hinaus als überfüllt und aussichtslos erscheinen, Stipendien und Unterstützungen nicht mehr erteilt werden. Im Hinblick auf die kaufmännischen, handwerklichen und Werkmeisterberufe muss darauf hingearbeitet werden, dass das Amt in der Lage ist, im Frühling eines jeden Jahres die Ausbildungs- und Anstellungsmöglichkeiten für den kommenden Herbst zu übersehen, um die Absolventen der Schulen rechtzeitig darauf aufmerksam machen zu können. Zum Teil wird dies auch für die akademischen Berufe möglich sein. Im Hinblick auf die vor die Berufswahl gestellte Jugend ist folgendes vorzuschlagen. Bereits im Lauf des Herbstsemesters sind im Einvernehmen mit der Lehrerschaft orientierende Vorträge nicht nur vor den Schülern, sondern insbesondere auch vor der Lehrer- und Elternschaft zu halten. Diese Vorträge sind nicht nur von Vertretern des Amtes, sondern nach Möglichkeit auch von Vertretern der verschiedenen Berufe zu bestreiten. In der letzten Schulklasse und insbesondere im letzten Semester ist auf die Orientierung der Jugend über die Berufslage und über Wesen und Anforderungen der verschiedenen Berufe ein viel grösseres Gewicht zu legen. Wenn von Seiten der Lehrerschaft dem Amt über die zu erwartende Berufswahl der Absolventen rechtzeitig Angaben gemacht werden, so lässt sich Angebot und Nachfrage vergleichen, und eine Beeinflussung der Berufswahl ist noch möglich. Neben diesen Bestrebungen erscheint eine Intensivierung und Erweiterung der individuellen Beratung wünschenswert, soweit eine solche im Rahmen der zur Verfügung stehenden Mittel möglich ist.

---

Die im Vorstehenden gemachten Vorschläge sollen nichts Erschöpfendes darstellen. Sie haben vielmehr lediglich den Zweck der Anregung zur Beschäftigung mit diesen Problemen. Der Schwerpunkt dieser Ausführungen liegt an anderer Stelle. Die vergangenen Jahre haben die Problematik unseres beruflichen Aufbaus klar hervortreten lassen. Sie haben die Notwendigkeit einer Bearbeitung und Klärung dieser Fragen von autoritativer Seite erwiesen. Die Erkenntnis aber, dass ein Gebiet, das so sehr an die wichtigen Existenzfragen unseres Volkstums rührt, nur im Zusammenwirken aller Berufsschichten erfolgreich bearbeitet werden kann, ist Voraussetzung für die produktive Tätigkeit einer Berufsberatung.

## Wilhelm Baron Fircks zum Gedächtnis

Wilhelm von Fircks' Leben und Wirken gehört der Geschichte an, sie wird ihr unbestechliches Urteil darüber sprechen. Noch ist der Abstand zu gering, die meisten Quellen noch nicht erschlossen, um ein erschöpfendes Bild dieses baltischen Politikers und seiner Zeit zu zeichnen. Nachstehende Ausführungen wollen nur als Beitrag für eine einstige umfassende Darstellung gewertet werden, sollen ein Wort der Erinnerung sein an den Mann, der einst auch der «Baltischen Monatsschrift» nahe gestanden hat.

Nach jahrelanger Abwesenheit kehrte Fircks erst nach Ausbruch des Krieges in die Heimat zurück und wurde — in seiner Seele war er es auch in der Fremde stets gewesen — durch Ankauf des ehemaligen grosselterlichen Gutes Warwen in Kurland auch äusserlich wieder bodenständig. Als es dann Anfang Juni 1919 galt, nach dem Rücktritt A. Reusners den Posten des Vorsitzenden des Deutschbaltischen Nationalausschusses neu zu besetzen, wählte der Nationalausschuss Fircks, der sich bis dahin politisch kaum betätigt hatte. Ein günstiger Stern stand über dieser, fast möchte man sagen: intuitiv vollzogenen Wahl. Mit Fircks wurde zum ersten Mal seit Bestehen des Nationalausschusses eine ausgesprochen politische Persönlichkeit zur Leitung berufen. Die Sommermonate 1919 waren die Blütezeit des Nationalausschusses, der damals eine viel bedeutsamere Rolle spielte als je vor- oder nachher. Und da war ein Mann wie Fircks, dem je länger desto mehr politische Betätigung zum Lebenselement wurde, besonders am Platz. Es ist ein unersetzlicher Verlust, dass Fircks' schriftlicher politischer Nachlass aus jener Zeit nicht mehr existiert. Der Mann der Tat, des unablässigen Handelns und Verhandelns, war auch ein Mann der Feder, dem schriftstellerische Betätigung Bedürfnis war: sein Tageswerk pflegte Fircks damit zu beschliessen, dass er die vielfachen Besprechungen und Unterhaltungen des Tages, seine Beobachtungen und Eindrücke niederschrieb. Und an Stoff fehlte es wahrlich nicht. War doch der Nationalausschuss in jener Zeit als der Vertreter des lettländischen Deutschtums die Institution, mit der sowohl die Regierung des Landes, als die Vertretung auswärtiger Mächte rechneten. So unterliessen es die ausländischen Diplomaten nicht, bei ihrer Ankunft in Riga dem Vorsitzenden des Nationalausschusses ihren Besuch abzustatten. Unvergesslich bleibt dem Schreiber dieser Zeilen der Empfang des Leiters



der französischen Militärmission in Lettland, des operettenhaft zugestutzten Obristen Du Parquet, dem die ruhige Würde und in sich gefestigte Sicherheit des Balten sichtlich Achtung abnötigte.

Vertreten durch den Nationalausschuss und seinen Vorsitzenden nahm das baltische Deutschtum damals eine wesentlich andere Stellung ein als in den nachfolgenden Jahren. Gewiss, die politische und parlamentarische Arbeit der baltischen Abgeordneten ist nicht völlig ohne Erfolge geblieben; aufs Ganze gesehen haben wir seit 1919 mehr verloren als gewonnen. Die unheilvolle Verstrickung deutsch-baltischer Politik mit der allgemeinen Minderheitenpolitik, wie sie später einer unseligen Doktrin zuliebe bei uns sich vollzog, bestand Mitte 1919 noch nicht: wir und die Letten bedeuteten eins, die sonstigen, mehr oder minder landfremden Völkerschaften — ein anderes. Von dieser Auffassung haben sich die baltischen Politiker unter dem Einfluss von Theorien und taktischen Erwägungen und «Notwendigkeiten» in der Folgezeit immer weiter entfernt und sich weite Kreise deutscher Wähler entfremdet. Fircks hat den gemeinsamen «Minderheitentopf» nie als ein erstrebenswertes Ziel, allenfalls als einen wenig erfreulichen Übergangszustand angesehen. Dass Fircks so urteilte, lag ja wohl auch darin begründet, dass in den ersten Jahren des lettländischen Staates sein eigenstes Arbeitsgebiet die agrare Frage war. Dass auf diesem Kampfplatz ein Sieg nicht zu erringen war, mochte von vornherein klar sein; umso höher der Ruhm des Kämpfers, der sein Bestes hergab für eine nach menschlichem Ermessen verlorene Sache. Für Fircks bedeutete die Agrarfrage nie und nimmer eine ständische Angelegenheit, mochte sie von unseren Feinden auch nur zu gern als eine solche hingestellt, von manchen in den eigenen Reihen auch als eine solche missverstanden werden. Für ihn war die Agrarfrage Volkstumssache, Landessache, und wenn diese Ansicht allmählich Gemeingut bei uns geworden ist, so ist das nicht zum geringsten das grosse Verdienst von Fircks. «Ein jedes Stück, das noch in unserem Besitz ist,» so schrieb er 1927, «muss unveräusserlich sein als gemeinsames Gut unseres ganzen Volkstums. Dieses heiligste Gut zu hegen und zu mehren ist die Pflicht aller.»\*) Es kam die Zeit, wo sogar im Präsidium des Ausschusses der Parteien die Frage aufgeworfen werden durfte, ob die Balten noch ein Interesse an einem Sitz in der Agrarkommission hätten, da es sich doch bei der Güter-

---

\*) Baltische Monatsschrift 1927, S. 43.

enteignung um eine res judicata handle; Fircks hat sich diese Auffassung nie zu eigen gemacht: mochte die Agrarfrage für den Augenblick entschieden scheinen, erledigt war sie für ihn nicht.

Die bestimmende Stellung, die Fircks seit der Übernahme des Vorsitzes im Nationalausschuss in der baltischen Politik einzunehmen berufen war, hat er in der Folge mit Schiemann teilen müssen. Es mag immerhin fraglich erscheinen, ob es tatsächlich, wie jüngst behauptet worden, «das grosse Glück des lettländischen Baltentums gewesen, dass sich in den unser Schicksal entscheidenden Jahren diese zwei Männer in gemeinsamer Arbeit innerlich fanden.» Innerlich? Der Dualismus Fircks-Schiemann blieb eine Tatsache, an der so manche baltische Hoffnung zerschellen sollte; das innerbaltische Leben vor allem bekam die Auswirkung dieses Dualismus zu spüren. Denn bei aller Anerkennung der unverrückbar deutschen Position Schiemanns, das spezifisch Baltische vertrat nun einmal Fircks baltischer. Das fühlten mit untrüglichem Instinkt nicht die Schlechtesten, wenn vielleicht auch nicht immer die zahlreichsten unserer Landsleute. Wenn man daran erinnert, welche Verdienste beide Männer sich um die Heimat erworben haben, sollte man darüber nicht vergessen, dass die Vorbedingung für die politischen Erfolge der Führer, die treue Gefolgschaft der lettländischen Balten, für viele von diesen einen schweren inneren Konflikt bedeutete. Kann es wundernehmen, wenn unter den Anhängern von Fircks immer wieder der Wunsch neugeboren wurde, ihm die eigentliche politische Führung zu übertragen? Als äusseres Zeichen der Übernahme der Führung wurde Fircks vor Jahren, bei der Zusammenstellung der deutschen Liste für die Parlamentswahlen, der Platz des Spitzenkandidaten angetragen. Er hat ihn schliesslich doch abgelehnt. Seine Gründe? Das menschlich verständliche Gefühl, dem langjährigen Kampfgenossen nicht Rivale sein zu wollen, kann seine Weigerung allein nicht erklären. Fühlte er sich der Führeraufgabe nicht gewachsen? Wer will es entscheiden? Nur darauf sei hingewiesen, dass Fircks' besondere Gabe auf dem Gebiet des Verhandelns lag: es war schwer, dem Diplomaten Fircks zu widerstehen; in der Taktik war er ein Meister. Auf eine Formel gebracht: er war ein vorzüglicher Botschafter, kein Aussenminister. So betrachtet enthüllt sich im Dualismus Fircks-Schiemann die baltische Tragik der letzten Jahre und auch die Tragik im Leben von Fircks. Oder gab es in seinem Leben doch einen Augenblick, wo er diese Tragik hätte überwinden können? Wenn er



sich bei den Parlamentswahlen 1931 entschlossen hätte, sich nicht mehr als Kandidat aufstellen zu lassen, sondern auf dem Wege über die Opposition seinen Einfluss geltend zu machen? Und damit das Baltentum innerlich zu einigen. An Unterstützung hätte es ihm nicht gefehlt. Verpasste Gelegenheiten lassen sich nur feststellen; die Geschichte rechnet nur mit dem, was geschah.

Unter Schiemanns politischer Führung war eine Einigung des lett-ländischen Baltentums aussichtslos, unter der von Fircks immerhin möglich. Denn gerade er sah neben der Erfüllung seiner politischen und parlamentarischen Pflichten es stets als seine besondere Aufgabe an, vermittelnd und einigend auf das Baltentum zu wirken, vorhandene Spannungen zu lösen, Gegensätze auszugleichen. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit das Ziel erreichbar war, ob einer fraglichen Vertuschung von Gegensätzen, namentlich weltanschaulicher Art, nicht der offene Kampf bis zur Entscheidung vorzuziehen war. Das viele Neue, das seit Jahren ins Baltentum hüben und drüben der Landesgrenzen eindrang, eindringen musste, fand nicht immer Fircks' Beifall. So hatte z. B. die Baltische Bruderschaft in ihm von Anfang an einen erbitterten Gegner; m. E. zumeist aus dem Fehlen einer näheren Einsicht und unter dem Eindruck tendenziöser Berichterstattung. In der Bruderschaft sah Fircks eine Hauptgefahr für die baltische Einigkeit und eine Gefährdung seiner Politik, ohne verstehen zu wollen, dass der Aufgabenkreis der Bruderschaft ein durchaus unpolitischer war. Auch zur deutschen Erneuerungsbewegung, soweit sie auf baltischem Boden in Erscheinung trat, vor allem aber zum Umsichgreifen nationalsozialistischer Ideen unter den Balten verhielt Fircks sich zurückhaltend. Aber das sei mit allem Nachdruck gesagt: wenn er Ideen und Handlungen, die ihm fürs Baltentum, wie er die Dinge ansah, bedrohlich schienen, mit aller Kraft bekämpfte, er tat es reinen Herzens, und nichts hat ihn so geschmerzt, als hier so oft verkannt worden zu sein. Und dann ein zweites. Auch in der grössten Kampfeshitze blieb Fircks der ritterliche Kämpfer, der nie zu unwürdigen Mitteln seine Zuflucht nahm, der sich nie dazu hinreissen liess, den politischen Gegner zu diskriminieren und zu diffamieren. Nie hätte Fircks einen Trennungsstrich zwischen Balten und Balten zu ziehen und sich von Landsleuten abzugrenzen versucht, nur weil sie, vielleicht aus einer höheren Verantwortung heraus, anders dachten und handelten als es ihm richtig schien.

Einer unserer begabtesten Politiker ist mit Fircks dahingegangen.

Auch wenn man seine Ansichten nicht teilte, ja vielleicht in ihm den Gegner sehen musste — zum Feind wurde er nie: seine schöne Menschlichkeit, sein ritterlicher Sinn wirkten versöhnend. Rastlos hat er für die Heimat gearbeitet, Dank suchte er nicht. So wenig eitel er war, so wenig Wert legte er auf äussere Bezeugungen von Dank und Anerkennung. Nichts Kleinliches war in ihm. Der arbeitende und schaffende Mann bringt an sich noch kein Opfer. Fircks hat uns eins gebracht: das Opfer seines Familienlebens. Um sich dem Heimatdienst ganz hingeben zu können, verzichtete er auch auf dieses Letzte, was dem Manne der Öffentlichkeit als umfriedete Ruhestätte bleibt, woher er neue Kräfte für den Lebenskampf zieht. Er gab sich ganz dem Allgemeinwohl hin. Wenn je das Wort Berechtigung und tiefen Sinn hat, dann darf es von Wilhelm v. Fircks heissen: patriae inserviendo consumor.

*Wulffius*

## POLITISCHE ÜBERSICHTEN

### LETTLAND

#### *Handelsverträge*

Im verflossenen Monat ist nach langwierigen Verhandlungen der lettländisch-litauische Handelsvertrag abgeschlossen worden. Wenn der Vertrag auch wenig wirtschaftliche Vorteile bietet, so ist es doch zu begrüßen, dass die Beziehungen zu diesem Nachbarn eine geordnete vertragliche Basis gefunden haben. Viel mehr lässt sich auch vom lettländisch-sovetrussischen Handelsvertrage nicht sagen, wenn auch nicht zu verkennen ist, dass Aussicht besteht, auf Grund dieses Vertrages landwirtschaftliche Produkte in immerhin nicht ganz unwesentlichem Umfange nach Russland zu verkaufen.

Auch mit Finnland haben Unterhaltungen stattgefunden, ohne jedoch dass bisher die betont freundschaftlichen Beziehungen konkreten Niederschlag in neuen Abmachungen gefunden hätten.

#### *Innenpolitik*

Das Parlament hat im vergangenen Monat recht eifrig getagt, und wider Erwarten fand sich die Regierung Blodneek in ihrer zeitweise sehr schwach beurteilten Position gefestigt. Der Bauernbund



hat offenbar augenblicklich kein dringendes Interesse daran, die Verantwortung zu übernehmen. Es wird allerdings von der Möglichkeit gesprochen, dass die nächste Session, die Ende Januar beginnt, Veränderungen bringen könnte.

Die im Herbst d. J. bevorstehenden Wahlen fangen bereits an ihre Schatten voraus zu werfen: die um die Gunst der Wähler besonders besorgten Parteien suchen nach zugkräftigen Propagandamitteln. Nicht nur stellt Herr Breiksch vom Demokratischen Zentrum den demagogisch zugespitzten Antrag, in den Parlamentsreden andere Sprachen als die lettische zu verbieten, auch die Sozialdemokraten sehen offenbar nicht rosig in die Zukunft und meinen auch ihrerseits nicht länger auf Deutschenhetze verzichten zu können. Wie überall in der Welt, so hat eben auch hier ein starker Schwund des ideellen Inhalts dieser Partei eingesetzt. Umso stärker treten die engen Parteiinteressen hervor; die Taktik wird zum entscheidenden Faktor. So ist es verständlich, wenn gerade die Sozialdemokratie die Abschaffung der deutschen, nur der deutschen, Schulautonomie beantragt. Ebenso wie der Antrag Breiksch wird auch dieser Antrag abgelehnt.

Propagandistisch wird auch die Angelegenheit der Ausweisung zweier reichsdeutscher Angehöriger der Baltischen Bruderschaft ausgenutzt, ohne natürlich dass irgendjemand ernstlich glaubt, dass von dieser Seite dem Staat Gefahr droht.

Die antideutsche Weltpropaganda hat natürlich auch bei uns Früchte gezeitigt, wie solches wohl auch nicht anders zu erwarten war. Viel Sensationelles passiert nun einmal nicht in unserem Ländchen, da kann der «strebsame» Berufspolitiker sich die Gelegenheit, durch «Patriotismus» zu glänzen, nicht gut entgehen lassen: was die bekannte Hetzpropaganda gegen den Nationalsozialismus ausstreut, wird kurzweg uns Balten imputiert: Vernichtungswille gegen das lettische Volk, grossdeutscher Imperialismus, finsterste Pläne zur vollständigen Verdrängung des lettischen Bauern von seiner Scholle. Allen voran natürlich die «Jaunakas Sipas». Es lässt sich eigentlich nicht sagen, dass irgend namhafte Kreise solchen Ammenmärchen viel Glauben schenkten. Aber wenn es amüsant geschrieben ist, wird es immerhin gelesen, und es dient nicht zum Frieden zwischen den Nationalitäten. Die Haltung der deutschen Bevölkerung gegenüber diesen Angriffen ist im grossen und ganzen eine durchaus würdige gewesen. Sieht man von einigen älteren Semestern ab, die die von der

Erneuerungsbewegung so oder anders erfassten Volksgenossen für die Angriffe der Herren Breiksch und Konsorten als verantwortlich zu stempeln für «politisch» halten, so setzt sich die ruhige Erkenntnis zunehmend durch, dass nur neue ideelle Inhalte unserem Volkstum weiteren Fortbestand sichern können; dass es letzten Endes nicht von Herrn Breiksch und Konsorten abhängen wird, ob wir uns hier auf die Dauer erhalten, sondern dass wir selbst für die Zukunft verantwortlich sind.

Um die faschistischen Bestrebungen innerhalb der lettischen Gesellschaft ist es stiller geworden. Der «Pehrkonkrusts» ist geschlossen worden. Karl Ulmanis grenzt sich sehr radikal von ihm ab. Das Verfassungsänderungsprojekt des Bauernbundes wird in der öffentlich-rechtlichen Kommission verhandelt, und es ist anzunehmen, dass es dort zum mindesten sehr wesentliche Abschwächungen erfahren wird.

Riga, 3. Januar 1934

C. H.

## ESTLAND

### *Die Politik der deutsch-baltischen Nationalsozialisten*

Das wichtigste Ereignis der Berichtsperiode war der misslungene Versuch der estländischen deutschen Nationalsozialisten, die Führung des estländischen Deutschtums in ihre Hand zu nehmen.

Anfangs schien alles sich gut entwickeln zu wollen. Ein Ende November einberufener Delegiertentag der deutsch-baltischen Partei vollzog eine Neuwahl des Vorstandes, deren Ergebnis war, dass der grösste Teil der Glieder des neuen Vorstandes zu den Nationalsozialisten und deren Freunden gehörte. Zum Präses der Partei wurde der Führer der estländischen deutschen Nationalsozialisten Rittmeister a. D. Viktor von zur Mühlen gewählt. Nach seiner Wahl hielt der neue Vorsitzende eine programmatische Rede, deren wichtigste Abschnitte von den Baltischen Monatsheften schon im Dezember wiedergegeben wurden.

Mühlens Rede wurde von der Mehrzahl der Delegierten sehr gut aufgenommen und fand auch sonst innerhalb des Deutschtums unseres Landes in weiten Kreisen Zustimmung. Nun ereignete sich aber etwas, womit die neue Führung der deutsch-baltischen Partei offenbar zu wenig gerechnet hatte. Bei allen estnischen Par-



teien, namentlich aber bei den estnischen Sozialisten, erregte die Rede grösstes Misstrauen, obgleich ihr Inhalt ausgesprochen estenfreundlich gehalten war. Ein Sturm der Entrüstung, des Hasses und des Misstrauens ging durch die gesamte estnische Presse. Der Grund hierzu muss bei verschiedenen Faktoren, die zusammengewirkt haben, gesucht werden. In erster Linie war es wohl das Misstrauen gegen die nationalsozialistische Bewegung als solche. Man betrachtet in estnischen Kreisen die hiesigen deutschen Nationalsozialisten als Vorposten eines kommenden deutschen Expansionsdranges nach Osten, welcher der estnischen staatlichen Selbständigkeit ein Ende bereiten würde. Alle gegenteiligen Versicherungen sowohl seitens des Reiches als auch der hiesigen Nationalsozialisten selbst können dieses völlig unberechtigte, aber bei den Esten zu tief eingewurzelte Misstrauen fürs erste wenigstens nicht beseitigen. Ein weiterer Grund für die deutschfeindliche Reaktion der Esten auf die Rede des Rittmeisters Mühlen wird auch darin zu sehen sein, dass die estnischen Parteimänner geheime Beziehungen zwischen den deutschen Nationalsozialisten Estlands und den Freiheitskämpfern vermuteten. Bei den Sozialisten und den Anhängern der liberalen Systemparteien kam noch ihr prinzipieller Gegensatz zum Nationalsozialismus hinzu. Aber auch die Freiheitskämpfer rückten jetzt klar und eindeutig von den deutschen Nationalsozialisten Estlands ab, und in ihrem Organ, dem «Võitlus», erschien ein längerer Artikel, in welchem die Rede v. zur Mühlens als taktlos und dumm bezeichnet und Beziehungen der Freiheitskämpfer zu den baltischen Nationalsozialisten verneint wurden. In demselben Artikel hiess es weiter: «Die Freiheitskämpferbewegung ist eine selbständige estnische Bewegung, die nichts gemein hat und auch nicht haben kann mit den politischen Lebensäusserungen eines fremden Volkes. Daher ist es vollkommen klar, dass die Freiheitskämpferbewegung nichts Gemeinsames mit dem baltischen Deutschtum haben kann. Ihre Wege sind auseinandergegangen und werden auch in Zukunft auseinandergehen.» Und an einer anderen Stelle hiess es: «Der Nationalsozialismus ist eine Form des staatlichen Lebens, die nur dann durchgeführt werden kann, wenn der ganze Staat dementsprechend umgebaut wird. Der Träger des neuen estnischen staatlichen Lebens ist aber der Geist der Freiheitskämpfer.»

Die Sozialisten brachten im Parlament eine ausserordentliche Erklärung vor: die deutsch-baltische Partei sei in eine indirekte

Abhängigkeit von einer fremden Staatsgewalt geraten. Die Aussprache über diese Erklärung wurde um einige Tage vertagt.

Unter diesen Umständen sahen Rittmeister v. zur Mühlen und der gesamte neugewählte Vorstand der deutsch-baltischen Partei sich genötigt zurückzutreten. Die betreffende Erklärung des Vorstandes lautete: «Da unser bestes Wollen, dem staatlichen Leben der Heimat und dem baltischen Deutschtum zu nützen, von der öffentlichen Meinung des Landes, insonderheit auch von den Freiheitskämpfern, nicht erfasst, sondern verkannt und missdeutet worden ist, befindet es der Vorstand für richtig, zur Entspannung der politischen Lage die ihm gewordenen Vollmachten niederzulegen.» Vom Chef des Binnenschutzes wurden darauf der Revaler Deutsche Klub geschlossen und das deutsche nationalsozialistische Wochenblatt «Der Aufstieg» verboten. Als dann einige Tage später in der Staatsversammlung über die oben erwähnte Erklärung der Sozialisten verhandelt wurde, erklärte der deutsche Abgeordnete Baron Schilling (beide deutschen Parlamentsabgeordneten Baron Schilling und Koch sind Gegner des Nationalsozialismus), dass Rittmeister v. zur Mühlen vom Posten des Vorsitzenden der deutsch-baltischen Partei zurückgetreten sei, dass die deutsch-schwedische Fraktion der Staatsversammlung sich den Beschlüssen des letzten Delegiertentages der deutsch-baltischen Partei nicht anschliesse und dass die deutsche Kulturverwaltung mit der nationalsozialistischen Agitation in keinem Zusammenhang stehe. Diese Erklärungen waren an und für sich richtig. Baron Schilling als Vertreter des gesamten Deutschtums des Landes im Parlament hätte aber vielleicht doch etwas mehr zur Klärung der Situation und zur Verteidigung der nationalsozialistischen Gruppe des Deutschtums des Landes sagen können, auch wenn er selbst ein Gegner des Nationalsozialismus ist und die Politik des zurückgetretenen Vorstandes der deutsch-baltischen Partei nicht gebilligt hatte. Als Resultat der Debatten über die Erklärung der Sozialisten wurden von der Staatsversammlung mit den Stimmen aller estnischen Abgeordneten und bei Stimmenthaltung der Deutschen und Russen folgende drei Resolutionen angenommen:

- 1) Die nationalsozialistische Bewegung ist als eine der estnischen Staatsordnung feindliche Erscheinung zu werten. Die Staatsregierung hat dafür zu sorgen, dass alle nationalsozialistischen



Organisationen in Estland geschlossen werden. (Antrag Soots-Landw.)

- 2) Das Gesetz betreffend die deutsche Kulturselbstverwaltung muss revidiert werden im Sinne einer Verstärkung der Kontrolle durch die Regierung. (Antrag Teemant-Landw.)
- 3) Die Regierung hat alle nationalsozialistischen Organisationen und alle Organisationen, welche die freie parlamentarische Staatsform ablehnen, zu schliessen und alle periodischen Zeitschriften, welche die Ziele derartiger Organisationen unterstützen, zu verbieten. Alle Agenten der deutschen nationalsozialistischen Partei sind ausser Landes zu weisen. Es sind wirksame Massnahme zu ergreifen, dass in den Behörden des Staates und der Kommunen, insbesondere aber in den Behörden der Polizei und des Staatsschutzes keine Personen sich betätigen oder auf dort dienende Personen einen Einfluss ausüben können, die nationalsozialistisch eingestellt sind oder die freie parlamentarische Ordnung ablehnen. Die deutsche Kulturverwaltung ist zu revidieren und von nationalsozialistischen Persönlichkeiten zu säubern. (Antrag Oinas-Soz.)

Bei den führenden Persönlichkeiten der deutsch-baltischen Nationalsozialisten Estlands wurden jetzt von der politischen Polizei Haussuchungen vorgenommen und die betreffenden Personen einem strengen Verhör unterzogen. Man suchte wohl in erster Linie nach Beziehungen zu Deutschland und zu den Freiheitskämpfern. Rittmeister v. zur Mühlen und einer seiner nächsten Mitarbeiter, Gutsbesitzer E. Turmann, wurden verhaftet. Haussuchungen fanden auch bei einigen der estländischen Glieder der Baltischen Bruderschaft statt, und die meisten Glieder dieser Organisation wurden in der politischen Polizei einem Verhör unterzogen. Aus dem Gebiet des Schutzzustandes (Reval und nähere Umgebung der Stadt) wurden ausgewiesen der Präses des geschlossenen Deutschen Klubs Domschuldirektor Emil Musso, der auch zur Baltischen Bruderschaft gehört, und der leitende Bruder der Baltischen Bruderschaft in Estland Dr. O. Haller. Beide mussten Reval im Laufe von drei Tagen verlassen. Direktor Musso bat sofort um Entlassung vom Posten des Direktors der Domschule, die ihm auch gewährt wurde. Er hat sich zunächst nach Fellin begeben, während Dr. Haller bis auf weiteres

Dorpat zu seinem Wohnort gewählt hat. Inzwischen ist die Untersuchung in der Angelegenheit sowohl der Nationalsozialisten als auch der Baltischen Bruderschaft von der politischen Polizei abgeschlossen und das Material der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Irgendwelches besonders belastendes Material ist, wie zu erwarten war, augenscheinlich nicht gefunden worden. Die Staatsanwaltschaft hat aber gegen die hiesigen Glieder der Baltischen Bruderschaft Klage erhoben wegen Begründung und Zugehörigkeit zu einer nicht registrierten politischen Organisation, die ihre Spitze im Auslande hat. Erhoben worden ist die Klage auf Grund des § 124 des neuen Strafgesetzbuches, der als Strafe Festung bzw. Gefängnis bis zu höchstens einem Jahre vorsieht, ohne Rechtsverlust. Was die Gerichtsverhandlung für ein Ergebnis zeitigen wird, bleibt abzuwarten. Nach Ansicht vieler Juristen ist die Baltische Bruderschaft nach den hiesigen Gesetzen gar nicht registrierpflichtig. Wenn behauptet wird, dass sie eine Geheimorganisation gewesen sei, so stimmt das nicht, denn auch die hiesige Gruppe der Baltischen Bruderschaft hat ihre Existenz nie verheimlicht; bereits im Jahre 1931 ist sogar in der Presse über sie geschrieben worden. Und was schliesslich den angeblich politischen Charakter dieser Organisation betrifft, so ist auch diese Anschuldigung falsch, da die Bruderschaft eine apolitische Gesinnungsgemeinschaft ist, die laut Satzung und tatsächlich sich mit Politik nicht beschäftigt.

Gegen Rittmeister v. zur Mühlen und E. Turmann ist von der Staatsanwaltschaft auf Grund desselben § 124 des neuen Strafgesetzbuches Klage erhoben worden wegen Begründung und Zugehörigkeit zu einer nicht registrierten nationalsozialistischen Organisation. Ob noch gegen weitere Nationalsozialisten geklagt werden wird, ist zur Zeit noch nicht bekannt. Nach Abschluss der Untersuchung seitens der politischen Polizei sind die Herren v. zur Mühlen und Turmann am Nachmittage des 24. Dezember aus der Untersuchungshaft, die fast drei Wochen gedauert hatte, entlassen worden. Beide Herren sind unter Polizeiaufsicht belassen und aus dem Gebiet des Schutzzustandes ausgewiesen worden. Sie haben sich auf ihre Restgüter begeben, die ausserhalb der Schutzzustandszone belegen sind.

Im Rahmen dieser gegen die baltischen Nationalsozialisten getroffenen Massnahmen hat die Regierung auch von dem ihr zustehenden Recht Gebrauch gemacht und den deutschen Kulturrat aufgelöst und Neuwahlen ausschreiben lassen. Diese müssen laut Gesetz



spätestens drei Monate nach Auflösung des Kulturrates vorgenommen werden. Die Exekutivorgane des Kulturrates, die Kulturverwaltung und die örtlichen Kulturkuratorien, arbeiten ruhig weiter.

Im Zusammenhang mit den geschilderten Vorgängen hat die estnische Presse eine Hetze gegen alles Deutsche betrieben, wie sie selbst hierzulande bisher selten vorgekommen ist. Die unsinnigsten Pläne und Absichten wurden den deutsch-baltischen Nationalsozialisten und den Baltischen Brüdern unterstellt. Sensationell aufgemachte Artikel und Berichte fand man in jeder estnischen Zeitungszahl, wobei die schreienden Überschriften häufig gar nicht dem Inhalt der Artikel entsprachen. Beim Durchsehen der estnischen Presse musste ein unwissender Leser den Eindruck gewinnen, als seien die baltischen Nationalsozialisten eine Bande von Spionen und Staatsverrätern, denen man erst jetzt auf die Spur gekommen ist. Und dabei haben die baltischen Nationalsozialisten in ihrem Wochenblatt «Der Aufstieg» schon seit Monaten ganz öffentlich von ihren Plänen und ihrer Einstellung geschrieben, ohne dass bisher irgend jemand sich darüber besonders aufgeregt hätte.

### *Zwei deutschfeindliche Gesetzentwürfe*

Wohl aus wahltaktischen Gründen brachten die Sozialisten, die augenblickliche deutschfeindliche Stimmung weiter Kreise der Bevölkerung ausnutzend, zwei Gesetzentwürfe in die Staatsversammlung ein, die einen ausgesprochen deutschfeindlichen Charakter trugen. Der eine Entwurf sah die sofortige Einstellung der Entschädigungszahlung an die enteigneten Gutsbesitzer vor. Da sowohl die Regierung als auch der Finanzausschuss der Staatsversammlung sich gegen diesen Gesetzentwurf aussprachen, wurde er zurückgezogen, ohne im Plenum der Staatsversammlung zur Beratung zu kommen.

Der zweite Gesetzentwurf sieht vor, dass in allen Industrie- und Handelsbetrieben die Geschäftssprache die estnische sein muss und alle Bücher in estnischer Sprache geführt werden müssen. Ferner müssen nach diesem Entwurf in allen Betrieben mindestens 90% aller Angestellten und Arbeiter ihrer völkischen Zugehörigkeit nach Esten sein, ebenso müssen mindestens 90% aller Gehälter an Esten zur Auszahlung kommen. Ausnahmen von diesen Vorschriften können nur in besonderen Fällen gewährt werden. Dieser Gesetzentwurf,

dessen Annahme einen Bruch der Verfassung darstellen würde, ist in der Staatsversammlung noch nicht zur Verhandlung gekommen. Doch haben die Freiheitskämpfer, die bekanntlich zur Zeit im Parlament noch nicht vertreten sind, sich hinter diesen Antrag der Sozialisten gestellt und in einer Eingabe an den Staatsältesten darum gebeten, dass die Regierung sich für seine möglichst rasche Annahme einsetzen möge.

### *Von der Bewegung der Freiheitskämpfer*

Die Zugkraft der Freiheitskämpfer scheint in der letzten Zeit etwas nachgelassen zu haben. Den Vorwurf der Deutschfreundlichkeit, der ihnen aus den Kreisen ihrer Gegner immer wieder gemacht wurde und der geeignet war, ihre Sache bei einem grossen Teil der Bevölkerung zu diskreditieren, haben sie in letzter Zeit sehr energisch zurückgewiesen.

Mitte Dezember brachten die Freiheitskämpfer einen Gesetzentwurf ein, der die Schliessung der estnischen sozialistischen Arbeiterpartei und aller übrigen sozialistischen Organisationen vorsah. In der betreffenden Eingabe der Freiheitskämpfer wurde das Präsidium der Staatsversammlung ersucht, den Gesetzentwurf in der vom Gesetz vorgeschriebenen Form im Staatsanzeiger zu veröffentlichen, damit er zum Volksentscheid gebracht werden könne.

Gleichzeitig reichten die Freiheitskämpfer dem Staatsältesten eine Denkschrift ein, in welcher sie ihren Gesetzentwurf in folgender Weise begründeten:

«1) Mit der Verfassung des estnischen Freistaates ist eine Gesellschaftsordnung aufgerichtet, die jedem Staatsbürger die Unantastbarkeit seines Privateigentums gewährleistet.

2) Die estnische sozialistische Arbeiterpartei, deren Statut im Reval-Hapsaler Plenum am 15. Juli 1925 sub Nr. 805 registriert worden ist, strebt nach der Aufrichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung in Estland, d. h. nach einer derartigen Gesellschaftsordnung, bei der die Produktionsgüter im Eigentum der Gesellschaft stehen, nicht aber im Privateigentum, wie es nach der geltenden Verfassung der Fall ist.

3) Die estnische sozialistische Arbeiterpartei hat in ihrem Arbeitsprogramm erklärt, dass sie mit politischen Organisationen des Auslandes in Verbindung steht und Schulter an Schulter kämpft, eine



Tatsache, die für die innere Ordnung und die äussere Unabhängigkeit des estnischen Freistaates gefährlich ist.

4) Die estnische sozialistische Arbeiterpartei hat in ihrem Arbeitsprogramm (das auf dem Parteikongress vom 9./10. April 1925 angenommen worden ist) direkt erklärt, dass ihr Ziel darin besteht, alle politische Gewalt in der Hand der Arbeiterklasse zu vereinigen (unter Arbeiterklasse verstehen sie natürlich nur ihre engen Parteikreise), d. h. die sogenannte Diktatur des Proletariats zu errichten, womit dann jeglicher Widerstand gegen die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung unterdrückt werden soll.

5) Da die Tätigkeit der estnischen sozialistischen Arbeiterpartei und anderer analoge Ziele verfolgenden Organisationen im Widerspruch zu der geltenden Verfassung, einstweilen zum § 24 derselben, steht und für die innere Ordnung und äussere Unabhängigkeit des estnischen Freistaates gefährlich ist, so bitten wir durch Sie, Herr Staatsältester, die Staatsregierung, Schritte zu ergreifen, dass die Tätigkeit der genannten Organisationen unverzüglich verboten wird.»

Das Präsidium der Staatsversammlung beschloss, den Gesetzentwurf nicht zu berücksichtigen und ihn nicht zur Abstimmung zu bringen. Diese Entscheidung begründete das Präsidium der Staatsversammlung damit, dass eine Annahme dieses Gesetzentwurfes die Annullierung einer auf gesetzlichem Wege erfolgten Eintragung einer Organisation in das Vereinsregister auf gesetzgeberischem Wege zur Folge haben würde. Die Aufhebung oder Abänderung von Verwaltungsentscheidungen könne aber nur entweder durch eine andere Verwaltungsentscheidung oder durch Gerichtsurteil erfolgen, d. h. zur Aufhebung einer Verwaltungsentscheidung bedürfe es keinesfalls eines gesetzgeberischen Aktes. Aus diesem Grunde entspräche der von den Freiheitskämpfern eingebrachte Entwurf nicht dem § 31 der Verfassung und könne somit nicht auf dem Wege des Volksbegehrens zur Volksabstimmung gelangen.

Am 17. Dezember fand in Reval ein allstaatlicher Kongress der Freiheitskämpfer statt, an dem über 1000 Delegierte aus allen Teilen des Landes teilnahmen. Zum Kandidaten der Freiheitskämpfer auf den Posten des Staatsältesten-Staatspräsidenten wurde vom Kongress General Larka gewählt. Darauf nahm der Kongress noch eine Reihe von Resolutionen an. Der Kongress befand es für verfassungswidrig, dass der von den Freiheitskämpfern eingebrachte Gesetzentwurf betr. die Schliessung der sozialdemokratischen Partei nicht zum

Volksentscheid gebracht wird, und sprach den Wunsch aus, die Staatsversammlung möge ihren Beschluss in dieser Frage einer Revision unterziehen. Ferner sprach sich der Kongress für eine Herabsetzung der Zahl der Minister auf 5 aus und forderte die Einstellung der Entschädigungszahlung an die enteigneten Gutsbesitzer. Endlich verlangte der Kongress, dass alle höheren Staatsbeamten nachweisen müssten, wie sie ihr Vermögen erworben haben. Wer das nicht kann, dem soll sein Vermögen zu Gunsten des Staates konfisziert werden. Dem Zentralverband wurde vom Kongress die Vollmacht erteilt, über Zeitungen, welche den Freiheitskämpfern feindlich gesinnt sind, den Boykott zu verhängen.

Wie man sieht, sind die Freiheitskämpfer zur Zeit in ein sehr radikales Fahrwasser geraten.

*Leo von Middendorff*

Dorpat, 30. Dezember 1933

## DEUTSCHES REICH

### *Das deutsch-französische Gespräch*

Das im vorigen Bericht geschilderte System diplomatischer Einzelverhandlungen in der deutschen Aussenpolitik ist in den letzten vier Wochen vor Weihnachten zur Bereinigung des deutsch-französischen Verhältnisses angesetzt worden. Reichskanzler Hitler hat in dem bekannten Interview, das er dem französischen Journalisten de Brinon gewährte, noch einmal die Gesichtspunkte klargestellt, die für die deutsche Aussenpolitik im allgemeinen und für das deutsch-französische Verhältnis im besondern auf deutscher Seite massgebend sind. Das Interview enthielt bekanntlich die Erklärung, dass in Europa nicht ein einziger Streitfall bestehe, der einen Krieg rechtfertige. Insbesondere könne Deutschland und Frankreich nichts in Gegensatz zu einander bringen, wenn die Frage des Saargebiets geregelt sei. Zum Schluss der Unterhaltung erklärte der Reichskanzler ausdrücklich, dass Deutschland nicht nach Genf zurückkehren werde, dass es aber bereit sei, Verhandlungen mit einer Regierung aufzunehmen, die mit ihm sprechen wolle. Die auf diese Weise eingeleiteten deutsch-französischen Verhandlungen, deren Abschnitte durch einen zweimaligen Empfang des französischen Botschafters bei Hitler gekennzeichnet wurden, waren von entsprechenden Fühlungnahmen in Rom, London und Paris begleitet.



Auf französischer Seite bezog man das diplomatische Gespräch von Anfang an auf drei Fragengruppen, die in Zusammenhang mit einander gebracht wurden: die eigentliche diplomatische Unterhaltung zwischen Deutschland und Frankreich, die Erörterung der Abrüstungsfrage und die Überlegungen betr. der Völkerbundsreform. Das Zentrum des Widerstandes gegen eine grundsätzliche Neuregelung der mit dem Versailler Diktat, der französischen Sicherheitstheorie und dem Völkerbundregime zusammenhängenden Fragen ist von den Franzosen in die Erörterung des Abrüstungsproblems verlegt worden. Während die Drohung Italiens mit einem eventuellen Austritt aus dem Völkerbund und die Bereitschaft Englands, zu Gunsten seiner traditionellen Politik der *balance of power* die Unterstützung der französischen Völkerbundspolitik zu revidieren, Frankreich veranlasst hat, sich mit einer Reform der Völkerbundsmethoden einverstanden zu erklären, setzt man in Paris nach dem Schein eines sachlichen Entgegenkommens den deutschen Wünschen in der Abrüstungsfrage hartnäckigsten Widerstand entgegen. Über den Inhalt gerade dieser Verhandlungen sind nur indirekte Verlautbarungen erfolgt. Immerhin wird man annehmen können, dass die Umwandlung der Reichswehr in ein kurzfristig dienendes 300.000 Mann-Heer und die Normalausrüstung Deutschlands mit Verteidigungswaffen im Rahmen der deutschen Gleichberechtigungsforderung nach dem endgültigen Scheitern aller Abrüstungsbestrebungen Gegenstand der Erörterungen gewesen sind. Darüber hinaus ist von deutscher Seite auf das vom Reichskanzler mehrfach wiederholte Angebot zum Abschluss von Nichtangriffsverträgen mit den Nachbarn Deutschlands hingewiesen worden. Unmittelbar vor dem Fest erklärte die Pariser Presse übereinstimmend, dass man keine Möglichkeit sähe, direkte deutsch-französische Verhandlungen auf Grundlage der von Deutschland formulierten Möglichkeiten anzuknüpfen. Das Abrüstungsproblem hat somit wieder einmal dazu herhalten müssen, die von Frankreich gefürchtete direkte Auseinandersetzung zu verschieben. Dass es den englischen Bemühungen in Paris und Rom gelingen wird, den von ihr angestrebten Ausgleich zwischen dem deutschen Anspruch auf Gleichberechtigung und der französischen Sicherheitsforderung zu erreichen, muss bezweifelt werden. Ebenso problematisch erscheinen allerdings die Versuche Frankreichs, seine Verbündeten im Osten für die Unterstützung der französischen These zu mobilisieren.

Das gilt insbesondere im Hinblick auf Polen, wo die kommende

Verfassungsreform dem Umstand Rechnung tragen will, dass die beiden grossen Nachbarn des Landes, Deutschland und die Sowjetunion, nicht parlamentarisch regierte Staaten sind, und dass es für Polen darauf ankommt, eher mit seinen Nachbarn zu einem *modus vivendi* zu kommen, als zum Schutz eines überlebten politischen Systems an Allianzen festzuhalten, die einen realen Wert für Polen kaum mehr haben.

### *Die Wende der deutschen Handelspolitik*

Das erste praktische Ergebnis der im vorigen Bericht behandelten Bereinigung der Beziehungen zwischen Deutschland und Polen ist die Unterzeichnung des deutsch-polnischen Roggenabkommens. Das Abkommen sieht die Einrichtung gesonderter Verkaufsbüros für jedes Land vor. Die Ausfuhrabschlüsse werden durch diese staatlichen Büros getätigt, und die Ausführung wird nach jedesmaliger gegenseitiger Fühlungnahme Privatfirmen übertragen. Durch das Abkommen soll eine Konkurrenz der beiden Länder auf den Auslandsmärkten für Roggen ausgeschaltet werden. Die Handelsvertragsverhandlungen sind noch in der Schwebe. Sie werden in ihrem Abschluss die Meistbegünstigungsklausel nicht mehr enthalten.

Zu Ende des Jahres schweben eine grosse Reihe von Handelsvertragsverhandlungen. Eine Zusatzvereinbarung zum deutsch-tschechoslowakischen Wirtschaftsabkommen vom 29. Juni 1920 ist in Kraft getreten, desgleichen der deutsch-bulgarische Handels- und Schiffsfahrtsvertrag vom 24. Juni 1932. Deutsch-irische Wirtschaftsverhandlungen haben in Berlin begonnen, und eine Reihe von Besprechungen mit andern Ländern sind im Fluss oder stehen in Aussicht. Mit der Schweiz konnte unmittelbar vor Weihnachten ein Wirtschaftsabkommen unterzeichnet werden, das für die Schweizer Einfuhr nach Deutschland eine Reihe von Zollvergünstigungen vorsieht. Im übrigen ist der Vertrag auf dem Kontingentsystem aufgebaut.

Eine wesentliche Bedeutung für eine Reihe künftiger Handelsvertragsverhandlungen besitzt der neue deutsch-holländische Wirtschaftsvertrag, der am 1. Januar an die Stelle des bisherigen Handelsprovisoriums tritt. Deutscherseits handelte es sich darum, die deutschen Ausfuhrinteressen auch im Kontingentierungssystem zu wahren. Die Einsetzung eines aus Regierungsvertretern beider



Länder bestehenden Ausschusses, in dem laufende Fragen der Kontingentierungspolitik und des sonstigen Warenverkehrs beraten und erledigt werden sollen, sowie die Bildung gemischter Ausschüsse aus den Kreisen der Beteiligten bei den wichtigsten landwirtschaftlichen Einfuhrwaren (wertmässig bezog Deutschland 1933 über die Hälfte der gesamten von Holland exportierten Buttermenge!) weisen neue Wege für die Behandlung lebenswichtiger Fragen zwischen zwei wirtschaftspolitischen Partnern.

Im Verkehr mit Holland, Dänemark und den baltischen Randstaaten sind die beiden Gesetze bedeutsam, die den Markt für Milcherzeugnisse und Eier zu ordnen bestrebt sind. Die Einfuhr dieser Produkte wird in Zukunft den besonderen Bedürfnissen des deutschen Marktes angepasst werden. Wer Butter, Käse und Eier in den Verkehr bringen oder aus dem Ausland einführen will, muss sie vorher einer zu errichtenden Reichsstelle zum Kauf anbieten. Lehnt die Reichsstelle die Übernahme ab, so darf die Ware im Inlande nicht in den Verkehr gebracht werden. Dadurch wird die Möglichkeit geschaffen, bei der Einfuhr auf solche Länder Rücksicht zu nehmen, die ihrerseits deutsche Ausfuhrartikel beziehen.

Mit Finnland hat ein dem holländischen ähnliches Übereinkommen nicht erzielt werden können. Auch in den deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen haben sich Schwierigkeiten ergeben. Die Ende Oktober in Paris begonnenen Verhandlungen über die Anwendungsweise der neuen französischen Kontingente auf den deutsch-französischen Warenverkehr mussten kurz vor Weihnachten ergebnislos abgebrochen werden, weil Frankreich den für die Transferzahlungen notwendigen Ausfuhrüberschuss Deutschlands in unerträglicher Weise sowohl dem Wert wie der Warenauswahl nach herabzudrücken trachtete. Es muss damit gerechnet werden, dass damit zwischen Deutschland und Frankreich eine Periode ernster handelspolitischer Schwierigkeiten begonnen hat.

Die Schwierigkeiten dieser deutsch-französischen Verhandlungen waren deshalb so gross, weil die deutsche Ausfuhr trotz ihres verhältnismässig günstigen Saldos keinen hinreichenden Devisenüberschuss für die Leistung der Transferzahlungen einbringt. Ein erheblicher Teil der Ausfuhr wird bekanntlich, seitdem der Volltransfer aufgehört hat, gegen Registermark, Bonds, Skrips, d. h. gegen aufgeschobene Verpflichtungen verrechnet, aber nicht mit Devisen bezahlt. Reichsbankdirektor Dr. Schacht hat diese Situation unter der

Problemstellung «Zins oder Dividende» in seiner Rede vor der deutschen Handelskammer in Basel im einzelnen dargelegt, sie als Ausfluss und Ergebnis des Wahnsinns von Versailles historisch gekennzeichnet und darauf hingewiesen, dass bei Herabsetzung des Transfers von 50 auf 30% im ersten Halbjahr 1934 die ausländischen Gläubiger zwar vorübergehend an Zinsen bis zu 15%, an Kapital aber garnichts einbüßen, während sie in Ländern mit entwerteter Valuta umfangreiche Kapitalverluste in Kauf nehmen müssen.

### *Binnenwirtschaft und Arbeitsbeschaffung*

In der deutschen Binnenwirtschaft ist im Gegensatz zum Aussenhandel auch weiterhin eine kräftige Erholung festzustellen. Die Investitionen der Regierung für die Arbeitsbeschaffung und ihre sonstigen Massnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit haben dazu geführt, dass das Produktionsvolumen seit dem Februar d. J. um 22% über den tiefsten Vorjahrsstand gestiegen ist. Natürlich ist diese Erholung noch ungleichmässig verteilt. Immerhin zeigt sie sich zum ersten Mal auch im Steueraufkommen, dessen Voranschlag nicht nur erreicht, sondern vielfach überschritten worden ist. Im Vergleich zu andern Ländern sind die Abgaben, die das deutsche Volk zu zahlen hat, nach wie vor recht hoch und bedürfen einer Ermässigung. Diese wird nicht nur dadurch erzielt, dass Steuerrückstände aus einem gewissen Zeitraum unter der Voraussetzung, dass ihr Betrag für Ersatzbeschaffungen verwandt wird, erlassen werden können, sondern vor allem durch die Einleitung einer umfassenden und grundsätzlichen Steuerreform. Die Vielheit der Steuern und die Kompliziertheit des Steuerrechts werden verschwinden. Die sozial Schwachen sollen geschont, kinderreiche Familien stärker berücksichtigt werden. Daneben wird eine einheitliche Steuerverwaltung geschaffen werden.

Die weitere Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist eine Hauptsorge der Reichsregierung. Ende November war mit einer Arbeitslosenziffer von 3,71 Millionen erstmalig der Arbeitslosenstand des Jahres 1930 wieder erreicht. Unter den Massnahmen, die ein stärkeres Ansteigen der Arbeitslosenziffer im Winter verhindern sollen, sind in erster Linie die Überführung weiblicher Arbeitskräfte in die Hauswirtschaft und die Förderung der Eheschliessungen durch Ehestandsdarlehen zu nennen. Allmonatlich scheiden auf Grund dieser Massnahmen rund 30.000 weiblicher Arbeitskräfte aus dem Produktionsprozess aus, und man rechnet damit, dass von den 6 Millionen



weiblicher Arbeitskräfte, die zur Zeit in Deutschland beschäftigt werden, in wenigen Jahren 3 Millionen durch männliche Arbeitslose ersetzt werden können. Darüber hinaus bringt die Zunahme der Beschäftigung in den Innenberufen einen weiteren Ausgleich des jahreszeitlich bedingten Rückgangs der Arbeit in den Aussenberufen mit sich. Im Strassenbau wird auf Grund der Pläne des Generalinspektors für den deutschen Strassenbau zu einem erheblichen Teil auch im Winter weitergearbeitet werden können. Alle diese Massnahmen geben zusammen mit der schon eingetretenen Konjunkturbelebung die Gewähr dafür, dass die Arbeitslosigkeit in diesem Winter 4 Millionen nicht überschreiten wird.

### *Die innerpolitische Umgliederung*

Auf dem Gebiet des innerstaatlichen Neubaus stellt das Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat den Abschluss einer Entwicklung dar, die mit der Auflösung der bürgerlichen und marxistischen Parteien vor einem halben Jahr begann. Die einzige seitdem bestehende Partei ist jetzt zu einer Körperschaft des öffentlichen Rechts mit eigener ergänzender Gerichtsbarkeit für ihre Mitglieder geworden. Der Stellvertreter des Parteiführers und der Stabschef der SA sind Mitglieder des Reichskabinetts. Sie sind ebenso wie der Parteiapparat als Repräsentanten der NSDAP in den Staat eingebaut. Den Wandel der politischen Verhältnisse in Deutschland zeigte auch die Zwölf-Minuten-Sitzung zur Eröffnung des neuen Reichstages, der lediglich Mitglieder und Hospitanten der nationalsozialistischen Fraktion umfasst und aus einer parlamentarischen Interessentenvertretung zur Vertretung des politisch geeinten deutschen Volkes geworden ist.

Im Zuge der Reichsreform ist der ständische Aufbau weiter ausgestaltet worden. Nach den Arbeitnehmer-Verbänden haben sich auch die Arbeitgeber-Verbände in der Industrie aufgelöst. Ihre Mitglieder sind der Arbeitsfront beigetreten. Für das Handwerk ist ein Gesetz geschaffen worden, das die Organisation aller selbständigen Handwerker in Pflichtinnungen vorsieht. Die Führung und Betreuung des Handwerks geht von den Landesbehörden auf das Reichswirtschafts- bzw. auf das Reichsarbeitsministerium über. Die endgültige Vertretung des deutschen Landvolkes ist der Reichsnährstand geworden, ebenfalls eine Selbstverwaltungskörperschaft des öffentlichen Rechts. Führer und Vertreter des Reichsnährstandes ist

der vom Reichskanzler ernannte Reichsbauernführer. Die Staatsaufsicht führt der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft.

Alle akademischen und nicht akademischen Rechtsdiener sind im deutschen Rechtsstand zusammengefasst, der gleichberechtigt neben die andern Berufsstände des deutschen Volkes tritt. Der Führer des deutschen Rechtsstandes, der Reichsjuristenführer, ist unmittelbar dem Reichskanzler unterstellt und verantwortlich. Die organisatorischen Träger des Standes sind die Deutsche Rechtsfront und der Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen. Im einzelnen sind acht Fachgruppen gebildet worden, die Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Hochschullehrer, Verwaltungs- und Justizbeamte, den juristischen Nachwuchs u. s. w. umfassen und durch je einen Fachgruppenrat von 9 Personen beraten werden. Ausserdem stehen der Leitung der Deutschen Rechtsfront eine Reihe Sonderbeauftragter zur Verfügung. Die Rechtsfront ist in 27 Gaue, entsprechend den Grenzen der Oberlandesgerichtsbezirke, eingeteilt. Jeder Gau hat einen juristischen Gauführer und mehrere Bezirksobleute.

Über den ständischen Aufbau hinaus werden die Vorbereitungen für die grosse Reichsreform fortgesetzt. Durch ein Gesetz zur Änderung der Reichshaushaltsordnung werden die Haushaltsrechte der Länder und Gemeinden der Reichshaushaltsordnung angeglichen. Preussen hat daneben, unbeschadet der endgültigen Regelung durch das Reich, einen Umbau der Selbstverwaltungskörperschaften vorgenommen, der den nationalsozialistischen Führungsgrundsätzen entspricht und im wesentlichen das Muster für die künftige Neugestaltung der Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassungen abgeben dürfte. Das Kernstück dieses Gesetzes ist die Beseitigung der parlamentarischen und der Kollegialverfassung und ihre Ersetzung durch das Führerprinzip.

### *Das deutsche „dopo lavoro“*

Auch der Kulturaufbau ist im Berichtsabschnitt weiter gefördert worden. Die weitgreifende Initiative des preussischen Ministerpräsidenten in kulturellen Dingen und die umfassende Arbeit, die auf diesem Gebiet im Reichspropagandaministerium geleistet wird, hat unmittelbar vor Weihnachten zwischen beiden Regierungsstellen zu einer Übereinkunft geführt, die eine weitgehende Vereinheitlichung der deutschen Kulturpolitik zur Folge haben wird. Die grosse Feierabendorganisation «Kraft durch Freude» ist erst im Aufbau begriffen.



Ihr Führer ist der Führer der deutschen Arbeitsfront. Ihr Aufgabenkreis umfasst die kulturelle Betreuung aller arbeitenden Volksgenossen. Daneben sorgt ein Sportamt, ein Amt für Reisen, Wandern und Urlaub, für Selbsthilfe und Siedlung, für Schönheit der Arbeit und Ausbildung, für die Beratung und Förderung aller Mitglieder auf den angegebenen Gebieten. Man hofft, auf diesem Wege die Anfänge einer neuen Volkskultur planmässig unterstützen zu können.

### *Die Lage im Bekenntniskonflikt*

Der Bekenntniskonflikt, über den das vorige Mal berichtet wurde, hat eine einstweilige Lösung gefunden. Die Glaubensbewegung der Deutschen Christen ist durch eine schwere Krise gegangen und seitdem in einer Umbildung begriffen, die noch nicht abgeschlossen ist. Ihr Reichsleiter Bischof Hossenfelder hat seine Ämter als geistlicher Vizepräsident des evangelischen Oberkirchenrats und Stellvertreter des Landesbischofs der altpreuussischen Union niedergelegt, ist als Kirchenminister zurückgetreten, hat das Amt eines Bischofs von Brandenburg aufgegeben und ist schliesslich auch als Reichsleiter der Glaubensbewegung zurückgetreten. Den Mitgliedern des Geistlichen Ministeriums sowie allen ihren Beamten ist die Zugehörigkeit zu kirchenpolitischen Parteien, Bünden, Gruppen und Bewegungen untersagt worden. In Befolgung dieses Gesetzes hat der Reichsbischof die Schirmherrschaft über die Glaubensbewegung Deutsche Christen niedergelegt. Nach der Umbildung der Bewegung wird sie sich machtpolitischer Ansprüche im Kirchenwesen zu enthalten haben und sich ganz dem volksmissionarischen Dienst widmen.

Ein weiteres Kirchengesetz füllt im kirchlichen Gesetzesaufbau die Lücke, die durch die im vorigen Bericht erwähnte Aufhebung der von den Landeskirchen seit dem 1. Januar 1933 ergangenen Gesetze entstanden war. Der Streit über den «Arierparagraphen» wird hier dadurch hinfällig, dass die Ausbildung des theologischen Nachwuchses in dem Rahmen der für das Universitätsstudium geltenden Vorschriften erfolgen muss, denen zufolge Nichtarier zum Theologiestudium nicht zugelassen sind. Eine Entlassung oder Emeritierung gegenwärtig im Amt befindlicher nichtarischen Pfarrer ist nicht vorgesehen. Das Gesetz bestimmt ferner, dass die Eheschliessung der Geistlichen von einer besonderen Genehmigung abhängig gemacht wird, und enthält im übrigen Vorschriften über die Disziplinierung von Pfarrern durch ein besonderes Kirchengerecht und über die Ver-

setzung in den Ruhestand bei Erreichung der Altersgrenze. Ein weiteres Gesetz behandelt die Errichtung eines Schlichtungsausschusses zur Beilegung von kirchenpolitischen Streitfällen, die dienstliche und persönliche Verhältnisse eines Geistlichen oder eines kirchlichen Verwaltungsbeamten betreffen.

### *Der Leipziger Urteilsspruch*

Nach 56 Verhandlungstagen ist am 23. Dezember im Leipziger Reichstags-Brandstifterprozess das Urteil gesprochen worden. Der Brandstifter Marinus van der Lubbe wurde zum Tode verurteilt, der Vorsitzende der kommunistischen Reichstagsfraktion Torgler und die drei bulgarischen Kommunisten Dimitroff, Popoff und Taneff wurden wegen nicht ausreichender Beweise von der Anklage der Brandstiftung und des Hochverrats freigesprochen. Die Aufnahme dieses Urteils in der deutschen Öffentlichkeit ist zwespältig gewesen. Man empfand allzu deutlich, dass mit den Angeklagten der Kommunismus auf der Anklagebank sass und eine Verurteilung nicht nur moralischer Art in der Person seiner Vertreter verdiente. Der Freispruch der vier Kommunistenführer erschien unter diesem Gesichtswinkel zwar als formaljuristische Notwendigkeit, fand aber im Rechtsempfinden des Volkes keine Stütze. Das Ausland dagegen, das zum grössten Teil das Wesen der kommunistischen Gefahr noch immer nicht begriffen hat, konnte naturgemäss allein die juristischen Voraussetzungen zur Beurteilung dieses Monstreprozesses heranziehen und kam so zu einer Würdigung des Leipziger Freispruchs, nachdem die Kommunisten und Sozialdemokraten der ganzen Welt Monate hindurch vergeblich versucht hatten, den Prozess zu einer politischen Reklame für ihre Internationalen auszuschlachten. Das Lieblings-thema der Greuelhetze gegen Deutschland ist jedenfalls mit dem Leipziger Urteilsspruch versiegt, und die Befriedung des politischen Lebens im Reich, die in der Entlassung vieler Tausender von Schutzhäftlingen ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hat, entzieht den Greuelfabrikanten ein weiteres Thema ihrer Hetze. Politisch ist die Tätigkeit der Gegner des heutigen Regimes sowohl im In- wie Auslande längst uninteressant geworden. Man gewöhnt sich überall daran, dass das neue Deutschland einig und damit ein Faktor ist, mit dem jedermann rechnen muss.

*Harald Nietz*

Berlin, 27. Dezember 1933



# Stefan George

Die starre erde pocht  
Neu durch ein heilig herz.

Durch die blendenden und vielfarbig zuckenden Lichter seiner Zeit schreitet die Gestalt Georges. Die Ströme und Wirbel der deutschen Dichtung, die in gärender Glut um neue Erkenntnisse und Formen ringt, berühren den Dichter kaum. Der eigene Glanz birgt und verbirgt ihn scheinbar der Umwelt, die Umwelt ihm. Sein Gesicht ist abgewandt, sein Blick nach innen gerichtet. Nur im engsten Kreise scheint er zuhause zu sein, nur dieser enge Kreis seiner Freunde scheint ihn zu verstehen. Dennoch ist es nicht ganz so. — Wenn auch noch heute George vielen fremd und unverständlich ist, der in inneren Glut leuchtende Geist seiner Dichtung hat allertiefsten Einfluss auf seine Umwelt gehabt, und dieser Einfluss dürfte sich künftig noch verstärken.

Georges Grösse liegt in seiner Abseitigkeit. Nichts hat ihn von seinem grossen, vorgeschriebenen Wege abgelenkt. Ohne zu wanken ist er durch die Wirbel Naturalismus und Expressionismus geschritten. Verlacht vielfach und verkannt, hat er den Blick nicht von jenen hohen Sternen gewendet, die ihm vorleuchteten. So ist er durch Niedergang und Zerfall bis in die Tore einer heraufdämmernden neuen Zeit gezogen, deren Kunder er war.

Zu meinen träumen floh ich vor dem volke  
Mit heissen händen tastend nach der weite  
Und sprach allein und rein mit stern und wolke...

Nicht umsonst stellt ihn Gundolf in die Reihe der Ganzgrossen, der «Gesamtmenschen», zu denen er neben andern die Deutschen des verflossenen Jahrhunderts — Goethe, Hölderlin, Nietzsche rechnet.

Geradlinig aufwärts geht der Weg des Georgischen Schaffens.

Strenge und Herbe kennzeichnen seine ersten Gedichte. (Fibel 1886/87). Eigenste Form sucht der junge George, und er findet sie im Abseitigen, er ringt um neue heilige Sprache. Die Phrase ist ihm verhasst, die ewige Wiederholung des Gebräuchlichen und Abgenutzten. Der Kampf ist hart und Entscheidungen fallen, wie er es im Schlussgedicht der «Pilgerfahrten» kündigt:

## Die Spange

Ich wollte sie aus kühlem eisen  
Und wie ein glatter fester streif  
Doch war im schacht auf allen gleisen  
So kein metall zum gusse reif.

Nun aber soll sie also sein:  
Wie eine grosse fremde dolde  
Geformt aus feuerrotem golde  
Und reichem blitzendem gestein.

Durch weihevoller und mystischer Landschaft führt Georges weiteres Werk. In seiner eigenen und geheimnisvollen Sprache rührt er seltene Saiten an, die kaum vor ihm erklingen sind. Doch bleibt alles immer Herbe und Fassung, wird niemals Ausbruch und Schrei — denn: «kunst ist nicht schmerz und nicht wollust sondern der triumpf über das eine und die verklärung des andern».

Es ist unmöglich, in gedrängtem Raum zu Einzelheiten des Georgischen Werkes Stellung zu nehmen. — Reinsten lyrischen Ausdruck findet George wohl in seinem «Jahr der Seele» (1897).

Erstmalig in «Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod» rührt George an deutsches Volksschicksal. Dieses Werk hat allerstrengste Fassung gefunden. Es ist dreiteilig, zu je 24 Gedichten, je 4 Strophen, je 4 Versen. George offenbart sein hartes Ringen mit Sprache und Form:

Ich forschte bleichen eifers nach dem horte  
Nach strofen drinnen tiefste kümmernis...

Der Bau dieses wundervollen Werkes gemahnt an den mittelalterlichen Dom. — In unendlicher Farbenglut und Pracht wiederholt sich rückschauend noch einmal der Gang des Ganzen, das Durchdringen des Lebens mit dem All der Wünsche, Sehnsüchte, Träume, um Ruhe zu finden im letzten verhallenden Klang:

All dies stürmt reisst und schlägt blitzt und brennt  
Eh für uns spät am nacht-firmament  
Sich vereint schimmernd still lichtkleinod:  
Glanz und ruhm rausch und qual traum und tod.



Neben Weihe und Feierlichkeit, die aus einem tiefen katholischen Geiste sprechen, kündigt sich gleichzeitig verhaltene und gebändigte Leidenschaftlichkeit an. Wir spüren «das wilde herz / Worin ein brand sich wälzt von tausend jahren.»

Der Gottsucher wird zum Kündler und Propheten des lohenden Weltbrandes. Niedertracht und Fäule sind in den Geist gedrungen, das grosse Gewitter, das reinigend hereinbrechen muss, zieht drohend um die Horizonte. (Stern des Bundes, 1914).

...zu spät für stillstand und arznei!  
Zehntausend muss der heilige wahnsinn schlagen  
Zehntausend muss die heilige seuche raffen  
Zehntausende der heilige krieg.

Erleben des ungeheuren Kampfes stellt George ganz in die Mitte seines Volkes. Trauerverschleiert sind seine Augen, als der endgültige Zusammenbruch erfolgt, aber lebendig loht das Vertrauen auf den Geist, der nimmer, auch im Tode nicht, zu erkalten vermag, der einmal sein Gefängnis durchbrechen wird, um zu künden, dass Tod und Niedergang nur Prüfungen waren, für den unzerstörbaren Mut und Lebenswillen eines Volkes. (Die drei Gesänge, 1921).

#### An die Toten

Wenn einst dies geschlecht sich gereinigt von schande  
Vom nacken geschleudert die fessel des fröners  
Nur spürt im geweide den hunger nach ehre:  
Dann wird auf der walstatt voll endloser gräber  
Aufzucken der Blutschein... dann jagen auf wolken  
Lautdröhnende heere dann braust durchs gefilde  
Der schrecklichste schrecken der dritte der stürme:  
Der toten zurückkunft!

Wenn je dieses volk sich aus feigem erschlaffen  
Sein selber erinnert der kür und der sende:  
Wird sich ihm eröffnen die göttliche deutung  
Unsagbaren grauens... dann heben sich hände  
Und münder ertönen zum preise der würde  
Dann flattert im frühwind mit wahrhaftem zeichen  
Die königsstandarte und grüsst sich verneigend  
Die Hehren, die Helden!

Seherisch kündigt der Dichter den Aufbruch eines neuen Geistes. Und hier geht uns im Tiefsten die Bedeutung auf, die sonst oft über-national, den toten Dichter an sein Volk und sein Land knüpft. Sein Leben und Werk sind die Offenbarung eines reineren heiligen Geistes, tiefdeutsch in den Gründen, ohne es in Schlagwort und Phrase zu sein. — Ein läuterndes Feuer, ist Georges Sprache, in ihrer unbittlichen Strenge und ihrer begnadeten Schönheit, in das Werk aller Schaffenden gedrungen; sein Ruf zu Werterkenntnis und reinigender Tat ist von den Ohren aller Hörenden gehört worden. Die Deutschen der ganzen Welt werden ihn nicht vergessen, — erst spätere Geschlechter vielleicht werden seine überragende Grösse und Kraft voll zu würdigen wissen.

Stefan George ist heimgegangen, das empfinden wir trauervoll, aber gleichzeitig wissen wir, dass er unsterblich in unserer Mitte weilt, wie alle jene Seltenen und Ewigen, deren nur einzelne immer durch die Geschichte des Geistes schreiten.

Wir können nichts, als ihm ehrfürchtig nachsinnen, dem Ruf und der Mahnung, und der Verse gedenken, die er im «Siebenten Ring» schrieb, in denen der Tote heute uns Beziehung gibt zu sich selbst:

Du warst für uns in frostiger lichter glosen  
Der brand im dornenstrauch.  
Du warst der spender unverwelkter rosen  
Du gingst vorm lenzeshauch.

Mit deiner neuen form uns zu versöhnen  
Sie singend benedein.  
Vom zug der schatten die nichts tun als stöhnen  
Dich und uns selbst befrein.

Die schmerzen bändigen die uns zerrütten —  
Gebeut dein feurig wehn  
Und soviel blumen hinzuschütten  
Dass wir dein grab nicht sehn.

*Lex Schloss*



# UMSCHAU

## Rückblick und Ausblick

### I

Ein grosses Volk, das müde und alt geworden sein schien, findet in einer revolutionären Wendung zurück zu den Quellen des Lebens. Städte mit Niggermusik und prahlendem Laster, mit jüdischem Witz an allen Strassenecken und fressendem Klassenhass gewinnen über Nacht ein neues Gesicht. Das nährnde Land, als Provinz verspottet und als Einöde vergessen, wird in seiner mütterlichen Würde wieder erkannt. Der deutsche Eigenbrötler wird an Disziplin gewöhnt. In den Rausch einer zynisch geniesserischen oder schwächlich nachgebenden Untergangsstimmung klingen rau und streng die Wecksignale.

Das grosse Erlebnis des Jahres 1933 ist die tiefe geistige Wandlung des deutschen Volkes. Man weiss wieder, dass ein Volk nur leben kann, wenn es sich zur unverbrüchlichen Geltung einfacher Normen bekennt. Man weiss wieder, dass Gesundheit und Kraft eines Volkes davon abhängen, wie es die Welt anschaut: ob als einen sinnlosen Wirbel von Stoffen oder als sinnvoll beseelten Organismus, und ob der Mensch ihm ein in seiner Willkür freies Wesen ist oder ein Geschöpf Gottes, das einem Ruf zu gehorchen hat und der Erlösung bedarf.

### II

Ein Umschwung vom Ausmass des deutschen musste natürlich auch aussenpolitische Wirkungen haben. Allen geistig im 19. und 18. Jahrhundert wurzelnden Völkern waren die deutschen Vorgänge zunächst schwer verständlich. Was männlich war, erschien kriegerisch, und die Aktivität eines um sein Dasein ringenden Volkes wurde als Bedrohung des europäischen Friedens ausgegeben.

So wurde auch die Absage Deutschlands an den nationalistischen Imperialismus zunächst als eine taktische Wendung verstanden. Es wird noch dauern, bis sich die Erkenntnis durchsetzt, dass der Verzicht auf Germanisationsbestrebungen und nationalistische Aggressivität tatsächlich dem Volksbegriff des neuen Deutschland entspricht, dass die Erklärungen und Massnahmen Hitlers in diesen Fragen ein historischer Akt ist, der eine neue Phase im Verhältnis Deutschlands und seiner Nachbarn einleiten kann.

Heute freilich ist das Misstrauen noch ein starker politischer Faktor, der nicht ungestraft unterschätzt werden darf. Die Mächte, denen an der Lebendigerhaltung des Misstrauens gegen Deutschland gelegen ist, sind in unserem Bereich verschieden stark. Die Emigrantendrucke in Riga ist politisch uninteressant geworden. Die Sozialdemokratie, die sich in den baltischen Staaten auf alte nationale Traditionen stützt, wird nächstens um ihre Existenz zu kämpfen haben. Die französische Politik ist heute vielleicht weniger als je in der Lage, den vitalen Bedürfnissen der baltischen Staaten Befriedigung zu gewähren. Stark ist der Wille der festgefügt lettischen und estnischen Parteiorganisationen, die immer noch auf dem verstimmten alten Klavier der deutscheindlichen Ressentiments spielen müssen, und stark ist die Presse gesinnungsloser Zeitungsunternehmen, die um des Geschäfts willen politische Pikanterien, wenn es sie in Wirklichkeit nicht gibt, erfinden muss.

### III

Es wird noch dauern, bis man sich in lettischen und estnischen Kreisen eingestehen wird, dass der Umschwung in Deutschland dem baltischen Deutschtum

Anlass gegeben hat, das 1919 durch die Umstände erzwungene Loyalitätsbekenntnis zum Staat viel konsequenter, realer und bewusster aufzufassen als bisher. Auch in diesem Sinne bedeutet das Jahr 1933 eine Konsolidierung der Verhältnisse im europäischen Osten — so paradox diese Feststellung denen erscheinen mag, die vom Komplex «Hitlerismus», «Baronsintrigen», deutscher «Drang nach dem Osten» beherrscht werden.

Abgesehen von dieser rein politischen Folge haben die Vorgänge in Deutschland für das baltische Deutschtum aber auch tiefe geistige Wirkungen gehabt. War noch im vorigen Frühling und Sommer der Ideengehalt der deutschen Erneuerungsbewegung in seiner Bedeutung für die Gesundheit und Lebenskraft des Volkes nur in kleinen Kreisen anerkannt, so kann heute gesagt werden, dass die Bejahung der sittlichen Grundlagen völkischer Erneuerung in unserer Mitte öffentliche Meinung geworden ist. Ein Beispiel: Herr Voltaire wird nicht mehr, wie im vorigen Jahr anlässlich der öffentlichen Debatte über die «Revolte im Erziehungshaus» in Riga, den Sargdeckel öffnen und als strenges Gespenst in der Presse Belehrungen erteilen.

Dennoch haben wir auch in diesem Jahr in Riga zu Weihnachten ein höchst unerfreuliches Theaterereignis gehabt. Näheres im Theaterbericht. Es ist noch viel zu tun, bis gewisse Normen auch bei uns selbstverständliche Geltung erlangt haben werden. Der Kampf dafür stellt uns volkserzieherische, vor allem aber volksmissionarische Aufgaben von umso grösserer Bedeutung, als die innerstaatlichen Machtverhältnisse bei uns keinen Zuchtmeister zur Vereinheitlichung der Gesinnungen in Aussicht stellen. Wir glauben davon ausgehen zu können, dass die Aufgeschlossenheit für die neuen Ideen im Grunde viel grösser ist, als

man gemeinhin annimmt, und dass eine wachsende Sehnsucht im Volke selbst den Sieg einer verpflichtenden Weltanschauung fordert und verbürgt.

#### IV

Der Schwung, mit dem die junge baltische Generation in die Arbeit einrückt, ist vielleicht das Beste, was uns das Jahr 1933 gebracht hat. Der politische Schaden, den Fehler und Missverständnisse gebracht haben, steht in keinem Verhältnis zum Gewinn, der daraus erwächst, dass hier ein Geschlecht wieder inbrünstig an seine Zukunft glaubt und bereit ist, mit einer neuen Haltung wirklich ernst zu machen. Der Grund der begrenzten Durchschlagskraft aller baltischen Gruppen, die früher den Geist der deutschen Erneuerungsbewegung zu vermitteln suchten, war der, dass sie das soziale Problem nicht praktisch anpackten. Der deutsche «Bildungsverein» in Lettland will das Schwergewicht immer mehr in die soziale Arbeit verlegen. Es offenbart sich immer wieder, wie unendlich viel noch zu tun ist. Der deutschen Nachbarschaftsorganisation, die in Lettland in nächster Zukunft ins Leben treten soll, wird hierbei eine zentrale Bedeutung zukommen. Abgeschlossen sein wird die soziale Neugliederung erst mit der Konsolidierung korporativer Berufsgenossenschaften.

Man versteht vieles falsch, wenn man nicht das Bekenntnis immer weiterer Kreise unserer Volksgenossen zur Idee des Sozialismus oder zum Gedanken der Bodenständigkeit als den Ausdruck einer Sehnsucht empfindet, Sehnsucht nach Gemeinschaft und nach einfachen, gesunden Lebensformen. Es ist nicht nur unbillig, sondern bedeutet eine tiefe Verkennung des Wesentlichen, wenn man z. B. die Werbung für ländliche Bodenständigkeit unter Städtern als Schwärmerei abtut.



Das Jahr 1934 als Wahljahr wird unserem Deutschtum in Lettland und Estland wahrscheinlich wieder harte Angriffe bringen. Die heute noch vorhandene Geschlossenheit nach aussen entspricht nicht mehr unseren innerdeutschen Verhältnissen. Ein Masstab: gar zu häufig sind Privatpersonen ohne öffentliche Verantwortung, ohne zwingende Nötigung beflissen, sich gegen Volksgenossen abzugrenzen, die heute Missverständnissen und Angriffen seitens Nichtdeutscher ausgesetzt sind. Distanzierungen dieser Art — deren politischer Nutzen übrigens zweifelhaft ist — sollten uns weniger leicht fallen. Die Solidarität, deren wir bedürfen, wird dadurch gewiss nicht befördert.

## V

Vor fünf Jahren schrieben wir am Jahresschluss in der Baltischen Monatschrift (1928, S. 744):

«Der Zusammenschluss unserer Volksgenossenschaft kann unter keinen Umständen von einem Monat zum andern geschaffen werden. Er kann sich gewiss einmal unter dem Druck grossen Geschehens plötzlich herstellen; er wird aber heute nur langsam wachsen. Und dazu bedarf es stärkerer Kräfte, als der kulturellen von Sprache und Wissenschaft, Schule und Verein, Musik und Theater, stärkerer, als der organisatorischen; dazu müssen Quellen wieder aufbrechen, an denen wir in der Zeit der Schreckensherrschaft vor zehn Jahren reich waren, die seitdem verschüttet sind. Vielleicht gibt die Erinnerung an diese Zeit, die uns in Riga in diesem Jahre mehr denn je zu sagen hat, den Kanzeln wieder eine grössere Bedeutung.»

Das gilt auch heute noch. Das grosse Geschehen in Deutschland hat unser

Volkstum zwar mächtig aufgerüttelt, aber nicht zusammengeschlossen: zu viel wurden noch in breiten Kreisen über den garnicht zu unterschätzenden Tagesorgen die grossen Linien, die für unser Volkstum auf die Dauer entscheidenden Fragen der sittlichen Haltung, der Erneuerung vergessen. Im richtigen Augenblick ist da die Kundgebung der deutschen evangelischen Pastorenschaft in Lettland erfolgt, die wir im Dezemberheft zur Kenntnis unserer Leser brachten. Hier ist mit grosser Klarheit gezeigt, was zeitlos die Hauptsache ist und was allein, weit davon entfernt, nur Privatsache zu sein, auch unsere dunklen und steinigen Wege erhellen kann.

R. W.

## Ein aktuelles Heft

Das neueste Heft der Rigaschen Zeitschrift für Rechtswissenschaft \*) enthält mehrere auch für den Nichtjuristen wichtige Aufsätze. L. von Witte-Riga schreibt über «Bestrebungen der Verfassungsänderung Lettlands»; das Verfassungsreformprojekt des lettischen Bauernbundes wird dankenswerter Weise auch im Wortlaut wiedergegeben. Rechtsanwalt Dr. Lang-Würzburg berichtet eingehend über die deutschen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes, u. a. das Gesetz über das bäuerliche Erbhofrecht. Im Kapitel Rechtsprechung wird von H. Stegman die wichtige Senatsentscheidung vom 9. Oktober 1933, durch welche die Verfügung des ehemaligen Bildungsministers Kehninsch vom 2. Juni 1933 aufgehoben wurde, mitgeteilt. Rechtsanwalt W. Mueller berichtet über die Gesetzgebung Lettlands im III. Quartal 1933.

\*) Herausgegeben vom Deutschen Juristen-Verein in Riga. VII. Jahrg. 1933/34, 2. Heft. Druckerei u. Verlags-Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga.

## Deutsches Schauspiel zu Riga

### 1.

Im Dezember hat das «Deutsche Schauspiel» keine besonders glückliche Hand in der Spielplangestaltung bewiesen. Zwar bedeutete August Hinrichs' strammes, bühnensicheres Lustspiel «Freie Bahn dem Tüchtigen» einen guten Griff. Hinrichs, der mit seinem «Krach um Jolanthe» seit Monaten die Zwerchfelle der Reichshauptstädter erschüttert, weiss kernige Gestalten zu schnitzen, er weiss um das Körnchen Humor, das in jedem ernstesten Geschehen verborgen liegt, aber er weiss besonders, wie man lachen machen kann, ohne irgend jemandem verletzend wehe zu tun. Das ist eine feine Kunst! So ist auch dieses Geschehen um den tödlichsten Studienrat Bröker, der so gern ganz aus eigener Kraft Gymnasialdirektor werden möchte und es auch wird — freilich durch die Protektion seiner Frau und eines Jugendfreundes, ja seiner eigenen Kinder, eine Protektion, von der er selbst als einziger nichts ahnt und nichts merkt, so befreiend lustig und nett, dass man die vergnügten Stunden im Theatersaal in freundlicher Erinnerung behalten wird. Die Aufführung unter Obsiegers Regie war allerdings auch vorzüglich, beschwingt und sehr fröhlich; da war alles lebendig und mit sicherer Hand aufeinander abgestimmt. Das Publikum ging denn auch vom ersten Akt in belustigter, immer belustigterer Begeisterung mit und freute sich sichtlich, einmal ein wirkliches Lustspiel ohne plumpe Anzüglichkeiten und peinliche Sexualitäten erleben zu dürfen. Unsere Schauspieler gaben in schönem Zusammenspiel alle ihr Bestes; Obsieger formte in gewohnter Sicherheit seinen rührenden Schulmeister zu einer ganz famosen Studie aus, und Sigrid Hamar stell-

te in einer eigentlich kleinen Nebenrolle eine Frau Stadtverordnete auf die Bühne, die ihr unvergessen bleiben soll; ihr Können gewinnt von Aufführung zu Aufführung immer reifere Gestalt. Die andern — Elisabeth Ilma, Irene Rée, Bergner, Hendrich, Kubitzky, v. Rotberg, auch Ruschmann — taten alle wacker mit. Das war wirklich sehr nett.

Aber dann mussten wir uns Ibsens «Wildente» ansehen, und das war schon weniger nett. Der «Magier aus dem Norden», dem der Balte wohl auch in den Tagen seines leuchtendsten Ruhmes mit mehr Kritik und Abstand gegenüberstand als der Reichsdeutsche, zeichnet, und zumal in der «Wildente», doch ein mechanistischeres Weltbild, als uns heute tragbar erscheint. Seine geschliffenen Dialoge entzücken heute wie ehedem, seine mit visionärer Wucht geformten Gestalten ergreifen uns ebenso, wie sie unsere Väter ergriffen haben; aber was diese Ibsenmenschen sagen und tun, geht weitgehend von Voraussetzungen aus, die wir inzwischen als falsch erkennen gelernt haben, und so bleibt der Gesamteindruck unbefriedigend und unerfreulich. Dass ausgerechnet dieses Stück Anlass zu einem Konflikt mit dem guten Könner Hans Maria Böhmer, der unsere Bühne daraufhin verlassen hat, gegeben hat, konnte die Freude an der übrigens gut abgerundeten Aufführung nicht steigern. Obsieger musste im letzten Moment für ihn einspringen — erstaunlich, wie dieser immer zuverlässige Künstler in so kurzer Zeit die Gestalt des traumprahlerischen Hjalmar so überzeugend glaubhaft durchformen konnte! Else König bewies als Gina — sehr zart, sehr still, sehr zerbrechlich —, über welche stillen und feinen Töne sie verfügt, wenn sie an die richtige Stelle ge-



setzt wird; die Szenen zwischen ihr und der rührenden, kleinen Hedwig (Irene Réé) gehörten zu den schönsten, eindruckvollsten des Abends. Kubitzky gab den alten Ekdal; ihm gelangen einige fast ans dämonische grenzende Momente. Auch Hendrich verstand es, aus seinem Ibsenarzt eine saftige, plastische Gestalt zu formen. Die andern blieben etwas blass. Beug, der mit sicherer Hand Regie führte, liess mit Recht im Zeitkostüm spielen; er hätte allerdings auf den Anachronismus des elektrischen Lichtes im ersten Akt verzichten sollen.

Leider sind im Dezember die Vorstellungen der «Deutschen Jugendbühne», die eigentlich allmonatlich stattfinden sollten, unterbrochen worden. Das Hinrichslustspiel hätte ohne Zweifel auch bei unserer Jugend fröhliche Zustimmung gefunden; es ist eigentlich nicht einzusehen, weshalb nicht auch sie einmal ein zeitgenössisches sauberes Lustspiel sehen soll.

## 2.

Ja, und dann kam also Weihnachten heran. Das «Deutsche Schauspiel» wollte uns überraschen; zahlreiche spasshafte Vornotizen in der Presse erhöhten die neugierige Spannung. Man hatte ein Singspiel von Benatzky ausgesucht, «Das bezaubernde Fräulein», und dieses bedeutsame Zeitdokument ging also am ersten Feiertage vor fast ausverkauftem Hause in Szene.

Es ist schmerzlich, dies eingestehen zu müssen — aber die Überraschung ist diesmal misslungen. Wozu in aller Welt ein Singspiel? Wir haben in diesem Jahr sehr achtbare, z. T. sogar ganz vorzügliche Schauspielkräfte bei uns, aber dass sie singen könnten, wird niemand ernsthaft behaupten wollen. Die kleine Irene Réé sollte das bezau-

bernde Fräulein machen (ach, sie ist so gar nicht mondän!), aber sie wird es mir verzeihen, wenn ich gestehe, dass die verzweifelten Töne, die sie ausstieß, mich nicht bezaubert haben. Horst Bergner als ihr Gegenpart war zwar wirklich reizend springlebendig und überzeugend lustig, aber singen — nein, was man so gemeinhin «singen» nennt, das kann er auch nicht. Und Obseger mutete als hüpfender und, nun sagen wir also: singender Bajazzo geradezu tragisch an — der sollte doch wirklich anderen Aufgaben vorbehalten bleiben! Warum sich an Dinge wagen, die ausserhalb der eigentlichen Zielsetzung liegen? Die Professoren unserer Herderhochschule wissen z. B. sehr genau, weshalb sie nicht an den Boxkämpfen der Berliner Olympiade teilnehmen werden.

Dann aber das Stück. Es muss schon befremden, dass man sich zur Verschönerung des Weihnachtsfestes ausgerechnet das Elaborat eines Juden, und wie mir scheint, eines sehr typischen Juden ausgesucht hat. Dieser Herr Benatzky handhabt die deutsche Sprache im Stil jenes jokosen Kurfürstendammjargons, in dem Meister Kerr einst den Esprit unserer Muttersprache entdeckt zu haben meinte. Schon diese Sprachbehandlung wirkt denkbar unerfreulich. Und nun die Handlung selbst! Ich gehöre wirklich nicht zu jenen humorlosen Muckern, deren Einfluss auf das deutsche Theatergeschehen mit Recht abgelehnt wird. Das «bezaubernde Fräulein» enthält, besonders in musikalischer Hinsicht, manchen spritzigen Gedanken, manchen witzigen Einfall. Das aber kann über den Geist des Ganzen doch nicht hinwegtäuschen. Herr Benatzky erzählt nämlich auf der Bühne etwa folgendes:

Ein verlobter, etwas trottelter Ministerialbeamter, der Held (H. Bergner),

muss sein Schlafgemach einer wildfremden Dame, die in die Einsamkeit seines Landhauses verschlagen ist, eben dem bezaubernden Fräulein (I. Réé), abtreten. Ein zweites Schlafzimmer wird, o Gott, wie komisch, von seinem Intimus (v. Rotberg) mit seiner kleinen Freundin (E. König) bewohnt. In dieses Idyll platzt, es ist zum Totlachen, der Schwiegerpapa (Kubitzky) mit der Braut Luise (I. Gast) hinein. Nachdem rasch noch der Chauffeur des bezaubernden Fräuleins (Rentsch) das Dienstmädchen des Ministerialtrottels (M. Zöllner) verführt hat (Nebenhandlung!), kommt es zum Krach. Entlobung. Tiefe Trauer des Trottels. Aber schon hat das bezaubernde Fräulein an seiner Originalität Feuer gefangen und will ihn erobern; der Intimus hilft ihr dabei. Dieser Intimus, also das ist wirklich ein Teufelskerl: er macht einen Hokuspokus, und als alles an der schmerzbeladenen Treue des Trottels schon zu scheitern droht, steckt er das bezaubernde Fräulein einfach in die Uniform der Heilsarmee, und mit einer Reihe von rasend ulkigen Gebetsparodien («Der Friede sei mit dir, mein Bruder!» u. ä.), die ganz stilecht im Heilsarmee-ton vorgetragen werden, gelingt es ihr, den Widerstrebenden zur Ehe mit ihr zu bekehren. Aus dem bezaubernden Fräulein wird eine bezaubernde Frau — heil ihr, sie hat sich durchgesetzt!

Im Ernst gesprochen: ich muss wirklich gestehen — ich finde das nur mässig komisch. Und bei manchen Versen versagt mein Sinn für Humor völlig; ich finde sie z. T. barbarisch obszön, z. T. blasphemisch.

Den herben Vorwurf muss ich leider durch einige Beispiele erhärten; die Rücksicht auf den Leser macht die Anführung mancher Stellen freilich ganz unmöglich. Aber man höre z. B. das Couplet vom Bernhardiner, der vom

Dackel geliebt wird und ihm schöne entgegenet:

«Ich liebe einen Dobermann,  
Der schwarz ist wie ein Mohr.  
Selbst wenn ich ihn betrügen wollte—  
Wie stellst du dir das technisch vor?»

Aber Herr Benatzky plaudert auch recht amüsant von seinen dichterischen Erfahrungen:

«Ihr Dichter habt's gut, Himmelkreuzsapperment —

Was ihr so bei den Proben mit den  
Girls alles machen könnt!»

Und auch für das Gemüt ist — auch ausserhalb der famosen Heilsarmeeszenen — bestens gesorgt. Der verliebte Trottel schliesst beispielsweise das erste Bild recht treffend mit folgendem entzückendem Nachtgebetchen:

«Lieber Gott!  
Mein Haus ist klein,  
Soll niemand drin wohnen  
Wie ich allein —  
Und Luise!»

Die Bühne ist von Tannenbäumen flankiert. Aber eigentlich hätten zwei Girls (in echter Benatzkyausführung) besser entsprochen.

### 3.

Im letzten Akt, bei der Heilsarmeeszene, wurde gepfiffen. Vielleicht hierdurch, vielleicht auch durch den einen oder anderen mündlichen Einspruch (wie verlautet, auch seitens des Referenten der «Rigaschen Rundschau») veranlasst, änderte und strich die Regie von der zweiten Aufführung ab einiges; die grössten Geschmacklosigkeiten — Parodie der Heilsarmee, Bernhardinervers — fielen so fort, und in der «Rigaschen Rundschau» vom 27. XII. konnte nunmehr eine dithyrambische Besprechung erscheinen. Mir scheint, dass dadurch, dass eine Wiederholung der peinlichen Weihnachtsüberraschung vermieden wur-



de, der Vorfall selbst nicht aus der Welt geschafft ist, und ich glaube auch nicht, dass einige Streichungen und Abänderungen den Geist dieses jüdischen Machwerkes umstellen können. Die Tatsache bleibt bestehen, dass durch einen bedauerlichen Missgriff unser Theaterweihnachtsfest mit einem unsauberen Stück begangen worden ist, und dass die Kritik der Tagespresse wohl das «Farbenfeuerwerk» der «kecken Witze» und die «Leckerbissen», die «in goldene Humore gepackt» seien, zu rühmen wusste, aber kein Wort über den Geist dieser Operette, keines über die Seltsamkeit dieser Wahl gerade zu Weihnachten, keines auch über die Würde des «Deutschen Schauspiels» und seiner Künstler fand. Wie mir scheint, hätte sich das alles vermeiden lassen.

Für die Kinder hatte Couété auch heuer wieder zur Weihnachtsüberrauschung ein Märchen einstudiert. Es gibt ja seltsamerweise kaum wirklich kindertümliche Märchenstücke; Burggraf's «Prinzessin Allerliebste» gehört noch zu den besseren Erzeugnissen dieser im allgemeinen leider unerfreulichen Gattung. Die Kleinen hatten ihren auskömmlichen Spass an den Erlebnissen mit dem wundersamen Regenschirm, an den reizenden Tänzen der Aschmannschule, an dem netten Hirten Heino (Horst Bergner) und seiner lieblichen Prinzessin Allerliebste (Irmgard Gast). Sie sind jedenfalls heuer besser vom «Deutschen Schauspiel» behandelt worden als die Erwachsenen.

Man möchte fast neidisch werden.

Lutz Mackensen

## BÜCHERBESPRECHUNGEN

N. Wihksninsch. Die Aufklärung und die Agrarfrage in Livland. Bd. I. Die ältere Generation der Vertreter der Aufklärung in Livland. Berliner Dissertation 1933 (Ref. H. Oncken).

Uns fällt im folgenden die nicht ganz einfache Aufgabe einer Auseinandersetzung mit dieser jüngst erschienenen Arbeit aus lettischer Feder zu, die den geistesgeschichtlichen Hintergrund für die später erfolgende Bauernbefreiung in den baltischen Provinzen zu umreisen sucht. Es muss, so viel wir im einzelnen an der recht umfangreichen Schrift zu bemängeln haben, von vornherein zugestanden werden, dass die Problemstellung in ihrer Bedeutung richtig gesehen, die Behandlung sine ira et studio durchgeführt ist. Im übrigen sind die einzelnen Abschnitte von sehr verschiedenen Wert, so dass ein genaueres Eingehen geboten erscheint.

Wirklich gut sind die kritischen Untersuchungen zur Frage des Herrnhutertums und des Pietismus, wobei Wihksninsch auf Grund einer Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse zu einem einleuchtenden abschliessenden Urteil gelangt. Wir werden diesen Abschnitt durchaus als den gelungensten bezeichnen dürfen. Weniger glücklich ist bereits die anschliessende Übersicht der bekannteren Agrartheorien und Reformprojekte des 18. Jahrhunderts, im wesentlichen eine Materialhäufung, der die eigentliche Durcharbeitung fehlt. Dies gilt in besonders erhöhtem Grade vom letzten und eigentlichen Hauptteil, der die Verfasser von Reformprojekten auf livländischem Boden behandelt. Hier macht sich die allzu mitteilungsbedürftige Breite schon vielerorts geradezu störend bemerkbar; so die 11 Seiten über H. T. v. Jannaus «Sitten und Zeit», eine Schrift, die wie

aus der sehr ausführlichen Inhaltsangabe schliesslich hervorgeht, mit dem gestellten Thema nicht das geringste zu schaffen hat. Nicht minder entbehrlich scheint auch die Polemik mit der Geschichtsauffassung des 1782 verstorbenen Freiherrn von Schoultz-Ascheraden, dem gegenüber wirklich nicht auf die neuesten Forschungen Juhan Vasars zur Frage der Güterreduktion verwiesen zu werden brauchte. Dass zwischen Inhaltswiedergabe und Quellenzitaten nicht immer klar geschieden wird, sei hier gleich bedauernd angemerkt. Recht misslich sind immer historische Parallelen, wie die zwischen Schoultz-Ascheraden und Voltaire, deren religiöse (!) und politische Ansichten Wihksninsch nebeneinanderstellen zu können meint und damit unseren Glauben an die Sicherheit seiner Urteilskraft doch etwas erschüttert. Schliesslich sei ein Irrtum oder Druckfehler berichtigt: der Verfasser der auf S. 293 zitierten, Wihksninsch leider unzugänglich gebliebenen anonymen Schrift über die Leibeigenschaftsfrage hiess nicht Böthinger sondern A. von Böttiger (vgl. H. Diederichs in d. Balt. Monatsschrift Bd. 19).

Wenn wir nun bei allen unzweifelhaft vorhandenen Schwächen uns mit dem Inhalt der eigentlichen Arbeit gerne auszusöhnen bereit sind, so liegen die Dinge schon wesentlich anders bei der ganz bösen, 60 Seiten umfassenden historischen Einleitung, die Wihksninsch sich einfach nicht hätte leisten dürfen. Ganz allgemein gesehen, ist sie zunächst einmal überflüssig und stellt damit bereits eine starke Belastung des Buches dar. Wenn wir aber davon eben absehen wollen, so durfte eine Einleitung von solcher Ausführlichkeit nur auf Grund wirklicher Beherrschung der behandelten Materie verfasst werden, was in diesem Falle ganz und gar nicht zutrifft. Vielmehr hat

sich Wihksninsch mit einer recht spärlichen Literaturauswahl begnügt und sieht sich nun im wesentlichen auf die agrargeschichtlichen Darstellungen R. Wippers angewiesen, über dessen Sachkenntnis und Methoden nach der in ihrer massvollen Art umso vernichtenderen Kritik L. Arbusows in der «Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte» (Germ. Abt., Bd. LI, 1931, S. 681 ff.) an diesem Orte nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Es kann uns somit die lange Reihe peinlicher Versehen und Fehltritte wenig überraschen, umsomehr freilich müssen wir es bedauern, Wihksninsch — wenn auch unfreiwillig — in der Reihe derer wirken zu sehen, die durch betonte Unsachlichkeit das Ansehen der lettischen Wissenschaft in der Welt zu gefährden geeignet sind. Wir begegnen ausser rein sprachlichen Missverständnissen (die «schlechte» Vermietung des Mengdenschen Landrechtentwurfs S. 41), welche natürlich zu unhaltbaren Rückschlüssen Anlass geben, auch offenbaren Irrdarstellungen, welche bei wirklicher Kenntnis der Verhältnisse unbedingt hätten vermieden werden müssen: Die Entwicklung der Läuflingseinigungen, hinter denen ein allmähliches Sichdurchsetzen des «Ritterrechts» gegen das geltende «Bischofsrecht» gesehen wird, das (angeblich nicht rechtskräftige) Privilegium Sigismundi Augusti als Mittel zur Beschneidung bislang unangetastet gebliebener bäuerlicher Rechte usw. Irreführend ist bei Behandlung der verschiedenen Theorien zur Entstehung der Erbuntertänigkeit die Gegenüberstellung der auf Knapp begründeten «neuen» Schule zur angebl. «älteren» Schule Transehes. Die Dinge liegen nämlich genau umgekehrt; ist doch in Wirklichkeit gerade durch die vorbildliche und in ihren Grundzügen durchaus unwiderlegte Un-



tersuchung A. v. Transehes zur Entstehung der Schollenpflichtigkeit in Livland (Riga 1926) eine Reihe der allzu theoretisch unterbauten Hypothesen G. Fr. Knapps und seiner Schüler entscheidend erschüttert worden. Wihksninsch selbst sucht übrigens einen Mittelweg zu gehen, da er beide Richtungen als zu einseitig festgelegt erachtet. Auf eine neuerliche Auseinandersetzung betreffs der Kommentierung einiger in ihrer praktischen Bedeutung lettischerseits sehr überschätzter Landrechtsskizzen des 17. und 18. Jahrhunderts mag hier verzichtet werden. Eine wiederholte Zurechtstellung der von Wihksninsch übernommenen Wipperschen Darlegungen ist seinerzeit bereits durch Arbusow erfolgt, auf die wir nur nochmals zu verweisen brauchen (Monatsschrift des Bildungsministeriums 1926 II, 1927 XII, sowie Ztschr. d. Savignystiftung a. a. O.). Wenn Wihksninsch zum Abschluss seiner Einleitung in Livland den klassischen Boden der Leibeigenschaft erkennen zu können glaubt (angesichts der beiden Nachbarländer Russland und Polen!), so ist das natürlich nichts als das folgerichtige Ergebnis einer Darstellung, die sich in Ermangelung eingehenderer Sachkenntnisse vollkommen den ausgefahrenen Gleisen einer einseitigen Tendenzwissenschaft überliefert sah, um in deren Spurweite dem gewiesenen Ziele zuzurollen.

Zum Schluss ein paar Worte über einige Äusserlichkeiten, die gleichwohl das Bild einer jeden Arbeit nicht unwesentlich zu beeinträchtigen vermögen. Dass der Verfasser selbst das Deutsche nur als Fremdsprache beherrscht, gibt noch keinen Grund ab; es wäre sicher mit leichter Mühe und ohne empfindlichen Kostenaufwand möglich gewesen, die Arbeit vor der Drucklegung durch einen sicheren Sprachkenner durchsehen

zu lassen. Eine Insel Samö hat es nie gegeben, ebensowenig ein Bistum gleichen Namens; wohl aber heisst die Insel bis auf den heutigen Tag Ösel (lett. Sāmsala), wovon sich übrigens der Verfasser leicht hätte überzeugen können, wenn er nämlich in den zitierten Urkundentext selbst Einsicht genommen hätte. Ganz unerträglich ferner ist die Manier, bestimmte Sätze und Perioden, auf die ein erhöhter Nachdruck gelegt werden soll, durch Fettdruck hervorzuheben. Keine Wendung kann scharf genug sein, um die Einführung solcher, der Tagespresse vorbehaltenen Gepflogenheiten in das wissenschaftliche Schrifttum abzuweisen. Als bedauerlicher Mangel muss endlich bei einer so umfangreichen Arbeit das Fehlen eines Literaturverzeichnisses beklagt werden.

Wenn bei Beurteilung der Arbeit von Wihksninsch die scharfe Bemänglung einen so breiten Raum einnehmen musste, so sollten im Endergebnis deren positive Seiten dadurch keineswegs völlig verschattet werden. Und es wird im letzten Grunde eine bedauernde Kritik weniger den Verfasser treffen, dessen fleissiger Eifer gewürdigt, dessen Bemühungen um ein unbefangenes Urteil anerkannt sein wollen, dem schliesslich durch die wissenschaftliche Inangriffnahme eines wesentlichen, bisher unbehandelt gebliebenen Problems ein ausgesprochenes Verdienst gebührt, als vielmehr den Umstand, dass die Berliner Fakultät, die den Dingen naturgemäss ferner steht, diese noch unfertige Arbeit als tragbare Dissertation anerkannt hat.

Bosse

Revaler Ahnentafeln. Eine Fortsetzung der Laurentyschen «Genealogie der alten Familien Revals» von Georg Adelheim. Dritte Lieferung. Reval 1933. F. Wassermann.

Zur grössten Freude eines jeden

baltischen Genealogen ist jetzt die dritte Lieferung von Adelheims Monumentalwerk erschienen, die ausser dem Ende der Ahnentafel Koch II und dem Anfang der Ahnentafel Riesenkampf II noch folgende abgeschlossene Vorfahrenlisten bringt: Luther, Meyer, Middendorff, Nieländer, v. Renteln II und Riesemann.

Ein Blick in die Tafeln lässt vor unseren Augen sofort eine alte Zeit erstehn, eine Zeit, die uns zwar aus der Geschichte bekannt ist, die aber hier plastisch lebendig vor uns tritt. Wir sehen neueinwandernde Familien sich mit alteingesessenen Geschlechtern versippen, wir verfolgen ihren Werdegang im Wechsel des Geschehens, ihr Auf- und (seltener) Absteigen im Wandel der Generationen. Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Anm. 3. zur Tafel «Koch II» (bezieht sich auf Nr. 656). Gleichfalls von grossem Interesse ist die Anm. 7. zur Ahnentafel «Luther,» welche den Zusammenhang der estländischen Familie Luther und des adligen Geschlechts von Lueder mit der Familie des Reformators zeigt. Allerdings sind mir in Bezug auf die Lueder einige Bedenken gekommen, die auszuführen hier nicht der Ort ist.

Etwas missverständlich ist die Anm. 1 zu den «Ergänzungen und Berichtigungen zur Tafel von Renteln I.» abgefasst. Der dort genannte Johann Pattiner müsste mit Nr. 244 der Ergänzungen identisch sein, wird aber in der Anmerkung «Herr und Stadtschreiber in Duderstadt 1439—77, Vikar am St. Moritzaltar 1480—86» genannt, während Nr. 244 als «Rat u. Kanzler des Herzogs von Braunschweig» bezeichnet wird. Es handelt sich wohl um einen

Druckfehler, und die Anm. 1. bezieht sich nicht auf Nr. 122, sondern auf Nr. 244 (?)

Das ganze Material ist mit der grössten Gewissenhaftigkeit verarbeitet und durchforscht worden; wahrlich ein Meisterstück, bei der Fülle von Einzeldaten! Je tiefer man sich hineinarbeitet, um so mehr kommt man zur Erkenntnis, hier ist ein Berufener am Werk gewesen, dessen Arbeiten noch späteren Generationen eine unerschöpfliche Fundgrube sein werden. Mit dankbarem Interesse erwarten wir eine baldige Fortsetzung! *Benno von Schlippe*

Werner Giere, Ostseepolitik 1718—1721. Beiträge zur Kunde Estlands XVII, Heft 3/4.

Der Verfasser gibt auf Grund guter Literaturkenntnisse eine klare Übersicht über die politische Vorgeschichte des Nystädter Friedens, in welchem das wehrlose Schweden sich als Kaufpreis einer diplomatischen Niederlage Englands seinem harten russischen Gegner ausgeliefert sah. Gut ist hier die geschichtliche Tragödie eines Landes herausgearbeitet, das seinen einzigen fähigen Staatsmann (den Holsteiner Goerz) innerpolitischen Gründen opferte und nun einzig als Objekt, nicht mehr Subjekt der verschiedenen Mächtelkombinationen zu handeln gezwungen ist, bis es, von allen preisgegeben, im letzten Grunde nur noch die äussere Besiegelung einer politischen Deklassierung und Machtlosigkeit erfährt, welche, dem Forscher deutlich sichtbar, schon zur Zeit der tollen Kriegszüge Karls XII aus der völligen Zerrüttung seiner inneren und wirtschaftlichen Verhältnisse gelauert hatte.

*Bosse*

#### MITARBEITER DIESES HEFTS:

B. von Hehn, Riga / Dr. jur. L. von Middendorff, Dorpat / Schriftleiter H. Nietz, Berlin / L. Schloss, Riga / Prof. Dr. L. Mackensen, Riga, Herderinstitut / Dr. phil. H. Bosse jun., Riga / B. von Schlippe, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram  
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



# AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

## Livländischer Gemeinnütziger Verband

Der ordentliche Verbandstag findet am Sonnabend, den 3. März, 4 Uhr nachmittags in Riga im Saale des Schwarzhäupter-Hauses statt.

### Tagesordnung:

1. Bericht des Präses.
2. Bericht des Damenkomitees.
3. Kassenbericht.
4. Anträge.
5. Wahlen.
6. Anfragen und Mitteilungen.

Falls die Tagesordnung nicht erschöpft worden ist, wird die Tagung am Sonntag, den 4. März um 4 Uhr fortgesetzt.

Das Präsidium

## Aus der Arbeit der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland

Am 5. Dezember fand eine ordentliche Monatssitzung des Hauptvorstandes der Volksgemeinschaft statt, die in Vertretung für den abwesenden Präsidenten, Herrn von Rüdiger, von Herrn Ältesten E. Mündel eröffnet und geleitet wurde.

Die Amtsleiter der Volksgemeinschaft berichteten über ihr Arbeitsgebiet. Herr Fr. v. Samson berichtete über die vom Kulturamt in Angriff genommenen Aufgaben, vor allem über die Organisation des Vortragswesens. — Künftig werde das deutsche Volksfest vom Kulturamt der Volksgemeinschaft

veranstaltet werden, wobei der Reinertrag wie bisher den deutschen landischen Schulen zugute kommen werde. Das mit der Veranstaltung des Volksfestes verbundene grosse Risiko werde aber nach wie vor der Elternverband tragen.

Über das Fürsorgeamt berichtet Pastor R. Abramowski. Am 5. Dezember solle die Registration deutscher Bedürftiger aufgenommen werden. — Er berichtet weiterhin über den grossen Erfolg des «Eintopfgerichts» und über den Empfang einer grossen Menge von Anregungen zur Mittelbeschaffung für

soziale Zwecke. Er stellt fest, dass durch die wirtschaftliche Krise die grossen Zahler sichtbar zurückgegangen seien, an ihre Stelle müssten umsomehr kleine Zahler treten, um einen Erfolg des Hilfswerks haben zu können.

Über das Berufsberatungsamt berichtet Herr M. von Vegesack, der auf einen Artikel in der «Rigaschen Rundschau» vom 30. September d. J. hinweist, in dem Aufgaben und Arbeit dieses Amtes genau erläutert seien.

Pastor Arnold Schabert berichtet über das Jugendamt. Es sei an die Organisation und Durchführung eines Landdienstes herangetreten worden, der die Aufgabe habe, unserer städtischen Jugend Verständnis fürs Land einzupflanzen und unserer landischen Bevölkerung billige Arbeitskräfte zu vermitteln. — Die Arbeit soll schon im kommenden Sommer durchgeführt werden. — Weiterhin sei die Betreuung der landischen Gruppen, die bisher nur durch den Geschäftsführer des Jugendamts durchgeführt wurde, nunmehr von den einzelnen dem Jugendverband angeschlossenen Organisationen — in Form von Patenschaften — übernommen worden. Der neue Weg habe schon jetzt Erfolge aufweisen können und trage wesentlich zur Behebung der Entfremdung zwischen Stadt und Land bei. Weiterhin sei der Abnehmerkreis der Verbandszeitschrift «Unser Werk» so angewachsen, dass diese zuschusslos arbeite.

Herr E. v. Sivers-Gotthardsberg be-

richtet über das Landamt und die vom Südlivländischen landwirtschaftlichen Verein veranstaltete Tagung in Kallenhof bei Wenden. Es seien 64 ständige Teilnehmer gewesen und am Sonntag sei die Teilnehmerzahl sogar auf 105 angewachsen. Der grosse Erfolg dieser Tagung rechtfertige die Veranstaltung weiterer Tagungen im Laufe des Winters, die dieses Mal in Kurland stattfinden sollen. Es sei mit Freuden zu konstatieren, dass die Parole dieser Tagungen «Heraus aus der Stadt» in weitesten Kreisen Widerhall gefunden habe.

Abschliessend berichtet Ältester E. Mündel über die Lage des Finanzamts, die nicht günstig sei, vor allem da die Selbstbesteuerung zurückgegangen ist.

Nach Anhörung der Berichte der Amtsleiter wird zur weiteren Erledigung der Tagesordnung geschritten.

In Erfüllung des Beschlusses des letzten Delegiertentages der Volksgemeinschaft wird Herr Ältester E. Mündel beauftragt, im Einvernehmen mit der politischen Leitung die Begründung des Wählerverbandes in die Wege zu leiten, der an Stelle der aufzulösenden Parteien treten soll.

Abschliessend teilt der Versammlungsleiter mit, dass ab Beginn des nächsten Jahres alle Ämter der Volksgemeinschaft in den Räumen des Hauses, Pferdestrasse 21, untergebracht werden sollen. Das Büro des Nachbarschaftensystems ist schon dortselbst untergebracht worden. (Rig. Rdsch.)



# Estlands landisches Deutschtum

## Seine Bewegung im letzten halben Jahrhundert

*Von Heinz Lotz*

### Vorbemerkungen

Als räumliche Einheiten der nachfolgenden Untersuchung dienten die Kreise und Kirchspiele. Um einen Überblick über die Stärke und Siedlungsweise unseres landischen Deutschtums zu gewinnen, galt es vor allem, seine zahlenmässige Stärke in den einzelnen Kirchspielen festzustellen. Obgleich die landischen Kirchspiele heute nur noch kirchliche Verwaltungseinheiten sind, ist ihre Bedeutung im Leben der landischen Bevölkerung eine weit darüber hinausgehende. Haben sich doch die Grenzen der Kirchspiele seit Jahrhunderten fast unverändert erhalten, wodurch auch zu erklären ist, weshalb unter den Bewohnern eines Kirchspiels fast stets das Gefühl einer besonderen Zusammengehörigkeit besteht. Da das Kirchspiel, im Gegensatz zur Gemeinde, auch seiner Grösse nach eine durchaus beachtenswerte Einheit darstellt, ist es für statistisch-bevölkerungspolitische Untersuchungen viel geeigneter als die ständig ihre Grenzen verändernde Landgemeinde. Die Beschaffung der Angaben für die Kirchspiele bot freilich gewisse Schwierigkeiten. So liegen z. B. von der Volkszählung von 1897 für die einzelnen Kirchspiele überhaupt keine Angaben vor. Seit der Selbständigkeit Estlands werden alle statistischen Angaben auf die Gemeinden bezogen, die jedoch in manchen Fällen die Kirchspielsgrenzen überschneiden (manche Gemeinden liegen in zwei oder mehr Kirchspielen). In solchen Zweifelsfällen wurde die betreffende Gemeinde gewöhnlich dem Kirchspiel zugerechnet, in dem das Gemeindehaus lag, oder das Gut, von dem die Gemeinde ihren Namen hatte, oder der grösste Teil der Gemeinde. Da die Kirchspielszahlen durch Zusammenzählen der Angaben für die einzelnen Gemeinden gewonnen wurden, liessen sich in diesen — allerdings nicht zahlreichen — Fällen gewisse Ungenauigkeiten nicht vermeiden.

Als Vergleichszahlen dienten folgende Angaben: 1) Gesamteinwohnerzahl des Kirchspiels nach Richters Baltischem Adressbuch von 1900. Richters Adressbuch wurde benutzt, weil sich bei Berechnung der Kirchspieleinwohnerzahlen nach der Volkszählung von 1922 durch einfaches Zusammenzählen der Angaben für die einzelnen Gemeinden infolge Überschneidung der Grenzen doch gewisse, durch Anführung der Richterschen Zahlen jedoch vermeidbare Ungenauigkeiten ergeben hätten; 2) nach der Volkszählung von 1881 die Anzahl der Einwohner deutscher Sprache, und zwar der Umgangssprache, für jedes Kirchspiel. Die Angaben dieser Volkszählung sind für uns ausserordentlich bedeutungsvoll deshalb, weil das baltische Deutschtum damals wohl die grösste zahlenmässige Stärke besass, die es je erreicht hat; 3) Volkszählung von 1881 — deutsche Nationalität (Abstammung). Diese Angaben liegen nur für die Landkreise und Städte, nicht aber für die einzelnen Kirchspiele vor; 4) Volkszählung von 1897 — deut-

sche Muttersprache. Auch diese Angaben liegen nur für die Kreise und Städte vor und nicht für die Kirchspiele. Ihrem bevölkerungspolitischen Werte nach sind diese Angaben einer Erhebung der Nationalität (wie 1922) fast gleichzusetzen (im Gegensatz zu den Angaben von 1881 über die Umgangssprache); 5) Richters Estländisches Adressbuch von 1913 — Zahl der eingepfarrten Deutschen in den einzelnen Kirchspielen. Diese Angaben liegen jedoch nur für das alte Gouvernement Estland vor. Die Genauigkeit dieser Zahlen lässt vielfach zu wünschen übrig, da viele Deutsche auf dem Lande sich zu städtischen Kirchgemeinden hielten; 6) Volkszählung von 1922 — deutsche Nationalität. Die Zuverlässigkeit der Angaben, die heute naturgemäss längst überholt sind, ist ziemlich gross; die Zahlen liegen für diese und für die 4 folgenden Rubriken bereits nach einzelnen Landgemeinden getrennt vor; 7) deutsche Stimmen bei den Staatsversammlungen von 1923; 8) deutsche Stimmen bei den Wahlen 1932; die Anzahl der deutschen Stimmen fällt natürlich zumeist mit der Zahl der Deutschen nicht zusammen: immerhin ermöglichen diese Angaben interessante Vergleiche; 9) im Nationalregister der Estländischen Deutschen Kulturselbstverwaltung verzeichnete Deutsche, nach dem Stande vom November 1932; 10) dieselben Angaben, gegliedert nach Erwachsenen und Kindern (bis 18 Jahre).

Wir betrachten nunmehr die deutsche Bevölkerung der Kreise Estlands, ohne die Städte, in ihrer Verteilung auf die einzelnen Kirchspiele. Zu beachten ist, dass die 1926 hinzugekommenen neuen Kleinstädte nicht bei den Städten, sondern bei den entsprechenden Kirchspielen geführt werden, weil sie ihrer Natur nach vielfach mehr Flecken als Städte sind und Deutsche zumeist nur in geringer Zahl dort leben. Die Reihenfolge der Kreise ist dieselbe wie in den amtlichen Veröffentlichungen des Estländischen Statistischen Zentralbüros.

### 1. Wierland.

Wir bringen zunächst die Gesamtzahlen für den Landkreis Wierland, ohne Wesenberg und Narva. Die Jahreszahlen bezeichnen die entsprechenden Zählungen bzw. Parlamentswahlen.

#### Deutsche:

1881	2354	Umgangssprache
1881	1849	Nationalität
1897	1601	Muttersprache
1913	1127	Eingepfarrte
1922	626	Nationalität
1923	757	Stimmen
1932	415	„
1932	349 =	im Kataster

= 235 + 114 Erwachsene + Kinder

Diese Zahlen gewähren einen genauen Überblick über die Bewegung des Deutschtums seit 1881. Interessant ist die Vergleichung der Zahlen für deutsche Umgangssprache und Nationalität nach der Volkszählung von 1881: die Zahl der Einwohner deutscher Nationa-



lität war um etwa  $\frac{1}{8}$  kleiner als die Zahl der Einwohner mit deutscher Umgangssprache. Ein Beweis dafür, dass damals die Halbdeutschen zahlreich vertreten waren. Die Abnahme von 1881 (Nationalität) bis 1897 fällt demgegenüber nicht so stark ins Gewicht. Wesentlich ist die Abnahme von 1897 bis 1913. Die Volkszählung von 1922, nach dem Umbruch von 1918/19, findet nur noch 626 Deutsche im Landkreis Wierland vor. Seitdem hat die Zahl der Deutschen weiter abgenommen; auch die deutschen Parlamentsstimmen sind zurückgegangen. Bemerkenswert ist jedoch, dass die Zahl der Parlamentsstimmen wesentlich höher ist als die der erwachsenen Katasterdeutschen: das Verhältnis ist 415 : 235. Eine Erscheinung, die in allen Kreisen Estlands, in stärkerem Masse in Nordestland, in schwächerem Masse in Südostland, beobachtet werden kann.

Was nun die Kirchspiele betrifft, so ist sowohl die absolute als auch die relative Stärke der Deutschen in den einzelnen Kirchspielen heute natürlich ungleich viel geringer als etwa 1881 (deutsche Umgangssprache). Wir bringen im folgenden eine Übersicht über die 6 von Deutschen am zahlreichsten bewohnten Kirchspiele 1881 und 1932 (Katasterdeutsche). Die Zahl der Katasterdeutschen nehmen wir zum Vergleich, weil die Angaben der Volkszählung von 1922 heute zu stark überholt sind.

1881		1932	
1. Jakobi	313	1. Jewe	75
2. Maholm	271	2. Maholm	55
3. Wesenberg-Land	253	3. Klein-Marien	43
4. Waiwara	239	4. Waiwara	43
5. Jewe	222	5. Luggenhüsen	43 *
6. Klein-Marien	207	6. Jakobi	27

An erster Stelle steht heute Jewe mit 75 Katasterdeutschen, das 1881 noch an 5. Stelle stand. Die Gliederung der Bevölkerung ist hier äusserst gesund (44+31), ein Zeichen dafür, dass wir es hier mit bodenständigem Deutschtum zu tun haben. Das an zweiter Stelle stehende Maholm (mit den Industrieorten Kunda und Asserin) macht eine absteigende Entwicklung durch. 1913 gab es hier noch 220 deutsche Eingepfarrte (Jewe folgte mit 170), am meisten von ganz Estland; 1932 nur noch 55 = 38+17 Katasterdeutsche. Das typische Bild eines Industriegebiets, aus dem die Deutschen, nach Verlust ihrer Verdienstmöglichkeiten, allmählich verschwinden. Das an 3. Stelle stehende Klein-Marien weist eine gesunde Gliederung auf (26+17): ein

landwirtschaftlicher Bezirk mit gutem Boden. In diesem Kirchspiel liegt die Gemeinde Wack, die, wenn man von Sommerpahlen, wo die Kolonie Heimtal liegt, und der Industriegemeinde Koil absieht, den Ruhm für sich beanspruchen kann, die grösste Zahl von deutschen Parlamentsstimmen in einer estländischen Landgemeinde erreicht zu haben: 1923 — 84, 1932 — 34. Die Gliederung der Deutschen in Waiwara ist schon wesentlich ungünstiger (30+13; Badeorte!). Am ungünstigsten ist sie in Luggenhusen, im Industriebezirk der Gemeinden Erras und Isenhof (Steinöl A/G. und Küttejõu), dem estländischen «Manchester»: 32+11. Bezeichnend ist, dass hier die Zahl der deutschen Stimmen im Verhältnis zur Anzahl der erwachsenen Katasterdeutschen sehr hoch ist (59): es gibt da offenbar viel Halbdeutsche. Katastrophal geradezu ist der Rückgang der Deutschen im Kirchspiel Wesenberg-Land: 1881 zählte man hier 253, 1922 — 29 und 1932 — nur 5 Deutsche.

## 2. Jerwen.

Zunächst die Gesamtzahlen für den Landkreis Jerwen von 1881 bis 1932.

		Deutsche:
1881	1070	Umgangssprache
1881	713	Nationalität
1897	766	Muttersprache
1913	573	Eingepfarrte
1922	388	Nationalität
1923	409	Stimmen
1932	198	„
1932	197 =	im Kataster
= 138+59		Erwachsene+Kinder.

Die Abnahme der Deutschen seit 1881 bietet hier im wesentlichen dasselbe Bild wie in Wierland. Allerdings mit einem Unterschied: in Wierland, ebenso wie in den anderen Kreisen Nordestlands (von Südestland liegen für 1881 keine Nationalitätsangaben vor), war 1897 die Zahl der Einwohner deutscher Muttersprache niedriger als die Zahl der Einwohner deutscher Nationalität 1881. Umgekehrt ist das Verhältnis in Jerwen, nämlich 713 (1881): 766 (1897). Im Vergleich zu Wierland fällt auf, dass in Jerwen der Einschnitt von 1918/19 weniger tief war wie dort. Das ist, da in Jerwen die Agrarreform verhältnismässig wohl mehr «reine Arbeit» geleistet hat als in an-



deren Kreisen, wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass in Jerwen mehr sogenanntes «kleines Deutschtum» vorhanden war.

Die Verteilung der Deutschen auf die 7 Kirchspiele des Kreises Jerwen war 1881 und 1932 folgende:

1881		1932	
1. Ampel	341	1. Turgel	62
2. Marien-Magdalenen	189	2. Ampel	50
3. St. Johannis	160	3. Marien-Magdalenen	39
4. Petri	139	4. St. Johannis	16
5. St. Matthäi	111	5. Petri	14
6. Turgel	100	6. St. Matthäi	13
7. Weissenstein-Annen	30	7. Weissenstein-Annen	1

Ampel nahm in der Vorkriegszeit insofern eine besondere Stellung ein, als es mit 341 die grösste Zahl von Deutschen in einem Kirchspiel Nordestlands besass. 1913 hatte Ampel noch 210 Deutsche und wurde nur von Maholm (mit den Industrieorten Kunda und Asserin) um ein geringes übertroffen (220). Heute ist die Lage wesentlich anders. Ampel marschirt auch heute noch in der Reihe der stärksten, wird aber in Nordestland bereits von vier anderen Kirchspielen übertroffen (Jewe, Turgel, Kegel, Maholm). Das Deutschtum Turgels zeigt in den letzten Jahren wieder eine abnehmende Tendenz — infolge zurückgehender Verdienstmöglichkeiten in diesem Industrieort. Im Kirchspiel Marien-Magdalenen ist die Gemeinde Weinjerwen erwähnenswert, die neben Wack am meisten deutsche Parlamentsstimmen von allen typischen Landgemeinden zu verzeichnen hat (1923 — 71, 1932 — 30).

### 3. Harrien.

Untenfolgend die Gesamtzahl für den Landkreis Harrien, ohne Reval, Baltischport und Nömme.

		Deutsche:
1881	1559	Umgangssprache
1881	1217	Nationalität
1897	1087	Muttersprache
1913	514	Eingepfarrte
1922	531	Nationalität
1923	439	Stimmen
1932	326	„
1932	295 =	im Kataster
= 197 + 98		Erwachsene + Kinder.

An dieser Zahlenreihe fällt uns zunächst auf, dass das Absinken von 1897 bis 1913 sehr schroff ist, während die Zahl der Deutschen von 1913 bis 1922 sogar noch ein wenig zunimmt — eine Erscheinung, die nur in Harrien zu beobachten ist. Sie ist z. T. dadurch zu erklären, dass das harrische Zahlenmaterial für 1913 ziemlich unzuverlässig ist, da viele Deutsche der Reval benachbarten Kirchspiele sich kirchlich zu Reval hielten. Dagegen war in Harrien 1923 die deutsche Stimmenzahl kleiner als die Anzahl der Deutschen nach der Volkszählung von 1922 — was in Harrien und in der Wiek, nicht aber in Jerwen und Wierland beobachtet werden kann. Diese Erscheinung lässt auf eine grössere Zahl von Halbdeutschen in Jerwen und Wierland schliessen.

Die Stärke der Deutschen in den 6 von ihnen am zahlreichsten bewohnten Kirchspielen (von insgesamt 12) war die folgende:

1881		1932	
1. Kegel	265	1. Kegel	57
2. Kosch	222	2. Hagers (Koil)	41
3. Rappel	214	3. Rappel (Jerwakant)	37
4. Kusal	160	4. Johannis	31
5. Hagers	140	5. Jegelecht	26
6. Johannis	118	6. Kusal	26

Ausserordentlich bemerkenswert ist die günstige Entwicklung in Kegel. Kegel ist, neben Luggenhusen mit seinen Industriebezirken, das einzige Kirchspiel Nordestlands, in dem die Zahl der Deutschen und der deutschen Parlamentsstimmen seit 1922 im Wachsen begriffen ist. Die entsprechenden Zahlen sind: 1922 — 44, 1923 und 1932 — 63 bzw. 74 (deutsche Stimmen), 1932 — 57 Katasterdeutsche. Interessant ist ein Vergleich der beiden Gemeinden Friedrichshof und Sack des Kirchspiels Kegel: der Zuwachs des Kirchspiels geht vor allem auf Rechnung dieser beiden Gemeinden. Das industrielle Sack hatte 1932 26 deutsche Stimmen, aber nur 13 Katasterdeutsche (Erwachsene und Kinder); im agrarischen Friedrichshof war das Verhältnis jedoch 24 : 20. Das bodenständige Deutschtum ist also national wesentlich bekenntnisfreudiger als das verstädterte industrielle Deutschtum, auch wenn es auf dem Lande lebt. — Im früher von zahlreichen Deutschen besiedelten Rappel ist das Deutschtum heute sehr schwach vertreten. Am meisten Deutsche leben dort jetzt in Jerwa-



kant; leider steht die Zahl der Parlamentsstimmen in einem sehr schlechten Verhältnis zur Zahl der Katasterdeutschen (7 : 21). Erfreulich zugenommen hat die Anzahl der Deutschen in den letzten Jahren in der Industriegemeinde Koil des Kirchspiels Hagers. Überhaupt gar keine Deutschen mehr gibt es im Kirchspiel Kreuz (1922 noch 5).

#### 4. Die Wiek.

Die Zahlen für den Landkreis Wiek stellen sich uns wie folgt dar:

Deutsche:		
1881	1326	Umgangssprache
1881	1071	Nationalität
1897	871	Muttersprache
1913	583	Eingepfarrte
1922	391	Nationalität
1923	342	Stimmen
1932	147	„
1932	185 =	im Kataster
= 126 + 59 Erwachsene + Kinder.		

Ins Auge fallend ist der starke Rückgang des Deutschtums in der Wiek, der verhältnismässig grösser ist als in den anderen nordestländischen Kreisen. Während beispielsweise in Jerwen die Anzahl der Deutschen von 1881 bis 1932 von 1070 auf 197 zurückging, sank sie in der Wiek im gleichen Zeitraum von 1326 auf 185 — wobei noch zu berücksichtigen ist, dass die Wiek etwa 20.000 Einwohner mehr hat wie Jerwen. Weshalb der Rückgang gerade in der Wiek so gross gewesen, ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Eine gewisse Rolle mögen auch die schlechten Bodenverhältnisse gespielt haben, die in der Wiek die landwirtschaftliche Arbeit häufig weniger ertragreich gestalten als anderswo.

Bei Betrachtung der einzelnen Kirchspiele fällt zunächst ihre grosse Zahl auf (16; Wierland dagegen nur 11, Jerwen 7, Harrien 12). Demgemäss ist die Durchschnittsgrösse der Kirchspiele in der Wiek kleiner als in den anderen Kreisen; die Zahl der in den einzelnen Kirchspielen lebenden Deutschen ist ebenfalls sehr gering. Die 6 Kirchspiele, in denen 1881 und 1932 am meisten Deutsche lebten, sind folgende:

1881		1932	
1. Leal-Kirrefer	278	1. Leal-Kirrefer	30
2. Merjama	187	2. Goldenbeck	21
3. Goldenbeck	158	3. Merjama	18
4. Pühalep (Dagö-Kertel)	105	4. Röthel	16
5. Hannehl-Werpel	96	5. Nuckoe	16
6. Martens	80	6. Martens	16

Diese Zahlenreihen veranschaulichen klar den grossen Rückgang des Deutschtums in der Wiek. Sehr schwere Einbussen hat auch das verstädterte Deutschtum in Leal erlitten. Nur in Röthel, das an Hapsal grenzt, und in Martens hat sich die Zahl der Deutschen von 1922 bis 1932 so ziemlich halten können. Die entsprechenden Zahlen lauten 13 : 16 für Röthel und 18 : 16 für Martens. Sehr gross ist der Rückgang in Merjama. Auf der Insel Dagö gibt es heute am meisten Deutsche noch im Kirchspiel Pühalep (mit Kertel) — nämlich 13 (1881: 105; 1913: 70). Es folgt Keinis mit 9 Deutschen (1881: 23, 1913: 33).

### 5. Ösel.

Folgende Gesamtzahlen gelten für den Landkreis Ösel:

		Deutsche:
1881	472	Umgangssprache
1897	375	Muttersprache
1922	108	Nationalität
1923	204	Stimmen
1932	90	"
1932	82 =	im Kataster
= 48 + 34		Erwachsene + Kinder.

Es fehlen in dieser Aufstellung die Angaben über die deutsche Nationalität für 1881 und über die deutschen Eingepfarrten für 1913, da sich diese Daten für Ösel, ebenso wie für die anderen ehemals nordlivländischen Kreise, nicht beschaffen liessen. Bei Ösel fällt uns die im Vergleich zu den nordestländischen Kreisen geringere Besiedlung mit Deutschen auf: schon 1881 gab es hier nur 472, in Jerwen aber, bei ungefähr gleichhoher Gesamtbevölkerung, 1070 Deutsche. Nach der Volkszählung von 1922 waren die entsprechenden Zahlen für Ösel und Jerwen: 108 und 388. Heute hat sich das Verhältnis schon etwas zu Ösels Gunsten verschoben (82 : 197), doch ist Jerwen auch heute noch mehr als zweimal so dicht mit Deutschen besie-



delt wie Ösel. Wir werden diese im Verhältnis zu Nordestland undichtere deutsche Siedlung auch bei den anderen Kreisen Südestlands mit Ausnahme der «Kolonistenkreise» Werro und Dorpat feststellen können.

Ösel hat, wie die Wiek, viele und kleine Kirchspiele, 13 an der Zahl. Leider fehlen in den Veröffentlichungen Jung-Stillings über die livländische Volkszählung von 1881 die Angaben über die Umgangssprache für Ösel getrennt nach den einzelnen Kirchspielen. Die meisten Deutschen lebten 1932 im Kirchspiel Kielkond — nämlich 21 (1922 — 35). Die Gliederung ist gesund : 13+8. Es folgen Karris mit 17 Deutschen (1922: 9), Jamma mit 8 (aber 19 Parlamentstimmen!), Karmel mit 8, Peude mit 7, Pyha mit 6 Deutschen, usw. Im ganzen scheint es aber, dass das öselsche landische Deutschtum den Tiefpunkt seiner Krise bereits überwunden hat und nunmehr in langsamem Aufstieg begriffen ist: darauf weisen hin die geringe Abnahme von 1922 bis 1932 (108 : 82) sowie die ausserordentlich gesunde Gliederung der deutschen Bevölkerung (48+34).

#### 6. Kreis Pernau.

Die Gesamtzahlen für Pernau sind:

Deutsche:		
1881	1539	Umgangssprache
1897	1100	Muttersprache
1922	337	Nationalität
1923	299	Stimmen
1932	156	„
1932	191 =	im Kataster
= 136+55		Erwachsene+Kinder.

Wir sehen, dass hier der Einschnitt von 1918/19, ebenso wie in Ösel, von ganz überragender Bedeutung gewesen ist: von 1897 bis 1922 hat das Deutschtum um mehr als zwei Drittel abgenommen. Diese Proportion zeigen alle früheren livländischen Kreise mit Ausnahme der «Kolonistenkreise» Werro und Dorpat, während die nordestländischen Kreise für den gleichen Zeitraum fast durchweg eine Abnahme um ungefähr die Hälfte aufzuweisen haben. Die stärkere Abnahme des Deutschtums in Südestland lässt sich zum Teil wohl darauf zurückführen, dass die livländischen Gutsbesitzer die Heimat in wesentlich grösserer Zahl verlassen haben, als die estländischen. Andererseits aber wahrscheinlich auch darauf, dass die Struktur des

Deutschtums in Nordlivland eine etwas andere war als in Estland. Im Estland der Vorkriegszeit war der sogenannte kleine deutsche Mann, der durch die Agrarreform weniger betroffen wurde als die Gutsbesitzer (Handwerker, Kaufleute, aber auch Bauern bzw. Besitzer von Landstellen), auf dem Lande wohl stärker vertreten als in Livland. Daraus erklärt sich auch die im Verhältnis zu Estland teilweise undichtere Besiedlung mit Deutschen in Livland. Wohl aus dem gleichen Grunde gab und gibt es noch heute in Nordestland mehr Halbdeutsche als in Südestland.

Wir fassen nunmehr von den 11 Kirchspielen des Kreises Pernau die 6 1881 und 1932 stärksten zusammen:

1881		1932	
1. Fennern	356	1. Fennern	50
2. Torgel	306	2. Torgel	30
3. Saara	214	3. Hallist	29
4. Karkus	172	4. Karkus	22
5. Hallist	139	5. Pernau-Land	20
6. Jakobi	111	6. Saara	15

Fennern und Torgel, die 1881 und 1932 die ersten Plätze belegt hatten, beherbergen beide namhafte Industrien in ihren Grenzen: Fennern — die Glasfabriken Karolinenhof, Neu-Fennern und Eidapere, Torgel — die bekannte Tuchfabrik Zintenhof. Daher das verhältnismässig zahlreiche Deutschtum in diesen beiden Kirchspielen. In den Kirchspielen Hallist, Karkus und Pernau-Land ist dagegen mehr bodenständiges Deutschtum anzutreffen. In Pernau-Land ist die Zahl der Deutschen von 1922—1932 sogar von 12 auf 20 gestiegen. Ganz verschwunden ist das Deutschtum aus dem Kirchspiel Testama: es gibt dort überhaupt gar keine Katasterdeutschen (1881: 37; 1922: 16).

#### 7. Kreis Fellin.

Der Felliner Kreis stellt sich uns in folgenden Zahlen dar:

		Deutsche:
1881	1180	Umgangssprache
1897	901	Muttersprache
1922	310	Nationalität
1923	333	Stimmen
1932	119	"
1932	145 =	im Kataster
	= 105 + 40	Erwachsene + Kinder.



Irgendwelche bemerkenswerte Besonderheiten weist diese Zahlenreihe nicht auf. Hier kann, ebenso wie bei Pernau, festgestellt werden, dass der Einschnitt von 1918/19 sehr tief ist. Auffallend ist die geringe Zahl der Halbdeutschen: 1932 gab es 105 erwachsene Katasterdeutsche und 119 deutsche Parlamentsstimmen. Der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung ist, ebenso wie bei den anderen «kolonistenfreien» ehemals livländischen Kreisen, sehr gering: Jerwen z. B. hatte (1922) 12.000 Einwohner weniger, aber 52 Katasterdeutsche mehr als Fellin.

Die Verteilung der Deutschen auf die 6 (von insgesamt 8) von Deutschen am zahlreichsten bewohnten Kirchspiele ist folgende:

1881		1932	
1. Oberpahlen	405	1. Oberpahlen	42
2. Fellin-Land	253	2. Fellin-Land	41
3. Klein-St. Johannis	151	3. Tarwast	21
4. Pillistfer	119	4. Paistel	14
5. Paistel	101	5. Köppo	10
6. Gross-St. Johannis	83	6. Pillistfer	9

Oberpahlen stand 1881 und auch 1932 an erster Stelle. Es hatte 1881 von allen livländischen und estländischen Kirchspielen die Höchstzahl der Deutschen. Heute wird es dagegen bereits von einer ganzen Reihe von anderen Kirchspielen übertroffen. Nach den Angaben von August W. Hupel hatte Oberpahlen am Ende des 18. Jahrhunderts etwa 370 Deutsche, ein Beweis dafür, dass die Zahl der Deutschen (bzw. gegen Mitte und Ende des 19. Jahrh. der Halbdeutschen, die sich 1881 als Deutsche ausgaben) bis 1881 langsam angestiegen ist. Bei der Volkszählung von 1922 gab es in Oberpahlen noch 84 Deutsche, 1932 aber nur noch 42. — An zweiter Stelle stand und steht Fellin-Land, mit einer grossen Anzahl von Gemeinden (8). Relativ gut hat sich das Deutschtum in Tarwast gehalten (1922—1932: 33 — 21). Es sollen dort einige deutsche Kolonisten leben, was insofern zutreffen könnte, als die Zahl der Parlamentsstimmen im Verhältnis zu der der erwachsenen Katasterdeutschen sehr klein ist (7 : 14). In Fellin-Land ist dieses Verhältnis ebenfalls unbefriedigend: 18 : 24.

## 8. Kreis Dorpat.

Wir haben hier folgende Gesamtzahlen:

Deutsche:		
1881	1863	Umgangssprache
1897	1338	Muttersprache
1922	711	Nationalität
1923	463	Stimmen
1932	230	"
1932	314 =	im Kataster
= 189 + 125 Erwachsene + Kinder.		

Wir bemerken an dieser Zahlenreihe sofort den Einfluss, den die Kolonisten auf die Bewegung der deutschen Bevölkerung ausüben. Von 1897 bis 1922 ist die Zahl der Deutschen sogar um etwas weniger als die Hälfte gefallen, während sie in den anderen nordlivländischen Kreisen durchweg um ungefähr zwei Drittel gesunken ist. Da 1923 viele Kolonisten staatenlos waren, ist das Verhältnis der Parlamentsstimmen 1923 zur Zahl der Volkszählungsdeutschen noch sehr ungünstig: 463 : 711. Die Gliederung der Bevölkerung ist, dank den Kolonisten, ausserordentlich gesund: 189 + 125. Und wenn wir hinzufügen, dass die Zahl der deutschen Parlamentsstimmen von 1929 bis 1932 sogar ein wenig gestiegen ist, so rundet sich uns das Bild vom günstigen Einfluss der Kolonisten auf die Gesamtlage.

Der Kreis Dorpat hat 15 zum Teil sehr volkreiche Kirchspiele. Das Stärkeverhältnis der deutschen Bevölkerung für 1881 und 1932 ist folgendes:

1881		1932	
1. Dorpat-St. Marien-Land	336	1. Bartholomäi	80
2. Torma-Lohusu	199	2. Koddafer	32
3. Eeks	167	3. Lais	28
4. Lais	163	4. Dorpat-St. Marien-Land	28
5. Wendau	159	5. Marien-Magdalenen	25
6. Kamby	137	6. Ringen	24

1881 lebten weitaus am meisten Deutsche in Dorpat-St. Marien-Land, während die anderen Kirchspiele alle weniger als 200 Deutsche zählten. Heute steht mit grossem Abstand an erster Stelle Bartholomäi mit 80 Katasterdeutschen — nach Anzen (Heimtal) die grösste Zahl von Deutschen, die ein estländisches Kirchspiel 1932 aufwies. Bemerkenswert ist, dass Bartholomäi 1881 nur 82 Deutsche



zählte, die Deutschen sind dort heute mithin genau so stark wie 1881. Die Gliederung der Bevölkerung ist vorzüglich — 44+36. Die deutsche Stimmenzahl ist demgegenüber unberechtigt klein — 1932 nur 24. Im Kirchspiel Koddafer scheinen in der Gemeinde Kockora Kolonisten zu leben ( $21=7+14$ ); ferner in der Gemeinde Kudding des Kirchspiels Marien-Magdalenen ( $19=10+9$ ). Diese Deutschen treten jedoch bei Parlamentswahlen leider überhaupt nicht in Erscheinung: 1932 gab es in Kockora keine einzige, in Kudding nur 4 deutsche Stimmen.

### 9. Kreis Walk.

Da fast der gesamte ehemalige livländische Walksche Kreis an Lettland gefallen ist, wurde zu Anfang der estländischen Selbständigkeit aus einigen Kirchspielen der benachbarten Kreise ein neuer Kreis Walk gegründet. Es gehören zu ihm die Kirchspiele Helmet vom Fellinschen, Theal-Fölck vom Dorpater, Karolen sowie eine Hälfte von Harjel vom Werroschen Kreis. Die Gesamtzahlen für diesen kleinsten unter den estländischen Kreisen sind:

Deutsche:		
1881	697	Umgangssprache
1897	550	Muttersprache
1922	142	Nationalität
1923	184	Stimmen
1932	66	„
1932	51 =	im Kataster
= 35+16 Erwachsene+Kinder.		

Die Zahlen für 1881 mussten durch Zusammenzählen der Angaben für die obengenannten Kirchspiele gewonnen werden. Da für 1897 keine Kirchspielszahlen vorliegen, wurde die entsprechende Vergleichszahl an Hand einer Berechnung der durchschnittlichen Abnahme der benachbarten Kreise von 1881 bis 1897 festgestellt. Beim Kreise Walk fällt wiederum die den ehemals livländischen Kreisen eigene dünne Besiedlung mit Deutschen auf: bei rund 30.000 Einwohnern zählt der Walksche Kreis nur 51 Katasterdeutsche, während beispielsweise Jerwen, das nur 25.000 Einwohner mehr hat, fast viermal so stark mit Deutschen besiedelt ist (197).

Die Zahlen für die einzelnen Kirchspiele 1881 und 1932 sind folgende:

1881		1932	
1. Helmet	338	1. Helmet	22
2. Theal-Fölck	167	2. Theal-Fölck	18
3. Karolen	112	3. Karolen	11
4. Harjel (1/2)	80	4. Harjel	—

Die Reihenfolge ist heute dieselbe wie 1881. Bemerkenswert ist die grosse Zahl der Deutschen in Helmet im Jahre 1881: heute ist sie auf 22 gesunken, obgleich die Stadt Törwa in diesem Kirchspiel liegt. Die Zahl der Deutschen in Theal-Fölck gibt Georg von Rauch in seinem Artikel über das Deutschtum dieses Kirchspiels (Baltische Monatshefte, Februar 1932) für 1931 mit 40 an. Die Zahl der Katasterdeutschen war jedoch 1932 viel kleiner ( $18=16+2$ ). Die Rauchsche Zahl trifft aber ungefähr zu, wenn die Halbdeutschen hinzuge-rechnet werden, deren es offenbar eine ganze Reihe gibt: denn es gab 1932 29 deutsche Stimmen. Für 1889 gibt Rauch die Zahl der Deutschen mit 60 an. Die Angaben der Volkszählung von 1881 sind jedoch wesentlich höher, nämlich 167.

#### 10. Kreis Werro.

Zunächst die Gesamtzahlen:

		Deutsche:
1881	1492	Umgangssprache
1897	1145	Muttersprache
1922	509	Nationalität
1923	301	Stimmen
1932	254	„
1932	337 =	im Kataster
		= 176 + 161 Erwachsene + Kinder.

Hier wie in Dorpat fällt das im Vergleich zu den anderen nord-livländischen Kirchspielen verhältnismässig geringe Absinken von 1897—1922 auf. Dass die Anzahl der Deutschen 1932 niedriger ist als 1922, ist z. T. darauf zurückzuführen, dass ein Teil der Kolonisten in der Nachkriegszeit Estland wieder verlassen hat. Die Zahl der Parla-mentsstimmen 1932 hat gegenüber 1929 ein wenig zugenommen (aus dieser Tabelle nicht ersichtlich). Hervorragend ist die Gliederung der Bevölkerung: 176 + 161.

Betrachten wir jetzt die 6 von den meisten Deutschen bewohn-ten Kirchspiele 1881 und 1932.



1881		1932	
1. Rappin	334	1. Anzen	186
2. Anzen	269	2. Pölwe	60
3. Rauge	229	3. Rappin	37
4. Kannapäh	199	4. Kannapäh	29
5. Pölwe	191	5. Rauge	19
6. Neuhausen	190	6. Harjel	5

Heute hat Anzen am meisten Deutsche nicht nur von allen Kirchspielen Werros, sondern auch von ganz Estland: hier liegt nämlich die Kolonie Heimtal. Prachtvoll ist die Gliederung der deutschen Bevölkerung: 89+97, in der Gemeinde Sommerpahlen des Kirchspiels Anzen, wo Heimtal liegt, sogar 69+89! Bei den Parlamentswahlen wurde in Anzen sehr gut gestimmt: 1923 gab es 86, 1932 aber schon 101 deutsche Stimmen. An zweiter Stelle steht heute im Kreise Werro Pölwe mit einer für die heutigen Verhältnisse sehr bemerkenswerten Zahl von Deutschen (60). Rappin, 1881 an erster Stelle, steht heute an dritter Stelle. Einer ansehnlichen Zahl von Deutschen (37 — 23 — 14) stehen hier aber nur 11 deutsche Stimmen gegenüber. Im Kirchspiel Kannapäh scheinen verstreut Kolonisten zu leben (29 = 11+18). Sehr wenig Deutsche hat Rauge, das mit 20.000 Einwohnern das grösste Kirchspiel Estlands ist und 1881 noch 229, heute aber nur 19 Deutsche hat, jedoch 52 Parlamentsstimmen. Neuhausen, früher mit 190 Deutschen, hatte 1932 nur noch einen.

#### 11. Petschur.

Da Petschur jahrhundertlang zum russischen Gouvernement Pleskau gehörte und stets unter russischer Oberhoheit stand, hat es dort ein bodenständiges Deutschtum, wie wir es in Estland und Livland kennen, eigentlich nie gegeben. Für die Vorkriegszeit fehlen uns Angaben über die Anzahl der Deutschen in dem jetzt zu Estland gehörenden Teil des früheren Gouvernements Pleskau. 1932 gab es im Kreise Petschur 9 Katasterdeutsche (1923 35 Volkszählungsdeutsche). In der Stadt Petschur gab es dagegen 1932 11 Deutsche (1922 : 6). Eine Betrachtung der einzelnen, uns vollkommen fremden Kirchspiele erübrigt sich hier wohl, da die Verteilung der Deutschen hier einen mehr oder weniger zufälligen Charakter trägt.

#### 12. Estland insgesamt.

Wir bringen nunmehr einen Überblick über die Bewegung des Gesamtdeutschtums Estlands seit 1881, getrennt nach Stadt und Land.

Jahr	Kreise ohne Städte	Städte	Gesamt	Deutsche:
1881	14.329	34.437	48.766	Umgangssprache
1897	9.784	25.323	35.107	Muttersprache
1922	4.088	13.931	18.019	Nationalität
1923	3.731	11.790	15.521	Stimmen
1932	2.013	11.014	13.027	„ (ohne Schwed.)
1932	2.155	11.792	13.947	„

Der Raum verbietet es, hier eine getrennte Betrachtung von Nordestland und Südostland, die grosses Interesse bieten würde, mit Berechnung der jeweiligen prozentualen Abnahmen sowohl für Nord- und Südostland als auch für Land und Stadt vorzunehmen. Das muss einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben. Zur oben abgedruckten Zahlenreihe sei nur bemerkt, dass hier, wie eingangs schon erwähnt, die 1926 hinzugekommenen Kleinstädte, mit Ausnahme von Nömme (Taps, Oberpahlen usw.), den entsprechenden Landkreisen und Kirchspielen zugerechnet worden sind.

Wir haben gesehen, dass das estländische Deutschtum von 1881 bis heute zahlenmässig ständig abgenommen hat, und zwar sowohl in den Städten, als auch vor allem auf dem Lande. Vor dem Kriege waren die Abwanderung nach Russland und der damals schon vorhandene Geburtenunterschuss die Gründe für diese Erscheinung. Heute ist sie auf den katastrophalen Geburtenunterschuss und eine wenn auch geringe, so doch ständige Abwanderung nach Deutschland zurückzuführen. Darüber besteht wohl in unserem Deutschtum Einigkeit, dass dieser Geburtenunterschuss verschwinden muss, wenn unser Volkstum seine Position hier im Lande weiter wahren will. Es steht aber zu fürchten, dass der Geburtenunterschuss nicht verschwinden wird, solange nicht die Voraussetzungen dafür geschaffen sind, dass er verschwinden kann, dadurch, dass unser Deutschtum in grösserer Zahl auf dem Lande bodenständig wird.

## Das deutsche Handwerk in Litauen

*Von Konstantin von Cerpinsky*

Über Zahl und Zusammensetzung des Deutschtums in Litauen nachforschen, heisst noch immer Neuland betreten und bearbeiten. Grundlegende Vorarbeit ist nicht geleistet worden, einschlägige Literatur ist kaum vorhanden, die amtlichen Quellen sind veraltet und



ungenau. Dieses Unerforschtsein gilt auch für das deutsche Handwerk in Litauen.

Wenn nun in dem vorliegenden kurzen Bericht die Verhältnisse dieses deutschen Handwerks einer Betrachtung unterzogen werden sollen, so darf kein Anspruch auf Vollständigkeit der Materialerfassung und -auswertung gemacht werden. Dazu fehlte vor allen Dingen die Zeit. In wenigen Tagen liess sich nicht nachholen, was in Jahren versäumt worden ist. Diese Zeilen sollen nur anregen und darauf hinweisen, dass der deutschen einheimischen Forschung in Litauen ein reiches Arbeitsfeld in der engsten Heimat blüht. An Literatur war beim besten Willen nichts aufzubringen, ausser dem überaus wertvollen Litauen-Buch der 10. Armee, erschienen 1918, das die Hauptdaten zur geschichtlichen Übersicht bot.

### 1.

Schauen wir nun zuerst in die Vergangenheit des deutschen Handwerks in Litauen, so müssen wir feststellen, dass sie im allgemeinen schöner und stolzer war als die Gegenwart. Mit dem 15. Jahrhundert kommt neben dem Kaufmann auch der deutsche Handwerker in grösserem Masstabe ins Land. Es ist dabei besonders hervorzuheben, dass er nicht etwa in die Hausgewerbe eintritt, die für den notwendigsten Bedarf arbeiten, sondern sein Betätigungsfeld ist sozusagen das Luxushandwerk — Goldschmiedekunst sowie Zinn- und Gelbgiesserei. Die meisten Handwerker waren naturgemäss in Wilna und Kaunas ansässig. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kann man diese Städte, wenigstens vom Handwerk aus betrachtet, als deutsche Städte bezeichnen. In Wilna waren die Handwerker zu Zünften zusammengeschlossen. Diese Zünfte bestanden bis zum Jahre 1903. Zwar wurden sie 1766 gesetzlich aufgehoben, doch blieb dies nur ein Versuch; Macht und Einrichtungen der Zünfte erhielten sich, allen Anfeindungen zum Trotz. Bis 1903 tagte der Handwerker-Vorstand mit seinem «Haupt» auf dem Rathause. Im Jahre 1795 wurde von der russischen Regierung als Grundlage für die zu entrichtende Kopfsteuer ein vollständiges Verzeichnis aller Handwerker verlangt. Auch aus dieser Zusammenstellung geht deutlich die grosse Bedeutung des damaligen deutschen Handwerks hervor. Folgende Zahlen werden z. B. für die deutschen Handwerker in Wilna angegeben (in Klammern stehen, soweit bekannt, die entsprechenden Angaben über die nichtdeutschen Handwerker): Stellmacher 10 (—), Uhrmacher 9 (—),

Leinweber 5 (—), Tischler 18 (26), Bäcker 9 (1), Böttcher 12 (4), Chirurgen 5 (11), Gerber 7 (2), Handschuhmacher 5 (1), Sattler 16 (1), Zinngiesser 4 (2), Goldschmiede 6 (4), Schneider 19 (23), Schuhmacher 15 (?), Schlosser 3 (?), Schmiede 9 (?) u. s. w. In den Zunftbüchern findet man weitere interessante Einzelheiten aus dem Leben jener Handwerker. Wir lesen etwa, dass Herr Gottfried Beck 1836 das halbe Meisterrecht mit 100 fl. erlangt «zur ungehinderten Pfefferkuchenbäckerei»; dass an den drei Tagen vor Ostern jeder Meister auf dem Markt zwei Tische aufstellen durfte und noch einen vor seinem Hause; dass 1825 von einer Bittschrift die Rede ist, die das Gewerk an den Grossfürsten Constantin Pawlowitsch in Warschau senden will «wegen die Pfuschung, die von die Juden jeden Gewärk schaden tut», und dass einmal die Älterleute verpflichtet wurden, «pörschönlich Bey der Revision bey den Brodt, so von die Grob Bäcker gebacken wird, von den Juden und Burlacken», zugegen zu sein.

Die Welle der stärkeren deutschen Kultureinflüsse erstreckt sich etwa bis zum 17. Jahrhundert, allerdings ist seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts eine merkliche allmähliche Schwächung festzustellen.

In dieser Zeit schlägt das Handwerk den Weg in die Provinzstadt und aufs Land ein. Im 17. Jahrhundert veranlassen die Grossgrundbesitzer den deutschen Handwerker und auch den deutschen Bauer zur Einwanderung, um auf ihren Besitzungen Musterbetriebe einführen zu können. So berief Fürst Christof Radziwill deutsche Ansiedler nach Keidany. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts berief der König Stanislaus August von Polen schlesische Weber nach Schaulen, wo eine Tuchfabrik gegründet werden sollte.

Diese wenigen geschichtlichen Daten mögen genügen, um festzustellen, dass deutsche Arbeit und damit deutsche Kultur auch in Litauen eine gewisse Bedeutung errungen hatten. Leider ist es nicht gelungen, diese ehrenvolle Stellung in voller Höhe zu behaupten.

Mangelnde Führung und ungenügender Zusammenschluss, die weitere Verschlechterung der politischen Lage zu Ungunsten der Deutschen waren wohl die Hauptgründe des Niederganges. An die Stelle der deutschen traten polnische, russische und vor allen Dingen jüdische Einflüsse. Auch die Litauer, das heutige Staatsvolk, gerieten stark ins Hintertreffen, und nur ganz allmählich gelingt es der litauischen Staatsführung, das litauische Handwerk in den kleineren Pro-



vinzstädten und auf dem Lande zu Konkurrenzfähigkeit und fachlichem Fortschritt zu erziehen.

Trotz der zunehmenden Schwächung des deutschen Handwerks, die, wie bereits erwähnt, schon am Ausgang des 15. Jahrhunderts einsetzt, spielten die deutschen Handwerker noch vor dem Weltkriege eine grössere Rolle und wurden ihrer Leistungen wegen bevorzugt. Besonders wichtig war dabei der Zuzug baltischer Meister, hauptsächlich aus Kurland und Riga, und die Anstellung reichsdeutscher Spezialisten.

## 2.

Doch nun zur Gegenwart. Welches ist die wirtschaftliche und kulturelle Stellung des deutschen Handwerks im heutigen Litauen? Ist die Blütezeit des hiesigen deutschen Handwerks für immer vorbei?

Man darf nicht zu rosig, aber erst recht nicht zu schwarz sehen. Die Vormachtstellung ist allerdings zum grössten Teil verloren gegangen, wenigstens für den Durchschnittshandwerker. Soweit Spezialisten notwendig sind, werden aber auch heute noch Deutsche unbedingt bevorzugt.

Vor allen Dingen liegt die Ausbildung des Handwerkernachwuchses in den litauischen Gewerbeschulen zum guten Teil in den Händen deutscher Fachlehrer aus dem Memelgebiet.

Das früher erwähnte Luxushandwerk liegt nicht mehr in deutschen Händen, sonst sind jedoch Deutsche ziemlich gleichmässig, aber in geringer Zahl in allen Berufszweigen des Handwerks vertreten. Einige genauere Angaben erfolgen weiter unten in einem anderen Zusammenhang.

Die Leistungen der deutschen Handwerker stehen im allgemeinen über dem Durchschnitt, allerdings fehlt in den meisten Fällen eine regelrechte Fachausbildung, was sich auf die Dauer nachteilig auf die Konkurrenzfähigkeit auswirkt. Ein Zusammenschluss in Zünften oder anderen Verbindungen besteht nicht mehr. In dieser Vereinzelung, der grossen Zerstreuung und der schlechten Verbindung liegen, wie bereits erwähnt, wichtige Gründe für den Niedergang des deutschen Handwerks, wobei es sich um Schwierigkeiten handelt, die der gesamten Deutschumsarbeit hindernd im Wege stehen. Hinzu kommt noch die grosse Verarmung weiter deutscher Kreise nach dem Weltkriege und, damit zusammenhängend, die Unmöglichkeit,

den Nachwuchs beruflich und geistig in genügendem Masse auszubilden.

Wenn es also still geworden ist in dem einst so sprudelnden deutschen Handwerkerleben in Litauen, so liegt nicht etwa bei den Deutschen, an deren Charaktereigenschaften und Fähigkeiten die Schuld, sondern ausschlaggebend ist die Ungunst der Verhältnisse. Mit grösster Bestimmtheit kann man jedoch behaupten, dass die Zahl und wohl auch Leistung der deutschen Handwerker viel grösser ist, als man gewöhnlich annimmt; davon überzeugt in manchen Gegenden schon ein flüchtiger Besuch. Die «Stille» ist weniger ein Fehlen deutscher Handwerker, als ein Nichterfasst- und Zurückgedrängtsein. Auf diesem Gebiet werden bestimmt noch wichtige «Entdeckungen» zu machen sein, die für die Zukunft der deutschen Volksgruppe in Litauen von allergrösster Bedeutung sein können.

Es gilt somit in erster Linie genaues statistisches Material zu schaffen. Zurzeit ist man auf Schätzungen und indirekte, daher ungenaue Berechnungen angewiesen. Eine neue amtliche Zählung, die in den nächsten Jahren stattfinden soll, wird in vielen Fragen mehr Klarheit schaffen, wobei aber zu bemerken ist, dass von deutscher Seite diese Angaben wegen der falschen Passeintragungen nur mit gewissen Vorbehalten, wenigstens bisher, anerkannt werden können.

Im Deutschen Kalender für 1934 \*) ist erstmalig der Versuch gemacht worden, ein Verzeichnis der deutschen Handwerker zusammenzustellen. Es konnte sich nur um einen bescheidenen Anfang handeln. Immerhin sind die Ergebnisse bei den gegebenen Verhältnissen einigermaßen zufriedenstellend. Insgesamt konnten 322 Handwerker erfasst werden, die in 39 verschiedenen Berufszweigen arbeiten. Besonders stark vertreten sind die Schmiedemeister mit 70, die Müller mit 36, die Schuhmacher mit 30 und die Schneider mit 27 Anmeldungen. Entsprechend der Verteilung des Deutschtums kamen die meisten Angaben aus dem Süden und Osten des Landes.

Wenngleich dieses Verzeichnis weit davon entfernt ist, lückenlos zu sein — im Gegenteil, man muss annehmen, dass nur ein verhältnismässig geringer Prozentsatz der deutschen Handwerker erfasst werden konnte —, so bietet es doch eine wertvolle Grundlage zu weiteren, genaueren Erhebungen.

---

\*) Herausgegeben von der Redaktion der „Deutschen Nachrichten“, Kaunas, Miškų g-vė 3, Tel. 30 60.



Es wird eine der Aufgaben der hiesigen deutschen Führung sein, diese notwendigen Unterlagen zu beschaffen, den erneuten Zusammenschluss des deutschen Handwerks zu bewirken und eine gediegene fachliche Ausbildung des Nachwuchses zu fördern.

Vom Gelingen dieser Aufgabe wird zum guten Teil das zukünftige Schicksal des Deutschtums in Litauen abhängen.

## Der deutsche Student in Litauen

*Von Richard Kossmann*

### 1.

Das akademische Verbindungswesen in Litauen ist wie die Universität selbst noch sehr jungen Datums. Es ist wohl das jüngste von sämtlichen Randstaaten. Die aus dem litauischen Gebiete kommenden Studenten der Vorkriegszeit haben ihre Ausbildung in der Dorpater Universität oder im tiefen Russland genossen. Das Studium in Russland entfremdete die akademische Jugend zum grossen Teil ihrer heimatlichen Scholle, und wenn sie auch später in ihr Land zurückkamen, so brachten sie doch fremde Sitten mit. Nur kleine Ausnahmen hielten an der Scholle fest. Diese bildeten dann später das litauische Führertum. Wenn das Gesagte in erster Linie für die Jugend des litauischen Volksstammes gilt, so muss man feststellen, dass es auch auf die wenigen Akademiker der deutschen Volksgruppe in Litauen zutrifft. Dass die akademisch geschulten Deutschen des jetzigen Litauen keine Führer ihrer Volksgenossen wurden, ist zum Teil auch darauf zurückzuführen, dass man damals in Litauen die Art der Volkstumspolitik, wie sie heute üblich ist, noch nicht kannte. Andererseits muss auf die geringe Zahl der aus dem litauischen Deutschtum hervorgegangenen Akademiker hingewiesen werden. Wie verschwindend klein die Zahl ist, kann man auch daraus schliessen, dass die kürzlich vorgenommene Registrierung der Rechtsanwälte auf Grund des litauischen Gerichtsverfassungsgesetzes nur drei Deutsche feststellte. Auch die gesellschaftliche Ordnung und Tradition in der Vorkriegszeit und in den ersten Jahren der Nachkriegszeit sprachen dabei mit, dass der akademisch gebildete Deutsche schlecht einen Weg zu seinen Volksgenossen, den Handwerkern und den auf dem flachen Lande siedelnden Kleinbauern finden konnte. Der von der Universität zurückgekehrte Rechtsanwalt oder Arzt

siedelte sich in der Stadt an und brach sämtliche Beziehungen und den Verkehr mit der Landbevölkerung ab.

Das jetzige akademische Verbindungswesen in Litauen hat mit der Gründung der litauischen Landesuniversität im Jahre 1922 begonnen. Als erste wurden die nationale Verbindung «Neo-Lithuania» und die katholische «Ateitininku sąjunga» gegründet. Ihnen folgten die volkssozialistische Verbindung «Varpas» und andere. Die Studierenden der litauischen Universität waren in den ersten Jahren für das Verbindungsleben sehr zugänglich, und daher schossen studentische Verbindungen, Vereine und Korporationen wie Pilze aus der Erde hervor. Schon im Jahre 1927 konnte man 60 verschiedene studentische Verbindungen aufzählen. Art und Gattung der Verbindungen war in den ersten Jahren durchaus nicht vollkommen und klar. Der Unterschied zwischen Fachverbindung, Korporation und Verein wurde erst dann deutlich, als man sich mehr in das Leben der Studenten im Auslande vertiefte. Gewöhnlich waren es gesellige Vereine mit Mitgliedern beiderlei Geschlechts. Erst als man allmählich mit dem Verbindungswesen in Deutschland und in den baltischen Nachbarländern bekannt wurde, ging man zur Umgestaltung der Vereine in Korporationen und Fachschaften über.

## 2.

In diese Zeit fällt das Gründungsjahr der deutschen Studentenverbindung. Am 9. März 1928 fand die Gründungsversammlung der deutschen Korporation »Arminia« statt. Unter dem Banner schwarz-silber-rot und dem Wahlspruch «Amico pectus hosti frontem» hatten sich 17 deutsche Studenten der litauischen Universität zusammengetan, um dem gemeinsamen Ziele — Pflege deutscher Kulturgüter — nachzustreben. Der Zusammenschluss trug offiziell den Namen Korporation, obgleich sich daran auch die deutschen Studentinnen aktiv beteiligten. Nach der Zusammenfassung sämtlicher an der litauischen Universität studierenden Deutschen konnte die «Arminia» bereits in den ersten Semestern ihres Bestehens einen Einfluss auf die Entwicklung des gesamten Studentenwesens an der litauischen Universität ausüben. Das farbenreiche Verbindungswesen der deutschen Universitäten fand auch in Litauen grossen Anklang. Abgesehen davon, dass die Formen dieses Studentenlebens für die Verhältnisse in Deutschland bereits als veraltet betrachtet werden müssen, konnten sie für das litauische Studentenleben viel Wert-



volles bieten. Der «Arminia» fiel dabei die Rolle der Vermittlerin zu. Das deutsche Studentenlied und der deutsche Comment fanden grossen Beifall bei den litauischen Studentenverbindungen. In manchen Verbindungen fand allerdings der baltische Comment Eingang.

In den ersten Jahren ihres Bestehens hatte die Korporation «Arminia» neben der Förderung des deutschen Einflusses auf das gesamte Verbindungswesen der litauischen Universität auch die Aufgabe der Festigung ihrer eigenen Existenz. Dass diese Aufgabe nicht leicht sein konnte, ist verständlich, wenn man bedenkt, dass die junge deutsche Verbindung ohne Altherrenschaft dastand. Den jungen deutschen Akademikern war es nicht beschieden, Student zu sein, «wenn die Veilchen blühen». Sie sind alle Werkstudenten im wahrsten Sinne dieses Wortes. Nach zehn- bis achtstündiger Arbeit in Büro oder Werkstätte müssen sie die Arbeiten der Universität erledigen und dann noch Zeit für ihre Verbindung finden. Darum ist es selbstverständlich, dass der deutsche Student in Litauen nie Zeit für Paukboden und Bierkneipen hatte. Die Erziehung der Fuchse wird auf Grund eines umfangreichen und den Verhältnissen angepassten Programms vorgenommen. Der praktische Fuchsmajor bringt dem Fuchs den studentischen Comment bei, der theoretische hat die weltanschauliche und völkische Erziehung in der Hand. Um die Erziehung noch gründlicher durchführen zu können, wurde im Dezember 1929 eine Trennung der weiblichen und männlichen Mitglieder der Korporation vorgenommen. Die Studentinnen wurden in einem «Bund deutscher Studentinnen» (B. D. St.), die Studenten in einer «Korporation» zusammengeschlossen, beide Körperschaften vereinigte aber die «Vereinigung deutscher Hochschüler» (V. D. H.) — «Arminia». Nach dieser Umgestaltung konnte die Arbeit viel intensiver ohne innere Hemmungen fortgeführt werden.

Die Arbeit der einzigen deutschen Studentenverbindung in Litauen beschränkte sich niemals auf die innere Vereinsarbeit. Es liegt schon in der Art des vom Lande gekommenen Studenten, dass er seine praktischen Erfahrungen während der Ferien bei seinen Heimatgenossen verwertet. Die bereits 70 Mitglieder zählende Vereinigung deutscher Hochschüler «Arminia» bedeutet heute einen grossen Faktor in der gesamten Deutschtumsarbeit in Litauen. Aus ihrer Mitte sind bereits einige eifrige Förderer der deutschen Kulturarbeit hervorgegangen. Bei ihrer Arbeit haben die jungen deutschen Akademiker in Litauen nicht nur mit der materiellen Not, sondern mit

vielen anderen Schwierigkeiten von aussen her zu kämpfen. Angesichts ihres Opfermutes und Opferwillens kann man bestimmt hoffen, dass sie auch diese Schwierigkeiten zum Wohle ihres Volkstums überwinden werden.

## Das Jubiläumsjahr 1933 in Polen und seine Ausstellungen

*Von Herta von Ramm-Helmsing*

Man hat in Polen mit Recht das Jahr 1933 als das Jubiläumsjahr bezeichnet. Es fehlte in diesem Jahre nicht an Anlässen zu Feiern. Abgesehen von der am 11. November begangenen 15-jährigen Unabhängigkeitsfeier Polens fielen in diese Zeit eine Reihe historischer Gedenktage. Polen, das sich vor die Aufgabe gestellt sieht, in den drei gewesenen Teilungsgebieten ein gemeinsames Staatsbewusstsein neu heranzuziehen, hat die Gelegenheit dieser historischen Gedenktage wahrgenommen, um an die gemeinsame Vergangenheit zu erinnern.

\*

Die Festlichkeiten begannen im Frühjahr mit der Feier des 600-jährigen Tages der Thronbesteigung Kazimirs des Grossen im J. 1333. In diesem Fürsten feierte das heutige Polen den grossen Gesetzgeber, der den Staat zum Einheitsstaat machte, und den Begründer der Universität zu Krakau (1364). In der alten Residenzstadt Krakau fand ein Umzug auf den Wawel, ein Gottesdienst in der Kathedrale dieser alten Königsburg und anschliessend eine vom Rektor der Universität, Prof. Kutrzeba, geleitete Feier im Turnierhof des Wawel statt, dieses alles unter starker Beteiligung der jüdischen Bevölkerung, die diesem König die Neubestätigung ihrer Exemption von den gewöhnlichen Gerichten und die Judenstadt Kazimierz bei Krakau (heute mit Krakau verschmolzen) zu verdanken hat. Auch Lemberg hat in Feiern dieses Königs gedacht.

\*

Gleichfalls in Krakau wurde der 400-jährige Todestag des Bildhauers Veit Stoss begangen, von dem Krakau hervorragende Werke besitzt: den berühmten Marienaltar in der Marienkirche und einen bronzenen Crucifixus in derselben Kirche; ein Bronzeepitaph des



Callimachus in Flachrelief in der Dominikanerkirche; ein angeblich von Veit Stoss herrührendes Epitaph im Hof der alten Universität und das Grabmal Kazimir Jagillonczyks in der Kreuzeskappe des Domes auf dem Wawel, ein roter Marmorsarkophag mit baldachinartigem Aufbau, vielleicht das stärkste und packendste Werk des Meisters.

Anlässlich des Jubeljahres war eine Restauration des Marienaltars vorgenommen worden, die die Figuren des Mittelschreines und der Predella von einer bräunlichen Übermalung befreite und ihnen ihre ursprünglichen Farben in matten, aber satten Tönen wiedergab. Der Eindruck ist heute, namentlich abends bei Kerzenschein, weitaus stärker und plastischer. Durch die polnische Tagespresse geht eine Polemik über erfolgte Schädigung der Figuren. In nur geschlossenem Kreise wurden Lichtbildervorträge über den Altar und die angewandte Restaurationstechnik gehalten, die breite Öffentlichkeit durch Herausgabe von Festkarten durch die staatliche Post interessiert, die eine Serie von dreissig Détailaufnahmen in Kupfertiefdruck herausgab und eine spezielle Marke mit dem Werkzeichen des Veit Stoss. Dieses war umsomehr zu begrüßen, als es bis dahin schlechthin unmöglich war, eine der modernen Reproduktionstechnik annähernd entsprechende Wiedergabe des Altars zu erhalten. Weniger erfreulich war, dass der längst verjährte Streit um die nationale Zugehörigkeit des Stoss neues Aufwasser erhielt. Die polnische These stützt sich auf die Tatsache der langjährigen Tätigkeit Veit Stoss' in Krakau und seiner Darstellung polnischer Typen unter den Figuren des Altars. Es ist nun interessant, dass Veit Stoss überhaupt die lebenswahre Darstellung von Personen anstrebt, wie sich im Epitaph und wiederum im Gespräch im Tempel des Marienaltars das Porträt seines persönlichen Freundes Callimachus feststellen lässt, sodass er auch sonst für den Altar nach dem lebenden Modell zu arbeiten angeregt gewesen sein wird. — Als zweites Argument führt man die Schreibweise seines Namens auf dem Kazimir-Grabmal ins Feld: V.it Stvosz, auf Grund deren Veit Stoss heute in Polen Wit Stwosz (spr. Stwosch) heisst. Bei dieser Argumentation ist der Lautstand fränkischer Mundart, die phonetische Schreibweise der Zeit, die Gleichsetzung des v dem u und das deutsche sz übersehen worden, zugleich mit der Tatsache, dass Veit Stoss nie sein Nürnberger Bürgerrecht aufgegeben hat.

\* \* \*

Weitaus prunkvoller haben sich dann am 12. September die Sobieski-Feiern, d. h. die Feiern der Schlacht am Kahlenberge bei Wien, vollzogen, deren Höhepunkt die Parade vornehmlich polnischer Reiterei auf dem Felde vor Krakau vor dem Staatspräsidenten Moscicki und Marschall Pilsudski gebildet hat.

Im Anschluss daran wurde im Nationalmuseum in Warschau eine Ausstellung eröffnet, und zwar eine Doppelausstellung der 250-Jahr-Feier Sobieskis vor Wien und des 400-jährigen Geburtstages Stephan Bathorys.

Beide Ausstellungen waren gleich der Posener v. J. 1929 nach instruktiven und pädagogischen Prinzipien aufgebaut und benutzten in ihrer Einfachheit und Übersichtlichkeit die Errungenschaften moderner Ausstellungstechnik. Das Interesse des Beschauers an den aussen- und innenpolitisch weittragenden Taten dieser Herrscher sollte geweckt, eine Beschäftigung mit ihrer Beziehung auf die heutige Zeit angeregt werden. — Ein Katalog war bis Weihnachten nicht erschienen.

Das Auswahlmotiv beider Ausstellungen war das gleiche: in je drei parallelen Sälen folgten aufeinander: zunächst zeitgenössische Landkarten und Stadtpläne; zeitgenössische kriegstechnische Literatur; die Persönlichkeit des Herrschers.

Die Persönlichkeit der Herrscher wurde durch reiches zeitgenössisches und, gesondert, späteres Porträtmaterial dargestellt. Für beide überwog die Porträtierung in Stichen und Drucken die in Ölmalerei, deren Vorbilder häufig auch aus den Drucken entnommen waren, die dem Leser der interessanten Vorgänge im Osten die Vorstellung von der Person des betreffenden Königs vermitteln sollten. Bei der Bildauswahl waren ferner die engere Familie und die bedeutenderen Glieder des Hauses berücksichtigt worden: die Gemahlinnen, hier Anna Jagiellonka, da Maria Casimira und ihre Tochter, die nachherige Gemahlin Jakobs III von England. Hier die Wojewoden von Siebenbürgen, die Radziwill, Chodkiewicz, Sapieha. Besondere Beachtung fand die Genealogie des Hauses Sobieski, die auch im zeitgenössischen Schrifttum behandelt wurde. Letzteres enthielt nun eine Menge von Beschreibungen, Lobschriften und Glückwünschen zum Wiener Siege, der wiederum an Plänen der Stadt Wien und Stichen mit Darstellungen der einzelnen Phasen des Kampfes erläutert wurde.



Beide Ausstellungen enthalten reiches Urkundenmaterial aus den Schätzen des Warschauer Hauptarchivs. Sie berücksichtigen die Friedensverträge (unter diesen befinden sich die in Ornamentik und Schrift prachtvollen türkischen Ausfertigungen der Friedensverträge von 1577, 1678 und der Verhandlungen von 1693), die Kriegsrechnungen, die militärischen Befehle. Bei diesem Material kommen wir zu einigen Abweichungen beider Ausstellungen voneinander: die Sobieski-Ausstellung zeigt den Herrscher als Persönlichkeit und als Feldherrn; die Bathory-Ausstellung gleichfalls, aber auch den Gesetzgeber, den Unterhändler, den Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Trotz des gleichen Auswahlmotivs — und das ist interessant — bewahrt jede der Ausstellungen ihren persönlichen Charakter auf Grund der Verschiedenartigkeit der Epochen, die sie widerzuspiegeln hat.

\*

Auf einige dieser Mannigfaltigkeiten wollen wir nun eingehen und einige Besonderheiten hervorheben:

In der Sobieski-Ausstellung ist für uns von Interesse die Landkarte von Polen. «États de la Couronne de Pologne etc. par N. Sanson d'Abbeville à Paris 1703,» die Kurland und Livland bis nach Karkus, ohne Estland, zeigt, und die «Reipublicae Poloniae Nova Tabula per F. de Wit, Amstelodami cum Priv. D. D. Ordin. Holl. Westfris,» die noch den Finnischen Meerbusen und die Südküste Finnlands ausser ganz Livland verzeichnet.

Als besonders prachtvoll illuminiertes Stück fällt dem Beschauer das sogen. «Traktat des Grzymulkowski» auf, die Prachtausfertigung des — wie die erläuternde Aufschrift sagt — besonders teuer erkauften Friedens mit Moskau (in diesem wurden 1686 Kiew, weissrussische Gebiete und die Ukraine für immer abgetreten). In rot und goldenen kyrillischen Lettern mit reicher Barockumrahmung — in einer Gloriole Jan Sobieski zu Pferde —, ist dieses wertvolle Stück in Buchform gebunden.

Die Sobieski-Ausstellung nimmt noch drei weitere Räume ein. Die Decken der beiden ersten sind mit den Oberteilen zweier prachtvoller Türkenzelte bespannt, die den Räumen ein warmes Gepräge geben; Gobelins zieren die Wände. Der erste Saal enthält Möbel (darunter zwei sehr schöne Danziger Barockschränke), Kostüme, Gebrauchsgegenstände der Zeit und des Königs; an Goldschmiedearbeit sei eine dem König gewidmete, in Silber getriebene Schale der Stadt

Krakau erwähnt und ein Altar des Lukas Abdank (Habdank) Walowski, der auf 9 getriebenen Silbertafeln die Geschichte Jesu erzählt und aus dem Privatbesitz des Königs stammt. Aus dem Privatbesitz stammen auch einige Schatullen. Saal 2 zeigt eroberte türkische und eigene Rüstungen und Waffen, reiches Pferdegeschirr in voller Aufzäumung auf Pferden in Vitrinen; amüsant die Rüstung der Husaren mit ihren riesigen, sicher nicht sehr bequemen Flügeln auf dem Rücken und dem Leopardenfell um die Schultern. Die reichhaltigen Waffen zeigen manches Kunstwerk der Büchsenmacherei.

Zuletzt führen Stufen zu einem Gitter empor, hinter dem der ehemalige Katafalk des Königs aus der Kapuzinerkirche in Warschau, das sogen. «Castrum doloris» zu sehen ist, ein Barockaufbau, in dessen Mitte jetzt die Büste des Königs steht.

\*

Die Ausstellung zum Gedenken Stephan Bathorys enthält einiges, was für unsere engere Heimat von Interesse ist.

Unter den Plänen und Karten sind zunächst hervorzuheben die Pläne von Posen, Krosno, Danzig, Wilno, Lowicz, Krakau, Lublin, Zamosc, Lemberg, Sandomir und Przemysl — die alle das Kolonialschema und die Befestigungsanlage aufweisen, im Gegensatz zu Warschau und Grodno, die offen und ungeregelt angelegt, am Ufer der Flüsse sich aufbauen. Zamosc zeigt einen noch freien Siedlungsraum innerhalb der Befestigung, der an die Pläne flandrischer und brabantischer Städte im 13./14. Jahrhundert gemahnt.

Eine Landkarte, deren Urheber offenbar unbekannt ist und deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kartentyp des 16. Jahrhunderts noch nicht nachgewiesen werden konnte, wird als alter Aufriß zu einer Karte bezeichnet; als «*Situs et ambitus Livoniae ac provinciarum ad flumen Dunam sitarum a tirannide Moschi et metu tirannidis liberatorum auspiciis virtute et perseverentia Stephani Regis Poloniae*» muss sie nach 1581 entstanden sein.

Die Münzsammlung — die übrigens auch die Sobieski-Ausstellung zeigt — enthält auffallend wenig «Kron»-Geld, vorwiegend litauisches und Danziger. An Rigaschen Münzen finden wir: Denar v. 1582, Schilling v. 1582, Groschen v. 1581, 82, 83, 84. Dreier v. 1581, 1 Rigaschen Goldgulden v. 1584 und 1 Portugaler Goldgulden v. 1586. Beide letzteren tragen im Stadtsiegel das von Löwen flankierte Tor.



Unter den Drucksachen finden wir eine Chronik des Russow im Druck von Ferber, Rostock 1578, zwei ungen. Chroniken, die *Constitutiones Livonicae* im Danziger Nachdruck des Scharffenberger-schen aus Krakau v. J. 1585 und den «Absagebrief» an Moskau v. J. 1580.

Die Urkunden- und Aktenausstellung zeigt Rechnungsbücher der kgl. Kammer über den Moskauer Feldzug für die einzelnen Truppenteile. Besonders interessant ist das Original eines Treueides der Stadt Riga mit rotem Stadtsiegel in Wachsschale an seidener Schnur mit dem Eingang «*nos proconsul et consules nec non omnes ordines*». Die Jahreszahl war nicht sichtbar.

Auf Riga bezieht sich ferner das einzige erhaltene Buch der Pfahlgeldabrechnung; auf Livland und Kurland: Verzeichnis der an livländische Kirchen geschenkten Gewänder und Geräte; aus der Kronmetrik die Bestätigung der Güterbelehnungen v. J. 1583; Verzeichnis der Abgaben aus den livländischen Schlössern; auf Kurland: ein Original-Traktat in Sachen des Bistums Kurland — Pilten mit ungezählten angehängten Siegeln in Wachsschalen und ein Original-brief Stephans v. J. 1584 als Lehnsherrn an Herzog Gotthard.

Als Besonderheit dieser Ausstellung sei noch hervorgehoben, dass sie in Bildern und Drucken das geistige Leben Polens zur Zeit Stephans beleuchtete, das sogen. Goldene Jahrhundert; hier finden sich auch in livländischer Geschichte bekannt gewordene Namen.

\* \* \*

Als Jubilarin und Geburtstagskind schliesst sich die Ordens- und Hansestadt Thorn mit der 700-Jahrfeier ihrer Begründung dieser Reihe an. Thorn, das der Krakauer Illustrierte Kurier in einer Ankündigung der Ausstellung als «Herdstelle polnischer Kultur» bezeichnet hat. Diese Ausstellung als Spiegelbild des Kulturlebens Thorns zu betrachten, soll nun unsere Aufgabe sein.

Nach Thorn zu kommen, bedeutet jedes Mal eine Freude für denjenigen, dessen Sinn den Reizen einer osteuropäischen Landschaft mit den eingefügten gotischen Stadtsilhouetten offen steht. Vom Fernzugbahnhof her führt ein eingetretener Fussweg durch Weidengebüsch über einen schmalen Flussarm zur Weichsel, auf deren anderem Ufer, fast stets hinter silbergrauen Nebeldünsten, die feinen Konturen des Thorner Stadtbildes sich erheben: über der noch erhaltenen Mauer der Giebel von St. Marien, der Rathausturm, der

mächtige Turm von St. Johann und südlich der schlanke, blendenverzierte und mit einem Satteldach gekrönte Turm der Jakobskirche. An klaren Tagen sieht man lange vom eilenden Zuge aus, gen Bromberg fahrend, besonders schlank und rot aufleuchtend den Jakobsturm aus der Landschaft aufragen, während am fernen Horizonte wie eine Fata Morgana und sehr fein, wie aus einer Spielzeugschachtel, sich das Profil der östlicher liegenden Stadt Kulm abzeichnet, der Geburtsstadt der Kulmer Handfeste, der für diese Gebiete massgebend gewordenen Redaktion des Magdeburger Stadtrechts.

In Thorn befinden wir uns auf historischem Boden. Als Konrad von Masovien den Deutschen Orden gegen die heidnischen Preussen zu Hilfe rief, trat er ihm das Kulmer Land ab. Im Jahre 1231 gründete der Orden an der Stelle des heutigen Alt-Thorn zuerst eine befestigte Niederlassung, vom Jahre 1233 datiert die Gründungsurkunde der heutigen Stadt Thorn, die infolge des Zustroms von Ansiedlern, zumeist aus der Lausitz, Schlesien, Westfalen, noch im selben Jahrhundert einer Erweiterung in der Neustadt bedurfte, deren Pfarrkirche die Jakobskirche ist. Wechselvoll, wie die Geschichte des Landes, ist die der Stadt geworden. Ihren städtebaulichen Charakter der mittelalterlichen deutschen Kolonialstadt hat sie wie selten eine andere erhalten.

Ein altmodischer Schraubendampfer bringt den Besucher auf das Stadtufer, eine breite, bis unter die Mauer gepflasterte Lastadie. Zu einem Rundgang betritt man die Stadt durch eines der Tore. Rechts und links sind noch die Giebel der Speicher zu sehen, während die Neuzeit durch Wohnhausbauten doch auch hier schon die Einheitlichkeit des Bildes gestört hat. Als erstes stösst man auf den mächtigen Backsteinbau der Pfarrkirche zu St. J o h a n n mit dem wichtigen unvollendeten Turm — der den der Danziger Marienkirche hat ursprünglich übertrumpfen sollen — dem jedoch eine vom Erdboden bis zum Notdach teilende Blendnische seine Erdschwere nimmt. Dieses Denkmal früher Backsteinkunst (um 1250) und wohl des ältesten Sterngewölbes birgt als grössten Kunstschatz das Steinbild der sogen. Schönen Madonna, eine Rundplastik von kleinen Ausmassen und besonderem Liebreiz. Das Spiel der Hände von Mutter und Kind um den Apfel, die Augenblicklichkeit der kindlichen Bewegung im Greifen und das feine, besinnliche Lächeln jungen Mutterglückes sind ein unvergesslicher Eindruck. Die Konsole, ein Moseskopf im



brennenden Busch aus gelblichem Sandstein, ist ein Meisterwerk südostdeutscher Herkunft um 1460.

Das dämmerige Dunkel mittelalterlicher Kirchen umfängt einen beim Betreten der Marienkirche. Von den Franziskanern im 14. Jahrhundert erbaut, hat sie nach der Ordensregel keinen Turm, nur Verblendungen und Türmchen verziern den Ostgiebel, den man das Wahrzeichen Thorns nennt. Auf den eingezogenen Strebeböckeln des südlichen Seitenschiffes sind Darstellungen der Apostel und der hl. Jungfrau in mittelalterlichen Fresken erhalten. Der späte und nicht bedeutende Altar aus der Barockzeit fügt sich unaufdringlich in den Raum. Architektonisch, als gotische Hallenkirche, ist der Bau trotz schmalerem nördlichen Seitenschiff von besonderer Klarheit und ohne den fast verwirrenden Säulenreichtum Danziger Hallenkirchen. In der kühlen Zurückhaltung und Vornehmheit in Form und Ausstattung, die eines der schönsten Chorgestühle in sich schliesst, neben dem Beweis höchsten Könnens mutet diese Kirche an als Ausdruck echten Hanseatentums.

Von gänzlich anderen Formen der reifen Gotik ist die neustädtische Pfarrkirche St. Jakob, ein schmaler Langschiffbau mit gotischen Sterngewölben und sehr niedrigen Seitenschiffen. Den Aussenbau beleben eine Unzahl aufgesetzter Strebebögen, verkragter Türmchen und Fialen. Dieser lebendige Rhythmus wird noch erhöht durch Verwendung von Verblendungen, gelben und grünen glasierten Steinen neben den matten roten. Um den Chor und das Hauptportal läuft ein Spruchfries in braunen Lettern auf grünen und gelben Majolikasteinen. In sehr glücklichem Verhältnis zum Langhaus steht der schlanke, blendenverzierte Turm.

Die Ordensburg, die weichselaufwärts von der Altstadt und nachher zwischen den beiden Städten als Keil lag, ist 1454 von den Thornern zerstört worden. Die Anlage ist noch zu sehen, der Wachturm und die unterirdische Ordensmühle teilweise erhalten.

Ausdruck der Machtstellung des Bürgertums ist das Rathaus. Selten ist im europäischen Nordosten ein mittelalterlicher Rathausbau von solchen Ausmassen wie in Thorn anzutreffen. Ein Vergleich mit dem Danziger würde hinken; das Danziger Rathaus ist der Ausdruck des Repräsentativen, das Thorner bewahrt den Charakter des Kaufhauses. Eine mächtige quadratische Anlage von vier Flügeln, die einen quadratischen Innenhof umschliessen, gebaut um den ursprünglichen Wachturm, der heute als Rathhausturm in die Südost-

ecke eingebaut ist. Der Blick vom Innenhof auf diese SO-Ecke ruft lebhaftere Erinnerung an den Innenhof der Marienburg und an den Domhof in Riga wach: beredte Zeugen der kulturellen Zusammengehörigkeit dieser Gebiete, auf denen sie entstanden. Die schlichten Fassaden dieses «Ordensburgähnlichen» (Dehio) Backsteinbaues von 1393 ff. sind durch Blendnischen aufgeteilt, die die Fenster des Erd- und Obergeschosses umfassen und ihnen eine in Licht und Schatten aufteilende feine Profilierung geben. Von der Innenausstattung sind nur noch einige Barocktürumrahmungen und Intarsitüren erhalten.

\*

In diesem Gebäude befinden sich Stadtmuseum und Stadtarchiv. In den Räumen des Museums fand unter Leitung von Dr. Chwartzynski nunmehr die Ausstellung zur 700-Jahrfeier der Begründung der Stadt Thorn statt.

Ein Katalog zu dieser Ausstellung ist nicht erschienen, doch veröffentlichte Dr. Chwartzynski in diesem Zusammenhang ein umfangreiches Illustrationswerk über Thorn, das zugleich mit deutschen und anderen polnischen Veröffentlichungen die Literatur über die Stadt bereichert hat.

Die Ausstellungsgegenstände waren nach sachlichen Gesichtspunkten in den fünf Räumen verteilt.

Saal I und II zeigten vorgeschichtliche Ausgrabungen auf Thorner Gebiet in geringem Umfange. In den Vitrinen kamen lateinische Franziskanerhandschriften des 14.—16. Jahrhunderts zur Ausstellung und eine polnische Mariengeschichte des 16. Jahrhunderts. Ferner nach Thorn eingeführte Inkunabeln in Fraktur und Humanistenhandschriften.

Besonders interessieren hier die Thorner Drucke und Drucker des 16. Jahrhunderts. Unter den Druckern finden wir folgende Namen: Stanislaus Worffschauffel, der erste Thorner Drucker, ist mit seinem ersten in Thorn im J. 1569 gedruckten deutschen Katechismus des Musaeus vertreten; ferner Johann Glitzner (1572—73) und Melchior Neringk (1579—83). Diese ersten Drucker bedienen sich ausschliesslich gotischer Lettern. Die von ihnen gedruckten Schriften sind teils kirchlichen, teils weltlichen Inhaltes, lateinisch, deutsch und polnisch, letztere nur kirchlichen Inhalts. Zahl, Art und Sprache ihrer Werke interessieren bei einer Ausstellung, deren Zustandekommen Zufallsmomenten unterliegen kann, weniger, als die Zeit, die Typen und die Namen der Drucker, die, wie der gleichzeitige berühmte



Krakauer Drucker Scharffenberger, deutscher Herkunft sind. Die hier ausgestellten Werke waren den Bibliotheken zu Kórnik bei Posen, der Grafen Baworowski zu Lemberg und der Fürsten Czartoryski in Krakau entnommen. Kulturgeschichtlich interessant ist, dass einige Stücke Stiftungen an die Thorner Stadtbibliothek aus der Privatbibliothek der Bürgermeisterdynastie des 16. und 17. Jahrhunderts Stroband stammen.

Für die spätere Zeit zeigte die Ausstellung Drucke der Drucker Ferber, Laurer, Hünfeld und Beck. Was die sprachliche Zusammensetzung auch der späteren Drucke betrifft, so überwiegt Latein und Deutsch, Polnisch kommt nur für kirchliche Bücher zur Anwendung. 1825 und 1830 — man beachte, erst zur Zeit nach den Teilungen — erscheinen deutsch-polnische Lesebücher zum Schulgebrauch, früher ein biblisches Geschichtsbuch, deutsche und polnische Zeitungen. Der Buchdruck erfolgt ausschliesslich in gotischer Letter.

Unter den ältesten Drucken waren selbstverständlich Werke des Koppernikus vertreten, so die lateinische Erstausgabe seiner «De revolutionibus orbium coelestium», gedruckt bei Petreius in Nürnberg im J. 1543. Um die Ehre, Koppernikus zu den Ihren zu zählen, streiten zwei Nationen. Väterlicherseits wohl aus dem Dorfe Koppernik in Schlesien, mütterlicherseits aus dem Thorner Geschlecht der Watzelrode stammend, hat der nachherige Astronom zuerst in Krakau studiert, dessen Lehrstühle im Zeitalter einer übernationalen Wissenschaft vorwiegend von aus dem Westen zugewanderten Kräften besetzt waren. Als Domherr des ermländischen Bistums in Frauenburg in Ostpreussen lebend, hat Koppernikus der Nachwelt lediglich lateinische und deutsche Schriftstücke überliefert.

Auch von den Buchbindern werden uns zwei Namen überliefert: im 15. Jahrhundert ein Matthias Hadeber und für die Zeit zwischen 1544—1553 ein «Anonymus Introligator». Von diesem rühren die Ledereinbände mit den eingepressten Renaissanceleisten her, die an diejenigen der Krakauer Stadtbücher gemahnen, die wiederum Nürnberger Vorbildern folgen.

Schliesslich ist in der Ausstellung der Drucke noch ein deutscher Stadtplan von Thorn a. d. J. 1659 zu erwähnen. Die Anlage der Stadt weist hier das typische Kolonialschema auf: die viereckige Marktanlage mit den rechtwinklig einmündenden Strassen. Manche Erinnerung an die Anlage der Stadt Riga zur Düna wird hervorgerufen.

Der Bücherausstellung schloss sich in einem weiteren Raum eine Ausstellung der Thorner bildenden Kunst an, deren geschmackvolle und übersichtliche Anordnung hervorzuheben ist. Sie zeigte Holzplastiken des 15. Jahrhunderts, unbekannter Meister und durchschnittlicher Qualität aus den Thorner Kirchen und hochstehende Erzeugnisse der Thorner Goldschmiedekunst. An Namen waren aus dem 17. und 18. Jahrhundert die des Bröllmann, Weintraub, Weymer und Sachs vertreten, dazu ein deutsches Skizzenbuch v. 1740; aus dem J. 1747 Jan Letynski, Kaspar Kosiolkiewicz und Karol Magierski. Nach Heuer haben erst im 18. Jahrhundert und nur für katholische Kirchen (die Deutschen waren evangelisch) drei polnische Meister gearbeitet.

Die im 5. Saal anschliessende Zunftausstellung gab ein beredtes Bild vom Aufbau des Gewerkschaftslebens Thorns durch Zinnhumpen, Willkomme, Fahnen mit deutschen Inschriften und Zunftladen; aus dem Jahre 1613 lag ein polnisches Zunftbuch aus. Eine reiche Anzahl Siegel waren gleichfalls ausgestellt. Schliesslich zeigte die Firma Gustav Weese historische geschnitzte Holzbackformen in der Art, wie sie noch heute in jeder eingesessenen Münchener Familie von Generation zu Generation sich vererben und wohl Nürnberger Herkunft sind.

Endlich waren im 4. Saal einige Möbel, Truhen und Rüstzeug zu sehen. In den Truhen unter Glas lagen eine Reihe von Urkunden und Briefen aus dem Thorner Archiv aus, zur Illustration der politischen Stellung Thorns im In- und Auslande und seiner ausgedehnten Handelsbeziehungen nach Böhmen, Burgund und den Niederlanden. Von besonderem Interesse für uns war ein Brief des Rates der Stadt Riga an den der Stadt Thorn in Handelsfragen v. J. 1405 in deutscher Fraktur.

Im gleichen Raume hatte dann auch die Münzausstellung Platz gefunden. Hervorzuheben ist vor allem die reiche Anzahl der Prägstücke. Die Thorner Münze hat nur mit Unterbrechungen gearbeitet, so lagen Thorner Münzen auch nur aus der Zeit von 1444—92, von ca. 1587 — ca. 1628, dann von 1673, von 1733 und 1780 ff. aus, ohne damit aber ein vollständiges Bild von der Thorner Münze zu geben. Unter den fremden Münzen befinden sich liv-, kurländische und solche der Stadt Riga. In seinem im J. 1907 erschienenen Katalog der Thorner Münzsammlung zählt Semrau allein für Riga aus der



Zeit von 1561—1621 23 Stück auf. Die Zahl der Rigischen Münzen in Thorn soll in der Tat eine beträchtliche sein.

Thorn war ein Bollwerk des Deutschen Ordens, der dreissig Jahre nach der Gründung der Stadt Riga durch Bischof Albert das Kulmerland eroberte und Thorn erbaute. Diese Tatsache ist nicht ohne Einfluss auf das Geschick unseres Landes gewesen, das ebenfalls den Deutschen Orden als Schutzherrn erhielt. Zwischen Riga und Thorn haben um 1400, wie Briefe besagen, Handelsbeziehungen bestanden. Später gehörten sie beide als Hansestädte dem preussischen Quartier an. Als Riga 1581 Polen den Treueid leistete, hatte es durch vierzig Jahre denselben Oberherrn wie Thorn, eine der sogen. drei grossen preussischen Städte. Riga erhielt 1582 das Institut des Burggrafengerichts — eine Neuerung in der Stadtverfassung — durch König Stephan nach dem Muster des Thorner v. J. 1520. Die Religionskämpfe, die in Riga schon mit 1583 einsetzten, bleiben den preussischen Städten mit dem Regierungsantritt Sigismunds Wasa nicht erspart. Ganz parallel verlaufen die Kämpfe um Erhaltung der bestätigten und immer neu gebrochenen Handelsprivilegien und gegen die Wasser- und Landstrassenzölle; was für Riga der Zoll bei Neuermühlen bedeutet, ist für Thorn der Zoll am Jordanfluss — und für Danzig der am Weissenberge. Die Rigaer Gesandten nehmen denn auch am polnischen Hofe stets Fühlung mit den Thornern auf und reisen gelegentlich auch über Thorn. Mit Heinrich Stroband d. J., dem Humanistenfreund, und Tor Beke stand Hilchen noch später in Briefwechsel.

So ist es gerade für Riga nicht ohne Interesse, 700 Jahre Geschichte einer so lange schicksalsverwandten Stadt zu überblicken, die, zweiunddreissig Jahre jünger als es selbst, gleichen Zwecken ihren Ursprung verdankend und doch anders konstituiert, gleich ihm noch heute Zeugnis ablegt von nicht zu verwischender geschichtlicher Tat.

## POLITISCHE ÜBERSICHTEN

### LETTLAND

#### *Parlamentseröffnung*

Ende Januar trat die Saeima erneut zusammen. Die so oft angekündigte Regierungskrise trat bisher nicht ein, und es scheint, dass die Stellung der Regierung Blodneek, die in den nationalen Mittel-

parteien einen Stützpunkt sucht, erneut gefestigt ist. In Anbetracht der im nächsten Herbst bevorstehenden Parlamentswahlen gewinnt der Besitz der Vollzugsgewalt im Staate eine erhöhte Bedeutung, und es bleibt abzuwarten, was der Bauernbund unternehmen wird, um in den Besitz der Macht zu gelangen.

An wichtigeren Gesetzesprojekten wird die Saeima ausser mit dem Verfassungsänderungsprojekt des Bauernbundes wahrscheinlich mit wirtschaftlichen Vorlagen befasst werden. Es wird davon gesprochen, dass die Einführung einer Importsteuer von der Regierung erneut aufs Tapet gebracht werden soll.

### *Pehrkonkrusts*

Die Presse befasste sich im vergangenen Monat viel mit dem «Pehrkonkrusts.» Zwangsgestellungen und Haussuchungen seitens der politischen Polizei gaben reichlich Stoff zu Erörterungen.

Es ist nicht leicht, sich ein Bild darüber zu machen, ob und wieviel Boden diese Organisation im Volke hat. Einen Anhaltspunkt gibt vielleicht die Auflageziffer ihrer Zeitung, die mit 10.000 beziffert wurde. Die Chancen der Organisation zu den nächsten Parlamentswahlen werden sehr verschieden beurteilt. Die Schätzungen schwanken zwischen 2 und 14 Parlamentssitzen. Jedenfalls scheint der Bauernbund mit seinen angekündigten Reformen der neuen Richtung, besonders in der Jugend und in der Kriegsgeneration, das Wasser nicht haben abgraben können.

### *Aussenpolitik*

Das Interesse der Öffentlichkeit an der Aussenpolitik ist im vergangenen Monat besonders wach gehalten worden.

Einmal waren es die russischen Vorschläge einer «Neutralisierung» der Randstaaten. Die Art und Weise, wie der Vorschlag bekannt wurde, liess darauf schliessen, dass es sich nicht nur um eine deutliche Spitze gegen den grossen Gegenspieler des Kommunismus im Westen — das Deutsche Reich — handelt. Es musste auch befürchtet werden, dass sich dahinter die Absicht verbarg, in ganz anderem Ausmasse als bisher Einfluss auf unsere Innen- und Aussenpolitik zu gewinnen. Wie wenig es im Grunde den Sovets darauf ankam, faktisch die Unabhängigkeit der Randstaaten zu garantieren, wird durch den Umstand beleuchtet, dass laut Meldung der Rheinisch-Westfälischen Zeitung bereits vor einigen Jahren die Wilhelm-



strasse den Sovets den Vorschlag gemacht hat, die Neutralität der Randstaaten zu garantieren. Damals sagten die Russen ab!

So sind denn die russischen Vorschläge auch hier auf keinen fruchtbaren Boden gefallen, und bis auf die mit den Sovets sympathisierenden Blätter (z. B. Pehdeja Brihdi, Sozialdemokrats) war die Ablehnung eine allgemeine.

Inzwischen wurde der deutsch-polnische Nichtangriffspakt abgeschlossen, der uns fast ebenso nah angeht, wie die direkt beteiligten Staaten. Wir haben von diesem Pakt die Einleitung einer weitgehenden Befriedung Osteuropas zu erhoffen, die uns durchaus zugute kommen kann. Das Gespenst des blutrünstigen eroberungssüchtigen Deutschland, das von einer gewissen Presse immer noch nicht ganz ohne Erfolg den Lesern gezeigt wird, muss an Effekt auf die Dauer einbüßen. Unsere östlichen Nachbarn werden die Hoffnung aufgeben müssen, den tertius gaudens zu spielen.

Sowohl bei uns als in Deutschland wurde eine Rede des Aussenministers Salnajs viel beachtet, in welcher er gegen die Sozialdemokratie scharf vom Leder zog, Verständnis für ein Zusammenarbeiten mit dem neuen Deutschland betonte und unzweideutig zu erkennen gab, dass es nach seiner Meinung in unserem Interesse liegt, mit Deutschland die nachbarlichen und wirtschaftlichen Beziehungen auszubauen. Was er sagte, mag inhaltlich nicht fernliegend gewesen sein; auf dem Hintergrunde der von der antideutschen Weltpropaganda so stark beeinflussten lettischen Öffentlichkeit wirkte es aber sensationell, und die Haltung des in seiner Stellung sowieso angefeindeten Ministers zeugt von sachlichem Mut.

Eine Aktivierung unserer Aussenpolitik ist auch in der Tendenz der Festigung des Verhältnisses der baltischen Staaten untereinander zu erblicken. Diesem Zwecke dienten Staatsbesuche des Aussenministers in den Hauptstädten der Ostsee-Anliegestaaten.

### *Lettländisch-englische Handelsvertragsverhandlungen*

Seit einigen Wochen bereits verhandelt die lettländische Delegation mit dem Generalsekretär des Aussenministeriums Munters an der Spitze in London. Ein Vertreter der bei diesen Verhandlungen besonders interessierten Textilindustrie wurde mitgenommen. Die Schwierigkeiten, mit denen von vornherein gerechnet werden musste, scheinen sich als besonders gross erwiesen zu haben, und die Verhandlungen haben unterbrochen werden müssen. Die englische Han-

delspolitik weist in letzter Zeit eine ganz besondere Aktivität auf, wie solches die kürzlich abgeschlossenen Verhandlungen mit Finnland gezeigt haben. In unserem Falle scheint England wohl bereit zu sein, den Wünschen der Landwirtschaft nach Aufnahme der ländlichen Produkte entgegenzukommen, die Preise aber liegen, besonders für Butter, so niedrig, dass der Fiskus sehr erhebliche Summen für diesbezügliche Zuzahlungen an die Landwirtschaft, die ihre Forderung nach einem staatlich garantierten Minimalpreis nie fallen lassen wird, in Rechnung stellen muss. Was den Holzexport anbetrifft, so ist England unser Hauptabnehmer, und dabei — das ist Englands Trumpf — durchaus nicht auf lettländisches Holz angewiesen. In dieser Beziehung wäre also ein fester Abschluss mit England für uns von grosser Wichtigkeit und bedeutendem Nutzen.

Als Gegenleistung Lettlands wird verlangt, dass Lettland seinen Import an Industrieerzeugnissen fast ausschliesslich nach England orientiert, wobei in erster Linie der Export Deutschlands nach Lettland leiden würde. Für uns hätte ein Import aus England den Nachteil höherer Preise; ausserdem scheinen die Forderungen Englands auf eine Drosselung unserer eigenen industriellen Entwicklung hinzuzielen. Besonders was die Textilindustrie anbetrifft, werden schwere Bedingungen gestellt, und hier scheint der hauptsächlichste Grund zur Unterbrechung der Verhandlungen zu liegen.

Den Londoner Verhandlungen muss erhöhte Bedeutung beigegeben werden, da, wie erwähnt, eine weitgehende Umorientierung unserer Handelspolitik zur Diskussion steht, was nicht ohne Rückwirkungen auf die Beziehungen zu anderen Ländern, besonders zu Deutschland, bleiben kann.

Die handelspolitische Seite der Angelegenheit wird für uns nicht letztlich entscheidend sein können. Unsere geographische Lage und die latente Gefahr von Seiten östlicher Nachbarn, für die der Besitz unserer Häfen einen so grossen Gewinn bedeuten müsste; die Erwägung, dass England sich für die baltischen Staaten ernstlich einzusetzen schwerlich bereit sein wird; die durch den deutsch-polnischen Vertragsabschluss herbeigeführte neue politische Situation — all das zwingt zur Frage, ob nicht doch im Wohlwollen und Interesse Deutschlands die beste Garantie für die Unabhängigkeit unseres Staates gesehen werden muss.

Riga, 3. Februar 1934

C. H.



## DIE UKRAINISCHE FRAGE

Etwa 30% der Roten Armee steht in der Ukraine. Unter diesen Truppen ist kaum ein Ukrainer zu finden. Die Rekruten aus der Ukraine (ebenfalls übrigens aus den an die Ukraine grenzenden Kosakengebieten) werden in die nördlichen Garnisonen geschickt. Polen befolgt seinen Ukrainern gegenüber die gleiche Taktik. Dieser Tatbestand ist um so bemerkenswerter, als noch vor kurzem sowohl polnischer- als auch russischerseits Versuche unternommen wurden, den ukrainischen Nationalismus als Waffe zu benutzen und gegeneinander auszuspielen. Die Organisation des ermordeten «Hetmans» Petljura wurde von Polen materiell unterstützt und gefördert. Dadurch verlor diese allerdings bei der ukrainischen Bevölkerung jegliche Zugkraft. Andererseits bemühten sich bolschewistische Agenten die Ukrainer in Polen aufzuputschen. Mittlerweile scheint die ukrainische Freiheitsbewegung aber doch eine solche Stärke gewonnen zu haben, dass sie sowohl für Moskau als für Warschau zu gefährlich wurde. Wenn in allerletzter Zeit beiderseits nicht selten von einer polnisch-russischen Interessengemeinschaft gesprochen wird, so richtet sich diese doch wohl in hohem Grade auch gegen die ukrainische nationale Bewegung.

Wir wollen, um diese verwickelten Verhältnisse zu klären, von einem konkreten Fall ausgehen — dem Prozess in Sambor (Ostgalizien). Ihm lag folgender Tatbestand zugrunde: Im Jahre 1931 wurde in Galizien der polnische Seimabgeordnete Holufko, ein naher Freund Pilsudskis, von Mitgliedern der Organisation ukrainischer Nationalisten «O. U. N.» ermordet. Holufko sollte einen hohen Verwaltungsposten in Galizien erhalten. Sein politisches Programm war: den Ukrainern stark entgegenzukommen. Er war zudem ein erbitterter Feind des Bolschewismus und Anhänger der Idee einer militärischen Intervention in der bolschewistischen Ukraine. Die beiden Mörder wurden vor einiger Zeit auf Grund des Urteils eines polnischen Schnellgerichts wegen anderer Vergehen hingerichtet. Der Prozess richtete sich gegen die Anstifter und Helfershelfer des Mordes. Der hauptsächliche Anstifter und Organisator dieses und vieler anderer Attentate, Hnatow, hatte sich dem Zugriff der Polizei in «unerklärlicher Weise» entzogen. Da der Staatsanwalt es durchaus vermied, auf diese interessante Persönlichkeit näher einzugehen, liessen sich manche Hintergründe nicht klären.

Aus den Zeugenaussagen ging aber eindeutig hervor, dass Hnatow gleichzeitig polnischer Polizeispitzel und bolschewistischer Agent war. Der Hauptangeklagte Baranowsky, der den zweithöchsten Posten in der Terrororganisation für ganz Galizien einnahm, war jedenfalls nur polnischer Polizeiaгент. Nach Aussage eines polnischen Polizeikommissars war er die «Achse des gesamten Kundschafterdienstes der Lemberger Polizei.» Erklärlicherweise sträubte sich diese Polizeibehörde denn auch auf das heftigste, diese wertvolle Kraft preiszugeben. Nur auf den Druck von einer hohen Stelle und nach Absetzung eines Polizeichefs konnte dieser Prozess überhaupt ins Rollen gebracht werden. Wir wollen über die vielen unschönen Einzelheiten des Prozesses, der mit der Verurteilung der angeklagten Lockspitzel zu hohen Freiheitsstrafen endete, mit Schweigen hinweggehen. Halten wir uns an die Ergebnisse und Folgerungen! Es steht fest, dass die im Auslande befindliche Zentrale der «O. U. N.» unter dem Obersten Konovaletz die Kontrolle über die einzelnen Zellen völlig verloren hat. Die Anweisung der Zentrale, die Terrorakte einzustellen, ist nicht befolgt worden, und zwar gerade von den Zellen nicht, die unter der Leitung von Polizeispitzeln oder bolschewistischen Agenten standen. Die Terroraktionen in Galizien haben im Ganzen genommen die ukrainische Freiheitsbewegung kompromittiert und der polnischen Staatsgewalt den Vorwand gegeben, alle ukrainischen kulturellen und wirtschaftlichen Organisationen zu unterdrücken, um die ukrainische Bevölkerung in eine amorphe, führerlose Masse zu verwandeln. Es erübrigt sich wohl zu sagen, dass die O. U. N. durch den Prozess in Sambor ihre Anhängerschaft fast völlig verloren hat. Sehr geschadet haben der ukrainischen Freiheitsbewegung auch einige Abenteurer und Hochstapler, die in der Emigration auftauchten und die alle nur möglichen Stellen um pekuniäre Unterstützung für ihre angeblichen grossartigen Pläne angingen. Im Ganzen wird man heute aber wohl sagen können, dass die ukrainische Freiheitsbewegung ihre Kinderkrankheiten überwunden hat. Es bildet sich immer mehr eine einheitliche Führung heraus, die den Nachdruck auf die wirtschaftliche Stärkung und nationalpädagogische Schulung legt und die somit Politik auf weite Sicht treibt und politischen Abenteuern abhold ist. Damit verbunden ist eine Abkehr von den westlerischen demokratischen Ideen und eine Rückbesinnung auf die ohne Zweifel bedeutenden ukrainischen Traditionen. Man wird diese massgebliche Richtung, die sich zum Führerprinzip be-



kennt und die auch Führer hat, als Hetman-Bewegung bezeichnen können.

Das zaristische Russland ging unter, weil es die Bauernfrage nicht zu lösen vermochte und weil es die Reichsidee mit der aus ihr resultierenden regionalen Selbstverwaltung durch einen national-staatlichen Zentralismus in Verbindung mit den berüchtigten Russifizierungsmethoden zu ersetzen versuchte. Der Bolschewismus hat diese beiden Hauptprobleme auch nicht lösen können. Die neuesten Moskauer Erlasse richten sich mit aller Schärfe gegen alle ukrainisch-kulturellen Bestrebungen, ja sogar gegen den Gebrauch der ukrainischen Sprache. Gleichzeitig sind in Galizien ebenfalls Massenverhaftungen innerhalb der ukrainischen Intelligenz vorgenommen worden.

Wird es auf die Dauer möglich sein, ein hochbegabtes, lebenskräftiges Volk von 40 Millionen, das immer stärker seine Selbstverwaltung verlangt, durch Terrormassnahmen zu unterdrücken? Wir glauben nicht daran. Dass sich die dortigen politischen Verhältnisse von heute auch nur ein paar Jahrzehnte als stabil erweisen sollten, wäre wohl die unwahrscheinlichste Prophezeiung, die man machen könnte.

Wir möchten zum Schluss noch betonen, dass der Ukrainer — was leider noch nicht genug bekannt ist — sich vom moskowitischen Russen in allen wesentlichen Zügen deutlich unterscheidet. So fehlen ihm alle nomadischen Neigungen; er ist dem Kollektivismus abgeneigt und strebte von jeher den persönlichen Besitz an; für die europäische Kultur ist er sehr empfänglich. Welche politischen Energien im Ukrainertum lebendig sind, dafür nur ein Beispiel: nach dem Zusammenbruch Österreichs gelang es in Galizien in kurzer Zeit eine Freiwilligenarmee von fast 100,000 Mann aufzustellen, die die Polen vertrieb und Kiew eroberte. Erst der aus Frankreich hinübertransportierten, mit den modernsten technischen Mitteln ausgerüsteten Armee des Generals Haller gelang es, die schlecht ausgerüsteten ukrainischen Truppen, denen die Munition ausging, zu schlagen und Galizien zu unterwerfen

C. v. S.

## DEUTSCHES REICH

### *Der Kampf um den Frieden*

Das aussenpolitische Gespräch zwischen Deutschland und Frankreich ist unmittelbar nach der Weihnachtspause wieder aufgenom-

men worden. Um englischen Vermittlungsversuchen zuvorzukommen, liess Frankreich durch seinen Botschafter in Berlin am Neujahrstage ein aide-mémoire überreichen, das noch einmal feststellte, Frankreich könne nur im Rahmen des Völkerbundes die allgemeine Sicherheit auf dem Wege der Rüstungseinschränkung suchen. Im übrigen entsprach die französische Verlautbarung, soweit bekannt geworden, fast genau den Forderungen, die der englische Aussenminister Simon an jenem 14. Oktober im Hauptausschuss der Abrüstungskonferenz vorgeschlagen hatte, an dem Deutschland die Konferenz verliess. Der Sinn der französischen Vorschläge war, Entgegenkommen zu zeigen, um Deutschland im weiteren Verlauf der Verhandlungen nach Möglichkeit in eine schwierige Lage zu bringen. Am 19. Januar erfolgte die deutsche Antwort, die eine Vertiefung und Fortsetzung der bereits begonnenen diplomatischen Aussprache anstrebt. Eine französische Äusserung ist, angeblich wegen der innerfranzösischen Schwierigkeiten, die zum Sturz des Kabinetts Chauvets führten, bisher nicht erfolgt. Es besteht der Eindruck, dass man in Frankreich den Zeitpunkt für gekommen hält, die unbequeme direkte Aussprache zu Gunsten einer erneuten Behandlung der Sicherheitsfrage im Rahmen der Abrüstungskonferenz zu unterbrechen. Eventuell will man französischerseits die Anregung Simons, zwischen Deutschland, Frankreich, England und Italien eine Viermächtekonferenz in Paris stattfinden zu lassen, aufgreifen. Wie sich unter diesen Umständen die angekündigte englische Vermittlungsaktion ausnehmen wird, lässt sich nicht absehen.

Die Saarfrage beginnt in zunehmendem Masse in der internationalen Politik eine Rolle zu spielen. Auf Grund des Art. 34 des Abschnitts IV des Versailler Diktats findet im Jahre 1935 die Volksabstimmung über die künftige Zugehörigkeit des Saargebiets zu Deutschland oder Frankreich statt. Der französische Versuch, Deutschland auf Grund dieser Sachlage zur Teilnahme an den Beratungen des Völkerbundes über die Abstimmungsvorbereitungen zu veranlassen und damit einen Präzedenzfall im Hinblick auf die deutsche Absage an den Völkerbund zu schaffen, ist von deutscher Seite abgelehnt worden.

Das aussenpolitische Ereignis im Berichtsabschnitt ist der am 26. Januar bekanntgegebene 10 jährige Verständigungspakt des Deutschen Reiches mit Polen. Der Vertrag bildet den Abschluss von Verhandlungen, die seit Mitte November in Berlin und Warschau geführt



worden sind. Er stützt sich auf den Kellogg-Pakt und setzt eine unmittelbare Verständigung zwischen den beiden Mächten in ihren sämtlichen gegenseitigen Beziehungen fest. Die Anwendung von Gewalt im Fall auftauchender Streitigkeiten wird nochmals ausdrücklich ausgeschlossen. Der Vertrag sprengt die Einkreisung Deutschlands an einem besonders wichtigen Punkt und versetzt dem französischen System des Völkerbundregimes ungeachtet der ausdrücklich festgestellten Weiterdauer bisheriger internationaler Verpflichtungen der Vertragspartner einen nicht zu unterschätzenden Stoss. Der Festigung des europäischen Friedens dient der Vertrag ebenso sehr, wie er die im Jahre 1934 endlich fällige Liquidation der Erbschaft des Krieges beschleunigt. Es wäre aber gewiss falsch, wollte man aus der Tatsache des Paktabschlusses das stillschweigende Einverständnis Deutschlands zu einem Ostlocarno herauslesen oder annehmen, dass das Deutsche Reich sich durch den Abschluss des Paktes mit Polen an der weiteren Entwicklung Osteuropas desinteressiert habe.

### *Wirtschaftsbelebung im neuen Jahr*

Der deutsche Aussenhandelsumsatz ist im Jahre 1933 weiterhin zurückgegangen. Die Ausfuhr ist von 5739,2 Millionen Reichsmark im Jahr 1932 auf 4871,4 Millionen RM 1933 zurückgegangen. Der Einfuhrwert ist in der gleichen Zeit von 4666,5 Millionen RM auf 4203,6 Millionen RM gefallen. Der Ausfuhrüberschuss betrug somit nur 668 Millionen RM. Das Jahr 1934 wird auch den deutschen Aussenhandel im Sinn nationalsozialistischer Staatsführung umstellen. An die Stelle der alten Zollpolitik wird eine Handelspolitik treten, deren erste Ansätze durch die Errichtung der Reichsstellen für Milcherzeugnisse und Eier, sowie für Öle und Fette und die Reichsgetreidestelle gegeben sind. Es soll sich beispielsweise die Höhe der Buttereinfuhr für 1934 aus dem Auslande nicht wesentlich ändern, doch wird die Festsetzung der einzelnen Länderkontingente voraussichtlich von Monat zu Monat erfolgen, wobei die Kürzung des litauischen Butterkontingents im Januar zeigt, dass die neue Handelspolitik unter Umständen sehr wohl von politischen Erwägungen bestimmt werden kann.

Im einzelnen ist im Berichtsabschnitt die Kündigung des deutsch-französischen Handelsvertrags von 1927 durch Frankreich zu erwähnen, nachdem Deutschland die Einschränkung des deutschen Waren-

absatzes in Frankreich durch das einseitig gegen Deutschland angewandte französische Kontingentierungssystem mit teilweisen Gegenmassregeln beantwortet hatte. Auch im deutsch-finnländischen Handelsverkehr hat trotz deutscher Vermittlungsvorschläge am 1. Januar ein vertragloser Zustand eingesetzt, wobei die finnländische Regierung die Meistbegünstigung der deutschen Wareneinfuhr nach Finnland aufgehoben und Deutschland die Einfuhr von Butter, Käse und Eiern aus Finnland gesperrt hat. Ein neuer Handelsvertrag mit Chile, der den Zweck einer Wiederbelebung der deutschen Ausfuhr in dieses Land verfolgt, eine Verlängerung des deutsch-polnischen Zollprovisoriums und vorbereitende Schritte für eine etwa möglich werdende Ausdehnung des deutsch-polnischen Roggenausfuhrabkommens auf andere interessierte Staaten geben u. a. Zeugnis von der intensiven handelspolitischen Arbeit im neuen Deutschland.

Ab 1. Januar ist bekanntlich die Transferquote der fälligen Zinsen für ausländische Anleihen auf 30% herabgesetzt worden. Die Gründe hierfür sind vor allem Devisenknappheit infolge des ungenügenden Ausfuhrüberschusses und notwendige Erhöhung der Währungsreserve. Die deutsche Auslandsverschuldung ist infolge von Rückzahlungen und Währungsverschlechterungen anderer Länder stark zurückgegangen. Wurde sie im Sommer 1930, soweit es sich um kurzfristige Schulden handelte, auf 8 Milliarden RM geschätzt, betrug sie nach dem ersten Stillhalteabkommen im Jahre 1931 noch rund 6,3 Milliarden und bei Abschluss des dritten Stillhaltevertrages im März 1933 noch 3,4 Milliarden, so ist sie jetzt auf rund 2,5 Milliarden gefallen.

Die konjunkturelle Belebung der Wirtschaft hat im Berichtsabschnitt weitere Fortschritte gemacht. Die Gesamtbeschäftigung ist nach Ausschaltung der Saisonschwankung um rund 1,6 Millionen gestiegen. Das Arbeitseinkommen hat um ca. 10%, der Güterverkehr um etwa 20%, die gewerbliche Gütererzeugung um etwa 25%, die Investitionsgüterproduktion dagegen bereits um rund ein Drittel ihres Rückganges gegenüber dem jeweiligen Höchststand zugenommen. Starke Ausdehnung der Investitionstätigkeit, gewisse Erhöhungen des Verbrauchs und des Einkommens, bei unbedeutender Steigerung der Preise, immer noch darniederliegendem Export und geringer Verflüssigung der Kreditmärkte sind die Kennzeichen der neuesten Konjunkturentwicklung in Deutschland.



### *Allgemeiner Masstab: Gemeinschaftsbildung*

Gegenüber diesen technischen Feststellungen muss darauf hingewiesen werden, dass die genannten Faktoren allein für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft nicht mehr so ausschliesslich bestimmend sind wie noch vor kurzer Zeit. Schon lassen sich die Grundzüge einer neuen Wirtschaftsgestaltung mit neuen Masstäben erkennen. Die gesamten Beziehungen Deutschlands zur Weltwirtschaft werden auf eine neue Grundlage gestellt. Die deutsche Wirtschaft ist nicht mehr in erster Linie expansiv, sie wird zu einer Bedarfsdeckungswirtschaft. Die Preise sind mit Rücksicht auf die Kaufkraft der Bevölkerung bestimmt. In ihrem landwirtschaftlichen Abschnitt ist die deutsche Volkswirtschaft durch Erbhofgesetz und Getreidefestpreise bereits auf dem Wege zur Sozialwirtschaft. Die deutsche Industrie wird weit stärker als bisher auf einen kaufkräftig werdenden Binnenmarkt gelenkt. In der Arbeitsbeschaffung durch den Staat liegen die Anfänge des Rechtes auf Arbeit. Arbeitsbeschaffung und Agrargesetzgebung erzielen neben ihren sonstigen Aufgaben die Schaffung von Kaufkraft. Lohndruck wird unsinnig, weil er den Absatz lahmlegt. Betrachtet man den Verlauf des ersten Reichsbauerntages in Weimar, überprüft man die Kundgebungen zur Grünen Woche, vergewärtigt man sich die neuen Siedlungsgrundsätze, die an Stelle des Geldbeutels die Eignung des Siedlers verlangen, denkt man an die Unterbringung der ausscheidenden Arbeitsdienstwilligen auf dem Lande oder an die zu Ostern bevorstehende probeweise Einführung eines Landjahres für die ausscheidende Volksschuljugend: überall tritt eine Neubewertung des Menschen als beherrschendes Moment zutage.

Vollends wird diese Tendenz klar, wenn man das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit in Betracht zieht, das mit Recht als Versuch zur Überbrückung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit bezeichnet worden ist. Mit diesem Gesetz tritt die deutsche Sozialpolitik in einen neuen Abschnitt ihrer Entwicklung ein. Bisher waren die Verbände der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer Träger der sozialpolitischen Befugnisse und Pflichten. Im Verlauf der nationalen Revolution traten an die Stelle der Gewerkschaften und der industriellen Verbände staatlich bestimmte Treuhänder der Arbeit, die in der Form von Verträgen zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden die Arbeitsbedingungen für die Verbandsmitglieder festsetzten. Dieser Übergangszustand ist durch das Gesetz zur

Ordnung der nationalen Arbeit, das von der Reichsregierung am 12. Januar verabschiedet wurde und das am 1. Mai voll in Kraft treten wird, beendet worden. Die Grundlage der neuen Sozialverfassung ist der Betrieb. Alles, was in seinem Umkreis geregelt werden kann, insbesondere die Festsetzung der Arbeitsbedingungen, ist ihm vorbehalten. Führer des Betriebes ist der Unternehmer. Unter seinem Vorsitz wird aus Vertrauensmännern der Belegschaft ein Vertrauensrat gebildet, der das Organ der Betriebsgemeinschaft ist. Der Vertrauensrat soll bei der Regelung der Arbeitsbedingungen, bei der Ausgestaltung des Betriebsschutzes und bei der Beilegung etwa auftretender Streitigkeiten mitwirken. Über der Betriebsgemeinschaft steht als oberster sozialpolitischer Vertreter der Reichsregierung in einem umgrenzten Wirtschaftsgebiet der Treuhänder der Arbeit. Er tritt bei Streitigkeiten aus der Betriebsverfassung an die Stelle der Arbeitsgerichte, hat ein Entscheidungsrecht über Stilllegungsanträge und grössere Entlassungen und überwacht auf Grund von ihm zu erlassender Tarifordnungen die Lohngestaltung seines Bezirks. Als beratendes Organ und zur Verbindung zwischen ihm und den Betrieben des Bezirks sieht das Gesetz die Errichtung eines ständigen Sachverständigenbeirats vor.

Es kann nicht wundernehmen, dass vornehmlich auf zwei Gebieten, dem der Sozial- und dem der Kulturpolitik, die revolutionäre Umwälzung nationalsozialistischer Volksführung besonders stark und eindeutig zutage tritt. Gerade auf diesen Gebieten war auf der einen Seite die Vermassung, auf der anderen die Vereinzelung vom früheren Regime bis in ihr Extrem fortgeführt worden. Gerade hier musste daher der Umbruch besonders augenfällig werden, gerade hier musste das nationalsozialistische Ringen um Gemeinschaftsbildung bestehende Verhältnisse von Grund auf umgestalten. Das Riesengebilde der Deutschen Arbeitsfront, das Betriebsführer und Gefolgschaft in gleicher Weise umfasst und nahezu 20 Millionen Mitglieder zählt, die in ihrer Zahl beschränkte aber bis ins letzte durchgegliederte deutsche Studentenschaft, sie zeigen beide, in welcher Weise das Gemeinschaftsprinzip in zwei früher entgegengesetzten Lebensgebieten organisatorisch durchgesetzt werden soll. Könnte man meinen, dass diese Neugruppierungen auf dem Gebiet der Kultur und der Sozialpolitik nur den Ersatz eines Organisationsprinzips durch ein anderes bedeuten, so wird diese Annahme endgültig durch den Umstand widerlegt, dass in der Führung der neuen Gruppierungen



das Primat der Partei eindeutig feststeht. Die nationalsozialistische Partei unterzieht sich — und das ist der Inhalt der auch im Jahre 1934 weitergehenden deutschen Revolution — der Aufgabe, das gesamte Volk nach ihren Gesichtspunkten und gemäss ihrer Weltanschauung zu organisieren. Die schrittweise Erfüllung dieser Aufgabe bestimmt den jeweiligen Stand des deutschen Aufbaus. Überblickt man aus diesem Gesichtswinkel, was im ersten Jahr nationalsozialistischer Führung in Deutschland geleistet wurde, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das Tempo der deutschen Revolution z. B. das der italienischen weit hinter sich lässt. Dennoch ist es klar, dass das beginnende zweite Jahr nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland in der Fortsetzung des begonnenen Neubaus auf allen Lebensgebieten nicht weniger revolutionäre Entscheidungen bringen wird, als das erste. Für ihre Durchführung wird der Umstand bestimmend sein, dass, wie die Wahlentscheidung des 12. November bewies, nahezu das gesamte Volk den Gestaltungswillen des Nationalsozialismus bejaht.

Berlin, 28. Januar 1934.

*Harald Nietz*

## DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA

### 1.

Otto Ludwigs «Erbförster» ist in mehr als einer Hinsicht ein tragisches Stück. In weltscheuer Einsamkeit und in mehreren zagen Anläufen begonnen, beendet auf das Drängen des bühenengewaltigen Devrient, krankt es ewig an der Kluft zwischen Wollen und Können, zwischen Idee und Gestaltung, zwischen Gedanke und Leben. Der Dichter selbst hat den Grund des inneren Zwiespaltes sehr genau gesehen: «Weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabenen wollte», schreibt er an Julian Schmidt, «habe ich das Verhältnis etwas ins Unklare und Undeutliche gespielt, das ein wesentliches Ingredienz desselben ist. An sich ist es ganz klar und durchaus kein Stück Schicksalstragödie... Im «Erbförster» habe ich die Gefahr darstellen wollen, in der der Instinktmensch schwebt, dem die Reflexion nur umso

schlimmere Dienste tut, wenn er meint, sie los zu sein. Dass wer bewusst den Verstand verachtet und vertreiben will, unbewusst der Sophisterei verfällt. Dass das Herz nicht allein der Führer durch das Leben sein kann, dass, wo der Mensch am selbständigsten auf seiner Einseitigkeit zu stehen glaubt, er in Wirklichkeit am unselbständigsten ist. Denken Sie sich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems.» Dieses Wollen des Dichters muss sich vor Augen halten, wer Zugang zur Dichtung sucht. Denn es ist andererseits kein Zweifel, dass Ludwig nicht frei genug vom Ballast der jüngstvergangenen Stilgeschichte war, als dass er sein Ziel rein und unmissverständlich hätte klarmachen können. So ist sein Erbförster nie ein Publikumserfolg geworden; der undurchdachte Vorwurf des «Schicksalsdramas»

wird bis in unsere Tage hinein erhoben, und nur sehr allmählich setzte sich in dem regen Meinungs Austausch nach den mannigfachen Erstaufführungen des Jahres 1850 bei den Einsichtigen ein Verständnis durch. Nach der Uraufführung am Dresdener Hoftheater notiert Ludwig: «Das Publikum... auffallend still und aufmerksam... Während der letzten zwei Aufzüge schien das Publikum wie perplex.» Und Eduard Devrient, der die Uraufführung durchgesetzt und durch seine Gestaltung der Titelrolle zum Erfolg geführt hatte, schreibt in sein Tagebuch: «Die beiden ersten Akte machten glänzende Wirkung. Vom dritten Akt an erlag das weichliche Publikum unter den Martern der nahenden Katastrophe, nur einzelne behielten zuletzt den Mut zu ohnmächtigen Beifallsäusserungen.»

Das Bild hat sich in den achtzig Jahren, die inzwischen vergangen sind, nicht geändert. Das liegt an der Dichtung, und diese Tatsache spricht ohne Zweifel gegen sie. Aber wer sich die Mühe nimmt, mit den Augen des Dichters zu sehen, findet heute wie ehemals eine Fülle des Ernsten und Überlegenswerten, dem man gern und mit Nutzen nachsinnt. So bleibt jede Begegnung mit diesem innerlich zergrübelten Spiel (trotz der äusserlich zuweilen konventionellen Formung) ein Gewinn. Die Aufführung im «Deutschen Schauspiel» bemühte sich unter Beugs Regie wirkungsvoll um den tieferen, den eigentlichen Gehalt der zwiespältigen Dichtung. Obsiegers Darstellung des Titelhelden war stark und echt, freilich fehlte ihr notwendig die Wucht der Erscheinung, ohne die diese Gestalt nicht wohl denkbar ist — vielleicht setzte er aus diesem Grunde vom ersten Auftritt an mit so vollen Akkorden ein, dass die erforderliche Steigerung im Fortgang der Handlung unmöglich wurde. Sehr reif und schön waren seine Frau

und seine Kinder: Elisabeth Ilma in ihrer Stille, Horst Bergner in seiner jungenhaften Ehrlichkeit, Irene Réé als kleiner Wilhelm und besonders Irmgard Gast als bräutliche Marie, die ihren schweren Weg mit einer Zärtlichkeit und Sicherheit geht, die erschütterte. Rotberg blieb neben ihr etwas blass, und Hendrich (Stein) machte sich diesmal die Sache etwas zu leicht. Weshalb aber fasste Beug seinen reichen Bauern parodistisch auf? Die Lustspielnote, die er dadurch in den ersten Akt hineinrug, lag nicht in der Absicht des Dichters. Tschakstins Bühnenbilder waren z. T. recht dem Geist des Ganzen entsprechend (der heimliche Grund), z. T. aber zu unwirklich und konstruiert (Steins Büro!). Das Publikum ging leicht befremdet, aber interessiert mit, genau wie bei der Uraufführung. Der Abend war ein Gewinn.

## 2.

«Die heimliche Brautfahrt» von Leo Lenz, dem Berliner, ist ein harmloses, nettes Lustspiel im historischen Kostüm und mit einer Reihe nicht eben neuer, aber immer wieder amüsanter Einfälle (Verkleidungen, Verwechslungen u. s. w.), gute, saubere Unterhaltung, die zwar keinen nachhaltigen Eindruck, dafür aber auch keinen bitteren oder faden Nachgeschmack hinterlässt. Die Aufführung steht und fällt mit der Trägerin der Hauptrolle, und die war hier in vorzüglichen Händen. Else König stellte in Gestalt und Spiel eine ganz famose kleine Fürstin auf die Bretter, reizend in ihrer Mischung von kecker Jungenhaftigkeit und scheuem Liebesverlangen; so half sie dem Abend zu einem vollen Erfolg. Rotberg als ihr Gegenspieler war diesmal erfreulich temperamentvoll, freilich in seiner Haltung nicht immer so, wie man sich einen Fürsten der Louis-soleil-Zeit denkt (aber vielleicht waren damals die rhei-



nischen Jungs so ähnlich?). Sehr bemerkenswert die kleine Irene Rée als schüchternes, verliebtes Gastwirstöchterlein, das sich, ehe es sich versieht, in ein hochpolitisches Geschehen eingliedert sieht, das ihr doch so gar nicht liegt — ach, wie froh sie ist, als der bunte Spuk auch für sie befriedigend ausgeht! In einer an sich kleinen Nebenrolle formte Obsieger als Graf Brühl eine überraschend plastische Figur. Ruschmann als Geheimrat war ein wenig zu jung und nicht kurzsichtig genug, aber übrigens nicht übel; Hendrich gab seinen Theaterdirektor etwas zu sehr im Stil eines Schmierendirektors aus dem 19. Jahrhundert, statt einen Hoftheaterdirektor des sächsischen Hofes anzustreben. Kurt Rentsch bot die schauspielerische Überraschung des Abends; sein Hof- und Leibbarbier war wirklich eine sehr lustige und eindrucksvolle Figur, die sehr klar erkennen liess, wo die eigentlichen Fähigkeiten des Darstellers liegen. Das waren ein paar fröhliche, gute Stunden — sie wären noch hübscher gewesen, wenn man nicht durch die freundlichen Bemühungen der Souffleuse fast alles doppelt gehört hätte.

### 3.

Kolbenheyers problematisches Schauspiel «Die Brücke» schloss den Ring der Januarpremieren. Ein ernstes, in seiner Fragestellung wesentliches, aktuelles Spiel; man muss der Direktion des «Deutschen Schauspiels» Dank wissen, dass sie sich um die in mehr als einer Hinsicht schwierige Dichtung bemüht hat. Kolbenheyer ringt um das Generationsproblem und seine Versöhnung; der Ernst, mit dem er zu Werke geht, belastet die Handlung gedanklich so schwer, dass auch ein etwas konventionell hineingewobenes Liebeserleben keine rechte innere Befreiung und Beflügelung schaffen kann. Dem energischen Nurtatmenschen, Akademiker, als

dem typischen Tatführer der älteren Generation, steht in der symbolischen Zweiheit von tathungrigem Selfmademan und nüchternsachlichem, dabei menschlich sauberem Privatdozenten die in sich noch unausgeglichene Führung der Jungen gegenüber; um die Synthese ringen sie alle drei, aber wie sie schliesslich gefunden wird, das bleibt weitgehend unwirklich und auch unklar, mehr Theater als Leben. Aber Kolbenheyer müsste nicht Kolbenheyer sein, wenn er nicht mit jedem Satz das Nachdenken seiner Hörer anregen und aufregen würde; da scheidet niemand ohne tiefe Bereicherung. Obsieger als alternder Ingenieur arbeitete die zähe Energie, die unerbittliche Denk- und Tatfolgerichtigkeit dieser prachtvollen Gestalt gut und klar heraus; was ihm fehlte, war ihre innere Verhaltenseinheit, ihre disziplinbewusste Gebundenheit, ihre Nervenzucht; so verbaute er sich zu früh die Möglichkeit zu Steigerungen. Ganz ausgezeichnet war die Verkörperung seiner Mutter durch Elisabeth Ilina; welch eine schöne, klare, reife Frau wusste sie zu gestalten! Hendrich als Assistent Rübsam war leider fehl am Platz; zwar arbeitete er das menschlich-ergreifende Schicksal dieser Gegenspielergestalt packend heraus, aber er war nicht jung genug, um gerade in dieser Rolle überzeugen zu können. Bergner und Kubitzky boten saubere, glaubhafte Studien. Aber warum war Irmgard Gast so verkrampt? Sie litt augenscheinlich unter der Nervosität der Regie — wie denn überhaupt Obsieger ein trefflicher, verlässlicher Schauspieler, aber kein sicherer Regisseur ist. Das Publikum war sichtlich von dem Ernst des Dichters und der Darsteller tief berührt.

### 4.

Was ist eigentlich Kritik? Augenscheinlich doch weder posthume Reportage noch werbende Reklame, sondern

Versuch einer Lehre. Nur wenn sie von Kritiker und Kritisierten als ein ehrliches Bemühen um das beiden gemein-

same Ziel verstanden wird, ist Kritik sinnvoll. Zumal in den «Baltischen Monatsheften».

Lutz Mackensen

## UMSCHAU

### Gedanken vom Lande

#### 1.

Haben wir eine Zukunft? Das ist die Frage, die uns Deutsche in Lettland heute wieder in erhöhtem Masse beschäftigt. Haben wir eine Zukunft in diesem Lande, in dessen Geschichte wir eine so lange Zeitspanne die entscheidende Rolle gespielt haben? Zunächst sollten wir uns fragen: Haben wir den Glauben an diese Zukunft, denn wenn der Glaube daran nicht mehr vorhanden ist, ist jede weitere Erörterung der Frage müßig. Und weiter: Nur wenn wir noch Aufgaben und Ziele für unser Volkstum sehen, kann dieser Glaube vorhanden sein.

Was können aber solche Aufgaben und Ziele sein? Können sie plötzlich entstehen, geschaffen werden? Nein, Aufgaben einer Volksgruppe wachsen aus ihrer Geschichte, entwickeln sich durch Jahrhunderte und stellen die Nachkommen unter das Gesetz der Geschichte.

#### 2.

Schauen wir zurück in unsere Geschichte. Den grossen Aufgaben nach, die vorlagen, lässt sie sich wohl am besten in drei Perioden teilen, die jede ihre besondere Aufgabengruppe mit einem besonderen Beweggrund, der von aussen gegeben war, und einer Idee umschloss.

Die erste Periode — die der Eroberung und Einwanderung ins Land. War es nur der «Drang nach dem Osten» im XIII Jahrhundert, der Tausende Deutscher an die Düna trieb, war es die Lockung des günstigen Handels

mit Liven, Letten und Esten, oder die Basis zum weiteren Vordringen der Kaufleute nach Russland?

Schwerlich wäre wohl aus diesen Faktoren etwas Bleibendes geschaffen worden. Die Idee der Bekehrung zum Christentum war es, die das ganze Abendland ergriffen hatte, die gewaltige Heere aufbrachte, die Mönche veranlasste, ihre friedliche Zelle zu verlassen, um irgendwo weit draussen unter Heiden eine Niederlassung zu gründen und das Wort Gottes zu predigen. Sie kamen, blieben, und immer mehr folgten ihnen, und schliesslich war ein Staat entstanden, ins Römische Reich eingegliedert, der östlichste Posten Europas, das Bollwerk europäischer Kultur. Die erste Periode hatte ihren Abschluss gefunden.

Es folgte die Zeit der Verteidigung des Gewonnenen. Die Landesherren wechselten, was Bestand hatte, waren die deutschen Städte und die Ritterschaften. Sehr viel Blut ist in dieser Zeit geflossen, doch nicht umsonst. Aus den landfremden Vasallenschaft waren bodenständige Ritterschaften geworden, die durch das Blut ihrer Glieder immer fester ans Land geschlossen, immer deutlicher sich dessen bewusst wurden, dass sie für ihr Land kämpften, dem sie verbunden und verpflichtet waren.

Da erstarkte im Osten Russland. Peter der Grosse hatte den Wall, der Jahrhunderte lang das Bollwerk Europas gewesen war, durchschnitten. Erst Livland und Estland, dann schliesslich auch Kurland wurden dem neuen Reiche einverleibt. Die Verteidigung mit dem



Schwert und damit der zweite Abschnitt der Landesgeschichte waren beendet. Was war erreicht, was war geschaffen worden? Die heidnische Bevölkerung war längst zum Christentum bekehrt, längst schon waren die baltischen Lande aus dem römischen Reich ausgeschieden, die Grenzen Europas hatten sich weiter nach Osten verschoben. Es gab nur noch drei Provinzen, die fest ins russische Reich eingegliedert waren. Die baltische Aufgabe schien somit erfüllt.

Doch nein! Von Westen her waren die Gedanken der Humanität auch in unser Land gedrungen. Zugleich erwies das Christentum von neuem seine Macht. Man begann sich die Frage vorzulegen: Was können wir für diejenigen tun, deren Vorfäter zum Christentum bekehrt worden waren, die jetzt als Leibeigene auf dem Lande lebten und kaum einen anderen Gedanken hatten als den an ihre Notdurft und Nahrung? Die Völker sollten aus ihrer Unkultur gerissen, durch persönliche Freiheit, durch eigenen Besitz am Lande, schliesslich durch Bildung zu Menschen gemacht werden, die nicht nur an die Erhaltung ihres Lebens dachten. Das grosse Werk der Bauernbefreiung wurde zur Durchführung gebracht, ganz aus der Einstellung heraus: Dienst am Lande.

Inzwischen waren in Russland die Bestrebungen, die baltischen Provinzen nicht nur politisch, sondern auch kulturell einzuverleiben, immer reger geworden, und die alte Notwendigkeit der Verteidigung der deutschen Kultur war wieder zu Tage getreten. Es entbrannte ein Kampf, dieses Mal nicht mit dem Schwert, darum aber nicht weniger heftig um die Erhaltung der deutschen Wesensart, der deutschen Kultur. Die Ritterschaften nahmen ihn auf und führten ihn nicht nur für das Deutschtum, sondern ebenso für Letten und Esten, die nicht im Russentum aufgehen wollten.

Krieg und Revolution brachen herein und beendeten diesen dritten Abschnitt der baltischen Geschichte.

Die rote Flut war weit über die Düna vorgedrungen. Es war wie einst beim ersten Anfang: Asien stand an der Ostsee vor Europas Tür. Es musste wieder ganz von neuem angefangen werden.

### 3.

Seit fünfzehn Jahren befinden wir uns nun im vierten Abschnitt unserer Geschichte. Eine der wesentlichsten Stützen des Deutschtums, wenn nicht die wesentlichste — das Deutschtum auf dem Lande — ist durch die Agrarreform völlig seiner Bedeutung beraubt, das Deutschtum der Stadt hat stark an Einfluss eingebüsst.

Zu Beginn dieser Periode galt es aufzubauen, nicht aber, wie es ja in unserer Geschichte schon häufig vorgekommen war, auf dem Fundament des Alten, sondern auf einer ganz anderen Plattform. Nicht aus der Berechtigung heraus, die uns unsere Geschichte gab, Teil an diesem Lande zu haben, sondern auf dem Boden einer Gleichberechtigung, die allen Minderheitsvölkern zugestanden wurde — diese Verschiebung hat sich, wenn auch nicht absichtlich herbeigeführt, im Bewusstsein unserer Volksgruppe tatsächlich weitgehend vollzogen. Sie war z. T. natürlich, weil es zunächst einen neuen Rechtsboden zu finden galt.

Natürlich war vielleicht auch, dass die Abwehrstellung, in der wir uns befanden, weite Kreise daran gewöhnte, die Selbsterhaltung als unsere einzige Aufgabe anzusehen — obwohl das Ziel staatlicher Mitarbeit uns keinen Augenblick gefehlt hat.

Selbsterhaltung aber ist kein Ziel auf weite Sicht. Auf weite Sicht hinaus können wir auf die Erhaltung eines Deutschtums ohne das Bewusstsein grösserer Aufgaben nicht hoffen.

Dem Lande gegenüber, an das wir durch Blut und Schicksal gebunden sind, haben wir Verpflichtungen, die uns die Geschichte auferlegt. Was unsere Vorfahren aus dieser Bindung heraus getan haben, wir müssen es ihnen nachtun — Dienst am Lande üben.

Als erste erhebt sich da die Frage nach dem Verhalten zum Staat. Naturgemäss war, dass wir ihn, der uns die wichtigste materielle Grundlage des Deutschtums, den deutschen Grundbesitz, bis auf einige Reste nahm, anfangs oft nur gezwungenermassen und soweit wir auf ihn angewiesen waren anerkannten. — Diese Einstellung lässt sich vorübergehend vertreten, nicht aber auf die Dauer. Wenn wir in diesem Staate leben und aufbauend schaffen wollen, müssen wir ihn anerkennen und bejahen, denn ohne diese Bejahung ist ein Schaffen in seinem Rahmen unmöglich. Eine Bejahung des Staates bedeutet natürlich nicht die Billigung aller Massnahmen seiner Organe. Sie bedeutet auch nicht, dass wir uns mit den zahllosen Enteignungen und Benachteiligungen innerlich abgefunden haben.

Das Bekenntnis zum Staat muss eine Einreihung der arbeitswilligen Volksgruppe in die staaterhaltenden, und nicht nur das, auch in die staatsfördernden Elemente zur Folge haben. Dieser Schritt der Einreihung hat einen zweiten zur Folge — Zusammenarbeit mit den lettischen Heimatgenossen.

#### 4.

Unter den augenblicklichen Umständen, der Welle des Deutschenhasses, die uns aus den Verhandlungen der Saeima und aus der Presse entgegenschlägt, scheint dieses eine vollständige Ummöglichkeit. Wie sollen wir uns zu einer Mitarbeit anbieten, wenn wir täglich geschmäht und als Landesverräter hingestellt werden?

Sehen wir uns einmal diese Schreier

und Hetzer an, so können wir feststellen, dass es nicht das lettische Volk in seiner Gesamtheit ist, das uns an den Pranger stellen will, sondern einzelne — wenn auch viele —, die damit im politischen Kuhhandel Vorteile ziehen wollen, die glauben, durch ihre Verdächtigungen eine Kluft zwischen uns und dem noch unverhetzten Teil des lettischen Volkes aufreissen zu können, die uns das Leben hier und eine aufbauende Arbeit unmöglich machen soll.

Sehen wir uns das Verhältnis an, das eben zwischen Deutschen und Letten auf dem flachen Lande besteht, so können wir nur in der obengeschilderten Auffassung bestärkt werden.

Bezeichnend für das gesunde Verhältnis auf dem Lande ist der Umstand, dass in Kreisen der Altwirte die Deutschenhetze der Presse keinen Eindruck macht. Grosse Sensationsnachrichten mit schreienden Überschriften werden mit Bemerkungen abgetan, wie: Die Zeitung muss ja Sensationen bringen, sonst wird sie nicht gelesen, oder: Unsere Zeitung (Brihwā Seme) schreibt nicht ein Wort davon, also ist es nicht wahr. In vielen Gesinden wird überhaupt nur die «Brihwā Seme» gelesen, und wenn sich mal ein anderes Zeitungsblatt dorthin verirrt, wird es weggewiesen: Bringt mir doch keinen Schund ins Haus.

Das Gesagte gilt keineswegs nur für die alte Generation. In sehr vielen Fällen haben die Jungen dieselbe Einstellung. Besonders gilt das natürlich von Gesinden, wo der Wirt in allen Fragen die allein massgebende Persönlichkeit und nichts duldet, was seinen Anschauungen widerspricht. Selten sind solche Fälle hausväterlicher Disziplin keineswegs. Wie in der Familie, so lässt auch in der Ortsgruppe des Bauernbundes die Disziplin nichts zu wünschen übrig. Ist mal eine Versammlung angesagt, so erscheinen die Mitglieder fast vollzählig, sogar zu Tagun-



gen in Riga wird, wenn es irgend möglich ist, gefahren ohne Rücksicht auf Opfer an Zeit und Geld.

Wie die Einstellung der Wirte, speziell was das Verhalten zum deutschen Nachbar anlangt, ist auch die des Schutzkorps, besonders in Abteilungen, die sich nicht in der Stadtnähe befinden, durchaus korrekt. Bei sehr nationaler Gesinnung ist ein chauvinistischer Nebenbenton nicht zu bemerken.

Die guten Beziehungen, die zwischen Gutsherren und Altwirten schon früher bestanden, haben ihre Fortentwicklung gefunden und unter den ganz veränderten Umständen einen Boden des Vertrauens geschaffen, der eine Zusammenarbeit nicht nur als möglich, sondern als schon bestehend und natürlich erscheinen lässt. Und gerade der Umstand, dass fortwährende Pressehetze an diesem Verhältnis nichts zu ändern vermocht hat, gibt uns die Gewähr, dass hier der richtige Weg beschritten worden ist.

Auf diesem Gebiet liegt neben der Festigung der Beziehungen zu den eigenen Volksgenossen eine grosse Aufgabe unseres landischen Deutschtums — Ausnutzung der alten und Schaffung neuer Beziehungen zu den lettischen Heimatgenossen, um gemeinsam mit ihnen der gemeinsamen Heimat zu dienen und vom Lande her die verpestete politische Atmosphäre der Stadt zu reinigen.

Das sind Aufgaben für unser Volkstum, deren Erfüllung unsere Berechtigung am Lande einerseits und unsere Lebensfähigkeit und unseren Lebenswillen andererseits beweisen wird. Durch ihre Erfüllung werden wir auch den Glauben an unsere Zukunft und dadurch unsere Zukunft wiedergewinnen.

*Leon von Mensenkampff*

## **Werk der Jugend**

Die organisierte baltische Jugend in Estland und Lettland hat sich zu einem

Werk vereinigt, das vom starken gemeinsamen Willen Zeugnis ablegt: Die Zeitschrift «Unser Werk» erscheint nunmehr in erweitertem Umfang und enthält ausser den grundsätzlichen Aufsätzen eigene Abteilungen der Deutschen Studentenschaft Riga, des Wandervogels, des Deutschbaltischen Pfadfinderbundes und der deutschen Jugend in Estland.\*) Auch in der bedeutend besseren und moderneren Ausstattung zeigt sich der Aufschwung, den das Blatt genommen hat. Hoffentlich werden die Hefte nicht nur von der Jugend selbst, sondern auch von allen, die zu ihr in Beziehung stehen, gelesen werden.

Unter den Aufsätzen des Januarhefts nennen wir: Erich de Fries, Das deutsche Handwerk in Lettland; Jung-handwerker in Deutschland; eine sehr anziehende Schilderung von «Brauch und Sitte im deutschen Handwerk Riga» aus der Feder von Prof. Dr. O. Masing; Ausgezeichnetes über «Jugend und Glaube» von Hermann Bosse; eine temperamentvolle Betrachtung «Student zwischen Ost und West» mit dem Schlusssatz: «Recht und Führung wird nur der haben, der aus der Zeit die Zeit am besten meistern kann»; Grundsätzliches über den deutschbaltischen Pfadfinder von Erdmann V.; Geleitwort zur Estlandbeilage von Arved Baron Taube. Der Inhalt ist mit dieser Aufzählung in keiner Weise erschöpft.

Am stärksten wirkt am Ganzen der einheitliche Geist. Trotz mancher Verschiedenheit ist in allem immer wieder eines zu spüren: eine gewisse unbefangene Nüchternheit, gepaart mit Glaubensbereitschaft — das Gesicht der jungen Generation.

\*) «Unser Werk». Herausgegeben vom Verbands deutscher Jugend in Lettland. Verantw. Schriftleiter S. Schmidke. Erscheint einmal monatlich. Preis je Heft Ls —.20, EKr. —.25, RM —.25. Jahresabonnement: Ls 2.20, EKr. 2.50, RM 2.50. Druck von AG. Ernst Plates, Riga.

## Das deutsche Handwerk in Lettland

Unter diesem Titel veröffentlicht Amtsmalermeister Erich de Fries — Riga, in der Zeitschrift «Unser Werk» einen Aufsatz, dem wir folgendes entnehmen:

«Das Handwerk befindet sich heute auf abwärts führenden Wegen. Denjenigen, der mit Leib und Seele Handwerker ist, oder den, dem das Handwerk ans Herz gewachsen ist, erfüllt diese Tatsache mit einer Unruhe, die ihn dazu treibt, die Ursachen des Abstieges zu ergründen und einen Weg zu finden, der wieder in die Höhe führen möchte.

Auch heute noch hat das Handwerk eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für uns. Wenn das Jahr 1932 z. B. in einer einzigen Handwerkerorganisation noch 400 deutsche Handwerksmeister verzeichnet, in welche Zahl, wohlgemerkt, die Gesellen und Lehrlinge nicht einbegriffen sind, so wird es uns klar, welche Bedeutung hierin liegt, zumal die Meister in den allermeisten Fällen selbständige Existenzen mit eigener Werkstatt sind.

.. Man sollte eigentlich annehmen, dass eine Zeit, die sich bewusst «demokratische» nennt, für alles, was mit «Volk» zusammenhängt, ein starkes Verständnis und eine hohe Achtung haben sollte.

Dem ist aber nicht so gewesen. Vielmehr ist in dieser Zeit eine Gesinnung gross geworden, die alles gründlich verachtete, was irgendwie mit der Hände Arbeit zusammenhing. Es wurde wohl gegen den «Herrn» in jeglicher Gestalt als «Kaiser», «König», «Edelmann», «Junker», und vieles mehr zu Felde gezogen, aber an seine Stelle nicht das Ideal des Arbeiters hingestellt, sondern der «Herr» als das zu verwirklichende

Wunschbild des Arbeiters durch ihn selbst.

Diese Widersinnigkeit ist im deutschen Reiche durch die nationale Revolution beseitigt worden, und ihr war es vorbehalten, wieder das Ehrenkleid des deutschen Arbeiters und Bauern zu schaffen.

Bei uns sind wir nicht so weit. Wohl hat unser Land eine «soziale Revolution» hinter sich, aber trotzdem gilt bei uns, merkwürdigerweise auch bei unserem Mehrheitsvolke, jeder Ladenschwengel, ja jeder Tagedieb mehr als jeder Handarbeiter, weil er jeden Tag im Sonntagsanzug umherspazieren kann und seine Bügelfalte mehr an den «Herrentypus» mahnt als der schmutzige Arbeitsanzug des Handwerkers. Diese Art des Denkens wirkt sich in schlimmer Weise auf das Selbstbewusstsein des Handwerkers aus. Er schämt sich seines Berufes als eines minderwertigen. Eine weitere Folge davon ist das Fernbleiben wertvoller Kräfte vom Handwerk und damit ein ständiges Sinken desselben in jeder Hinsicht.

Hier kann nur radikales Umdenken helfen. Hier liegt eine grosse Aufgabe unserer Führer aller Gebiete, hier kann mit Beispiel und durch Erziehung in gleichem Masse geholfen werden. Als letzte Erkenntnis erschliesst sich hier einem eine Aussicht, aus der man unbedingt zu lernen hat. Auf diesem Gebiete brauchen wir eine geistige, wenn man will, soziale Revolution, es scheint dem Verfasser, als ob dies die Sendung der baltischen Deutschen unserer Zeit sei.

... Hand in Hand mit diesem Umdenkungsvorgang muss das deutsche Handwerk einen Aufschwung in der Bildung des einzelnen Handwerkers nehmen. Die Achtung vor einem Berufe wächst mit den Ansprüchen, die



man an ihn stellt. Auf diesem Gebiete werden zur Zeit wichtige Vorarbeiten geleistet, indem versucht wird, die Anforderungen bei den Lehrlingsgesellen und Meisterprüfungen zu steigern. Aber letzten Endes wird diesen Bestrebungen nur der volle Erfolg beschieden werden, wenn der Staat mit seinen Machtmitteln sich hinter sie stellt und etwa die durch liberale Gedankengänge geschaffene «Gewerbefreiheit», die sich letzten Endes als eine «Errungenschaft» erweist, die bei dem Fachmann den Verdacht erweckt, als stamme sie allzusehr aus einem Denkerhirn, das ständig von Bücherstaub umgeben war und das praktische Leben überhaupt nicht kannte, wieder aufheben würde. Dergestalt würde man wieder die Garantie haben, dass jeder Handwerker, der seinen Beruf ausübt, auch etwas von ihm versteht und ihn auf der Kulturhöhe hält, die man als abendländische zu bezeichnen pflegt.»

Zum Schluss stellt der Verfasser die Forderung nach einer handwerklichen Jugendorganisation.

«Schreiber denkt hier vor allen Dingen an Organisationen, in denen Handwerksjugend sich selbst erzieht und formt, wie das heute in so vielen Jugendgruppen und Verbänden der Fall ist. Jugend gehört zu Jugend, und der Verfasser dieses Aufsatzes glaubt, dass Jugend, auch Handwerkerjugend, unbedingt fruchtbarer werden wird, wenn sie auf sich selbst gestellt und nicht in einen Kreis von älteren Leuten versetzt wird, denen das jugendliche Feuer fehlt, hier kann sie nicht mehr gestalten und sich erziehen. Ach, wie oft ertrinkt jeder fruchtbare Gedanke in einer Flut starker Getränke.

Deshalb richtet zum Schluss seines Aufsatzes der Verfasser einen Appell an die deutsche Handwerkerjugend: Gründet einen Bund junger deutscher Handwerker. Schafft euch das Idealbild des deutschen Handwerkers mit der Kraft all euren Jugendmutes und geht dann streng und unerbittlich, wie es den Jungen geziemt, an seine Erfüllung und baut das deutsche Handwerk so mächtig hin, wie es noch niemals dagestanden hat!

Dies ist der einzige umfassende Weg, so will es dem Verfasser erscheinen, der wieder in die Höhe führen kann.»

## Die «Deutsche Zukunft»

Es ist uns eine angenehme Pflicht, auf eine in Berlin erscheinende neue Wochenzeitung hinzuweisen, die sich «Deutsche Zukunft» nennt und der Leitung des früheren Chefredakteurs der D. A. Z., Dr. Fritz Klein, eines Auslandsdeutschen aus Siebenbürgen, und des bekannten konservativen Schriftstellers und Kritikers Paul Fechter untersteht. Es versteht sich fast von selbst, dass diese beiden bekannten Vorkämpfer der deutschen Erneuerungsbewegung gerade die auslanddeutsche Problematik besonders berücksichtigen. Sowohl auf kulturellem wie auf politischem Gebiet ist die «Deutsche Zukunft» eines der inhaltlich reichsten und lebendigsten Organe des neuen Deutschland. Nicht unwesentlich dürfte auch der geringe Bezugspreis — 7 Mark halbjährlich für das Ausland — sein. Die Zeitschrift erscheint einmal wöchentlich im Verlag «Deutsche Zukunft», Berlin W. 62, Lützowplatz 11, im Umfang von 24 Seiten im Zeitungsformat.

C. v. S.

# BÜCHERBESPRECHUNGEN

## Streifzüge durch die Schöne Literatur

Das Paul Ernst-Gedenkbuch, herausgegeben vom Verein Raabe-Stiftung (München 1933, kart. RM. 2.—), bringt einen Querschnitt durch das reiche Schaffen des dahingegangenen grossen deutschen Dichters, dessen grosse Bedeutung erst langsam den weiteren Kreisen unseres Volkstums gegenwärtig zu werden beginnt. Am bekanntesten ist Paul Ernst durch seine klassisch abgerundeten und sorgsam gebauten Novellen geworden, und so sei aus dem vielgestaltigen Inhalt dieses Gedenkbuchs besonders auf den Abschnitt «Zwei Novellen und ihre Entstehungsgeschichte» hingewiesen, da der Leser von des Dichters eigener Hand auf Grund zweier künstlerischer Lösungen ein und derselben Fabel in die Werkstatt seines Kunstschaffens eingeführt wird. Die zeitgeschichtliche Betrachtung «Die Aufgabe der Dichtung» stellt, obgleich einem grösseren Zusammenhange entnommen, eine tiefgehende Auseinandersetzung des aristokratischen Menschen Paul Ernst mit seiner — nunmehr Vergangenheit gewordenen — Gegenwart dar, aus der die unlösliche Verbundenheit des Dichters mit seinem Volke zwingend und verantwortungsbewusst hervorleuchtet. Autobiographisches, Abbildungen, Ausschnitte aus seinem Kaiserbuch (das ihm selbst als Lebenswerk galt), Novellen und Gedichte füllen die 230 Seiten dieses vorzüglich zusammengestellten Gedenkbuches, das durch eine feine Würdigung aus der Feder Karl A. Kurzbachs abgerundet wird.

B.

Ausritt 1933/34. Almanach des Verlages Albert Langen/Georg Müller München.

«In diesem Herbst feiert der Verlag

Albert Langen Georg Müller ein doppeltes Jubiläum. Vor 40 Jahren gründete Albert Langen seinen berühmten Verlag, und genau zehn Jahre später begann Georg Müller sein grosses Unternehmen.

«Vorbildliche Verlegerarbeit: das bedeutete einmal die Versammlung grosser und wesenhafter deutscher Autoren; es bedeutete die wagemutige und oftmals opfervolle Förderung eines noch um sein Werk und seine Geltung ringenden künstlerischen Nachwuchses; es bedeutete ferner die Wiedererweckung und Neuerschliessung unseres reichen geistigen Erbes — nicht nur des aller Welt schon Bekannten und Zugänglichen — in grossen und gründlichen Neuauflagen. Und es bedeutete endlich die Vermittlung und Eindeutschung der wesenhaften Poesie fremder, vor allem der stammverwandten nordischen Völker... Nennen wir auf der einen Seite die Namen wie Hans Grimm, Hanns Johst und von den Jüngeren Karl Benno von Mechow — auf der anderen E. G. Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, Paul Ernst, Emil Strauss, H. Fr. Blunck, von den Jüngeren J. M. Wehner, Friedrich Griese, Ernst Wiechert, Paul Alverdes, Georg Britting, Richard Billinger, so kündigt sich damit, mit einer Sammlung wesenhafter deutscher Autoren, jene Entwicklung und Verwandlung schon an, die nunmehr unser Schicksal auf Generationen bestimmen wird.» (Aus dem Vorwort).

Karl Benno von Mechow, Vorsommer. Roman. 1934. Albert Langen/Georg Müller, München. 342 S.

Nach einer etwas zu langen und trotz feiner Einzelheiten nicht durchweg glücklichen Einleitung beginnt ein



Liebesroman von eigenartiger Gehaltenheit, Herbheit und Kraft. Das Schönste am Ganzen ist die Mädchengestalt der Ursula, ein sehr feines und liebliches Bild, um dessentwillen das Buch weiterleben wird. Auch Thomas, der Reiter und ungeduldig-willkürliche Gottsucher, wird plastisch. Manch eine Szene prägt sich unverlierbar ein — die Fahrt aufs Gut bei sinkender Sonne, der Schluss des Reiterfests, Ursulas nächtliche Suche; vor allem aber das unvergessliche Gespräch zwischen Ursula und Thomas, das die Hand des Meisters verrät. See und Felder, Sommersonne und Gewitter, schlaflose Nächte unterm Pappelgeflüster, Sorge um Mensch und Tier und Ernte — das Gewöhnliche und Dauernde wird neu; denn alles wird neu, wenn ein Dichter es in den Spiegel seiner Augen fasst.

Bisweilen wünscht man sich die Sprache weniger bewusst. *W.*

Konrad Beste. Das heidnische Dorf. München 1932, bei Albert Langen/Georg Müller.

Der Roman (der übrigens seinerzeit im «Völkischen Beobachter» abgedruckt wurde) spielt in der Heide. Ein Jungbauer spekuliert auf Fremdenverkehr und Ölvorkommen und verwirtschaftet darüber den väterlichen Hof. Als unheimlich treibende Kraft steht hinter ihm eine Frau, die auf sein Verderben bedacht ist. Erst sein tiefer Fall bringt mit der Läuterung eine Lösung dieser seelischen Hörigkeit und macht ihm den Weg zur Jugendgeliebten frei. — Bedauerlich ist die auffallende stilistische Ungleichmässigkeit dieses Buches. Neben traumhaft-geheimnisvollen Schilderungen stehen nüchterne psychologische Betrachtungen, lyrische Stimmungsmalerei wechselt mit nicht eben glücklichen humoresken Episoden; ein episches Gleichmass wird nicht erreicht. Wenn somit von einem eigentlich dichterischen Wert

nicht gesprochen werden kann, so ist doch die Psychologie der Heidebauern scharf erkannt und gezeichnet, die Handlung fesselnd aufgebaut, die Grundhaltung aufbauend und erfreulich.

Mia Munier-Wroblewka. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Erzählung aus dem Banat. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1933. Preis geb. RM 3). Ein rechtes Volksbuch hat uns Frau Munier dies Jahr gebracht. Ohne hohe literarische Ansprüche, gewiss. Aber getragen von einem starken und ehrlichen Ethos, einer warmen Liebe zu ihrem Volkstum. Von solchem Volkstum ausserhalb der Grenzen des engeren Vaterlandes drängt es sie zu erzählen, ob es sich nun um baltische Literatengeschlechter, einen siebenbürgischen Baumeister oder wie hier um erdgebundenes Banater Bauernvolk handelt, das, Generationen hindurch in satter Diesseitigkeit und träger Gleichgültigkeit dahinlebend, letztlich doch von der Flamme volksdeutscher Selbstbesinnung erfasst wird. Im gleichem Verlage erschien von Julie Schlosser eine kleine Sammlung «Im Lichtkreis meiner Laterne» (kart.) Sechs Geschichten von Blumen und Tieren sind hier vereinigt, Geschichten sehr verschiedenen Charakters, denen dennoch eines gemeinsam ist: die schlichte und selbstverständliche Nähe zur geschaffenen Kreatur, welche gleichsam unaufgefordert berichtet von Geschehnissen, Beobachtungen und Erlebtem aus solcher Verbundenheit hervor; Kleinkram des Alltags, von einer Frau liebevoll vor uns ausgebreitet. Am schönsten und innigsten die einer alten Vorlage nacherzählte Legende von Kerrens Schwalben, deren feine Durchsichtigkeit wirklich eine Dichterhand spüren lässt.

Von Will Vesper bringt der Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh drei

neue Erzählungen heraus. An erster Stelle steht natürlich der ergreifende Tagebuchroman *Die Wanderungen des Herrn Ulrich von Hutten* (in Leinen RM. 3. —), aus dem wirklich die heisse Seele jenes ritterlichen Poeten und Landfahrers des deutschen Humanismus, des leidenschaftlichen Patrioten hindurchzulodern scheint, der an seiner Zeit und sich selbst zerbrach, und doch uns Heutigen soviel Verwandtes und Gültiges zuzurufen hat. Der gärenden Bauernbewegung jener Tage ist auch der Stoff zu den beiden kurzen Erzählungen entnommen: *Der Pfeifer von Niklashausen* und *Der arme Konrad* (geb. RM. 1.30 u. 1.10) in denen sich Vespers Kunst der historischen Darstellung aufs neue bewährt, die in knapper chronikartiger Gedrungenheit die Tragik einer zum Scheitern vorbestimmten Volksbewegung vor uns aufrollt. — Die Hinwendung des neuen deutschen Menschen zur Scholle, zu bodenständigem Bauerntum findet ihren Ausdruck in den vielgelesenen Bauernromanen *Gustav Schröers Der Bauernkel* (RM. 4.40) behandelt die Schicksale eines in die Stadt verschlagenen Bauernsprossen, dessen zähem Lebenswillen die Verwirklichung der Kindheitssehnsucht nach freier Heimstadt auf eigener Scholle gelingt. Eine altfränkische Kleinstadtgeschichte aus Grossvaters Zeiten gibt der Roman *«Heimat wider Heimat»* (Billige Volksausgabe in Leinen RM. 2.85), dem gegenüber *«Das Land Not»* freilich als beachtlicher Anlauf zum Zeitroman in dieses Wortes guter Bedeutung anzusehen ist. Schröer versucht es hier, die Problematik des halb bäuerlichen, halb industriellen thüringischen Landvolkes zu erfassen, das aus dem ungeheuren seelischen und wirtschaftlichen Preisgebensein der Nachkriegsjahre langsam und auf mancherlei Umwegen zu sich selber zurückfindet. Man spürt es ihm

an, dass er in dieser Landschaft daheim ist, um ihre Nöte und Gegebenheiten weiss, und wenn auch die Kraft zu wirklich dichterischem Gestalten oft versagt, so spüren wir doch den ehrlichen Willen zu verantwortungsbewusstem völkischen Schrifttum am Werke. — Als erfreuliche Bereicherung der freilich schon unübersehbar gewordenen Kriegsliteratur müssen *«Die magischen Wälder»* von Heins Gumprecht gewertet werden (in Leinen RM. 4.80). Erfreulich, weil der Verfasser in diesem Erlebnisroman eines sibirischen Kriegsgefangenen über das rein Berichtsmässige hinausgelangt zu einer dichterischen Auseinandersetzung mit der geheimnisvoll uneuropäischen Seele dieses unerschlossenen Landes und seiner Menschen voll kindlicher Güte und nicht minder kindlicher unberechenbarer Grausamkeit. Das ist — und wir möchten beinahe sagen, dass dieses natürlich und selbstverständlich sei — gewiss nicht restlos geglückt. Eine lockere und ungleichmässige Linienführung liesse sich nachweisen, die Schilderung hat ihre unzweifelhaft schwachen Partien von jenem literaturmässig-romantischem Beigeschmack, wie er sich bereits in dem wenig glücklich gewählten Titel andeutet. Wir nehmen es hin. Denn das Buch als Ganzes ist gut, und hinter ihm spüren wir eine Begabung, die, wenn auch suchend noch und unsicher, den Sinnzusammenhängen nachzutasten bestrebt ist und uns vielleicht nicht zum letzten Male begegnen wird. — Eine offenbare Niete des Verlages stellt schliesslich leider *Maria Heinze-Hofer* mit ihrem Roman *«Ina Berghöft»* dar (in Leinen RM. 4.40). Er hätte um die Jahrhundertwende geschrieben werden können — in das Heute passt er nicht. Das Ideal der freien, harmonischen Persönlichkeit, die sich und ihrer Kunst einzig verpflichtet



sein darf, ist mit dem liberalen Zeitalter, dem es entstammt, versunken. Der frauenrechtliche Grundton mag dem einen oder dem andern ein stilles Lächeln entlocken, an weiterreichende Wirkungen vermögen wir nicht zu glau-

ben. Das schriftstellerische Talent der Verfasserin ist nicht stark genug, ein Bedauern auszulöschen, das hilflos am Schlusse fragt, wozu in aller Welt dieses Buch gedruckt werden musste.

R.

## Zuschrift

Indem wir nachstehende Zuschrift von Abg. C. Baron Schilling veröffentlichen, behalten wir die Erwiderung unserem Mitarbeiter Dr. v. Middendorff vor.

Die Schriftleitung

### An die Redaktion der «Baltischen Monatshefte»

Hiermit ersuche ich Sie, folgende Zurechtstellung an geeigneter Stelle in Ihre nächste Nummer aufnehmen zu wollen.

Die Januarnummer der Baltischen Monatshefte bringt auf Seite 34 eine Darlegung der bei uns in letzter Zeit aktuell gewesenen Vorgänge, wobei gesagt wird: «beide deutschen Parlamentsabgeordneten Baron Schilling und Koch sind Gegner des Nationalsozialismus» und weiter: «Baron Schilling hätte aber vielleicht doch etwas mehr zur Klärung der Situation und zur Verteidigung der nationalsozialistischen Gruppe des Deutschtums des Landes sagen können, auch wenn er selbst ein Gegner des Nationalsozialismus ist —»

Dazu ist zu bemerken, dass die weltanschauliche Einstellung des einzelnen, auch die der Abgeordneten, bei jenen Ereignissen nicht den Kernpunkt bildeten und dass zudem jene auf die Abgeordneten bezogene Behauptung des Referenten unzutreffend ist. Es handelte sich um Ablehnung eines für unsere Verhältnisse verhängnisvollen Fehlers politischer Betätigung, der unverantwortlich geworden wäre, wenn die Fraktion als politische Vertretung des ganzen Deutschtums sich damals in längeren Darlegungen für die Ursachen des Fehlers eingesetzt hätte.

Man sollte sich doch endlich darüber klar werden, dass zwischen Weltanschauung und ihrer politischen Formgabe ein weiter Unterschied liegt. Erstere ist freies Empfindungsgut, letztere durch die Umwelt bedingt.

Hochachtungsvoll

Reval, 25. I. 34

Carl Schilling

Wegen Erkrankung Dr. v. Middendorffs muss der Estland-Bericht diesmal ausfallen und die Erwiderung zurückgestellt werden.

### MITARBEITER DIESES HEFTS:

Rechtsanwalt H. Lotz, Reval / K. von Cerpinsky, Kaunas / R. Kossmann, Kaunas / Dr. H. von Ramm-Helmsing, Riga-Warschau / Schriftleiter H. Nietz, Berlin / Professor Dr. L. Mackensen, Riga, Herderinstitut / Diplom-Volkswirt L. von Mensenkampff, Kurtenhof bei Riga

# BÜCHEREINGANG

- Arro, Elmar, Geschichte der estnischen Musik, Band 1. Akadeemiline Kooperatiiv, Tartu 1933.
- Bergengruen, Werner, Zwieselchens, grosse Reise. K. Thienemanns Verlag in Stuttgart.
- , Des Knaben Plunderborn. Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H. Berlin.
- Bickermann, Joseph, Freiheit und Gleichheit. Verlag Arthur Collignon, Berlin NW 7 1934.
- Braunias, Dr. Karl, Nationalgedanke und Staatsgestaltung im 19. und 20. Jahrhundert. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1934.
- Deutscher Kalender für Litauen 1934. Herausgegeben von der Redaktion der «Deutschen Nachrichten».
- Escherich, Karl, Termitenwahn. Albert Langen (Georg Müller), München 1934.
- F., E., Der 2. Infanteriezug des Baltenregiments. 1918—1920. F. Wassermann, Reval 1933.
- Germanische Urzeit in Oberschlesien. Heft 20, der Schriftenreihe «Aus Oberschlesien Urzeit.» Im Verlag der Monatsschrift «Der Oberschlesier», Oppeln 1933.
- Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums. Herausgegeben von Carl Petersen und Otto Scheel. Band 1, Lieferung 2. Ferdinand Hirt, in Breslau 1933.
- Heeringen, Eleonore von, Die fünf Dehn und ihre Mutter. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.
- Hollander, B., Die Rigaer Liedertafel 1833—1933. Riga 1933.
- Jahresbericht der Industrie- und Handelskammer zu Berlin für 1933.
- Koellreutter, Otto, Vom Sinn und Wesen der nationalen Revolution. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1933.
- , Der Deutsche Führerstaat, das. 1934.
- Kolbenteyer, E. G., Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung, Albert Langen (Georg Müller), München 1934.
- Kraze, Friede H., Garba. Roman. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.
- Kraze, Friede H., Das Kind. Weihnachtsgeschichte. Das kleine Buch Nr. 10. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.
- Lange, Heinrich, Liberalismus, Nationalsozialismus und bürgerliches Recht. Ein Vortrag. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1933.
- Lange, Georg, Schutz des deutschen Volkes vor Selbstmord. Edwin Runge 1933.
- Nordmann, Dr. Claus, Nürnberger Grosshändler im spätmittelalterlichen Lübeck. Verlag der Hochschulbuchhandlung Krusche u. Co., Nürnberg 1933.
- Ropp, Friedrich von der, Die Kirche in der Entscheidung. Edwin Runge Verlag Berlin — Neutempelhof 1933.
- Wandrey, Conrad, Kolbenheyer und das neue Deutschland. Albert Langen (Georg Müller), München 1934.
- Wittrock, Hugo, Der deutsche Männergessang im Baltenlande. R. Ruetz u. Co., A.-G., Riga 1933.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram  
 Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



# AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

## Deutsch-baltische Partei in Estland

### Generalversammlung der Ortsgruppe Reval-Harrien

Am 22. Januar um 1/29 Uhr abends fand im Schwarzenhäupterhause die ordentliche Generalversammlung der Ortsgruppe Reval-Harrien der Deutsch-Baltischen Partei statt. Wie bereits bekannt, war die Beteiligung diesmal eine ungewöhnlich lebhaft und die Versammlung gestaltete sich zu einer in unseren Verhältnissen bisher einzigartigen Massenkundgebung des Revaler Deutschtums. Schon lange vor Beginn der Versammlung, etwa von 1/28 Uhr ab, setzte der Zustrom ins Schwarzenhäupterhaus ein. Die Zahl der Teilnehmer schwoll zu Beginn der Versammlung bis auf etwa 1000 Personen an, die im Weissen Saal, der ursprünglich für die Versammlung vorgesehen war, unterzubringen ein Ding der Unmöglichkeit war. Ein Teil der Teilnehmer musste darum im Olai-Saal untergebracht werden. Der starke Zustrom und die räumliche Teilung der Versammlung stellten, wie jedermann einsehen wird, ausserordentlich hohe Anforderungen an das Geschick der Organisation und die Präzision des organisatorischen Apparates. Es muss festgestellt werden, dass diese hohen Anforderungen in einer Weise bewältigt worden sind, die als schlechterdings glänzend bezeichnet werden muss.

Nachdem Chefredakteur A. de Vries zum Versammlungsleiter gewählt worden war, gab Abg. C. Baron Schilling den Bericht zur Lage, für den die Versammlung ihm auf Antrag des

Versammlungsleiters einstimmig ihren Dank aussprach.

Als nächster Hauptpunkt folgte die Wahl der Delegierten für den Delegiertentag. Vor der Wahl ergriff je ein Vertreter der 3 Listen das Wort, um die Standpunkte der hinter diesen Listen stehenden Gruppen kurz darzulegen.

Seitens der Liste 1 sprach Rechtsanwalt Arvid von Nottbeck, der etwa folgendes ausführte:

Es ist versucht worden, diese Liste so zusammenzustellen, dass sie möglichst alle Kreise und Berufsstände des Deutschtums umfasst. Der Zusammenschluss zu dieser Liste erfolgte unter dem Eindruck der schweren Ereignisse im vergangenen Herbst.

Redner betont, dass der Widerstand vieler Volksgenossen gegen die Gruppe, welche im Herbst die Leitung der Partei zu übernehmen versuchte, keinesfalls der grossen geistigen Erneuerungsbewegung gelte, die jeden Deutschen erfassen müsse, sondern nur den hier angewandten Kampfmethoden, die verfehlt und den Organisationsformen, die unter den gegebenen Umständen undurchführbar seien.

Redner erwähnt die staats-erhaltenden Aufgaben der Partei und betont, dass diese nur im Rahmen unseres Staates zu suchen sind. Die Partei hat nur politische Aufgaben; eine Unterstellung kultureller und anderer Organisationen unter die Partei, die immer Gefahren

und Angriffen ausgesetzt ist, hat zu unterbleiben. Auch ist unsere Jugend davor zu bewahren, in den politischen Kampf hereingezogen zu werden. Zuletzt fordert Redner eine konsequente, zurückhaltende und würdige Politik.

Seitens der Liste 2 sprach Otto von Schulmann, der in seiner kurzen Rede mit Nachdruck betonte, dass es nicht weiter führe, immer wieder die Schuldfrage an den letzten Ereignissen zu erörtern, dass die von ihm vertretene Gruppe vielmehr davon ausgehe, dass die notwendige Einigkeit wiederhergestellt werden müsste, die ohne die Mitwirkung dieser Gruppe nicht herzustellen sei.

Namens der Liste 3 sprach Redakteur Siegmund Klau, der darauf hinwies, dass aus den richtigen Feststellungen der beiden Vorredner — der erfolgten In-Frage-Stellung unserer Einigkeit und der absoluten Unerlässlichkeit ihrer Wiederherstellung — vor allem der Schluss zu ziehen sei, dass wir uns über die Grundlagen und Bedingungen unserer Einigkeit völlig klar werden. Der tiefste Grund zum Entstehen der Sachlage, wie sie heute gegeben sei, sei schon lange vor den letzten Ereignissen gelegt worden durch das allmähliche Erschlaffen der Fühlung zwischen dem leitenden Kreise in unserem politischen Leben und den breiten Kreisen der Wählerschaft einerseits, durch das Fehlen einer systematischen Arbeit der Partei an der deutschen Innenfront und an der Schaffung einer uns alle einigenden und für uns alle annehmbaren und tragbaren politischen Ideologie andererseits. Die erfolgte Aktivierung des Deutschtums stelle, wenn sie für die Gesamtheit fruchtbar und nicht schädlich sein solle, besonders hohe Anforderungen an die politische Führung, die imstande sein müsse, das

gesamte Deutschtum zu übersehen und nicht bloss einen Ausschnitt desselben, und die keinen Augenblick vergessen dürfe, dass Einigkeit durch kein Mittel erzwungen wird, sondern nur auf Freiwilligkeit beruhen könne. Die erste Forderung für deren Wiederherstellung sei daher die Schaffung einer gerechten Gesamtvertretung des ganzen Deutschtums. Zum Schluss betonte der Redner, dass die Notwendigkeit einer inneren Erneuerung für uns keinem Zweifel unterliege, diese Erneuerung aber nur ausgehend von den realen Gegebenheiten unserer Heimat und unseres Volksstammes selbständig erarbeitet werden könne.

Hierauf erfolgte die Abgabe der Stimmen für die Delegiertenwahlen. Während ihrer Zählung schritt die Versammlung zur Wahl des Ortsgruppenvorstandes.

In den Vorstand der Ortsgruppe wurden gewählt: Vorsitzender Arvid von Nottbeck, 1. stellv. Vorsitzender Siegfried von Bremen, 2. stellv. Vorsitzender Siegmund Klau, Kassenwart Richard von Staden, Schriftführer Leo Stillmark, Glieder des Vorstandes: Carl Stempel, Johann Daugull.

Die Delegiertenwahlen ergaben folgendes Resultat: Es waren abgegeben worden für die Liste 1 — 408 Stimmen, für die Liste 2 — 508 Stimmen, für die Liste 3 — 65 Stimmen. Es erhielten demnach:

Liste 1 — 8 Delegierte, und zwar die Herren Gerhard Kress, Max Bock, Hans Paulsen, Max von Haffner, Harry Koch, Dr. Adam Knüpfer, Nikolai von Harpe, Otto Hahn; 4 Substituten, und zwar: Woldemar Baron Maydell, Johann Daugull, Franz Treu, Dr. Heinz Tiling.

Liste 2: 9 Delegierte, und zwar die Herren Martin Luther, Carl Stempel, Axel de Vries, Richard von Staden,



Otto von Schulmann, Bruno Meyer, Alexander Riesenkauff, Carl Steinberg, Walfried Eichhorn; 5 Substituten: Siegfried von Bremen, Theodor Germann,

Kurt Weiss, Otto Hoffmann, Bernd Ströhm.

Liste 3: 1 Delegierter — Siegmund Klau.

## **Ordentlicher Delegiertentag am 28. Januar im Schwarzenhäupterhause in Reval**

Bei einem Bestande von 44 Delegierten wurde der Delegiertentag um 12 Uhr 5 Min. vom Geschäftsführer der Partei M. Baron Engelhardt eröffnet, der in Ermangelung eines Vorstandes in den letzten Monaten die Geschäfte der Partei geführt hatte. Zu Versammlungsleitern werden einstimmig Hauptschriftleiter A. de Vries und Direktor Harry Koch gewählt, die den Vorsitz übernehmen. Del. Dr. B. Sellheim-Fellin stellt den Antrag, die Wahl des neuen Vorstandes an die erste Stelle der Tagesordnung zu setzen. Der Antrag wird mit 17 zu 19 Stimmen abgelehnt.

Es folgt somit als erster Punkt der Tagesordnung der Bericht der Abgeordneten zur Lage. Abg. Hermann Koch beleuchtet in interessanter und fesselnder Weise die aktuellen Probleme der estländischen Aussenpolitik.

Nachdem der Versammlungsleiter A. de Vries dem Abgeordneten für seinen Vortrag gedankt hat, gibt Del. Dr. K. Vogel namens einer Gruppe von Delegierten eine Erklärung ab, die gegen die Stellungnahme der deutschen Abgeordneten während der Parlamentsdebatten über die Vorgänge auf dem Delegiertentag des 26. November ernstliche Bedenken äussert. Abg. C. Baron Schilling stellt hierauf fest, dass die Stellungnahme der Abgeordneten im Verlauf der erwähnten Debatten von dem Empfinden der Pflicht getragen gewesen ist, lebenswichtige Interessen des Gesamtdeutschums nicht anders als nur durch ein derartiges Verhalten wahren zu können.

Auf Antrag der Pernauer Delegierten O. von Stackelberg und Direktor O.

Freymann wird hierauf um 12 Uhr 30 Min. eine Pause angesagt, um den Delegierten die Möglichkeit zu geben, die noch nicht abgeschlossenen Verhandlungen über die Neubildung des Vorstandes zum Abschluss zu bringen.

Nach Wiedereröffnung der Sitzung um 1 Uhr 40 Min. schreitet der Delegiertentag zur Wahl des Parteivorstandes. Del. Dr. B. Sellheim-Fellin gibt namens einer Gruppe von Delegierten eine Erklärung zu Protokoll, die darauf hinweist, dass es der von ihm vertretenen Gruppe infolge der seit dem November d. J. erfolgten behördlichen Eingriffe, die einer Anzahl massgebender Mitglieder der Gruppe den Aufenthalt in Reval unmöglich gemacht haben, nicht möglich gewesen sei, bei den Delegiertenwahlen in Reval mit einer eigenen Liste hervortreten. Die Zusammensetzung des gegenwärtigen Delegiertentages entspreche daher nicht der tatsächlichen Lage und die von Dr. B. Sellheim vertretene Gruppe verzichte darum auf den Eintritt in den neu zu bildenden Vorstand.

Vom Versammlungsleiter A. de Vries wird hierauf eine Vorstandsliste vorgelegt, die als Ergebnis einer Einigung sämtlicher Delegierten anzusehen ist. Da sich kein Widerspruch erhebt, werden die vorgeschlagenen Kandidaten en bloc durch Akklamation gewählt, worauf durch Zettelwahl innerhalb des neuen Vorstandes die Wahl auf die einzelnen Ämter vorgenommen wird.

Im Ergebnis dieser Wahl hat der neue Parteivorstand folgenden Bestand: Präses Dir. M. Luther, 1. Vizepräses

O. v. Schulmann, 2. Vizepräsident W. Baron Stackelberg - Dorpat, Schatzmeister R. v. Staden, Glieder des Vorstandes: A. Riesenkampf, G. Kress, Dr. A. Knüpfer, Th. Germann, Dr. B. Ströhm; Vorstandssubstitute: Dir. B. Meyer, K. Weiss, A. Baron Taube, A. von Zur-Mühlen - Dorpat.

Einstimmig werden durch Zuruf in die Revisionskommission gewählt die Herren K. Weiss, B. Masing, C. Steinberg, zu Substituten W. Eichhorn, Dr. E. Thomson-Nömmе, sowie zu Protokollrevidenten S. Klau und Direktor F. Knüpfer - Fellin.

Der neue Parteipräsident Direktor M. Luther übernimmt den Vorsitz.

Hierauf wird der Rechenschaftsbericht der Partei für das verflossene Jahr verlesen und genehmigt. Das Budget ist, da in den letzten Monaten kein Vorstand vorhanden war, noch nicht ausgearbeitet und soll dem nächsten Delegiertentag vorliegen.

Der nächste Punkt der Tagesordnung, die Nominierung der Abgeordneten-kandidaten für die kommenden Staats-versammlungswahlen, wird einstimmig bis zum nächsten Delegiertentag vertagt.

Zum letzten Punkt der Tagesordnung — laufende Angelegenheiten — teilt Del. W. Baron Stackelberg-Dorpat mit, dass die Dorpater Wählerschaft, die seit 5 Jahren in Gestalt der «Dorpater Wählerversammlung» eine andersartig aufgebaute Organisation besessen hat und in der Erkenntnis gewisser unbestreitbarer Mängel im Aufbau der Partei das von ihr gewählte Vertretungssystem auch eben noch als formal und ideell geeignet und befriedigend ansieht, dennoch in der Erkenntnis der Notwendigkeit einer strukturellen Einheit innerhalb der Partei auch die vor 5 Jahren aufgelöste Dorpater Ortsgruppe auf Grund des alten Statuts wiederhergestellt hat.

Der Parteipräsident M. Luther spricht den Dorpater Vertretern den Dank der Versammlung für ihre Anpassungsbereitschaft aus.

Del. S. Klau weist im Anschluss an die Ausführungen Baron Stackelbergs darauf hin, dass auch ausserhalb Dorpats in weiten Wählerkreisen die gegenwärtige Struktur der Partei als unbefriedigend empfunden wird, und zwar in der doppelten Hinsicht, dass der Grundsatz einer gerechten Vertretung aller Kreise und Strömungen des Deutschtums in der gegenwärtigen Struktur der Partei keinen genügenden Ausdruck findet, und dass sich bei der bisherigen Struktur die Möglichkeit eines Erschlaffens der Fühlung zwischen der Leitung und der Wählerschaft geltend macht. Diese Fehler müssen unbedingt ausgeschaltet werden. Der Redner spricht daher den Wunsch aus, die neue Parteileitung möge die Frage einer inneren Reorganisation der Partei mit in erster Reihe in ernsthaftester Erwägung ziehen.

Parteipräsident M. Luther bittet den Redner, dem Parteivorstand konkrete Vorschläge vorzulegen, was auch zugesagt wird.

Del. Dr. B. Sellheim gibt hierauf namens einer Gruppe von Delegierten eine Erklärung ab, die das Bedauern über die nach dem Delegiertentag vom 26. November von 27 Personen veröffentlichte Protestdeklaration ausspricht.

Del. G. Kress-Reval erwidert hierauf, dass weite Kreise der deutschen Wählerschaft ihrerseits von der Notwendigkeit dieses Vorgehens fest überzeugt gewesen sind.

Nachdem Del. W. Baron Stackelberg-Dorpat den Leitern des ersten Teils der Versammlung, Hauptschriftleiter A. de Vries und Direktor H. Koch, den Dank der Versammlung ausgesprochen hat, schliesst der Parteipräsident um 2 Uhr 20 Min. den Delegiertentag. (Rev. Ztg.)



# Die deutsche Landbevölkerung Lettlands

*Von Hans Handrack*

Sobald man bei der Beschäftigung mit bevölkerungsstatistischen Fragen unserer Heimat ein wenig weiter in die Vergangenheit zurückzugehen versucht, kommt man immer wieder zur bedauerlichen Feststellung der Unzulänglichkeit des zur Verfügung stehenden Zahlenmaterials. Es ist wohl auch das eine Folge des wechselvollen Schicksals unseres Heimatlandes.

Die Schwierigkeiten, die sich besonders spezielleren Untersuchungen in den Weg stellen, liegen vor allem in der Seltenheit allgemeiner statistischer Erhebungen des Bevölkerungsstandes, weiterhin auch in dem stets wechselnden Erhebungsverfahren und in der Ungleichartigkeit der räumlichen Gliederung des von den Zählungen erfassten Gebietes. So müssen wir uns auch in nachfolgender Untersuchung der Bestandsveränderungen des landischen Deutschtums auf den relativ kurzen Zeitabschnitt von fünfzig Jahren beschränken, denn die erste allgemeine Volkszählung auf dem Gebiete des heutigen Lettland, die Anspruch auf einigermaßen sicheres Zahlenmaterial erheben kann, fand im Jahre 1881 statt. Recht erheblich wird die Vergleichbarkeit des Zahlenmaterials auch durch die Ungleichartigkeit der Erfassung der Nationalität beeinträchtigt. So dient als ihr Merkmal einmal die Umgangssprache, bei anderen Zählungen wieder die Muttersprache oder die Abstammung.

Als räumliche Einheit sind dieser Betrachtung die Landkreise zu Grunde gelegt worden, da für die kleineren Einheiten, die Landgemeinden, kein lückenloses Zahlenmaterial zur Verfügung steht und auch die Grenzen der Kreise nicht ganz so häufig geändert worden sind, wie die der Landgemeinden.

Als Vergleichszahlen dienen die Ergebnisse folgender Volkszählungen:

- 1) Allgemeine baltische Volkszählung von 1881.

Zur Ermittlung der Volkstumszugehörigkeit wurde bei dieser Zählung sowohl die Umgangssprache als auch die Nationalität erfragt. Die Zahl der nach der Umgangssprache gezählten Deutschen dürfte nach Abzug der Zahl der deutschsprechenden Juden dem tatsächlichen Bestand am nächsten kommen, da damals die Nationalität häufig mit Staatsangehörigkeit verwechselt wurde. Auf Lettgallen erstreckte sich diese Zählung nicht.

2) Russische Volkszählung von 1897. Als Merkmal der Nationalität diente die Muttersprache.

3) Die drei Volkszählungen der Nachkriegszeit von 1920, 1925 und 1930, die nach der Begründung des Lettländischen Staates durchgeführt worden sind, erfragen die Nationalität. Das Deutschtum der neuhinzugekommenen Landstädte ist zur Landbevölkerung gezählt worden, da diese neuen Kleinstädte ihrem Charakter nach meist Flecken geblieben sind.

### Die deutsche Gesamtbevölkerung Lettlands

Ehe wir auf die Betrachtung der zahlenmässigen Veränderungen des landischen Deutschtums in Lettland während der letzten 50 Jahre eingehen, sei eingangs ein Überblick über die Entwicklung der gesamten deutschen Bevölkerung für einen längeren Zeitraum gegeben, soweit Zahlen hierfür zur Verfügung stehen, die jedoch für die frühere Zeit keine Gliederung nach Stadt und Land gestatten.

Das Deutschtum auf dem Gebiete des heutigen Lettland.

Jahr	Riga	Lett. Livland	Kurland	Lett- gallen	Insgesamt
Ende d. 18. Jahrh.	17.550	8.616	35.374	ca. 1.500	63.040
1842	39.018		38.593	„ 2.300	79.911
1861/63	49.495		44.133	„ 2.600	96.228
1881	63.998	18.240	51.049	„ 3.400	136.687
1897	63.322	13.537	38.326	„ 3.500	118.685
1920	29.533	5.925	21.875	780	58.133
1925	43.792	4.997	21.180	995	70.964
1930	44.105	4.849	19.864	1.037	69.855

Wie obige Zusammenstellung zeigt, nimmt bis zum Jahre 1881 das baltische Deutschtum ständig zu und erreicht um diese Zeit sei-



nen zahlenmässigen Höchststand. Man wird diese Zeit um 1880 wohl überhaupt als eine Zeit der Blüte für unsere Volksgruppe bezeichnen können. Jedoch schon wenige Jahre später beginnt die Abnahme, der Verfall des Deutschtums. Nicht zuletzt trägt dazu der schon damals vorhandene Geburtenrückgang bei. Vor dem Kriege spielte auch die Abwanderung nach Russland eine nicht unbeachtliche Rolle. Wie wir im folgenden sehen werden, ist es vor allem die deutsche Landbevölkerung, die zahlenmässig am stärksten abnimmt, da die Städte ihren ganzen Menschenbedarf durch Aufsaugen von Menschenmassen aus dem flachen Lande decken. In ganz ungeheurer Masse ging dann die Zahl der Deutschen durch die Ereignisse des Weltkrieges zurück. Das Deutschtum büsst mehr als die Hälfte seines Bestandes ein. Direkte Kriegsverluste, erhöhte Sterblichkeit, Not und Elend, Geburtenausfall und Abwanderung tragen zu dieser wahrhaft erschütternden Bevölkerungsabnahme bei. Nachdem in den ersten Nachkriegsjahren die Zahl der Deutschen durch die Rückkehr mancher Flüchtlinge bis 1925 wieder ein wenig angestiegen war, macht sich in den letzten Jahren durch Überalterung und Geburtenrückgang wieder eine starke Abnahme bemerkbar.

In folgender Zusammenstellung sei nun ein Überblick über das Deutschtum gegliedert nach Stadt und Land gegeben.

Jahr	Land	Stadt	Insgesamt
1881	38.450	98.237	136.687
1897	23.379	95.306	118.685
1920	15.294	42.839	58.133
1925	13.081	57.883	70.964
1930	12.549	57.306	69.855

Obige Zahlen zeigen mit grosser Deutlichkeit, dass es gerade die ländliche Bevölkerung ist, die in der Zeit des Rückganges der Gesamtbevölkerung seit 1881 die grössten Verluste erlitten hat. Die Landbevölkerung ist in diesem halben Jahrhundert auf ein Drittel ihres ursprünglichen Bestandes zurückgegangen, dagegen hat das städtische Deutschtum nur etwa 40% seiner Zahl verloren. Dieser Rückgang der Landbevölkerung ist umso bemerkenswerter, als in den Zeitraum zwischen der Zählung von 1897 und dem Kriegsbeginn die

Ansiedlung deutscher Bauernkolonisten in Kurland fällt, deren Zahl nach einigen Angaben auf 20.000 geschätzt wird. Wenn auch der grösste Teil dieser deutschen Bauern, die vorwiegend aus Wolhynien stammten, nach der Staatswerdung Lettlands durch das Staatsangehörigkeitsgesetz und die Landenteignung zur Auswanderung gezwungen wurde, so dürften doch von den etwa 8400 Deutschen (1930) auf dem flachen Lande in Kurland und Semgallen etwa 6000 deutsche Bauern dieser Siedlungsepoche sein, die also 1897 noch nicht im Lande waren. Der Rückgang der alteingesessenen Deutschen ist folglich noch weit grösser, als der Vergleich obiger Zahlen es erkennen lässt, von ihnen dürften kaum noch 2500 Personen in Kurland und Semgallen auf dem flachen Lande wohnen.

Welches mögen nun die Gründe des so überaus scharfen Rückganges gerade der ländlichen deutschen Bevölkerung gewesen sein?

Wenn wir uns die Bevölkerungsverhältnisse vergegenwärtigen, wie sie etwa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestanden, so ist festzustellen, dass die Hauptmasse des ländlichen Deutschtums nicht etwa die vorwiegend landwirtschaftlich tätige Bevölkerung stellte, der Landedelmann oder der kleine deutsche Landbesitzer oder Pächter, sondern die vielen deutschen Handwerker auf den grossen Gütern, wie etwa Schmiede, Gärtner, Brenner und Müller und ebenfalls die grosse Zahl der deutschen Küster, Lehrer, Förster u. a. m.

Von einigem Interesse dürfte in diesem Zusammenhang eine ständische Gliederung der Deutschen Kurlands aus dem Jahre 1797 sein. \*)

Es gehörten zum:	1) Adel	2.430
	2) Gelehrtenstand	1.644
	3) Krons- und Stadtbeamte sowie Beamte a. d. Lande	1.430
	4) Kaufleute	2.359
	5) Handwerker in d. Städten	5.274
	6) Freie deutsche Leute a. d. Lande	22.237

Zur letzten Gruppe gehören nach v. Derschau meist: «Professionisten und Handwerker, die auf den Gütern von ihrer Hände Arbeit leben, ausserdem Krüger, Gärtner, Vorsänger und Schulmeister.»

---

\*) v. Derschau und P. v. Kayserlingk: »Beschreibung der Provinz Kurland«, Mitau 1805.



Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden nun diese deutschen Gutshandwerker in grosser Zahl durch herangebildete Letten verdrängt, die bei weitem billiger arbeiteten. Die Deutschen wandten sich in die aufblühenden Städte oder nach Russland, wo sich bessere Verdienstmöglichkeiten boten, oder ergänzten die Reihen des Kaufmanns- und Literatenstandes.

Diese ständige Abwanderung setzt sich ununterbrochen fort, da eben ein grosser Teil der deutschen Landbevölkerung nicht durch eigenen Grundbesitz so landverbunden war, wie es etwa eine Bauernbevölkerung ist. Dass sich diese Entwicklung der Abwanderung vom Lande nach dem Kriege in erhöhtem Masse fortsetzte kann nicht weiter wundernehmen, da die Landenteignung einem grossen Teil der Deutschen die Existenzmöglichkeit nahm. Zu erwähnen ist auch, dass Deutsche in grosser Zahl im Lettentum aufgingen.

Im folgenden sei nun eine Gliederung der deutschen Landbevölkerung nach Landesteilen und Kreisen gegeben.

### I. Livland

Die deutsche Landbevölkerung Livlands verteilt sich wie folgt auf die einzelnen Kreise (mit Ausschluss der Kreisstädte).

		1881	1897	1920	1925	1930
Landkreis	Riga	6.065	4.357	1.165	870	926
„	Wenden	4.354	3.475	2.253	230	201
„	Modohn	—	—	—	1.969	1.825
„	Walk	1.983	1.370	486	317	349
„	Wolmar	2.121	1.297	380	559	274
Insgesamt		14.523	10.499	4.284	3.952	3.775

Das ländliche Deutschtum Livlands hat demnach in diesen 50 Jahren von 1881—1930 von 14.500 auf 3.700 abgenommen, d. h. es ist heute auf ein Viertel seines damaligen Bestandes gesunken. Während 1881 der Landkreis Riga die grösste Zahl von Deutschen aufwies, ist es heute der Kreis Modohn, in welchem die deutsche Bauernsiedlung Hirschenhof liegt (früher Kreis Wenden). Die deutsche Bauernbevölkerung der Siedlung Hirschenhof hat sich demnach als viel bodenverwurzelter und stärker erwiesen, als das verstreut lebende Deutschtum der übrigen Teile Livlands.

Heute ist Livland, wenn man von der Siedlung Hirschenhof im Kreise Modohn und Winterfeld im Kreise Riga absieht, nur noch sehr

undicht mit deutschen Landbewohnern besiedelt. Besonders auffällig ist der Rückgang der Zahl der Deutschen im Kreise Wolmar.

Landgemeinden mit über 50 Deutschen:

Gemeinde	Hirschenhof, Kreis	Modohn	—	1.535
„	Winterfeld,	„ Riga	—	154
„	Ligat,	„ „	—	94
„	Adasch,	„ „	—	73

II. Kurland

Die Entwicklung der deutschen Landbevölkerung Kurlands hat sich insofern günstiger gestaltet, als hier der Rückgang nicht ganz so katastrophal ist, wie in Livland, und zwar dank der Ansiedlung der deutschen Bauern, die zum Teil auch eben noch in mehr oder weniger geschlossenen Siedlungen zusammen leben.

Die deutsche Landbevölkerung betrug		1881	1897	1920	1925	1930
im						
Landkreis	Talsen	3.946	1.661	1.775	897	858
„	Grobin	3.057	1.273	805	827	860
„	Hasenpoth	2.735	1.556	2.769	1.668	1.483
„	Goldingen	2.993	1.899	2.476	2.408	2.353
„	Windau	1.919	1.223	760	608	548
Insgesamt		14.650	7.612	8.585	6.408	6.102

Der Kreis Talsen, der 1881 die grösste Zahl von Deutschen aufweisen konnte, ist 1930 an die vierte Stelle gerückt. An erster Stelle steht heute der Kreis Goldingen, der in den letzten 50 Jahren die geringste Abnahme aufzuweisen hat. An zweiter Stelle steht der Kreis Hasenpoth. Die kleine Stadt Goldingen hat sich, wie auch obige Zahlen erkennen lassen, dank seiner Lage inmitten zahlreicher deutscher Siedlungen zu einem wichtigen Zentrum des Deutschtums in Kurland entwickelt. Dasselbe gilt auch für Hasenpoth, welches auch inmitten von 7 geschlossenen deutschen Siedlungen liegt. Die Städte Windau und Talsen dagegen haben infolge der enormen Abnahme der Landbevölkerung dieser Kreise stark an Bedeutung für das Deutschtum verloren. Auch in diesem Fall zeigt es sich wieder, wie wichtig für die Erhaltung einer kleinen nationalen Volksgruppe die geschlossene Siedlungsweise ist.



Es folgen die Landgemeinden mit mehr als 50 Deutschen.

Kreis Talsen:

Gemeinde	Zehren . . .	333
"	Kandau . . .	61
"	Erwahlen . .	52

Kreis Grobin:

Gemeinde	Wirgen . . .	158
"	Wainoden . .	95
"	Niegranden .	88
"	Rutzau . . .	71
"	Amboten . . .	61

Kreis Hasenpoth:

Gemeinde	Kalwen . . .	384
"	Katzdangen	335
"	Rudbahren .	136
"	Valtaiken . .	152
"	Sexaten . . .	100
"	Laschen . . .	99
"	Hasenpoth . .	80

Kreis Goldingen:

Gemeinde	Kurmahlen .	543
"	Planetzen . .	317
"	Paddern . . .	238
"	Gaiken . . . .	178
"	Renden . . . .	164
"	Sahtingen . .	142
"	Iwanden . . .	97
"	Ranken . . . .	91
"	Schrunden . .	71
"	Turlau . . . .	61

Kreis Windau:

Gemeinde	Suhrs . . . .	185
"	Pussen . . . .	125

### III. Semgallen

Die Entwicklung des landischen Deutschtums Semgallens ist nicht so günstig, wie die des mit stärkerer Bauernbevölkerung durchsetzten Deutschtum Kurlands. Nur vier Landgemeinden können eine grössere Zahl Deutscher aufweisen. Aus diesem Grunde unterscheidet sich die deutsche Landbevölkerung Semgallens in ihrem Aufbau doch recht von der Kurlands, obwohl diese beiden Landesteile früher eine Einheit bildeten.

Das Deutschtum gliedert sich wie folgt nach Kreisen:

		1881	1897	1920	1925	1930
Landkreis	Doblen	2.596	1.262	559	812	652
"	Tuckum	1.891	1.029	904	1.252	1.175
"	Bauske	1.501	626	310	143	136
"	Friedrichstadt	1.293	678	199	181	196
"	Illuxt	1.096	1.073	196	175	161
Insgesamt		8.377	4.668	2.168	2.463	2.320

Auch Semgallen hat fast  $\frac{3}{4}$  seines deutschen Bevölkerungsbestandes verloren. Am stärksten ist der Rückgang im Kreise Bauske, hier hat das Deutschtum im Laufe von 50 Jahren  $\frac{11}{12}$  seines Bestandes eingebüsst; so stark war der Rückgang in keinem anderen Kreise. Hingegen fällt die geringe Abnahme des Deutschtums im Tuckumschen Kreise auf. Diese günstige Entwicklung hat dieser Kreis nicht zum kleinsten Teil der Bauernsiedlung Santen zu verdanken.

#### Gemeinden mit mehr als 50 Deutschen

Kreis Tuckum, Gem. Santen	—	425
„ Bixten	—	104
„ Neuenburg	—	62
Kreis Mitau, „ Grünhof	—	75

#### IV. Lettgallen

Im katholischen Lettgallen spielte das Deutschtum stets nur eine verhältnismässig geringe Rolle. Vor allem auf dem flachen Lande waren nur ganz verstreut Deutsche zu finden. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man den geringeren Einfluss und die kleine Zahl der Deutschen in Lettgallen bei einem Vergleich mit den anderen Landes- teilen auch mit der geringeren kulturellen Höhe Lettgallens in Zusammenhang bringt. Der kulturelle Einfluss des Deutschtums auf die ganze Entwicklung der baltischen Lande lässt sich eben doch, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, nicht leugnen. Gerade der Vergleich Lettgallens mit Livland und Kurland lässt diesen Einfluss besonders klar hervortreten.

Da die Vorkriegszahlen äusserst lückenhaft sind, seien hier nur die neueren Zahlen genannt.

Deutsche lebten im:	1920	1925	1930
Kreis Dünaburg	133	81	191
„ Rositten	61	51	50
„ Ludsen	63	60	56
„ Neulettgallen	—	66	55
Insgesamt	257	258	352

Grössere geschlossene deutsche Siedlungen gibt es in Lettgallen garnicht. Erwähnenswert ist jedoch, dass Lettgallen als einziger Landesteil ein Ansteigen der Zahl der Deutschen in den letzten Jahren erkennen lässt, auch wenn diese Zunahme der absoluten Zahl nach nur gering ist.



Zum Abschluss seien hier noch einige Zahlen gebracht, die den erheblichen Unterschied in der biologischen Schichtung der städtischen und der landischen deutschen Bevölkerung deutlich vor Augen führen. Vor allem sind diese strukturellen Unterschiede im Altersaufbau erkennbar, als Folge der sehr viel grösseren Fruchtbarkeit der Landbevölkerung.

Altersgliederung der Deutschen nach Stadt und Land im Jahre 1930.

Altersklasse	In den Städten	Auf dem Lande	Stadt Mitau	Landkreis Mitau	Landkreis Goldingen
	%	%	%	%	%
0—19 Jahre	23,2	39,7	23,0	35,2	46,6
20—39 „	29,2	29,7	20,3	29,6	29,4
40—59 „	29,4	19,5	27,6	20,9	15,7
60 und älter	18,2	11,1	29,1	14,3	8,3
Auf 1000 Männer entfallen Frauen	100	100	100	100	100
	1.456	1.062	1.793	1.207	1.042

Diese Beispiele mögen genügen, um die Bedeutung der Landbevölkerung für die Erhaltung unseres Volkstums hervorzuheben. Wie enorm verschieden ist der biologische Aufbau etwa der Stadt Mitau und des Landkreises Goldingen mit seiner zahlreichen Bauernbevölkerung! Die Stadt Mitau hat halb so viel Kinder aufzuweisen, dafür aber mehr als dreimal soviel Greise. Auch die Unterschiede im Frauenüberschuss sind augenfällig, auf dessen engen Zusammenhang mit dem Altersaufbau hier wohl nicht eingegangen zu werden braucht.

Als letztes sei die unterschiedliche Geburtenhäufigkeit von Stadt und Land in wenigen Zahlen wiedergegeben.

Im Durchschnitt der letzten Jahre entfielen auf 1000 Deutsche:

in Riga	9,3	Geborene	} Bauernsiedlungen!
im Kreise Goldingen	24,3	„	
„ „ Modohn	28,2	„	
„ „ Hasenpoth	33,7	„	

Leider ist jedoch unser landisches Deutschtum zu schwach (25% der deutschen Gesamtbevölkerung), um auch weiterhin die Verluste der städtischen Bevölkerung ausgleichen zu können, — es sei denn auf Kosten seines eigenen Bestandes.

# Die Wendung der Geisteswissenschaften

Von Hans Beyer

## 1.

Am Anfang der neuen geistig-politischen Entwicklung der Deutschen stehen zwei Männer, die sich in eigentümlicher Weise ausschlossen und doch beide entscheidend zur Herausbildung eines neuen Menschentyps beigetragen haben. Und da es auf den neuen Menschen, auf die Tatsache ankommt, dass eine völlig in der Erneuerung und Wandlung begriffene deutsche Nation im Werden ist, müssen diese beiden Männer in ihren Gegensätzen einleitend behandelt werden. Es sind: Stefan George und Oswald Spengler.

Beide Namen sind über die Grenzen des Reiches hinausgedrungen, und beide Namen haben im Auslande mitgeholfen, ein Bild vom Deutschen zu schaffen, das sehr absticht von dem des 19. Jahrhunderts. Aber beide wurden in sehr verschiedener Weise Kronzeugen für einen deutschen Geist, wie ihn eben nur das Ausland sieht. Spengler — das war der Beweis dafür, dass die «blonde Bestie» lebt. Spengler — das war die Bestätigung jener ängstlichen Furcht und jener westlerischen Heuchelei, dass ein «Raubtier» im Deutschen verborgen sei. Und Spenglers Lehren wurden so zu Waffen gegen uns: seine Aussagen über das Raubtierhafte im Menschen, seine von Nietzsche herrührenden Aufrufe zur Sammlung der Starken — das alles wurde umgedeutet in Imperialismus, in Barbarentum, in Tyrannie. Diesem biologischen Kulturphilosophen Spengler gegenüber war Stefan George offenbar nichts anderes als eine schöngeistige Tarnung. Seine Zurückgezogenheit, seine stolze Schreibweise, sein unverständlicher Gedankenflug — alles das erschien im Auslande als das verdächtige Beiwerk einer deutschen Usurpation. Und mit viel Entsetzen zitierte man vor allem in Frankreich einige Zeilen, einige seltsame Zeilen aus der gewaltigen Dichtung «Der Dichter in Zeiten der Wirren», in denen es von dem zukünftigen Führer hiess:

er heftet

Das wahre sinnbild auf das völkische banner  
Er führt durch sturm und grausige signale  
des frührots seiner treuen schar zum werk  
des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.

«Das Neue Reich» — das war besonders in den französisch orientierten Kreisen des Auslands ein sehr unerwünschtes Wort, eine sehr



gefährliche Parole, vor allem in jenen Jahren von 1918 bis etwa 1931, in denen die Weimarer Republik als illegitimes Kind der Westmächte ihr schmales Leben lebte. So wurde der unverstandene und aus formalen Gründen viel bewunderte Stefan George gleichfalls zum Kronzeugen für eine Auffassung, die in Deutschland eine dunkle Gefahr witterte.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass diese ausländischen, vor allem westeuropäischen Urteile über Stefan George und Oswald Spengler falsch sind, falsch vor allem deswegen, weil sie die Funktion dieser beiden Männer im geistig-politischen Entwicklungsprozess des Deutschtums völlig verkennen. Denn beide haben das Deutschtum nicht herausgeführt, sondern gezwungen, in sich zu gehen. Sie sprachen nicht von einer deutschen Sendung, sondern von einer Besinnung auf das Eigentliche. Sie appellierten an die inneren Kräfte der Nation, an die Kräfte der Erneuerung. Dabei ist freilich erst sehr allmählich herausgekommen, dass Spenglers Weg ein Weg der Verirrung, der Verkrampfung und der Reaktion ist. Spengler und Stefan George — zwei Namen, die wir noch vor 6 oder 8 Jahren in einem Atem und mit dem hämmernden Herzen der Hoffnung nennen konnten, die aber heute nichts anderes mehr gemein haben als die deutsche Sprache. So steht schon an den Anfängen einer neuen deutschen Geisteswissenschaft der Streit der Dichter: die Dichter aber — und beide, Stefan George und Oswald Spengler, sind Dichter! — sind von jeher die Bannerträger des Neuen gewesen.

## 2.

Spengler war der Philosoph des Untergangs, der Geschichtsphilosoph des Staates von Weimar, obwohl er diesen Staat hasste. Er zog aus der Niederlage die psychologische Konsequenz und lehrte den Untergang des Abendlandes. Er zeichnete später die Herrschaft des «Raubtier-»Menschen und die Gewalt des angeblichen geschichtlichen Schicksals. Zwischendurch gab sein «Preussentum und Sozialismus» einen Lichtblick, der für die junge Mannschaft von der grössten Wichtigkeit geworden ist. Im Ganzen gesehen jedoch entstand hier ein furchtbarer Fatalismus: Kulturen blühen und vergehen wie Pflanzen, die Entwicklung führt zum Cäsarismus, das rasende Gespann wird den abendländischen Kulturkreis in den Abgrund stürzen — das waren die Lehren, die dem müden Europäer imponierten und ihm zugleich das Gefühl gaben, dass er weiter nichts tun könne,

da es sich ja um ein unabwendbares Schicksal handle. In wissenschaftlich unhaltbarer Weise waren die Altersstufen des Menschen — Jugend, Mannesalter, Greisenum, Tod — auf die Völker übertragen worden: wenn es richtig war, dass die Greisenzeit der abendländischen Menschen heraufgekommen war, gab es da noch ein Entrinnen? Solange die Übertragung der individualbiologischen Erfahrungen auf das Gebiet der Völkerbiologie nicht als unzulässig angefochten wurde, war auf diese Frage keine Antwort möglich. Es schien zu Ende zu gehen.

Dabei spielte ein besonderer Begriff des Schicksals bei Spengler eine Rolle. Dieser Begriff innerhalb seiner faszinierenden Geschichtsphilosophie ist aber zugleich der Begriff, der die Entlarvung so leicht macht. Es zeigt sich nämlich, dass es sich um eine ganz private Konstruktion des Oberlehrers a. D. Oswald Spengler handelt, der keinerlei wissenschaftliche, ethische oder mythische Bedeutung zukommt. Spengler bezeichnet nämlich gewisse Tendenzen im Geschichtsablauf — etwa das zeitweilige Vordringen der farbigen Völker — als Schicksal und zwar als «unabwendbares Schicksal». Von «Schicksal» ist hier also gar nicht die Rede. Spengler denkt gar nicht daran, etwa anzunehmen, dass ein «Weltgeist» oder ein persönlicher Gott die Geschicke dieser Welt lenkt und etwa — wie Luther es ausdrückt — die Menschen in ihrem geschichtlichen Handeln als «Larven» oder «Masken» benutzt. Nein: von einer derartigen theozentrischen Auffassung kann bei Spengler nicht die Rede sein. Es handelt sich bei ihm ausschliesslich um gewisse Tendenzen und Strömungen, etwa um die Zurückdrängung der weissen Rasse. Das sind jedoch Tatsachen, die kein «unabwendbares Schicksal» schaffen. Das sind abwendbare Tendenzen und Entwicklungen. Und darauf kommt es an: Spengler hat nicht den Mut, zur Abwendung der Gefahren, die dem Abendlande angeblich drohen, aufzurufen. Er ist der Philosoph des politischen fin de siècle, er ist der zynische Menschenfeind, der seine Volksgenossen durch das Gift seiner Lehre gelähmt hat, die Überwindung vorzubereiten. Er steht in einer Linie mit Nietzsche, der gleichfalls nichts mit dem völkischen Sozialismus der Deutschen zu tun hat, immerhin aber geistig so bedeutend war, dass er schon vor mehr als 50 Jahren Spengler geahnt hat: «Eine untergehende Welt ist ein Genuss, nicht nur für den Betrachter, sondern auch für den Vernichtenden. Europa ist eine untergehende Welt.» (Nachlass-eintragungen).



Wie anders steht nun aber Stefan George im geistigen Strome der Volkserneuerung! Auch er hasste, wie Nietzsche und sein heimlicher Schüler Spengler, die Widerwelt des bürgerlichen Liberalismus. Auch er wünschte dieser Welt, in der um einiger Vorurteile, einiger Traditionen und einiger juristischer Deduktionen willen die grossen völkischen Lebensaufgaben vergessen oder gar verraten wurden, den Untergang. Diesen Untergang beschrieb er jedoch nicht. Er rief zum Neubau auf. Er forderte die Menschen zur Umkehr auf. Er schuf sich einen Kreis, der ganz neue Wege auf dem Gebiete des geistigen Schaffens ging. Vor allem aber: er verlangte einen neuen Menschen, der die Widerwelt des bürgerlich-marxistischen Liberalismus bekämpft und überwindet. Und wenn auch Stefan George stets ein einsamer und nur scheu genannter Dichter geblieben ist, so beweist doch die Tatsache, dass der preussische Kultusminister Rust ihm wenige Wochen nach der nationalsozialistischen Revolution im Reich die Ehrenpräsidentschaft in der Dichterakademie antrug, dass das neue Reich um die innere Vorarbeit dieses Mannes weiss. Wir sind heute in der Lage, in frühen Gedichten Georges die prophetischen Worte über einen Führer des Reiches zu lesen, die uns mit Erschütterung zeigen, dass dieser Mann der grosse politische Dichter der Deutschen — neben dem leider noch sehr unbekannten Hans Schwarz — gewesen ist und darüber hinaus ein Hellsichtiger, ein Prophet, der den Mythos unseres Volkes zu deuten wusste. Und es ist schon richtig, was ein Franzose Gérardy bereits 1896 im *Mercure de France* schrieb, dass von George die neue grosse geistige Weltbewegung der Deutschen ausgeht — wie einst vom mittelalterlichen Kaisertum, und schon früher durch die verschiedenen germanischen Wanderungen, dann von der Reformation und von der Klassik her. Unter fünf Hauptworten aber müssen wir Georges grosse Bedeutung für die volkliche Erneuerung des geistigen Lebens der Deutschen sehen; diese Hauptworte heissen: Männertum, Führung und Gefolgschaft, Autorität und Werte, Wandlung und endlich aber Blut und Volkstum.

Schon im «Stern des Bundes» wendet George sich mit Schärfe gegen die mutterrechtlichen Tendenzen in der deutschen Geisteswelt, die bei Bachofen, bei Bergmann und auch leider bei Klages zu finden sind. Dies Bekenntnis zum männlichen Prinzip ist zugleich ein Bekenntnis zu Führung und Gefolgschaft. Und ohne dass irgendeine di-

rekte Beeinflussung von George her sichtbar gewesen wäre, entstand im Reich eine neue Männerwelt, die in der S. A., im Arbeitsdienst, in den Bünden die entsprechenden Gemeinschaftsformen fand und sich zugleich abwendete von jener grosstädtischen liberalen Widerwelt, in der die Frau im Smoking auftrat und durch ihre Flucht aus den Heiligtümern, die dem Weibe anvertraut sind, jede echte Gemeinschaft zerstörte. Diese werdenden M ä n n e r b ü n d e, von denen George gesprochen hat, setzen jedoch die Anerkennung neuer Werte und eine innere Wandlung voraus. In den «Tafeln des Siebenten Ringes», im «Stern des Bundes», im «Neuen Reich» — in all diesen sehr schweren und seltenen Gedichten lebt schon die völkische Welt der Gefolgstreue, der echten Unterordnung, des freien Gehorsams gegenüber dem Führer. Sie entsteht nicht aus den Privilegien einzelner Familien, die eine Tradition vorzuzeigen haben, sie wächst nicht aus der Klassenschichtung des bürgerlichen Liberalismus oder Konservatismus heraus. Und lange vor Hitler wandte sich der Dichter und Seher Stefan George mit prophetischen Worten gegen die Eingebildeten, die dem echten Führertum stets entgegenstehen, und zeigt ihnen, wie gerade aus dem Einfachen heraus die Wende kommt:

Der mann! die tat! so lechzen volk und hoher rat,  
Hofft nicht auf einen der an euren tischen ass!  
Vielleicht wer jahrlang unter euren mördern sass,  
In euren zellen schlief: steht auf und tut die tat.

Bei solchen Worten mit so sicherer Prophetie wird uns immer wieder deutlich, dass George wirklich am Anfang einer neuen deutschen Geistesgeschichte steht. Er hat den Boden bereitet, hat die verlogene bürgerlich-liberale Welt und ihre traditionellen Vorurteile bekämpft, und hat vor allem — im Gegensatz zu Spengler — die Hoffnung auf Überwindung geweckt. Ihm ging es um einen neuen Menschentyp, er wollte «ein jung geschlecht das wieder mensch und ding mit echten massen misst» und erhoffte von diesem Geschlechte, dass es das deutsche Land — «dem viel verheissung noch innewohnt» — vor dem Untergang retten werde. Der Schluss eines grossen Kriegsgedichtes schildert die völkische Erhebung der Jugend, zeichnet den Aufbruch der kommenden Generationen zu neuen Ufern: diese Jugend ruft die Götter auf, sie wird gläubig, entsagt auch auf dem religiösen Gebiete dem müden Zweifel des bürgerlich-marxistischen Liberalen, sie weiss, dass mit echtem Glauben immer ein Höherer ist. Und die letzten Zeilen dieses grossen Gedichtes, das die kommende



Entwicklung, die werdende völkisch-sozialistische Erneuerung vorausnahm, bringt auch den Ruf an die ganze Nation, dem sich niemand entziehen kann, weder der Reichsdeutsche noch der Aussen-deutsche, weder der Bürger noch der Arbeiter oder Handwerker oder Bauer:

Sieger

Bleibt wer das schutzbild birgt in seinen marken  
Und Herr der zukunft wer sich wandeln kann.

4.

Mit diesen wenigen Zeilen sind wir mitten im Grundgeschehen unseres Volkes und dem Ringen unseres völkischen Geistes. Denn in Wahrheit ist es ja nicht so gewesen, dass im Reiche einige Männer aufgestanden sind und haben bloss die Macht erobert. Nein: bevor sie sich die Macht eroberten, sagten sie sich los von der bestehenden kapitalistischen oder marxistischen Ordnung, sagten sie sich los von der Vergötzung und grauenvollen Überschätzung des Geistes. Sie horchten auf die einfachen Regungen ihres Herzens, auf die Stimme ihres Blutes. Ihnen genügte nicht, dass jemand Geist und Besitz, Bildung und Ansehen hatte: sie wollten, dass er eine Seele hatte und ein Kerl war. Und unabhängig von allem parlamentarischen Betriebe, fast unbemerkt von den Spitzen der alten bürgerlichen Gesellschaft sammelte sich eine junge Mannschaft unter Zielen und Fahnen, die auf ein neues Reich hindeuteten. Da war der neue Menschentyp. Niemand fragte in den völkischen Bündeln der Jugendbewegung, niemand fragte in der S. A., niemand fragte im Arbeits- und Landdienst zuerst nach den Zeugnissen, nach den erworbenen Diplomen, nach jenen schrecklichen Papieren, die eines Tages auf der ganzen Welt fürchterlich an Kurs verlieren, wenn nicht Menschen ihre Besitzer sind, die voll ihren Mann in dieser Welt stehen. Die erste Frage war: Bist du unser Kamerad? Und jede unkameradschaftliche Handlung war ein so starker Verrat an der Gemeinschaft, dass das Üben der Kameradschaft zu dem Wesentlichen wurde. Zu diesem kameradschaftlichen Leben gehört jedoch auch die Bereitschaft, überall zu helfen. Es geht nicht an, dass wir weiterhin einen gelehrten Menschen erziehen, der nicht einmal in der Lage ist, sich in ganz einfachen Dingen zurechtzufinden, weil er nur im Geiste lebt. Jene Gelehrten, die voller Kurzsichtigkeit und Ängstlichkeit über die Strassen eilen, um so schnell wie möglich von der Wirklichkeit des Lebens in

die Scheinwirklichkeit der Bücher zu fliehen, gehören zu den Erscheinungen der Dekadenz. Es ist gewiss richtig, dass die Aufgabe des Menschen ist, diese Welt mit den Mitteln seines Geistes zu gestalten. Wird dieser «Geist» jedoch das alleinige Prinzip, hört der Mensch auf, eine Seele zu haben, ist er nicht mehr in der Lage oder nicht mehr willens, Kinder zu bekommen, dann ist das Ende da. Dieser bedauernswerte Geistmensch kann gewiss noch Spengler lesen, kann die Bedeutung der Vorsilbe ga- im Gotischen und ähnliche unnütze Dinge untersuchen, für die Formung einer Gemeinschaft, für das Leben eines Volkes oder der Menschheit ist er jedoch von sehr zweifelhaftem Wert.

Jede Auseinandersetzung über geisteswissenschaftliche Fragestellungen muss nun im deutschen Raume davon ausgehen, dass ein neuer Menschentyp im Werden ist, der neben den Geist die Seele und den Glauben setzt, der neben der Wirklichkeit des Verstandes die sehr viel stärkere Wirklichkeit des Blutes sieht, und der vor allem sich nicht mehr als den Mittelpunkt des Geschehens ansieht. Dieser werdende Deutsche ist primitiver und das heisst einfacher und natürlicher geworden. Er freut sich seiner körperlichen Leistungsfähigkeit. Er ist stolz auf die Fahnen und Zeichen seines Bundes oder seines Trupps. Er achtet und ehrt seine Volksgenossen. Entscheidender aber noch ist: seine Pole sind Glaube und Arbeit. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass «Bildung» und «Besitz» die beiden Hauptworte des 19. Jahrhunderts waren. Sie bestimmten die gesellschaftliche Geltung und sie bestimmten auch das politische Gewicht. Mit diesen bürgerlichen Götzen hat die völkisch-sozialistische Jungmannschaft gebrochen: ihre Wertmasstäbe orientieren sich an der Gesinnung und an der Arbeit. Der werdende deutsche Mensch ist ein gläubiger Arbeitsmensch, der in der Leistung und in der Gesinnung zeigt, dass er es wert ist, auf dieser Welt zu leben. Und ganz offensichtlich sind die Masstäbe, die das Volk schon jetzt an den einzelnen anlegt, an diesen Ordnungsbegriffen orientiert: ein kluger und intelligenter Student, der sich dem Arbeitsdienst entzieht oder im Lager versagt, ist trotz seiner geistigen Gabe eben der «Trottel», durchaus vergleichbar dem früheren «Depp» und «Dummkopf» der liberalen Zeit. Und in den Schulen des Reiches wird sorgfältig darauf geachtet, dass die gute geistige Ausbildung ergänzt wird durch eine rücksichtslose und harte Körperschulung und durch eine Erziehung zu praktischer Arbeit. Die Eingliederung der Schulland-



heimbewegung in das völkische Erziehungssystem, die Vorbereitung eines «Landjahres» für Volksschulkinder der preussischen Abschlussklassen (mit praktischer Arbeit beim Bauern und beim ländlichen Handwerker), die Beachtung des Urteils des Hitlerjugend- oder S. A.-Führers über die Haltung eines Jungen in der Kameradschaft und seine Auswertung im Schulzeugnis — das alles sind Zeichen dafür, dass die völkisch-sozialistische Weltanschauung mit einem neuen Menschenideal ihre Arbeit beginnt.

## 5.

Bei all unseren Auseinandersetzungen, die mit einer Gegenüberstellung Spenglers und Stefan Georges begannen und schliesslich zu dem neuen völkischen Menschenbilde führten, das für die zukünftigen geisteswissenschaftlichen Aufgaben von Wichtigkeit ist, bei all diesen Erörterungen sind wir auf die Tatsache noch nicht eingegangen, dass in unserem Zeitalter das Öffentliche wieder die Oberhand gewonnen hat. Wir befinden uns an einem schicksalsschwerem Wendepunkt, an dem der private (bürgerlich-liberale) Mensch durch den öffentlichen (völkisch-sozialistisch orientierten) Menschen abgelöst wird.

Der private Mensch des jetzt untergehenden bürgerlichen Zeitalters war ein Isolierter, ein Losgelöster und ein Abtrünniger. Er liebte den Geist. Die natürlichen Lebensvorgänge und die übernatürlichen Mächte — das waren sehr unsympathische und bedenkliche Dinge. Der typische Liberale bekämpft z. B. sowohl die Anerkennung eines Gottes als des Herrn der Welt, als auch auf der anderen Seite die Rasse und ihre Anerkennung als wesentlichen Faktors der volksbiologischen Entwicklung. Dieser private Mensch ging davon aus, dass alles «sein» Verdienst sei. Das entsetzliche Starwesen im Theater und Film, diese lächerliche Verehrung einiger Filmdiven, die nicht einmal ein kleines Kind trocken legen können und von einem Teil der Presse in die Sphäre von Halbgöttern emporgehoben werden, diese kitschige und lächerliche Verherrlichung einiger Bühnen- und Filmstars ist nichts weiter als der letzte Ausdruck jener Tendenz des privaten Menschen, den «grossen Menschen» zu feiern. Dabei handelt es sich gar nicht um grosse Persönlichkeiten. Denn das Wort «Persönlichkeit» kommt von dem lateinischen «personare» «durchtönen»: Persönlichkeiten als die Menschen, die von den Kräften der Gemeinschaft einheitlich und stark durchtönt werden. Der private Mensch lebte im Grunde in einem luftleeren Raume. Er verachtete

die Erde, das Land und die Tiere, er verachtete die biologischen Grundkräfte des Lebens, und der Begriff der «Rasse» war für ihn ein entsetzlicher Rückfall in die Zeiten der «Barbarei». Er erkannte aber auch über sich kein höheres Wesen an. Der typische Repräsentant dieses «privaten Menschen» wurde der emanzipierte Jude, der sich von seiner Religion gelöst hatte und sein Volkstum, seine Rasse durch Assimilierung zu verwischen suchte.

Es ist nun von der stärksten Bedeutung für den Fortgang der geistig-politischen Entscheidungen, dass die Geschichte die Ideale dieser privaten Menschen zerstört hat. Aus der Geschichte aber spricht ein Höherer. Sorgfältige Untersuchungen haben ergeben, dass der Emanzipationsjude im Westen (im Gegensatz zum Ostjuden) in wenigen Geschlechterfolgen ausstirbt. Das Leben will ihn nicht. Der Herr der Geschichte will aber auch nicht die Ideale des privaten und isolierten Menschen. Sein Hauptideal war die Überwindung der Grenze, die dem Menschen gesetzt ist. Er sehnte sich nach dem «unendlichen Ich»: Erfolge in der Technik und Medizin, Fortschritte in der geographischen und astro-physikalischen Forschung dienten dazu, die Grenzen der Endlichkeit zu verwischen. Die Existenz dieser Grenze, der Abgrund, der zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen lauerte — das war für die philosophischen Gemüter der grosse Schmerz, der das so selbstsichere Leben des bürgerlich-liberalen Menschen wirklich beunruhigte. Gott liess jedoch nicht mit sich spotten. In der gewaltigen Erschütterung des Krieges brach diese Welt des privaten Bürgers zusammen: die Gewalt des Todes unterstrich mit Blut die Grenzen des Menschen. Der Mensch war offensichtlich höheren Gewalten unterworfen. Der private und ach so kluge bürgerliche Intellektuelle hat das durchaus gespürt: an den Werken von Thomas Mann und an der pazifistischen Literatur lässt sich mit Leichtigkeit zeigen, wie hilflos dieser untergehende Mensch den Urgewalten gegenübersteht, die im Kriege, im Tode, in der Rasse, im Glauben hervorbrechen.

Das erste und wichtigste Kennzeichen des im Werden begriffenen «öffentlichen Menschen», der in den Männerbünden der Jugend lebt, ist nun, dass er jenen Urgewalten gläubig gegenübersteht, das heisst: er nimmt sie als Ordnungen und Fügungen des Herrn der Welt. Dieser öffentliche Mensch ist stets im Dienst, er lebt für seine Gemeinschaft. Er hilft den Volksgenossen, er kämpft für ihre Sache, er kennt keinen «Urlaub» von der Volkstumsarbeit. Seine Frau unter-



stützt beim Einkauf den Volksbruder. Er hat endlich in aller Regel Kinder. Dieser öffentliche Mensch bejaht endlich vor allem in starkem Masse die Willensseite des Lebens. Er glaubt nicht an die Allmacht des menschlichen Geistes, er glaubt nicht an das «unabwendbare Schicksal», das Spengler dem erschreckten Abendlande vorgegaukelt hat. Er weiss, dass der Glaube menschliche Dinge überwinden kann. Er weiss, dass es möglich ist, eine Volksgruppe aus der bürgerlich-gesellschaftlichen Erstarrung herauszulösen, wenn man nur den Willen, die Treue und den Glauben aufbringen kann. Dieser öffentliche Mensch ist schliesslich öffentlich erkennbar, er scheut sich nicht sich zu zeigen: unter einer Fahne, in einer Uniform, mit einem Abzeichen. Er hasst die Anonymität des Liberalismus, denn er weiss sich mit den echten Kräften des Lebens im Bunde.

## 6.

Es war notwendig, diese Betrachtungen über den neuen Menschentyp, diese Hinweise auf den sehr viel einfacheren, schlichteren, willensstärkeren, gläubigen und etwas weniger «geistigen» Menschen der deutschen Revolution zu bringen, um die Voraussetzungen der neuen Geisteswissenschaft zu klären. Die Unterschiede im deutschen Raume liegen nicht so sehr in den Prinzipien und Ideen, sondern in der Haltung, in der Tat. Jeder kann heute das völkisch-sozialistische Programm übernehmen, nur wenige sind aber in der Lage, in dieser schlichten Treue, in dieser unbeirrten Gewissheit um die völkischen Dinge zu leben. Die neue Geisteswissenschaft wächst deshalb nicht so sehr aus gedanklichen Zielsetzungen heraus, sondern aus den inneren Kräften der Seele, des Willens, des Glaubens und des Geistes. Deshalb ist es keine Barbarei, sondern eine Notwendigkeit, dass in Preussen z. B. die jüngeren Dozenten Arbeitsdienst und Volkssport mitmachen. Und aus diesen Gründen wäre hier auch ein Vergleich mit dem Georgekreis angebracht, der ja auf wissenschaftlichem Gebiete z. T. hervorragende Leistungen hervorgebracht hat — nicht aus einer neuen «Idee» heraus, sondern aus dem Leben in dieser eigenartigen Gemeinschaft um den Meister Stefan George.

Natürlich wirkt sich der neue Mensch der deutschen Revolution erst langsam auf geistigem Gebiete aus. Am klarsten ist sein Einsatz auf drei Gebieten zu erkennen, die wir abschliessend behandeln möchten: auf dem Gebiete der P ä d a g o g i k, in der G e s c h i c h t s-

wissenschaft und endlich in der Staatslehre bzw. Soziologie.

Die deutsche Pädagogik hat Jahrzehnte hindurch pädagogische Lehren hervorgebracht, die nichts mit dem wirklichen Leben zu tun hatten. Man erzog die Mädchen — als ob sie künftig die bevorzugten Universitätsprofessoren sein würden. Man gestaltete den Lehrplan der Volksschule auf dem Lande so, dass er ein Abklatsch der Stadtschule war. Die Stadtschule wieder sah im Gymnasium ihr Vorbild. Und das Gymnasium meinte fürwahr, dass es eine akademische Stätte wäre. Auf diese Weise wurden die Bedürfnisse der Hochschule für das ganze Bildungssystem massgebend, obschon nur wenige Prozent der Schülerschaft die Hochschulen besuchten. Der geistige Mensch vergass in seinem spirituellen Taumel völlig, dass man eine Pyramide nicht auf die Spitze stellen kann. Schlimmer noch war, dass die Ausbildung der zukünftigen Bauern und Handwerker in einer Zeit schrecklich leiden musste, in der der gelehrte Mann, der Literat oder der Bankbeamte als Idealtypen galten. Die Krise der Pädagogik, wie sie von Nohl, Deuchler, Spranger und anderen vertreten wurde, führte zu einem völlig chaotischen Zustande, zu blinder Reformerei. Das hatte diesen einen Grund: es gab kein verpflichtendes Menschenideal mehr. Die Pädagogik ist nun aber keine voraussetzungslose Wissenschaft, sondern eine Wissenschaft, die ein Erziehungsideal voraussetzt. Ein solches Erziehungsideal ist im völkisch-sozialistischen Deutschen, der sich seiner öffentlichen Verantwortung vor Gott und den Volks- und Landesgenossen bewusst ist, heute vorhanden.

Ganz entsprechend sind die Veränderungen auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Im Mittelpunkt steht nicht der deutsche Staat mit seinen gegenwärtigen willkürlichen Grenzen, im Mittelpunkt steht das deutsche Volk. Es ist undenkbar, dass ein Historiker unter den Fahnen der deutschen Revolution eine abgesonderte, individualistische bayrische, preussische, deutsch-baltische, siebenbürgische Geschichte schreibt, die nicht die grossen Zusammenhänge der deutschen Volksgeschichte wahrt. Und es ist ferner ausgeschlossen, dass ein Historiker etwa meint, das geschichtliche Leben sei eine Abfolge von Ideen. Wenn schon der einzelne Mensch neben dem Geist noch die Seele und den Willen hat, wieviel stärker müssen da im Leben der Völker und Staaten die Kräfte gewertet werden, die aus dem Unbewussten, aus dem Irrationalen und aus dem Biologi-



schen kommen! Dieser Bruch der völkisch-sozialistischen Geschichtsauffassung, die durch Rasse, Raum, Volkstum, Glauben und Ideen bestimmt wird, mit der idealistischen oder der grob materialistischen Geschichtsauffassung der vergangenen Zeit wird nun auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichts noch besonders vertieft. Das Ideal des lückenlosen Geschichtsunterrichts ist mit Recht zerstört worden. Historisch-politische Erziehung hat nur dann Sinn, wenn sie die grossen Epochen in ihrer Bedeutung für die Gegenwart schildert. Und das bedeutet für das Reich, dass die Zeiten des völkischen Aufbruchs (Völkerwanderung, mittelalterliche Siedlungsbewegung, Reformation, Befreiungskriege, Nationalsozialismus), die Zeiten sozialistischer Ansätze (im alten Ordensstaat, unter Friedrich dem Grossen und bei Bismarck) und endlich die grossen Revolutionen in Europa anschaulich in den Mittelpunkt gerückt werden müssen. Denn die grossen europäischen Nationen, die Engländer, Franzosen und Italiener, leben erst politisch bewusst seit ihrer Revolution. Die deutsche Revolution hat deshalb auch geistesgeschichtliche Bedeutung: seit ihrem Siege gibt es ein junges deutsches Volk, das auch zu den geistigen Fragen in neuer Weise Stellung nimmt.

Um ein junges Volk, um ein wieder jung gewordenes Volk handelt es sich. Die Schärfe der Auseinandersetzungen mit der Reaktion beruht gerade auf dieser Tatsache: die Reaktion sagt, sie sei immer «national» gewesen. Das ist richtig. Sie vergisst aber, dass der völkische Gedanke gerade durch seinen sozialistischen Inhalt zu etwas ganz Neuem geworden ist. Wir Deutschen sind wieder jung geworden, dieser ungeheuren Tatsache kann sich niemand entziehen. Und wer sich den Konsequenzen versperren will, geht zugrunde, weil er an einer veralteten volksbiologischen Form des Deutschtums festhält. Das ist auch Spengler gegenüber zu sagen. Und gerade Spengler gegenüber ist zu betonen, dass die Völker nicht altern wie die Menschen. Sie können wieder jung werden, wenn sie nur den Willen und die gesunden Kräfte der Regeneration noch besitzen. Die deutsche Nation — das hat diese unblutige grosse Revolution des Jahres 1933 bewiesen — hat diese Kräfte noch: sie haben den Pulsschlag des Herzens belebt und werden mit der Sicherheit biologischer Gesetze bald auch die Aussenkörper durchströmen. Bei ihnen kann sich die Erneuerung natürlich nur in besonderen Formen vollziehen, die vom Staatlichen gänzlich absehen und das Völkische in den Mittelpunkt stellen. Das aber muss auf dem wissenschaftlichen Gebiete die

Staats- und Volkslehre tun. Wir nennen Staat und Volk nebeneinander und zusammen, weil das deutsche Leben niemals nur einen Mittelpunkt hat. Es gibt deutsches Volkstum, das keinen eigenen Staat, nur eine Heimat, nicht aber ein Vaterland hat. Und es gibt im Reiche ein Volkstum, das mit dem Staate weithin identisch ist.

Aufgabe der Wissenschaft ist es nicht, einer «Idee» zuliebe Lehren zu entwickeln. Es gibt keinen irgendwo im luftleeren Raume schwebenden «Geist» und keine beziehungslose «Erkenntnis». Die Wissenschaft muss notwendig dem Leben, muss der Wirklichkeit dienen. Und das bedeutet für das Gebiet der Staatslehre, dass die Antriebe des staatlichen Lebens und die Grundlagen des Staates ins Zentrum gerückt werden. Es ist ein republikanischer Wissenschaftler namens Kelsen gewesen, der durch seine «reine Rechtslehre» den Staat vollends überflüssig machte und das Volkstum gar nicht zur Kenntnis nahm. Eine gesetzliche «Norm», eine juristische Regel — das war an die Stelle des bluthaften und keineswegs immer «reinen» Lebens des Volkes und des Staates getreten. Damit war der Zusammenbruch vorbereitet: ein Staat, der sich nicht auf die Kräfte des Volkstums, des Raumes (Heimat, Landschaft) und des Rechtes stützt, artet entweder in Korruption aus oder bricht an innerer Schwäche zusammen. Die neue Aufgabe der geistig-politischen Wissenschaft wird es sein, eine mit Leben erfüllte Staats- und Volkslehre zu entwickeln, die die im Ansatz falsche Soziologie und die stark museale Volkskunde in einer neuen Einheit überwindet. Anregungen aus der Bevölkerungspolitik und Erbbiologie würden zur Vervollständigung gerade einer Lehre vom Volke dienen.

## 7.

Freilich: all diese Aufgaben, die hier angedeutet wurden, werden nicht gelöst werden, wenn die Menschen sich hinter alte Vorurteile verschanzen und zu erstarrten Reaktionären werden. Deshalb gibt es auf dem Gebiete der Erneuerung der Geisteswissenschaft im Augenblick nur eine Aufgabe: Menschen zu sammeln und vorzubereiten. Es kommt nicht auf die Bücher und die klugen Gedanken an, sondern auf die Haltung. Und so grundverschieden die Aufgaben des Reichsdeutschen von denen seiner sonstigen Volksgenossen auch sein mögen: hier geht es um das Eine, um die Wandlung, um die Verjüngung, um die neue werdende Form. Wer hier versagt, wer hier sich dem



Strome der Revolution entzieht, kommt in das Museum, nicht aber in die Arbeitsfelder der neuen Nation. Und die Worte Stefan Georges gelten zu Recht: «Sieger bleibt, wer das Schutzbild birgt in seinen Marken und Herr der Zukunft, wer sich wandeln kann!»

Feststeht aber wiederum, dass diese Aufgaben durch eine geistige Wandlung des Politischen und eine politische Wende des Geistes gelöst werden müssen. Es sind dunkle Kräfte am Werke, die eine geistige Aufspaltung der deutschen Nation vorbereiten. Sie unterstützen alle Behauptungen über die Besonderheiten eines österreichischen, baltischen, siebenbürgischen Menschen. Sie freuen sich des Stammespartikularismus und legen Minen gegen die Einigung. Ihre Waffe ist die Geschichte, ihr grosses Wort: Tradition und eigenständige Kultur! Das Tragische und Gefährliche ist nun, dass diese in Prag und Wien deutlich sichtbare Tendenz zu einer aussendeutschen Isolierung führen wird, weil sie sich auf an sich scheinbar berechnigte private reservationes stützen kann. Es gibt ohne Zweifel baltische, siebenbürgische, österreichische oder Zipser Traditionen, Werte und Besonderheiten, für die sich einzusetzen lohnt. Und dennoch: nur der private Mensch kann sich so entscheiden. Der «öffentliche» Mensch erkennt die Gewalt des geschichtlichen Geschehens an.

Diese Gewalt des geschichtlichen Geschehens besteht darin, dass das deutsche Volk im Reiche nicht nur ein «System» gestürzt hat, sondern in einer Revolution eine neue Lebensform errungen hat und damit zu einem neuen Volke geworden ist. Der Aussendeutsche hat dies Geschehen nicht miterlebt, sondern es aus Büchern, Vorträgen oder Zeitungen nur zur Kenntnis nehmen können. Ihm sind die wichtigsten Erziehungsformen der neuen völkisch-sozialistischen Ordnung verwehrt. Trotzdem spürt er, dass es um Entscheidendes geht. Und das verpflichtet ihn, die Gewalt der Geschichte unbedingt für sich anzuerkennen. Die Aufgaben, die dann entstehen, entspringen aus der geistig-politischen Gefahrenlage: das Volk im Reiche hat die bisherige Entwicklungslinie nicht fortgesetzt, sondern ist plötzlich abgebrochen und hat eine Kurve gemacht. Diese Tatsache allein zwingt das Aussendeutschtum, den bisherigen Weg, auch dann wenn er ausreichend schien, sehr zu überprüfen, um festzustellen, ob er zu einer Isolierung führen kann. Das Jahr 1934 zeigt keine sichtbaren Unterschiede, nach 50 Jahren wird der Zwischenraum zwischen den beiden Entwicklungslinien so gross sein, dass eine Verständigung ausgeschlossen ist. Darauf warten jedoch die Feinde des deutschen Gei-

stes: sie wollen, dass sich das geistige Schicksal der Schweiz und der Niederlande in den Ostmarken wiederholt, und sie freuen sich auf den Tag, an dem ein Siebenbürger Sachse den Volksgenossen im Reiche nicht mehr versteht. Dann wären die Zeiten der dynastischen Staatspolitik zurückgekehrt.

Diese Gefahren müssen gesehen werden. Und es muss beachtet werden, dass man einem grossen geschichtlichen Ereignis kein privates oder partikulares Wollen entgegensetzen kann: hier gibt es nur Anpassung im volksbiologischen Sinne — oder aber Verkümmern und Tod. Organisationen und Formen verstehen sich stets am Rande. Entscheidend sind Haltung und Gesinnung. Völkische Revolutionen des Geistes erneuern den Menschen — und dann erst die Programme! Das Aussendeutschtum sollte das gerade deswegen beachten, weil der Zwang der Tatsachen sie auf die Programme und Prinzipien als die einzig möglichen Ansatzpunkte verweist. Mit Programmen wird keine neue geistige Welt aufgebaut. Sie wächst nur aus den willenskräftigen, entschlossenen und seelisch starken Kräften des neuen Volkes. Das neue, wieder jung gewordene, sozialistisch organisierte, dem Glauben und der Arbeit verbundene Volk der Deutschen wird nur so eine neue Geisteswissenschaft aufbauen können, dass es mit der neuen Gesinnung und Haltung beginnt.

## Die Volksgruppen in Litauen und die Litauer als Volksgruppe im Wilnagebiet

*Von Karl Wagner*

Hier soll der Versuch gemacht werden, ein statistisches Bild der Stellung der nationalen Minderheiten und des Staatsvolkes zu geben und zu zeigen, wie sie mit Volksschulen versorgt sind. Wie ist es damit in Litauen bestellt, in einem Lande, das mit sovielen Seinesgleichen an der sog. Minderheitenerklärung festhalten muss?

Die Tabelle Nr. 1 soll ein Bild geben. Sie kann leider keinen Anspruch darauf erheben, allem gerecht zu werden, sie kann nur ein ungefähr richtiges Bild geben. Die Schwierigkeiten, genaue, zuverlässige Zahlen zu erhalten, sind zu gross. Volkszählungen, nicht vom Staate veranstaltet, sind streng verboten. Auch liessen sie sich nur



sehr langsam und unvollkommen durchführen. Trotzdem glaube ich, die Tabelle stellt die Lage der Minderheiten immer noch zu günstig dar.

Tabelle 1	Zahl d. Einwohner in Tausenden		Zahl der Volksschulen	
	Amtlich (1923)	Tatsächl. (1930)	Amtlich (1928)	Tatsächl. (1930)
Litauer . . . . .	1702	1582	2165	2221
Juden . . . . .	154	155	144	144
Polen . . . . .	66	174,5	47	12
Deutsche . . . . .	29,5	40	21	14
Russen . . . . .	55	55	15	8
Letten . . . . .	15	15	9	2
Andere . . . . .	1,5	1,5	0	0
Zusammen . . . . .	2023	2023	2401	2401
Alle Minderheiten . . . .	321	441	236	180
Christliche Minderheiten	165,5	286	92	36
Litauer im Wilnagebiet .	57	80	117	87

Wie kommen denn schliesslich solche Zahlen zustande? Ein Staatsvolk, unter dem es die Minderheiten schlecht haben und vernichtet werden sollen, wird immer zu beweisen suchen, dass ihre Zahl recht gering, die Zahl der Schulen aber recht gross sei. Die Minderheiten selbst aber lehnen die Zahlen ab; es gebe ihrer Volksgenossen viel mehr und ihrer Schulen viel weniger, als die Behörden angeben. In beiden Lagern spielt viel Menschliches mit.

Der Zweifel an den litauischen amtlichen Angaben ist in vielen Fällen begründet, sie sind sicher falsch. Im litauischen Parlament haben die Abgeordneten der Minderheiten mehrere Mal die Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht. Bei der Volkszählung im Jahre 1923 haben die Zähler vielfach den Deutschen weisgemacht, sie verlören ihre Pässe und könnten sich in Berlin solche holen, wenn sie sich nicht als Litauer anschreiben liessen. Vielen Polen, die angaben, sie seien Polen, ist in die Zählkarten eingetragen worden, sie seien es, was allerdings mit einem L. bezeichnet wurde (L. ist der Anfangs-

buchstabe von Lenkas, was Pole bedeutet). Später ist aus dem L. ein Lietuvys geworden, was Litauer bedeutet! Richtig dagegen sind die amtlichen Angaben über das Glaubensbekenntnis, daher sind die Angaben über die Menge der Russen und der Juden verwertbar; bei ihnen fallen Volkstum und Glaube zusammen.

Weiter ist es in Litauen sehr schwierig, Zahlen aus derselben Zeit zu erhalten. So sind die Angaben über die Schulen des Jahres 1928 erst im Jahre 1930 erschienen, die Volkszählung ist im Jahre 1923 gewesen. Die Zahlen, die die Minderheiten angeben, gelten für die Jahre 1929 und 1930. Und doch müssen diese Zahlen der verschiedensten Herkunft mit einander verglichen werden, sonst wäre es überhaupt nicht möglich, je zu einem Bilde zu kommen.

Die Tabelle ist an und für sich verständlich. Die Zahlen sind abgerundet. Dezimalzahlen sind nach Möglichkeit vermieden worden. Nur zu einigen Zahlen soll Stellung genommen werden.

1. Die Litauer. Die Zahl der Volksschulen ist sicherlich grösser als angegeben. Bis jetzt ist immer von einem Wachsen ihrer Zahl berichtet worden. Die sogenannten gemischten Schulen sind den litauischen zugezählt worden. Es sind dies Schulen, in denen der Unterricht in zwei Sprachen vor sich gehen und bei beiden Sprachen die gleiche Zeit vorgesehen sein sollte. Solche Schulen gibt es deutsch-litauische und polnisch-litauische. Nach eingehender Erkundigung habe ich aber in allen Fällen feststellen können, dass der Muttersprache im günstigsten Falle nur 5 Stunden wöchentlich gewidmet sind. Meist ist auch das nicht der Fall. Solche Schulen können nur noch als litauische bezeichnet werden.

2. Die Juden. Die Volkszähler des Jahres 1923 haben etwa 1.000 Litauer gefunden, die mosaischen Glaubens seien; ich habe sie den Juden zugezählt. Die jüdischen Organisationen sind der Überzeugung, es gäbe etwas mehr Juden als es die Volkszählung ergeben hat. Der Unterschied sei nicht gross. Nach polnischen Berechnungen, worüber ich weiter unten sprechen werde, gebe es in Litauen gar 182 Tausend Juden, woran die Juden selbst nicht glauben.

3. Die Polen. Zu den Wahlen in den Seim haben die Polen immer mehr als 60 Tausend Stimmen gehabt, obgleich eine Menge polnischer Arbeiter für die sozialistischen Listen gestimmt hat. Schon aus diesem Grunde kann es in Litauen nicht bloss 66 Tausend Polen



geben, wie es amtlich heisst. Die Polen selbst geben 202 Tausend an, was sicherlich übertrieben ist. Auf die in der Tabelle angegebene Zahl komme ich auf folgende Weise. Ich nehme an, dass die Polen etwa 70 Tausend Stimmen aufbringen, und multipliziere mit  $2\frac{1}{2}$ . Dieser Faktor hat auch für die Juden und die Deutschen Geltung. Die 12 angegebenen Schulen werden von den Polen selbst unterhalten, alle staatlichen sind verlitauert oder geschlossen worden.

4. Die Deutschen. Die Polen geben an, es seien 44,5 Tausend. Nach meinen eigenen Berechnungen können es nicht soviel sein; 42 Tausend sind es höchstens. Ich habe die Zahl 40 Tausend nach der Formel  $A/B$  gleich  $x/b$  berechnet, wobei A die Zahl der Bewohner Litauens, B die Zahl der Geburten oder der Todesfälle, b dasselbe bei den Deutschen bedeutet. Die Zahl muss richtig sein, falls die Voraussetzung richtig ist, dass die Sterblichkeit und die Geburtenzahl bei beiden Völkern gleich ist. Aber auch die Zahl der Stimmen, die die Deutschen zu den Seimwahlen aufbringen (16 Tausend), spricht dafür. Die Zahl 40 Tausend, die ich anführe, kann nicht übertrieben sein. Von den 14 noch deutschen Volksschulen ist die Hälfte staatlich.

5. Die Russen. Die Weissrussen, die Altgläubigen und die Orthodoxen sind zusammengezählt worden. Die amtlichen Zahlen müssen richtig sein, obgleich die Polen angeben, es seien bloss 42,6 Tausend vorhanden. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass die Volkszähler fast 13 Tausend Litauer als Russen angeführt haben. Die Schulen sind alle staatlich. Vielleicht sind nur zwei wirklich russisch. Sicheres habe ich nicht feststellen können. Nach anderen Angaben soll höchstens die Hälfte noch russisch sein. Hieran halte ich mich.

6. Die Letten. Die Polen geben an, es seien nur 7,5, die Lettischen Geistlichen, es seien 12,5 Tausend vorhanden. Ich halte wiederum die amtlichen Zahlen für richtig. Die Schulen sind alle staatlich. Der Unterricht ist nur in zweien lettisch (1930).

7. Die Litauer im Wilnagebiet. Die amtlichen polnischen Zahlen sind vom Oktober 1927. Die Zahl 80 Tausend habe ich von den Litauern hier. Wie sie auf diese Zahl gekommen sind, weiss ich nicht. Ich nehme an, dass diese Zahl der Wirklichkeit näher kommt, als die amtliche. Von den 87 Volksschulen sind 22 staatlich. 30 Schulen seien, den Litauern nach, nur auf dem Papier vorhanden. Ausserdem gebe es noch 23 litauisch-polnisch gemischte Schulen.

Nach den Seimwahlen im Jahre 1926 hat das zentrale polnische Wahlkomitee Tabellen herausgegeben, die sich mit der Zahl der Minderheiten in Litauen beschäftigen. Die Ergebnisse der Berechnung sind folgende:

Tabelle 2.  
(Abgerundet in Tausenden).

Litauer	1550
Polen	202
Juden	182
Deutsche	44,5
Russen	42,5
Letten	7,5
<hr/>	
2028,5 Tausend.	

Auffallenderweise geben die Polen an, es wären weniger Russen und Letten da, als es die amtlichen Stellen wollen. Schon oben habe ich davon gesprochen, Für die übrigen Minderheiten werden auffallend hohe Zahlen gegeben. Die Polen bemerken, dass die Zahlen ein nur annähernd richtiges Bild geben könnten; allerdings seien die Zahlen für die Minderheiten minimal, für die Litauer maximal.

Wie sind diese Zahlen berechnet worden? Die Polen sind so vorgegangen. Sie haben nach amtlichen Quellen festgestellt, wieviel Stimmen in jedem Wahlbezirke für die nationalen Listen, wieviel für die litauischen Listen und wieviel für die kosmopolitischen Listen abgegeben worden sind. Weiter ist bekannt, wie gross die Bevölkerung in jedem Bezirk ist. Nach der Regeldetri ist dann berechnet worden, wieviel Bewohner einer Stimme entsprechen. Diese Zahlen sind mit den für jede Gruppe abgegebenen Stimmen multipliziert worden, was dann die Zahl der Litauer, Polen, Deutschen u. s. w. im Bezirke ergibt. Danach ist die Zahl für ganz Litauen berechnet worden.

Vorausgesetzt wird, dass die Wähler der verschiedenen Nationalitäten sich ziemlich gleichmässig auf die kosmopolitischen Listen verteilen; dann, dass die Minderheitenlisten keine Stimmen von den Litauern erhalten, umgekehrt aber, dass auch Nichtlitauer für die litauischen Listen gestimmt hätten. Sind diese Voraussetzungen richtig? Es ist sicher, dass auch viele protestantische Litauer für die deutsche Liste gestimmt haben, ebenso viele Litauer für die polnischen Listen. Ein Umstand scheint mir aber überhaupt nicht berücksichtigt



worden zu sein. Es ist sicher, dass die Wahlbeteiligung bei den einzelnen Minderheiten verschieden stark gewesen ist. So erklären sich die verhältnismässig hohen Zahlen bei den Juden, den Polen und den Deutschen, die gut vorbereitet in die Wahlen gegangen sind, und die verhältnismässig niedrigen Zahlen bei den Russen und den Letten. Sicher ist, dass ein Teil der Letten für die litauische Liste der Volkssozialisten gestimmt hat.

Die dritte Tabelle enthält Zahlen, die angeben, wie reichlich jede Nationalität Litauens mit Volksschulen versorgt ist. Auch hier ist das Amtliche dem Tatsächlichen gegenübergestellt.

Tabelle 3	1 Volksschule kommt auf		Dichte der Volksschulen	
	Amtlich	Tatsächl.	Amtlich	Tatsächl.
Litauer . . . . .	786	713	106,5	117
Juden . . . . .	1069	1076	78,5	78
Polen . . . . .	1404	14541	59,5	6
Deutsche . . . . .	1407	2857	59,5	29
Russen . . . . .	3666	6875	23	12
Letten . . . . .	1666	7500	50	11
Andere . . . . .	∞	∞	0	0
Durchschnitt . . . . .	838	838	100	100
Alle Minderheiten . . . .	1360	2450	61,5	34
Christliche Minderheiten	1799	7944	46,5	10,5
Litauer im Wilnagebiet .	496	919	169	91

Als Ausgangszahl nehme ich den Durchschnitt für ganz Litauen. Hier haben 838 Einwohner eine Volksschule. 1076 Juden haben eine 2857 Deutsche eine u. s. w. 83.800 beliebige Bewohner Litauens hätten dann 100 Schulen. Diese Zahl 100 wäre etwa der «Dichtewert» der Schulen für ganz Litauen. Die 83800 Litauer hätten dann schon 117 Volksschulen, dieselbe Zahl Juden 78 u. s. w.

#### Zusammenfassung

Die Minderheiten in Litauen sind mehr als dreimal schlechter mit Volksschulen versorgt, als das Staatsvolk.

Selbst die amtlichen Angaben zeigen, dass die Minderheiten relativ fast zweimal weniger Volksschulen haben, als das Staatsvolk.

Die christlichen Minderheiten sind gar mehr als 10 mal schlechter dran als das Staatsvolk.

Die Litauer im Wilnagebiet haben es nur 9% schlechter als der Durchschnitt in Litauen. Sie haben es im Wilnagebiet etwa 16% besser als die Juden in Litauen, die hier von allen Minderheiten am günstigsten dran sind.

Die Litauer im Wilnagebiet sind mit Volksschulen etwa 15-mal besser versorgt, als die Polen in Litauen.

### Quellen

1. Ergebnisse der Volkszählung in Litauen d. J. 1923.
2. Švietimo darbas, herausgegeben vom litauischen Kultusministerium 1928, Heft 12, das erst 1930 erschienen ist.
3. Statystika narodowościowa na podstawie danych glosowania do Sejmow 1926 (Kowno).
4. Sprawy narodowosciowe, Band I, Hefte 2 und 5/6, Oktober 1927 (Warschau).

## Das Nationalitätenproblem in Russland

Es ist heute schwerer denn je, ein deutliches Bild von der tatsächlichen Lage der verschiedenen Völkerschaften, Stämme und «Nationalitäten» in Russland zu gewinnen. Die bolschewistische Vernebelungstaktik arbeitet mit bewunderungswürdiger Sicherheit. Wir stützen uns im Folgenden hauptsächlich auf Darstellungen von bolschewistischer Seite, die wir nur gelegentlich durch Berichte von Augenzeugen ergänzen und korrigieren können. Immerhin lässt sich wenigstens von den Grundlinien der bolschewistischen Nationalitätenpolitik eine klare Vorstellung gewinnen. Der Kampf wird hauptsächlich gegen zwei häretische Tendenzen geführt: gegen einen grossrussischen Nationalismus, der bestrebt ist, Fremdstämmige zu russifizieren, und nur reinblütige Russen auf den leitenden Stellen sehen möchte, und gegen den örtlichen Nationalismus, d. h. gegen die nationalen Regungen innerhalb der verschiedenen autonomen Gebiete, Republiken usw. der Sowetunion. Aber auch abgesehen von diesen beiden Vergehen sind der Möglichkeiten, vom rechten Wege abzuweichen und in einem ganz entscheidenden Punkte zu irren, ohne dass man es selbst wüsste und in der Hand hätte, so viele und die Folgen eines solchen Fehltritts gleich so tödlich, dass die Atmosphäre, in der sich die Arbeit vollzieht, ungeheuer bedrückend und nervenbelastend



sein muss. «Die Macht der Gewohnheit der vielen Millionen stellt die grösste und gefährlichste Widerstandskraft dar. Ohne die eiserne Härte der kampfgeschulten Partei, die es versteht, auf die Volksstimmungen einzuwirken, ist es unmöglich einen solchen Kampf zu führen. Die grosse zentralisierte Bourgeoisie zu besiegen ist uns tausend Male leichter als die Millionen und aber Millionen, die an ein selbständiges Erwerbsleben in kleinem Rahmen gewöhnt sind, und die mit ihrer gewohnten Alltagsarbeit, die sich unsichtbar und ungreifbar vollzieht, die bourgeoise Lebensordnung restaurieren. Wer auch nur um ein Geringes die eiserne Disziplin der Partei des Proletariats abzuschwächen sucht, der hilft der Bourgeoisie gegen das Proletariat» (Lenin). Diese Sätze, die jedenfalls auch besagen, dass der Bolschewismus den natürlichen Instinkten der Mehrzahl aller Menschen in seinen Zielsetzungen durchaus widerspricht, charakterisieren die der bolschewistischen Aufbauarbeit zugrunde liegende Einstellung ganz deutlich — auch gegenüber dem Nationalitätenproblem.

Das Fernziel des Bolschewismus, wie es Lenin skizziert und Stalin bestätigt hat, ist natürlich die Verschmelzung aller Nationen (und damit die Aufhebung aller Staatsgrenzen) zu einer einigen und gleichen kommunistischen Menschheit. Dies sollte nicht vergessen werden, wenn man die Lage der Nationalitäten in Russland betrachtet. Die Aufhebung des Privateigentums wird als einziger und unfehlbarer Weg angesehen, um die nationalen Gegensätze auszulöschen.

Wie wird nun in Russland ideologisch und praktisch die konkrete Situation gemeistert? Die Voraussetzungen sind: etwa 75 Millionen Grossrussen, etwa 35 Millionen Ukrainer und Weissrussen und etwa 30 Millionen andere Völker und Stämme, die auf den verschiedensten Entwicklungsstufen stehen, die verschiedensten religiösen Vorstellungen haben und allen nur möglichen Rassen angehören. Es muss noch nachgetragen werden, dass von der Zahl der Grossrussen etwa 3 Millionen auf die verschiedenen Kosakenarten entfallen, die nur der Sprache nach Grossrussen sind, im zaristischen Russland eine weitgehende Selbstverwaltung besaßen, blutmässig das Resultat einer Mischung zwischen russischen Pionieren und den Berg- und Steppenvölkern darstellen, die von diesen Grenzern bekämpft und deren Wohnsitze — späterhin auf «friedlichem» Wege — von ihnen übernommen wurden. Diese Kosaken fühlen sich durchaus als Stämme eigener Artung, und ein Kollektivismus entspricht ihnen schon gar

nicht. Der Bolschewismus stellt ja jeden einzelnen und jede Gemeinschaft vor die letzten Entscheidungen. Die Kosaken haben sich gegen Moskau entschieden. Infolgedessen sind sie durch Verschickungen, Aussiedlungen und andere Massnahmen in fürchterlicher Weise dezimiert worden. Das ihnen gehörende Land ist mancherorts den nicht-russischen Nationalitäten zurückgegeben worden. Der Zarismus hat sich nicht bemüht, die vielen fremdstämmigen Völkerschaften irgendwie zu entwickeln. Er stützte sich auf eine dünne Oberschicht von Priestern, Schamanen, Häuptlingen, Stammesfürsten, reicheren Grund- und Herdenbesitzern, überwachte sie durch seine Polizei und liess sie im wesentlichen ihr eigenes Leben führen. Teilweise allerdings wurden diese Völkerschaften von den russischen Ansiedlern, die sich infolge des Bevölkerungsdruckes nach dem Osten ausbreiteten, von ihren Wohnsitzen verdrängt oder in ihrem Lebensraum beschränkt. Jedenfalls stagnierten diese Völkerschaften, da alle Aktivitätsmöglichkeiten ihnen genommen waren. Hunger, Seuchen, Alkohol, vor allem eine immense Kindersterblichkeit sorgten für ihre Verminderung. Immerhin war die russische «Kolonialpolitik» um sehr vieles humaner als die französische oder belgische. Der Bolschewismus hat nun überall die alte Oberschicht beseitigt und die verschiedenen Völkerschaften zu aktivieren versucht. Die sanitären Massnahmen, obwohl es sich dabei um erste Anfänge handelt, sind durchaus ernst zu nehmen. Die radikale Hinwendung zur aktiven Gestaltung der Dinge hat wohl im Ganzen förderlich und vitalisierend gewirkt — überall dort heisst das, wo durch die Beseitigung und Ausrottung der Oberschicht nicht Wertvollstes vernichtet worden ist, wie das z. B. für Grusien gilt, dessen Kultur älter ist als die russische, oder vor allem für die deutschen Kolonisten, deren Schicksal grauenhaft ist. Wir finden übrigens heute auf manchen mittleren Verwaltungsposten, auch als geschulte Agitatoren und Diplomaten, Abkömmlinge von kleinen, unbekannten Völkerschaften, deren Väter wohl noch in die Felle selbsterlegter Tiere gekleidet waren. Ohne Zweifel handelt es sich hierbei um Völker, deren Entwicklung vom Zarismus künstlich gehemmt wurde, denen Lebenskraft und Begabung aber wohl eignen. Es wird mit allem Nachdruck versucht, die örtliche Verwaltung in die Hände der Eingeborenen zu legen, den verschiedenen Völkern Schriftsprachen auf der Grundlage des lateinischen Alphabets zu schaffen, die Jäger- und Nomadenvölker sesshaft zu machen, Handwerk und Industrie zu entwickeln usw.



Die bolschewistischen Grundsätze in der Nationalitätenpolitik lassen sich folgendermassen zusammenfassen:

Aller Nachdruck liegt auf der einigen, geschlossenen Partei des Proletariats. Die Berücksichtigung nationaler Eigentümlichkeiten, nationaler Eigenart ist eine Frage zweiter Ordnung, eine Zweckmässigkeitsfrage. Das Ziel ist die kommunistische Einheitskultur. Mit der nationalen Verschiedenheit muss aus praktischen Gründen gerechnet werden. Fremdstämmige Proletarier sind gegenüber grossrussischen «Kulaken» selbstverständlich zu bevorzugen. Ein grossrussischer Chauvinismus (er müsste sich ja auch schliesslich gegen den höchsten Kreis der bolschewistischen Führerschaft richten, der ja zum grösseren Teile aus Nichtrussen besteht) ist auf das schärfste zu bekämpfen. Ebenso jedwede separatistische Tendenz oder auch nur der Versuch, eine nationale Kultur und Tradition im europäischen Sinne zu pflegen. Schon vor dem Weltkriege hat Lenin rücksichtslos die «kleinbürgerlichen Anschauungen der Nationalisten» bekämpft, die die «Arbeiterklasse des alten Russland in einzelne nationale Organisationen zersplittern wollten». Die Zusammenfassung der Proletarier verschiedener Nationalitäten in eine revolutionäre Partei galt als die Hauptsache. Die Propaganda freilich sollte in der Muttersprache erfolgen. Auch nach der Machtergreifung hat der Bolschewismus an dem Primat der Partei unbedingt festgehalten. «Das Wesen der nationalen Frage in Russland besteht darin, die Zurückgebliebenheit der verschiedenen «Nationalitäten» in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht auszugleichen und ihnen die Möglichkeit zu geben, dieselbe Entwicklungsstufe zu erreichen wie das zentrale Russland» (Stalin). Unterschiede zwischen den verschiedenen Völkern werden ja garnicht anerkannt — es gibt nur verschiedene Entwicklungsstufen, und hierin muss eine Angleichung erfolgen, dann ist die völlige Gleichheit der Menschen auch in praxi erreicht! «Was ist nationale Kultur unter der Diktatur des Proletariats? Eine Kultur, die ihrem Inhalt nach sozialistisch und ihrer Form nach national ist, und deren Ziel sein muss, die Massen im Geiste des Internationalismus zu erziehen, und die Diktatur des Proletariats zu stärken» (Stalin). Es gilt also folgendes zu tun: «In den Räterepubliken des Ostens Industriezentren zu schaffen, als Basis für die Sammlung und Durchdringung der Bauernschaft durch die Arbeiterklasse. Die Wirtschaft zu heben im besonderen durch Bewässerungsanlagen. Die Massen der Landarbeiter und Handwerker zu kooperativer, kollek-

tiver Arbeit zu erziehen, als bestes Mittel die Räterepubliken des Ostens in das allgemeine System der bolschewistischen Wirtschaft einzubeziehen. Die Räte den Massen anzunähern — am besten dadurch, dass man ihre Mitglieder aus der örtlichen Bevölkerung gewinnt. Um den bolschewistischen Staatsgedanken in den Massen zu verwurzeln, ist es notwendig, die örtlichen Nationalitäten kulturell zu heben und somit aus ihren Reihen politische und wirtschaftliche Führer zu gewinnen, die die örtlichen Verhältnisse kennen, die mit den Massen Fühlung haben, ihr Vertrauen genießen und sie richtig zu behandeln verstehen.»

Der proletarische Kommunist also, der der Parteiführung bedingungslos ergeben ist, hat einzig Wirklichkeitswert. Die Vielsprachigkeit ist als Umweg zum Ziel der einheitlichen proletarischen Menschheit nicht zu vermeiden. Die Sprache dient aber nur dazu, kommunistische Inhalte auszudrücken, zu nichts sonst. Eigenartige, eigenständige Kulturen darf es nicht geben. Das wären ja auch nur bourgeoise Erfindungen, die dazu dienen, das Proletariat zu versklaven! Ein Kommentar zu dieser Anschauung erübrigt sich. C. v. S.

## POLITISCHE ÜBERSICHTEN

### LETTLAND

#### *Aussenpolitik*

Die freundschaftlichen Beziehungen zu Estland haben eine weitere Vertiefung erfahren. Ende Januar wurde eine Schulkonvention abgeschlossen, die den Esten in Lettland wie auch den Letten in Estland den Grundschulunterricht in der Muttersprache gewährleistet. Der Vertrag ist insofern von grundsätzlicher Bedeutung, als hier der Wille zur Anerkennung und Achtung fremden Volkstums zutage tritt. Die praktischen Bestimmungen sehen vor, dass beim Vorhandensein von 50 Kindern in einer Gemeinde bzw. 20 Kindern verstreut in mehreren Gemeinden eine Schule in ihrer Muttersprache eröffnet werden muss.

Die Beziehungen zu Estland werden auch heute weitgehend bestimmt vom Bewusstsein einer jahrhundertelangen gemeinsamen Geschichte, und das Gefühl der Schicksalsverbundenheit ist hier stärker, als zu den den Letten rassisch näher stehenden Litauern, oder den den Esten stammverwandten Finnen.



So fand der rührige Aussenminister Salnajs hier den Boden zu einem engeren Vertragsverhältnis gut vorbereitet, und am 17. Februar wurde ein Vertrag unterzeichnet, der ausser regelmässigen Besprechungen der Aussenminister beider Staaten, die eine Koordination der auswärtigen Politik zum Zweck haben sollen, auch eine Zusammenarbeit der diplomatischen und konsularischen Auslandsvertretungen beider Staaten vorsieht. Eine gemeinsame Vertretung beider Staaten auf internationalen Konferenzen wird ins Auge gefasst und — was für eine wirtschaftliche Annäherung besonders wichtig ist: es wird ein ständiger Ausschuss gebildet, der die gesetzgeberische Tätigkeit beider Staaten koordinieren soll.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass ein gemeinsames aussenpolitisches Vorgehen der Nachbarstaaten von grossem Vorteil für beide Teile sein muss, und bei geschlossenem Vorgehen wird sich ein stabiles Verhältnis zu den Nachbarstaaten am erfolgreichsten aufrechterhalten lassen.

### *Sturz der Regierung Blodniek*

Am 2. März erfolgte der längst erwartete, in seinen Formen aber doch überraschende Sturz des Kabinetts, nachdem unmittelbar vorher Aussenminister Salnajs zurückgetreten war. Der Bauernbund stellte die Vertrauensfrage, und für die Regierung wurden nicht mehr als 9 Stimmen abgegeben. Gegen das Vertrauen stimmten sehr ungleiche Kräfte — darunter der Bauernbund und die Sozialdemokratie, im ganzen 48 Abgeordnete. Die Deutsche Fraktion nahm an der Abstimmung nicht teil. Den äusseren Anlass zum Regierungssturz gaben die Spannungen zwischen dem Bauernbund und den Neusiedlern, die in der letzten Zeit beträchtlich zugenommen hatten. Hinter den verschiedenen Parteifragen möchte man indes grössere staatspolitische Ziele vermuten, die heute nur von einem kraftbewussten Bauernstande vorangetragen werden können.

Der Staatspräsident beauftragte mit den Verhandlungen zur Regierungsbildung zuerst die grösste Oppositionspartei, die Sozialdemokraten, die den Auftrag ohne wirkliche Aussicht auf Erfolg annahmen und aus den Verhandlungen parteitaktische Vorteile zu ziehen bestrebt waren; das Programm, das sie bekannt gaben, diente ganz der Wahlpropaganda. Nach dem Scheitern der sozialdemokratischen Verhandlungen hat der Bauernbund den Auftrag zur

Regierungsbildung erhalten. Die Verhandlungen sind bei Abfassung dieser Zeilen noch im Fluss.

### *Aktivität der Parteien*

Karl Ulmanis, der Führer des Bauernbundes, legt seit langem eine grössere Aktivität an den Tag. In wiederholten öffentlichen Versammlungen wird das Verfassungsreformprojekt behandelt. Es werde in der Saeima-Kommission zerpillickt, so dass der Sinn verschüttet wird; der Bauernbund würde sich voll und ganz für das ursprüngliche Projekt einsetzen; und wenn, wie anzunehmen, in der Saeima die Reform nicht durchgeht, so würde der Bauernbund weiterkämpfen und eine Volksabstimmung herbeiführen. Die Bauernschaft sei der wichtigste Stand im Staate, sie sei dafür verantwortlich, dass ein neuer Geist einkehre. Und hier schlägt Ulmanis einen bei den bisher politisch verantwortlichen Parteien noch nicht gehörten Ton an: mit einer Verfassungsreform sei es nicht getan, es müsse der Weg der Erneuerung des einzelnen gegangen werden. Der einzelne sei zum Dienst am Staat verpflichtet, nicht umgekehrt. Der Führer sei verantwortlich für das geistige Wachsen des Volkes; Oliver Cromwell wird als Beispiel eines solchen Volksführers angeführt. In Polen, Litauen, Estland, überall hätten die Bauern bereits Verfassungsreformen herbeigeführt; Lettland müsse folgen.

Der Kongress des Bauernbundes am 3. und 4. März — unmittelbar nach dem Regierungssturz — ist eine starke Vertrauenskundgebung für Ulmanis. Auch hier wird die Verfassungsänderung gemäss dem Entwurf des Bauernbundes als das Zentralproblem der lettländischen Innenpolitik bezeichnet.

Jedenfalls steht Ulmanis über dem Niveau der Durchschnittspolitiker, die angesichts der im kommenden Oktober erfolgenden Saeima-Wahlen die Trommel rühren, aber doch nichts wesentlich Neues bringen.

Das Demokratische Zentrum mit dem Abg. Breiksch an der Spitze brachte am 6. Februar ein Gesetzesprojekt ein, demzufolge in allen privaten wirtschaftlichen Unternehmungen sowohl der Anzahl nach wie nach der Summe der ausgezahlten Gehälter 80% der Angestellten, eingerechnet die Direktoren, obligatorisch lettischer Nationalität sein sollten. In der Geschäftsführung und im Schriftwechsel sei die lettische Sprache als obligatorisch einzuführen. Die Saeima lehnte den Antrag ab. Die Antragsteller haben es wohl auch nicht



anders erwartet: der Zweck lag ausschliesslich darin, den Chauvinismus der Wählermassen wieder einmal anzustacheln.

In derselben Richtung bewegten sich Angriffe, die in der Saeima und in der Budgetkommission gegen die deutschen Schulen erfolgten: die Jugend werde verseucht mit hitlerischem, antistaatlichem Geist. Der Abg. Hahn-Libau trat in der Budgetkommission männlich und offen für die deutschen Schulen und für die Weltanschauung des Nationalsozialismus ein.

Die Sozialdemokraten werben wieder auf ihre Weise, indem sie dem Volke die Möglichkeit einer Altersversicherung vorspiegeln, die dem Staate ca. 60 Millionen Lats kosten würde! Eine Volksabstimmung über dieses bewusst utopische Projekt wird veranlasst, sie findet am 24. und 25. Februar statt, erreicht jedoch nicht das Quorum. Mit 414.903 abgegebenen Stimmen ist das Projekt erledigt.

### *Wirtschaftsfragen*

Die unterbrochenen Handelsvertragsverhandlungen mit England sind offiziell noch nicht wieder aufgenommen worden. Es wird aber schon heute klar, dass Vergünstigungen gegenüber dem bisherigen Zustande jedenfalls nicht zu erwarten sein werden. Im Gegenteil, England verlangt als Entgelt für eine grössere Aufnahme unserer land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse, dass Lettland englische Fertigfabrikate, hauptsächlich Textilwaren, ankauft. Letzten Endes ist so oder anders auf dem Verhandlungswege wohl eine Einigung zu erwarten, bei jeder Konzession aber, die wir machen, wird in Betracht zu ziehen sein, dass andere Länder, z. B. Frankreich und Belgien, hierin einen Präzedenzfall sehen werden, um auch ihrerseits auf einem Import von Fertigfabrikaten nach Lettland zu bestehen.

Mit Russland sind seit Ratifizierung des neuen Handelsvertrages noch keine grösseren Abschlüsse bekannt geworden. Hiesige am Russlandgeschäft interessierte Industrielle planen eine Informationsreise nach Moskau, um die Möglichkeiten eines Exports unserer Erzeugnisse nach Russland zu klären.

Seitdem der Kurssturz der englischen Währung unserem Holz- und Butterexport, wie auch der Schifffahrt nicht geringe Schwierigkeiten bereitet, gehen die Tendenzen der interessierten Kreise auf einschneidende Massnahmen zur Förderung des Exports. Die verschiedensten Möglichkeiten werden erwogen, und die an sich schon nicht geringe Schwierigkeit, einen gangbaren Weg zu finden, wird

überstark vermehrt durch Rücksicht auf die kommenden Wahlen: niemand will sich gern unbeliebt machen, und jede einschneidende Massregel hat es nun einmal an sich, dass diese oder jene Interessen sich zurückgesetzt fühlen.

Aus diesem und anderen Gründen scheint eine Herabsetzung des Latkurses ganz undiskutierbar zu sein.

Erwogen wird dagegen die Schaffung eines Fonds zur Förderung des Exports durch Heraufsetzung der Zölle auf alle oder einige Kategorien der importierten Waren.

Von einer ganz anderen Seite wird das Problem angefasst, wenn Änderungen in der Devisenbewirtschaftung vorgeschlagen werden. Von verschiedenen Varianten ist die Rede. Entweder sollen die Exporteure für einen Teil ihrer Valuta von der Staatsbank einen höheren Kurs erhalten; dementsprechend hätten die Importeure nicht lebenswichtiger Waren für ihre Valuta mehr zu zahlen. Oder aber: der Exporteur hätte nur einen Teil seiner Valuta an die Staatsbank abzuführen und bekäme die Möglichkeit, den Rest zu hohem Kurse freihändig an Importeure zu veräussern. Die zweite Variante hat an sich am meisten Chancen verwirklicht zu werden, da hierdurch am augenblicklichen Zustande nicht viel geändert würde. Für den reellen Kaufmann würde eine Legalisierung heute in breitem Ausmasse geübter Gepflogenheiten einen Vorteil bedeuten.

Grossen Widerstand gegen alle Tendenzen zur Auflockerung der Devisenbewirtschaftung leistet jedoch die Lettlandbank, die die Stabilität des Latkurses unter allen Umständen gewahrt wissen will. Die Lage ist mithin als ungeklärt zu bezeichnen, und da die Faktoren, die einen Entschluss — in welcher Richtung es auch sei — hemmen, stark sind, ist es nicht ausgeschlossen, dass die Unklarheit noch lange weiterbesteht.

\*

Unser Deutschtum hat ein tief erschütterndes Ereignis erlebt: am 26. Februar wurde ein 13-jähriger deutscher Schüler in Riga auf der Strasse von einem 10-jährigen Knaben erstochen. Angesichts dieses Todesfalles wiederholen wir, was eine lettische Mutter der Mutter des Ermordeten schrieb: «Möge Gott Ihnen beistehen, und möge der Tod des unschuldigen Kindes die gewissenlosen Hetzer zur Einsicht bringen.»

Riga, Anfang März 1934

C. H.



## ESTLAND

### *Kommunalwahlen*

Anfang Januar fanden die Gemeinderatswahlen der Landgemeinden statt, am 14. und 15. Januar die Stadtwahlen. Bei den Gemeinderatswahlen auf dem flachen Lande haben die beiden Agrarparteien, die Altlandwirte und die Ansiedler, im allgemeinen ihre bisherigen Sitze behauptet. Die Freiheitskämpfer erzielten nur in einzelnen Gemeinden nennenswerte Erfolge, und zwar in solchen, wo ein grösserer Teil der Einwohner nicht von der Landwirtschaft lebt, wo in der betreffenden Gemeinde entweder ein industrielles Unternehmen oder ein kleines Hakelwerk vorhanden ist. Der Erfolg der Freiheitskämpfer ging hier auf Kosten der Sozialisten oder der Nationalen Mittelpartei. Die Mittelpartei ist aus den landischen Gemeinderäten nach den Wahlen fast verschwunden. Es hat sich erwiesen, dass der Anhang der Freiheitskämpfer auf dem flachen Lande in Südostland (Nordlivland) stärker ist, als im Norden. So haben die Freiheitskämpfer im Werroschen Kreise auch die Ansiedler zurückgedrängt, die hier stark verloren haben. Sehr viel ist bei den Gemeinderatswahlen die freie Latere benutzt worden, woraus zu ersehen ist, dass das Prinzip der Personalwahl auf dem flachen Lande weiten Anklang gefunden hat.

Bei den Stadtwahlen haben die Freiheitskämpfer sehr grosse Erfolge zu verzeichnen. In Reval erhielten sie die absolute Majorität, in Dorpat die Hälfte aller Sitze. In den anderen Städten sind ihre Erfolge nicht so gross, aber fast überall recht bedeutend. Die Nationale Mittelpartei und die Sozialisten haben stark verloren. Auch bei den Stadtwahlen wurde von den freien Lateren viel Gebrauch gemacht. Die deutsch-baltische Partei hat vielfach einen Rückgang an Stimmen und damit auch einen Verlust an Sitzen zu verzeichnen. Die deutsche Liste erhielt in Reval 5 Sitze (bisher 8). Dieser starke Verlust hängt zum Teil damit zusammen, dass bei der vorigen Wahl die Schweden für die deutsche Liste stimmten, dieses Mal aber nicht. In anderen Städten wurden Sitze in folgender Anzahl besetzt: in Weissenstein 1, in Werro 1, in Pernau 3 (bisher 4), in Dorpat 4 (bisher 4), in Fellin 1 (bisher 2). In Fellin ist der zweite Sitz dadurch verloren gegangen, dass die Deutschen sich nicht einigen konnten und mit zwei getrennten Listen zur Wahl gingen, von denen die eine Liste keinen Kandidaten durchbrachte.

Am 24. Januar um 12 Uhr nachts trat die neue Verfassung in Kraft. Sie wurde von der Bevölkerung überall festlich begrüsst und mit Salutschüssen eingeleitet. In Reval fand in der Nacht vor dem Schloß auf dem Dom eine eindrucksvolle Feier statt. In vielen Städten, so in Reval und in Dorpat, wurden grosse Fackelzüge veranstaltet. Die Regierung hielt eine nächtliche Sitzung ab, bei welcher ihre Glieder den Treueid auf die neue Verfassung ablegten. Der bisherige Staatsälteste K. Päts ist nach der neuen Verfassung Ministerpräsident und gleichzeitig stellvertretender Staatsältester. Staatspräsident, bis ein solcher gewählt sein wird. Das Parlament arbeitet fürs erste noch im alten Bestande weiter.

Die im Zusammenhang mit dem Inkrafttreten der neuen Verfassung notwendig gewordene Neubewählung der Staatsversammlung ist auf den 29. und 30. April festgesetzt worden. Eine Woche vorher, am 22. und 23. April, findet die Wahl des Staatsältesten-Staatspräsidenten statt. Als Kandidaten auf diesen Posten sind aufgestellt worden: von den Altlandwirten Konstantin Päts, von der bürgerlichen Mitte und den Ansiedlern General Laidoner, von den Freiheitskämpfern General Larka und von den Sozialisten August Rei. Beim ersten Wahlgang dürfte keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit erhalten, weshalb voraussichtlich ein zweiter Wahlgang notwendig werden wird. Die Wahlagitation in der Presse ist bereits in vollem Gange, mit all den Schattenseiten, mit denen solche Agitationen immer verbunden sind.

### Der Kriegsschiffs-Skandal

Wie bekannt, wurden im vorigen Jahr zur Zeit der Regierung Tönnisson die beiden estländischen Kriegsschiffe «Lennuk» und «Vambola» an Peru verkauft. Jetzt ist im Zusammenhang mit diesem Verkauf eine grosse Skandalaffäre entstanden. Schon früher waren in einem Teil der estnischen Presse Gerüchte kolportiert worden, als sei bei diesem Verkauf nicht alles ordnungsgemäss hergegangen. Eine damals eingeleitete Untersuchung ergab aber nichts Belastendes. Anfang Januar traf nun unerwarteter Weise der Berliner peruanische Gesandte Gildemeister in Reval ein, um hier zu untersuchen, wer die Summen eigentlich erhalten hat, welche der peruanische Staat für die Kriegsschiffe gezahlt hat. Nach Angaben des Gesandten hat Peru 210.000 Pf. St. gezahlt, während Estland für die Schiffe nur 121.000



Pf. St. erhalten hat. Es fragt sich nun, wo die fehlende Summe geblieben ist. Estnische Blätter schrieben mit Recht, dass eine Vermittlungsgebühr von über 40% schon an sich ein Skandal sei und dass die Angelegenheit dringend einer Klärung bedürfe. Am 12. Januar kam die Angelegenheit auch in der Staatsversammlung zur Sprache, wobei vom Parlament eine Untersuchungskommission eingesetzt wurde, die die Angelegenheit klären soll. Schon vorher hatte die Regierung Pats von sich aus den Justizminister mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragt. Im Parlament erklärte Aussenminister Seljamäa bei dieser Gelegenheit, dass der peruanische Gesandte Gildemeister durch einen Artikel im «Popolo d'Italia» auf die auffallende Differenz zwischen dem von Peru bewilligten und dem Estland tatsächlich gezahlten Preis aufmerksam geworden sei. Bei den Verhandlungen mit dem Gesandten habe sich ergeben, dass die peruanische Regierung den bei dem Verkauf als Vermittler tätigen Hamburger Juden Bing für einen Agenten Estlands gehalten habe, während man ihn in Estland für einen Agenten Perus hielt. Die ganze Angelegenheit ist jedenfalls sehr undurchsichtig. Man kann gespannt sein, was für ein Ergebnis die eingeleitete Untersuchung haben wird. Man rechnet in estnischen Kreisen mit der Möglichkeit, dass eine Reihe von Personen im Zusammenhang mit dieser Skandalaffäre zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden wird. Am 31. Januar wurde der Gehilfe des Wehrministers und Chef des Generalstabes General Törwand bis zur gerichtlichen Entscheidung der Angelegenheit seines Amtes enthoben und zu seinem Stellvertreter der Chef des Binnenschutzes General Jonson ernannt. Gleichzeitig wurde die Untersuchung gegen General Törwand, gegen einen höheren Beamten der Heeresabteilung der Staatskontrolle und gegen General a. D. Lebedew eingeleitet, der beim Schiffsverkauf als Agent der Firma Bing tätig gewesen ist.

#### **Der russisch-polnische Neutralisierungsvorschlag**

Anfang Januar gingen durch die Presse Nachrichten, laut welchen Russland der polnischen Regierung vorgeschlagen habe, Rätenußland und Polen sollten gemeinsam die Unabhängigkeit der vier Staaten, Finnland, Estland, Lettland und Litauen garantieren. Um diese Angelegenheit ist es inzwischen wieder still geworden. Aber auch jetzt noch dürfte es von Interesse sein, wie die estnische Presse auf diesen russischen Vorschlag damals reagierte. Einige von den

estnischen Blättern verhielten sich zurückhaltend, aber nicht direkt ablehnend, so das «Päevaleht». Hier hiess es am Schluss eines dieser Frage gewidmeten Artikels:

«Für uns wäre es interessant, den Standpunkt des Deutschen Reiches in dieser Frage kennen zu lernen. Deutschlands Kanzler Hitler hat in seinen Reden in der letzten Zeit mehrfach betont, dass Deutschland den Frieden mit seinen Nachbarn durch gegenseitige Verträge zu garantieren bereit ist. Wenn Deutschland seine freundschaftlichen Gefühle und seinen Friedenswillen inbezug auf die baltischen Staaten zeigen wollte, dann müssten Möglichkeiten zu finden sein, dass Deutschland sich der von Räterussland und Polen begonnenen Aktion anschliesst. Wenn das Dokument über die Sicherung der Selbständigkeit der baltischen Staaten von drei Staaten — Räterussland, Polen und Deutschland — unterschrieben würde, so wäre seine Bedeutung unserer Ansicht nach viel grösser. Wenn aber Deutschland in dieser Frage ein stummer Beobachter bleiben sollte, dann müssten wir zusammen mit Räterussland und Polen (wünschenswert natürlich auch sind England und Frankreich) eine Formel finden, die uns befriedigen könnte, ohne dass Deutschland sich verletzt zu fühlen brauchte.»

Weit misstrauischer diesem russischen Vorschlag gegenüber verhielt sich das in Dorpat erscheinende «Vaba Sõna», in welchem Sätze zu lesen waren wie: «Unerwünschte Vormünder», «Ein Manöver auf Kosten der baltischen Staaten» u. s. w.

Ganz ablehnend verhielt sich auch der Dorpater «Postimees», der diesen Plan als sehr gefährlich und unannehmbar bezeichnete. In einem diesbezüglichen Artikel dieser Zeitung hiess es u. a.:

«Es geht um unsere Selbständigkeit. Was machen unsere Konsuln?» — «An und für sich ist die Idee einer Neutralisierung des Baltikums nach dem Vorbild der Schweiz oder Belgiens sehr sympathisch». — «Aber damit eine derartige Neutralisierung für uns tatsächlich von Nutzen sei, muss sie zwei Voraussetzungen entsprechen:

1) der Zweck des betr. Vertrages muss die Gewährleistung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten sein und nicht die Aufteilung in gewisse Interessensphären. Eine derartige Gefahr ist dabei sehr gross. Denn sowohl bei den europäischen Grenzstaaten (Balkan und sogar Portugal) als auch bei einstigen Teilungen der Welt haben die Grossmächte mehr als einmal unter dem Deckmantel von Grenz-



Garantieverträgen das betr. Land oder seine wirtschaftlichen Werte tatsächlich aufgeteilt.

2) die Neutralisierung muss genügend garantiert sein, hinter dem betr. Verträge muss eine reale Macht stehen. Ohne genügende Sanktionen würde jede Neutralisierung unseres Landes statt Nutzen nur Schaden bringen».

«Diese Erwägungen müssen auch bei der Beurteilung der russisch-polnischen Idee einer Neutralisierung der baltischen Staaten beachtet werden. Und hier kann man von vornherein sagen, dass dieser Plan von jedem Gesichtspunkt aus sehr gefährlich und unannehmbar erscheint.

Vor allem würde schon allein die Tatsache, dass dadurch die Existenz der baltischen Staaten von dem guten Willen Russlands und Polens abhängen würde, einen unmöglichen äusseren Zustand schaffen. In den Augen der Aussenwelt wären die Randstaaten tatsächlich weiter nichts als eine Fortsetzung, ein Teil des slavischen Sarmatien im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn wir nun willig und noch dazu freiwillig damit einverstanden sind, so wird daraus gefolgert werden, dass mit Einvernehmen der Landeseinwohner Russland und Polen das Eigentumsrecht an diesen Ländern erworben haben, so dass fremde Mächte sich hier nicht mehr einzumischen haben. Wenn dann unsere hohen Protektoren es wünschen, mit uns in nähere Beziehungen zu treten, z. B. wenn sie eine ihnen nicht genehme innerpolitische Bewegung bei uns liquidieren wollen, dann wird schwerlich eine fremde Macht auf diplomatischem Wege eingreifen».

«Unabänderlich wird es feststehen, dass wir vom Abschluss eines solchen Vertrages an vor der Welt als Vasallen der slavischen Staaten dastehen werden». —

«Hier eröffnen sich äusserst gefährliche Aussichten. Durch Gesetzverträge könnten beide Protektoren das Baltikum in zwei Interessensphären aufteilen, wobei Litauen und teilweise Lettland zur polnischen Interessensphäre gehören würden. Estland und Finnland wären aber für Russland der Rahmen des «Fensters nach Europa». So würde Polen auch einen gesicherten Zugang zum Meere erhalten und könnte sich mit Deutschland einigen, mit dem es sich wegen des Korridors, Danzigs und Gdingens feindlich gegenübersteht.»

«So befinden wir uns zwischen Scylla und Charybdis: das nach Osten drängende Deutschland bedroht unsere Selbständigkeit, aber

auch slavische Nachbarn hätten wahrscheinlich nichts dagegen, uns zu schlucken. Kann sein, dass es für uns auch nicht ganz gleichgültig wäre, wer uns frisst, in jedem Fall wollen wir überhaupt nicht gefressen werden. Dazu muss aber unsere Aussenpolitik der verwickelten Situation gewachsen sein.»

«Was nun aber eine aktive Aussenpolitik betrifft, so muss es in dem jetzigen Augenblick der gemeinsamen Gefahr möglich sein, sich irgendeinem baltischen Bunde zu nähern, ein solcher wäre immer die beste Sicherung unserer Selbständigkeit. Ein baltischer Viererbund, seinerseits in engster Verbindung mit Polen und Skandinavien — wäre die Ideallösung. Und weiter müssten sofort die aussenpolitischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu derjenigen westlichen Grossmacht vertieft werden, auf die zu hoffen wir besondere Gründe haben — Grossbritannien.»

Die estnischen amtlichen Stellen haben sich sehr wenig geäussert. Es hiess nur, die estnische Regierung sei bereit, in dieser Frage einen Gedankenaustausch einzuleiten, sie sei aber der Auffassung, dass der Schutz der Selbständigkeit der baltischen Staaten am besten durch einen Garantievertrag erfolgen könnte, an dem eine grössere Zahl von Staaten sich beteiligen. Man sieht, eine einseitige Garantie seitens Russlands und Polens scheint allen estnischen politischen Kreisen doch recht bedrohlich vorgekommen zu sein, und wohl auch mit Recht. Zu leicht könnten diese Garanten unter dem Vorwand, die Selbständigkeit schützen zu müssen, sich in die inneren Angelegenheiten der baltischen Staaten einmischen wollen.

### *Von der deutsch-baltischen Partei*

Nach dem Rücktritt des nationalsozialistisch eingestellten Vorstandes mit Rittmeister von zur Mühlen an der Spitze war die deutsch-baltische Partei längere Zeit ohne Vorstand, weil die Polizei auf Grund des in Reval geltenden Schutzzustandes keine Generalversammlung der Ortsgruppe Reval-Harrien erlaubte. Erst im Januar konnte eine solche Versammlung stattfinden, auf welcher neue Delegierte gewählt wurden. Auch in allen anderen Ortsgruppen der Partei fanden jetzt Neuwahlen der Delegierten statt, wobei in vielen Städten, so in Dorpat, Fellin, Wesenberg, alle bisherigen der Erneuerungsbewegung angehörigen Delegierten wiedergewählt wurden. Am 28. Januar fand darauf in Reval ein ordentlicher Delegiertentag der Partei statt, wo endlich ein Parteivorstand gewählt wurde. Der



neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: Vorsitzender Dir. Martin Luther, 1. Vizevorsitzender Otto v. Schulmann-Reval, 2. Vizevorsitzender Walter Baron Stackelberg-Dorpat, Schatzmeister Richard v. Staden-Reval. Im allgemeinen kann man sagen, dass der neue Vorstand eine mittlere Richtung vertritt. Er ist das Resultat eines Kompromisses.

Ein weiterer ausserordentlicher Delegiertentag der Partei fand am 18. Februar statt. Auf dieser Tagung musste die Kandidatenliste der Partei für die bevorstehenden Parlamentswahlen aufgestellt werden. Da man sich auf einen gemeinsamen Spitzenkandidaten nicht einigen konnte, wurden schliesslich zwei Spitzenkandidaten gewählt, und zwar der bisherige Abgeordnete Baron Schilling und der langjährige Revalsche Stadtrat Leo v. Wilcken. Die Aufstellung der weiteren Kandidaten wurde dem Vorstande überlassen. Da die Staatsversammlung nach der neuen Verfassung aus nur 50 Abgeordneten bestehen wird, wird die deutsch-baltische Partei im neuen Parlament jedenfalls nur einen Sitz erhalten, und das auch nur dann, wenn die deutschen Wähler sich sehr anstrengen und geschlossen ihrer Wahlpflicht genügen. Die Schweden gehen bei dieser Wahl nicht mit den Deutschen, da sie bei einer solchen Wahlverbindung doch keinen Abgeordneten erhalten würden; um einen zweiten Abgeordneten für einen Block mit den Deutschen durchzubringen ist ihre Zahl zu klein. Tatsächlich wird es sich bei dieser Wahl für die Deutschen darum handeln, ob Schilling oder Wilcken den Sitz im Parlament einnehmen wird.

Dorpat, 2. März 1934. *Leo von Middendorff*

## DEUTSCHES REICH

### *Reichsreform und Volkserziehung*

Der Jahrestag der nationalsozialistischen Revolution am 30. Januar ist der sichtbare Ausgangspunkt für die weitere Umgestaltung der deutschen Verhältnisse in zwei Richtungen geworden. Einmal bildet dieser Tag den Beginn einer Periode der organisierten Reichsreform, zum andern haben seine Impulse zur Herausstellung von Richtlinien geführt, die, in der Bewegung seit langem beachtet, für die Erziehung eines weiteren Kreises richtunggebend werden sollen.

Die neue Etappe der Reichsreform begann mit der Annahme eines Gesetzantrages durch den Reichstag, demzufolge die Hoheits-

rechte der Länder an das Reich übergehen, die Reichsstatthalter dem Reichsinnenministerium unterstellt werden und die Reichsregierung ermächtigt wird, von sich aus neues Verfassungsrecht zu setzen. Die Aufhebung des Reichsrates, der nach der Weimarer Verfassung die Vertretung der deutschen Länder bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches hatte, war die nächste selbstverständliche Folge der Unterstellung der Länderregierungen unter das Reich. Die Abschaffung der Staatsangehörigkeit der Länder und ihre Ersetzung durch die Reichsangehörigkeit schloss sich der Kette dieser Massnahmen an. Eine weitere Reihe von Gesetzen, die den Charakter von Ausführungsbestimmungen zum Gesetz vom 30. Januar haben, sind bereits erlassen oder stehen vor der Veröffentlichung.

Wenn die neue Phase der Reichsreform darangeht, das Verhältnis von Reich und Ländern in Deutschland in der Weise zu verändern, dass am Ende der Entwicklung der deutsche Nationalstaat steht, so kann dieser Weg nur beschritten werden, wenn die Bereitschaft dazu in den tragenden Schichten des Volkes, d. h. im Nationalsozialismus verankert ist. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die grosse Aktion der Vereidigung von 1 Million politischen Amtswaltern in der Partei und in allen ihren Nebenformationen eine besondere Bedeutung, wobei der Umstand, dass diese Vereidigung mit dem Heldengedenktag zusammenfiel, aller Welt dartun sollte, dass das Dritte Reich sich als den Erben und Erfüller des Geistes betrachtet, für den im Weltkrieg 2 Millionen deutscher Soldaten gefallen sind. Nach der politischen Machtergreifung ist die weltanschauliche Eroberung des deutschen Volkes durch den Nationalsozialismus zur vornehmsten Aufgabe der Partei geworden. Um die Erfüllung dieser Aufgabe sicherzustellen, bedarf der Nationalsozialismus einer politischen Führerschicht, die nach den Worten Hitlers den nationalsozialistischen Staat für alle Zukunft zu garantieren bestimmt ist. Die Grundlagen dieses Führertums hat der Kanzler unter anderem in einer grossen Rede umrissen, die er anlässlich der Bekanntgabe einer neuen Verfassung für alle Studierenden hielt. Er führte aus, dass es nur einen Sinn habe, für die Zukunft der Nation Werte zu setzen, wenn es gelinge, den Einsatz der Jugend des Volkes für diese Werte zu gewinnen, und betonte, dass die politische Führung einer Nation die wesentlichste Unterscheidung vom übrigen Volk nicht in einem höheren Genuss, sondern in einer härteren Selbstzucht suchen müsse.



## *Die neue Studentenverfassung*

Gemäss diesen Richtlinien wird durch die neue Studentenverfassung die Erziehung zum anständigen deutschen Menschen und die Vorbereitung auf eine künftige Führerstellung, nicht aber die einseitige Ausbildung zum Spezialisten in einer bestimmten Disziplin in den Vordergrund gestellt. Deutsche Studentenschaft und Fachschulschaft bilden gemeinsam die Reichsschaft der Studierenden. Der Studentenschaft und der Fachschulschaft angehören können nur Studenten deutscher Abstammung. Reichsdeutsche Studierende übernehmen die Verpflichtung zum SA- und Arbeitsdienst. Ihre politische Erziehung ist dem nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund anvertraut. An der Spitze der Deutschen Studentenschaft steht allein verantwortlich der Reichsführer. Er wird durch einen Arbeitskreis, durch eine Studentenkammer und durch einen Verbändebeirat beraten und unterstützt. Ein alljährlich stattfindender Deutscher Studententag, dessen Teilnehmer der Reichsführer bestimmt, hat die Aufgabe, Reichsführer und Gefolgschaft zu verbinden und die Gemeinsamkeit der deutschen Studenten mit allen Schichten des Volkes zu bekunden. Die deutsche Fachschulschaft ist nach Kreisen und nach Fachschularten gegliedert. Der Reichsführer der Fachschulschaft wird ebenfalls durch einen Arbeitskreis beraten. Der weitere Aufbau bleibt einer späteren Regelung überlassen.

Nachdem als letzte Gruppe der studentischen Verbände auch die grossen katholischen Studentenbünde das Bekenntnis zur nationalsozialistischen Revolution zur Grundlage ihrer Erziehungsarbeit genommen und die konfessionelle Begrenzung ihrer Mitgliedschaft aufgegeben hatten, konnte das neue Verfassungswerk an Hoch- und Fachschulen überall durchgeführt werden. Zieht man dazu in Betracht, dass in Zukunft nur denjenigen Abiturienten die Hochschulreife zugesprochen werden soll, die geeignet erscheinen, den durch die Hochschule gestellten Anforderungen nach geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit, nach Charakterwert und nationaler Zuverlässigkeit zu genügen, so kann man annehmen, dass die Grundsätze nationalsozialistischer Hochschuleroziehung auch für die Zukunft allein durch dieses Ausleseprinzip gesichert sind. Die einheitliche Betreuung der weltanschaulichen Erziehung aller nationalsozialistischen Gruppierungen durch Alfred Rosenberg fügt den bisherigen Massnahmen ein weiteres Moment der Stabilität auf allen Gebieten nationalsozialistischer Schulungsarbeit hinzu.

## Generalnenner Arbeit

Zur Überwindung der Wirtschaftskrise durch Arbeitsbeschaffung hat das Reich bisher rund 2,5 Milliarden RM eingesetzt. Es sind auf diesem Wege Talsperren und Hafenanlagen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, Kanäle, Flussregulierungen und Brückenbauten, Instandsetzungs-, Ergänzungs- und Ausbauarbeiten an öffentlichen Gebäuden u. a. m. finanziert worden. Der Generalangriff gegen die Arbeitslosigkeit wurde bekanntlich am 1. Juni 1933 durch das Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit eröffnet. Am 21. September wurde durch ein zweites entsprechendes Gesetz der Kampf gegen das saisonmäßige Ansteigen der Arbeitslosigkeit in den Wintermonaten aufgenommen und Anfang Dezember durch eine Reihe von Sondermassnahmen auf dem Gebiet der Steuerpolitik erweitert. Im Endergebnis dieser Massnahmen ist die Arbeitslosenziffer am 31. Januar 1934 mit 3.774.000 um 2.240.000 gegenüber dem Stand von 1933 zurückgegangen. Es steht zu erwarten, dass in Auswirkung aller Massnahmen, die bereits seit dem Jahre 1933 laufen, und der Ergänzungsmassnahmen des Jahres 1934 die Arbeitslosenziffer im Lauf dieses Jahres auf etwa 2 Millionen sinken wird.

Hand in Hand mit diesen Fortschritten ist die Erfassung aller arbeitenden Schichten durch die nationalsozialistischen Organisationen der Deutschen Arbeitsfront gegangen. Zunächst wurden im Sommer des vorigen Jahres die alten Gewerkschaften übernommen und die Unzahl der bestehenden Verbände in wenige Gruppen zusammengefasst. Jetzt ist eine grundlegende Neuordnung der Deutschen Arbeitsfront vorgenommen worden. Ihre Gliederung in Betriebsgruppen soll zum ersten Mal den ständischen Grundsatz der Organisation nach Wirtschaftsverbänden verwirklichen. Die Einheit ist der Betrieb. Die Zusammenfassung aller Betriebe mit gleichen oder verwandten Funktionen ergibt die Reichsbetriebsgruppe. Die Reichsbetriebsgruppen, wie z. B. Handel, Handwerk, Gewerbe und Industrie, umfassen alle in diesen Betrieben beschäftigten Personen und sind ihrerseits in zahlreiche Sparten aufgeteilt. Das Recht der Führung in politischer Hinsicht liegt nach wie vor bei der NSBO, der nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation.

Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit fällt dem Freiwilligen Arbeitsdienst eine nicht unbeträchtliche Rolle zu. Er hat mit durchschnittlich 229 000 Mann im Jahre 1933 rund 69 Millionen Tagewerke



geleistet, von denen 29 Millionen auf Bodenverbesserung, 10 Millionen auf Verkehrsverbesserung, über 4,5 Millionen auf Forstarbeiten und über 4 Millionen auf Arbeiten zu Siedlungszwecken entfielen.

Wo die Arbeitsbeschaffung nicht unmittelbar einsetzen konnte, sprang in diesem Winter neben der Arbeitslosen- und Wohlfahrtsunterstützung das Winterhilfswerk ein, das am 13. September 1933 durch eine Rede Hitlers eröffnet wurde, in der er der internationalen Solidarität die nationale Solidarität, die wahre Volksgemeinschaft gegenüberstellte. Fast 1,5 Millionen freiwilliger ehrenamtlicher Helfer versorgten etwa 15 Millionen Menschen zusätzlich mit Kohlen, Kartoffeln, Lebensmitteln, Kleidern, Wäsche und Schuhen. Zur Durchführung des Hilfswerks, dessen Endergebnis noch nicht bekannt ist, waren neben freiwilligen Sachspenden ungefähr 300 Millionen RM erforderlich. Die grössten Beträge ergaben die Sammlungen für das Eintopfgericht mit bisher 20 Millionen RM, die Abbuchungen bei den Postscheckkonten mit 3,5 Millionen RM, die Blumen- und Plakettenverkäufe mit bisher rund 5 Millionen RM und vor allen Dingen die freiwilligen Einkommensabzüge der Beamten, Angestellten und Arbeiter und der Reichswehr. 6 Millionen Ztr. Kartoffeln, über 1 Million Ztr. Getreide und Mehl, viele Hunderttausend Ztr. Lebensmittel und 52 Millionen Ztr. Kohlen sind bisher in natura für das Winterhilfswerk gespendet worden.

Eine Hilfe besonderer Art hat sich die bereits im vorigen Bericht erwähnte nationalsozialistische Organisation «Kraft durch Freude» angelegen sein lassen, die im Rahmen ihres grossangelegten Feierabendwerkes Mitte Februar die ersten Urlauberzüge nach Bayern, Hessen und Thüringen starten liess.

Das deutsche Volkseinkommen ist im ersten Jahre nationalsozialistischer Wirtschaftsführung erstmalig wieder einmal um 1 Milliarde RM gestiegen. An der Steigerung sind Land- und Forstwirtschaft, Handel und Gewerbe, Löhne und Gehälter beteiligt. Das Einkommen aus Kapitalvermögen, Renten, Pensionen, Vermietungen und Verpachtungen ist dagegen gegenüber 1932 zurückgegangen. Im einzelnen ergibt sich folgendes Bild:

Das deutsche Volkseinkommen 1932 und 1933 in Milliarden RM:

Land- und Forstwirtschaft	3,75	4,35
Gewerbe und Handel	5,85	6,15
Löhne und Gehälter	26,20	26,70

Kapitalvermögen	2,25	2,00
Vermietungen u. s. w.	0,80	0,75
Renten und Pensionen	9,22	9,15

Das Problem der deutschen Auslandsschulden ist einstweilen durch Stillhalteabkommen und Transfer geregelt. Die gesamte Auslandsverschuldung Deutschlands erreichte Mitte 1930 mit 26 bis 27 Milliarden RM ihren höchsten Stand. Durch Abzüge ausländischer Gläubiger (Bankenkrise Juli 1931!), Entwertung des Pfundes und des Dollars und freiwillige und vorzeitige Rückzahlungen hatte sich die Gesamtverschuldung im September 1933 auf 14,6 Milliarden RM vermindert. Die Regelung des Zinsendienstes dieser Schuld wird Gegenstand einer Beratung der Gläubiger Deutschlands in der ersten Aprilhälfte sein. Der Überschuss der deutschen Handelsbilanz (im Jahre 1933 rund 667 Millionen RM) reicht nämlich nicht mehr aus, um den Kapitaldienst für die Auslandsschulden sicherzustellen. Es ist unter diesen Umständen von grösster Bedeutung, dass Reichsbankdirektor Dr. Schacht alle Möglichkeiten gewaltsamer Massnahmen der Reichsregierung in Bezug auf eine Rentenkonvertierung und Markabwertung entschieden von sich gewiesen hat.

Auch der Abschluss eines neuen Stillhalteabkommens, das am 1. März 1934 beginnt und am 28. Februar 1935 endet, wobei die ausländischen Gläubiger auf jegliche Devisen-Kapitalrückzahlungen verzichtet haben, zeigt das wachsende Verständnis des Auslandes für die deutschen Transferschwierigkeiten, aber auch wachsendes Verständnis und Vertrauen gegenüber den Aufbauleistungen des Nationalsozialismus.

### *Abrüstung und Polenpakt*

Die deutsche Aussenpolitik stand im Februar wieder einmal im Zeichen des Abrüstungsproblems. Die Schwierigkeiten, die auch die geringste Abrüstungsforderung in Genf von französischer Seite erfuhr, hatten bekanntlich dazu geführt, dass England in einem Memorandum erklären musste, die ideale Lösung des Problems, die darin bestehe, dass alle Staaten auf das Niveau des Versailler Vertrages abrüsteten, sei nicht durchführbar. Von italienischer Seite wurde betont, dass es sich unter diesen Umständen nicht mehr darum handle, die Versailler Abrüstungsverpflichtungen auch bei den Rüstungsstaaten durchzuführen, sondern dem abgerüsteten Deutschland ein Mass von Ergänzungsrüstungen zuzugestehen, das Deutschland nicht mehr jedem



Angriff schutzlos preisgeben würde. In der deutschen Antwort auf die französische Neujahrsnote ist dementsprechend darauf hingewiesen worden, dass der Standpunkt der Reichsregierung in der Abrüstungsfrage sich nicht geändert habe, dass Deutschland aber gezwungen sei, nach 8 Jahren fruchtloser Verhandlungen die Konsequenzen zu ziehen, die das Interesse seiner Sicherheit und sein Recht auf Gleichberechtigung ihm vorschreiben. Dreizehn scharf umrissene Fragen suchten die französische Stellung zu den Abrüstungsproblemen eindeutig zu klären. Frankreich hat es abgelehnt, auf diese Fragen zu antworten, und ist nicht bereit, die Diskriminierung Deutschlands in der künftigen Behandlung des Problems aufzugeben. Der englische Unterstaatssekretär Eden, der die Aufgabe hat, Formulierungen der beteiligten Kabinette zum Abrüstungsproblem zu sammeln, hat die französische Regierung intransigent gefunden. In Berlin sind seine Verhandlungen erfreulicher verlaufen. Die Reichsregierung hat nochmals festgestellt, dass sie auf alle Offensivwaffen verzichtet und auf dem Gebiet der Luftabwehr nur bescheidene defensive Mittel fordert. Unter Wahrung des Grundsatzes der Gegenseitigkeit bietet sie eine Kontrolle hinsichtlich des nichtmilitärischen Charakters der SA- und SS-Formationen an. Mit der Umgestaltung der Reichswehr in ein kurzdienendes Milizheer von 300 000 Mann ist sie einverstanden und bereit, sich jeder Abrüstungsmassnahme und jeder Beschränkung zu unterwerfen, die alle andern Staaten zu übernehmen bereit sind.

Berlin, 25. Februar 1934

*Harald Nietz*

## U M S C H A U

### **Zur Geschichte der Juden im Baltikum**

Bis ins 16. Jahrhundert gehörte der Jude in Altlivland zu den seltenen Ausnahmerecheinungen. Man kannte ihn meist nur vom Hörensagen, im Lande niederlassen durfte er sich nicht.

Das wurde anders, als 1561 Kurland unter dem letzten Ordensmeister polnisches Lehnsherzogtum, Livland polnische Provinz wurde. In Polen war der Jude von altersher heimatberechtigt, ja sogar einflussreich. Um der Möglichkeit jüdischer Einwanderung vorzubeugen,

bedang der Ordensmeister Gotthard Kettler sich in seinem Unterwerfungsvertrage aus, dass den Juden nicht gestattet sein solle, in Livland Handel zu treiben oder Abgaben und Zölle zu erheben. Trotzdem sind wohl schon während der Regierungszeit Herzog Gotthards recht viele Juden nach Kurland gekommen. Auch in Riga haben sie sich nach der Unterwerfung der Stadt unter Polen sehr bald festzusetzen verstanden. Die Stadt berief sich auf ihre alte Freiheit, die Juden in der Stadt nicht zu dulden, und erwirkte strenge Verord-

nungen der Regierung, in denen den Juden der Aufenthalt verboten wurde (1593, 1597, 1598, 1599, 1612, 1613). Es ist nicht mehr gelungen, den Juden zu entfernen. Von Kurland und Riga aus ist das jüdische Element auch weiter nach Norden vorgedrungen, nach Dorpat und Reval. Unter gewissen Voraussetzungen scheint man die jüdischen Händler eben doch geduldet zu haben: sie konnten sich ein befristetes Aufenthaltsrecht erkaufen, ihre Dienste sind wohl im Hinblick auf den Handel mit Polen und Litauen nützlich erschienen.

In Kurland sind Zahl und Einfluss der Juden während der ganzen Herzogszeit ständig gestiegen. Ende des 17. Jahrhunderts sind sie in Kurland bereits Zollpächter. Seitdem sind immer von neuem scharfe Bestimmungen gegen sie erlassen worden — im ganzen ohne jeden Erfolg. Ungeachtet aller strengen Gesetze leben die Juden z. B. in Mitau seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts ungestört zu einer Gemeinde zusammengeschlossen. In Hasenpoth scheinen sie besonders früh ansässig geworden zu sein. 1753 wird ihnen gegen Entrichtung von Schutzgeldern freier Aufenthalt im Piltenschen Kreise gewährt. 1856 bilden die Juden nicht weniger als etwa ein Drittel der Bevölkerung der kurländischen Städte. Auch auf dem Lande waren sie zahlreich tätig, — als Krüger, Branntweinbrenner, Handwerker (Klempner, Glaser u. ä.), vor allem aber natürlich auch hier als Händler. Der Typus des kurländischen «Hofsjuden» ist häufig geschildert worden, er fehlt in keiner Erzählung aus Altland. Grenzenlos unterwürfig, schlau, billig, stets voller Neuigkeiten und zu jedem Dienst bereit, wurde er zeitweilig als ein nahezu unentbehrliches Element empfunden. Seine Religion erhielt ihn in strenger Isolierung.

Völlig anders als das katholische Po-

len stand das protestantische Schweden zu den Juden. In Schweden war der Jude nicht geduldet. Entsprechend haben die Juden sich auch in Estland und Livland unter schwedischer Herrschaft nicht ausbreiten können. Vorübergehenden Aufenthalt gestattete man, und zeitweilig mögen auch in Riga recht viele Juden gelebt haben. Als Wohnstätte war ihnen eine besondere Herberge ausserhalb der Stadt angewiesen, für die 1666 eine genaue Ordnung erlassen wird. Die Juden in der Stadt zu beherbergen war streng verboten.

Zu Beginn der russischen Zeit hören wir von einem einzelnen reichen Juden in Riga — er war Goldschmied und Juwelenhändler —, der sich dank hoher russischer Protektion unter besonders günstigen Wohnverhältnissen in Riga hielt, obgleich man alles versuchte, seine Entfernung zu erreichen. Im allgemeinen war den Juden nur zur Jahrmarktszeit im Sommer Handel gestattet. Der Erwerb von unbeweglichem Eigentum blieb ihnen nach wie vor verwehrt, der Eintritt in die Bürgerschaft verschlossen. Die Stellung der russischen Regierung zur Judenfrage hat mehrfach gewechselt. 1742 wurde ein strenger Ausweisungsbefehl erlassen, der im grossen und ganzen auch durchgeführt worden ist. Die Aufklärung schuf neue Anschauungen, neue Verhältnisse. Kaiserin Katharina II gestattete den Juden die Rückkehr nach Russland, und seit 1764 gibt es auch wieder jüdischen Zuzug nach Riga. Eine Judenverordnung von 1766 regelt ihre Rechtslage auf lange hinaus. Aus der Duldung wird gesetzliche Anerkennung des Rechts zu vorübergehendem Aufenthalt. 1785 wird den Juden das Recht dauernder Niederlassung in Schlock erteilt. Die Statthalterchaftsregierung in Riga und Reval war judenfreundlich. Mit grosser Zähigkeit kämpften die Juden nun um das Recht dauernder Nieder-



lassung in Riga und die Erweiterung ihrer Erwerbsrechte. 1810 erscheint zur Unterstützung eines Gesuchs an den Rat sogar ein Gedicht der rigaschen «hebräischen Gemeinde an ihre christlichen Mitbürger», in dem es im schönsten Stil der Aufklärung u. a. heisst: «Gebt uns die Rechte, die man uns entzogen, / Denn sie gehören uns wie Euch: / Wir haben Eine Nahrung eingesogen, / Wir sind als Bürger Gottes Alle gleich»... «Gebt uns das Bruderrecht, und Eure Freude / Wird, gross und reich, auch unsre Freude seyn. / Weg mit dem Hass! Weg mit dem scheelen Neidel / Er ist des süssen Menschenlebens Pein.» — Immerhin erst 1835 wird den eingewanderten Juden das Recht dauernden Aufenthalts gewährt. Das liberale Zeitalter hat die Rechte der Juden dann ständig erweitert. Das natürliche Gefühl für die Fremdheit nahm ab. 1858 erhalten die Juden in Russland das Recht, unbewegliches Eigentum zu erwerben, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschwinden die Judenherbergen auch in Riga. Gewissen Beschränkungen freilich blieben die Juden in Russland bis zur Revolution unterworfen.

Interessant ist die zahlenmässige Entwicklung des rigaschen Judentums. 1811 werden in Riga 736 Juden gezählt, von denen 429 in Schilock angeschrieben sind. Die Zahl steigt zunächst kaum: 1846 erhalten 409 Juden das Recht auf beständigen Wohnsitz in Riga; 1850 sind es 605. Der grosse Anstieg kommt in der Zeit der Industrialisierung und kapitalistischen Entfaltung der Stadt: 1867 sind 5254 Juden in Riga (mehr als 5% der Gesamtbevölkerung), 1881 sind es 20.113 (d. h. fast 12% der Gesamtbevölkerung!). Diesen hohen Prozentsatz haben die Juden heute fast wieder erreicht, wenn nicht schon überschritten. Die Zahl der Juden in Riga betrug nach

der Volkszählung von 1930 (der «Nationalität» nach) 42.328, was 11,2% der Gesamtbevölkerung ausmacht. Seitdem sind die Emigranten hinzugekommen, deren politische Geschäftigkeit auf die Dauer kaum eine Stärkung des lettischen Judentums bewirken wird. Das Gefühl der natürlichen Fremdheit, die rassistische Besinnung regt sich auch unter unseren lettischen Heimatgenossen.

## Student und Disziplin

Durch die Deutsche Studentenschaft Piga geht ein neuer, frischer Zug. Der neue Leiter des Presseamts macht im Februarheft der Jugendzeitschrift »Unser Werk« folgende Bemerkungen:

Disziplin heisst Unterordnung, Pünktlichkeit, Genauigkeit bei der Ausführung einer Aufgabe und sofortige Bereitschaft. Das sind Werte, die wohl auch unter den Studenten in der Theorie als wertvoll anerkannt werden. Dass aber jeder einzelne aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen für seine eigene Person zieht, liegt noch weit im Felde. Disziplinlosigkeit ist ein Übel, das endlich mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muss. Passivität und Indolenz sind die hervorstechendsten Komponenten unserer Undiszipliniertheit.

Freiwillige Unterordnung gibt es. Aber wann? Erst wenn einem irgendwie das Messer an der Kehle sitzt. Wir brauchen sie aber auch im täglichen Leben! Jeder einzelne beansprucht für sich die Entscheidung über die Notwendigkeit der von ihm verlangten Unterordnung, und sieht er sie aus irgendeinem Grunde nicht ein, so macht er eben nicht mit. Das ist Individualismus und über dessen Auswirkungen sind wir uns im klaren.

Pünktlichkeit — die gibt es bei uns auch nicht einmal in den Ausnahmefällen. Sie existiert bei uns einfach nicht. Manche erklären es mit dem Klima. Andere mit dem Einfluss des

russischen Nachbarn. Nitschewo! Was nicht heute kommt, kommt morgen.

Mit der Ausführung einer Arbeit wird es gewöhnlich auch nicht sehr genau genommen.

Sofortige Bereitschaft — selten wie die blaue Mauritius! «Ich habe keine Zeit» sagt so ziemlich jeder Student, von dem man etwas verlangt. Dabei hat er reichlich Zeit genug; er weiss es

nur nicht, denn er versteht sich nicht einzuteilen.

Wenn wir Studenten den Anspruch erheben wollen, eine Elite zu sein, so müssen wir uns auch durch ausserordentliche Leistungen auszeichnen. Das erste, was gelernt werden muss, ist Disziplin und immer wieder Disziplin. Und wenn wir es tun, so ist das noch keine ausserordentliche Leistung.

## DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA

### 1.

Eine Überschau über die Erstaufführungen der reichsdeutschen Bühnen zeigt deutlich das Bestreben, zu einem neuen deutschen Gestaltungsstil vorzudringen. Dieses neue künstlerische Wollen hat nichts mit dem Zeittheater zu tun, durch das in den Nachkriegsjahren versucht wurde, Stimmung für diese oder jene politischen Ideen oder Pläne im Publikum zu erzeugen. Man sucht vielmehr typisch deutsche Probleme und Gestalten in ihrem tiefsten Wesen zu erfassen; «aktuelle» Stoffe — das Wort in seiner bisherigen Sinnggebung verstanden — überwiegen dabei keineswegs, und wo sie aufgegriffen werden, geschieht es in dem Bemühen, sie aus ihrer Zeitgebundenheit zu lösen und als Spiegelungen ewigdeutscher Vorgänge zu begreifen. Es ist sicher kein Zufall, dass die Gestalt Kleists immer wieder auf die Bretter beschworen wird; so von Hans Heyck («Kleist»), der in der Aufzeigung der fünf grossen Lebensstationen dieses preussischsten aller deutschen Dichter um das Problem des Kleistschen Lebenswillens ringt, schärfer und gedrungener von Uli Klimsch («Kleists Tod»), der — zunächst ohne den unglücklichen Dichter selbst auftreten zu lassen — in knapper Dialogführung das Schicksal des Reifen, für den die Welt noch nicht reif ist, in packender Stei-

gerung vor uns erstehen lässt. In die gleiche Linie gehören die mannigfachen Lutherstücke, etwa das von Eberhard Wolfgang Möller («Martin Luther»), gross, holzschnittartig und jugendfrisch, oder das von Adolf Bartels, wortscharf, sehr geistig und innig. Daneben stehen andere Gestalten der Geschichte wie «Roon und Bismarck» (von Georg Düren), packendes Erstlingswerk eines früheren österreichischen Offiziers, glühend im Glauben an Deutschland, oder der «Türkenlouis» (von Friedrich Roth, dem jungen Badener), ein starkes, hinreissendes Werk, berstend von Problemen, schmerzvoll durchzittert von dem ewigdeutschen Leid der Zerrissenheit, voll stärkster Wirkung auf Hörer und Leser.

Neben diesen Dichtungen, in denen der Sinn des Deutschtums aus dem Geschehen der Vergangenheit enträtselt wird, arbeitet sich immer klarer die Linie des neuen deutschen Volksstückes heraus, das wohl auf Jahre hinaus unser deutsches Bühnenleben beherrschen wird, und dem wir Auslandsdeutsche, was unser eigenes Bühnenwollen angeht, stärkste Aufmerksamkeit schenken müssen. Ich verweise auf Bluncks Komödie «Die Lügennette», eines wirklichen Dichters Werk, sparsam in seinen Andeutungen und mit



dem notwendigen Respekt vor dem Hörer, der selber weiterdenken will, graziös genug in seinem historischen Kostüm. Derbere Ware bietet Gottfried Kölwel mit seinem «Haimann», hier ist die ewige Bindung zwischen Mensch und Boden so echt und untheatralisch eingefangen, dass dem Hörer das Herz aufgehen muss. Oder Richard Billingers Komödie «Stille Gäste» mit ihrer eigentümlich anziehenden Stimmung, in die das Problem des Zwiespalts zwischen Zivilisation und unverbildetem Bauerntum hineingestellt wird. Hierher gehört auch Heinz Lorenz mit seinem «Huhn auf der Grenze», wengleich auch bei ihm die Gefahr des Hinübergleitens zur etwas kitschigen Sentimentalität (neben sehr starken, kräftigen Szenen) nicht immer klar genug gesehen wird — aber da können Dramaturg und Regisseur ja etwas nachhelfen.

Schliesslich scheinen auch die Stoffe der germanischen Heldensage eine erneute Bedeutung zu gewinnen. Eberhard Königs, des Langeverkannten, «Sibich» feierte in Aachen seine vielbejubelte Uraufführung (endlich!), Erich von Hartz errang mit einer Tragödie um «Sigrun», dieser schönsten aller Frauengestalten aus der altnordischen Dichtung, in Darmstadt einen starken Erfolg.

## 2.

Wir müssen es der Direktion unseres Schauspiels danken, dass sie uns in ihrem Februarspielplan einmal wirklich deutsches Theater in ungestörter Linienführung darbot. Graffs Schauspiel «Die Heimkehr des Matthias Bruck» bedeutete für mich bisher den Höhepunkt dieser Spielzeit. Ein typisches Volksstück des jungen Deutschland: kräftig in seiner Linienführung, stark und unmittelbar in sei-

ner Problemzeichnung. Die Tragödie des Heimkehrers, der nach jahrelangem heroischem Ringen um die Rückkehr in sein geliebtes bayrisches Heimattal seinen Platz besetzt findet und nun nirgends mehr, nicht auf seinem Hof, nicht im Herzen seines Weibes, nicht einmal in der Zukunft seines Kindes, den Raum zurückgewinnen kann, den ein Mensch zum Atmen, zum Leben benötigt, und der schliesslich den letzten schwersten Weg ins Dunkel geht, um die neugewachsenen Kreise in ihrer glücklichen Zusammenfügung nicht zu stören — dieses tragische Geschehen ersteht hier mit all seiner erschütternden Unerbittlichkeit, mit der ganzen Wucht seiner unabänderlichen Tatsachen gross und herbe vor dem Hörer. Diese Menschen sind alle gut, sie wollen alle das Gute: der neue Bauer, der mit grösster Zartheit das Andenken seines Vorgängers pflegt, der mit stillster Vornehmheit um die Liebe seiner Frau wirbt, der dem Stiefsohn ein liebevoller, umsichtiger, wirklicher Vater geworden ist — die Bäuerin, die jahrelang um den verlorenen ersten Gatten gerungen hat, bis sie schliesslich von der feinen Innerlichkeit des Zweiten bezwungen ist — der Heimkehrer schliesslich selbst, der nichts anderes will, als an den Stätten, an die sein Herz mit unzerreissbaren Ketten gebunden ist, leben, und der dann sehen muss, dass dieser Wunsch ewig unerfüllbar ist — welche Fülle von Güte, von Liebe, von echtestem Deutschsein lebt in diesen Gestalten!

Die Aufführung war mustergültig. Obsieger als Heimkehrer formte ein unvergessliches Erlebnis: wie er, als am Ende des 2. Aktes für seine arme Seele gebetet wird, ganz langsam in seinem zerschlissenen Knechtsgewand von seinem Platz unter seinem pietätvoll gehüteten Bild an der Wand aufsteht, wie er dann besonders im 3. Akt seiner

Frau in einer wunderbar verhaltenen Szene, die nichts ausspricht und doch alles sagt, von seinem Erleben «dahinten in dem Russland» und von seinem heldischen Heimweg erzählt, das waren letzte Sinngebungen. Grossartig auch Frau Ilma als Bäuerin zwischen den Männern in ihrer wundervollen Aufrechtheit und Herbe; vorzüglich Hendrich als neuer Bauer, eine Figur, deren anständige Geradheit erneut die sympathischen Fähigkeiten des Künstlers unter Beweis stellte. Kubitzky gestaltete seinen alten Knecht, der zuerst in dem neuen abgerissenen Kollegen seinen einstigen Herrn wittert, eindrucksvoll und plastisch. In kleineren Rollen bewährten sich Marga Zöllner, zumal Sigrid Hamar als Mutter des neuen Bauern, und auch Rotberg als freilich etwas zu unbayrisch-salonhaft dreinschauender Knecht. In einer kleinen Episode stellte Rudolf Scholz einen saftigen Viehhändler auf die Bretter.

Das Publikum war sichtlich ergriffen. Wir hoffen, dass das starke Stück solange auf dem Spielplan bleibt, bis alle Volksgenossen Gelegenheit genommen haben, es auf sich wirken zu lassen; besonders wünschen wir unserer reiferen Jugend diesen Eindruck, für den sie besonders empfänglich sein wird.

### 3.

Ein schöner, begrüßenswerter Erfolg war auch das Lustspiel «Jugend voran!» von Paul Vulpius (im Reich in der Bearbeitung von R. A. Roberts unter dem zugkräftigeren Titel «Hau ruck!» gespielt). Die zwar nicht immer sehr glaubhafte, aber immer erheblich fröhliche Geschichte von dem jungen Arbeitslosen, der erkennt, dass man nur irgendwo anpacken muss, um wieder dranzukommen, und der dann einfach, ohne viel zu fragen, einen Po-

sten in einem grossen Bankhaus usurpiert, um hier aus dem Blauen heraus einen gar nicht existierenden «Fall» zu konstruieren, für den er nun der einzige «Spezialist» ist, ein Fall, der sich schliesslich als ganz grosser Geschäftstreffer erweist—diese Geschichte ist so spring-lebendig und munter, so jugendlich, nett und lebensbejahend, dass man gern und lachend alle Ungereimtheiten mit in Kauf nimmt. Die Aufführung (Regie: Beug), der man manchmal etwas mehr Tempo und Einfälle gewünscht hätte, war im übrigen hübsch abgerundet: Rotberg bezauberte durch seine Munterkeit, von der die ganze Darstellung mitgerissen wurde, Bergner spielte einen jungen, leicht vertrottelten Bankbeamten sehr lustig, Obsieger und Hendrich waren als hohe Bankbeamten, die von nichts eine Ahnung haben und doch alles zu wissen vorspiegeln möchten, beträchtlich komisch. Eine besondere Erwähnung verdient Couéte als völlig verkalkter Prokurist; das war wirklich zwerchfellerschütternd, wie er gedanken- und gedächtnisschwach über die Bühne trippelte!

Ein fröhlicher Abend voll entspannenden Lachens; jeder ging befriedigt grinsend nach Hause.

### 4.

Über die Februaufführung der Jugendbühne lässt sich leider wenig Günstiges sagen. Man hatte Grillparzers «Weh dem, der lügt» gewählt, aber die Vorstellung war offensichtlich zu rasch und ohne die nötige gründliche Vorbereitung herausgebracht. So etwas sollte gerade bei der Jugendbühne nicht vorkommen; es ist wohl kein Zufall, dass schon die zweite Aufführung ein halbleeres Haus zeigte. Zudem unterstrich Hendrichs Regie den burlesken Grundton des klassi-



schen Lustspiels weit über Gebühr, so dass bedauerliche Verzerrungen entstanden. Die Jugend ergötzte sich, dankbar, wie nur Jugend sein kann, indessen auskömmlich an Bergners hurtigem Küchenjungen und an der schlanken Edrita der Frau König, die in der Wiederholung des Stückes durch Marga Zöllner ersetzt wurde und dabei viel von ihrer zieren Feinheit drangeben musste. Rotbergs Atalus war würdig und von der kleinen Grill-

parzerschen Steifheit, die diese an sich nicht dankbare Rolle an sich hat; Ob-siegers Bischof war warm und gütig — die (vielleicht neben Bergner) einzige Figur auf der Bühne, die Jamben wirklich sprechen konnte. Das ist eine feine und vornehme Kunst, die etwas mehr zu üben unserm Schauspiel — zumal in unserer Zeit, die die Jambenfurcht der vorigen Generation zu überwinden beginnt — nicht übel anstehen würde.

*Lutz Mackensen*

## BUCHBESPRECHUNG

Otto Laufer, Land und Leute in Niederdeutschland. Berlin und Leipzig (W. de Gruyter) 1934. 291 S., 8 Tafeln, 8°.

Das meisterhafte neue Werk des führenden deutschen Volkskundlers hat einen über die Belange der Fachwissenschaft weit hinausreichenden Wert. Indem es sich mit bezwingender Logik und auf der Grundlage eines souveränen Quellenwissens um die Klärung der durch die politischen und wissenschaftlichen Erörterungen weitgehend verwirrten Begriffe «niederdeutsch» und «niedersächsisch» bemüht und einwandfrei nachweist, dass «niederdeutsch» auf einen alten Volkskulturkreis, «niedersächsisch» dagegen auf einen ganz jungen Verwaltungsbezirk innerhalb des alten deutschen Reiches zielt, gibt er wichtigste Fingerzeige für die Neuordnung der Reichseinteilung. «Wenn man eines der natürlichen Gesetze alles Völkerlebens, dass nämlich Volkstum, Sprache, Glaube und Brauch der Bevölkerung die einzig tragfeste Grundlage einer nationalen Staatenbildung abgeben, in den Friedensdiktaten nach dem Weltkrieg auf das Gröblichste umzustossen versucht hat, so haben wir umso stärkeren Anlass, wenigstens bei der inne-

ren Gliederung des Reiches unerschütterlich daran festzuhalten» (S. 69).

So hat dieses aus den — meist noch wenig bekannten und beachteten — Quellen gearbeitete grossartig klare Bild des niederdeutschen Volkskulturkreises eine sehr politisch-aktuelle Bedeutung; es beweist aufs eindeutigste, an welcher Stelle die Wissenschaft der Volkskunde im neuen Geschehen zu stehen hat, wenn sie sich nur aus dem raritätenfrohen Spezialistentum der vergangenen Generation freizumachen weiss. Dem baltischen Leser wird die grosszügige Schilderung niederdeutschen Volkslebens, die die wichtigsten kulturellen Erscheinungsformen und ihre Bedingtheiten aufzeigt, als Spiegelbild einer für die Bildung der eigenen Eigenart entscheidend wesentlichen Stammkomponente genug zu sagen haben. Der Wissenschaftler gewinnt durch die Aufzeigung neuer Quellen und dadurch neuer Perspektiven; besonders dankenswert ist der Aufriss der Geschichte der niederdeutschen Volkskundbestrebungen, der ganz unerwartete Blickrichtungen ermöglicht, und der Hinweis auf den Waultanz (S. 257), ein noch unbekanntes Wodanszeugnis, ferner die so reizvolle wie exakte Darstellung der niederdeutschen Stammesspeisen (S. 245 ff.).

Ich stehe nicht an, Lauffers Werk für die beste der neueren Volkstumsdarstellungen zu erklären. Keiner, der sich um die Frage Volkstum und Boden bemüht, wird an diesem — übrigens trefflich ausgestatteten und billigen — Buche vorübergehen können.

Mackensen

## Voranzeige

Demnächst erscheint im Ost-Europa-Verlag, Königsberg Pr./Berlin W. 35 ein Buch von Dr. Hasso von Wedel über «Die Estländische Ritterschaft und ihre Institutionen vornehmlich zwischen 1710 und 1783.» für das eine Subskription veranstaltet wird. Die auf Forschun-

gen in den Archiven der estländischen Ritterschaft und an anderen Stellen beruhende Arbeit behandelt das Material in systematischer und chronologischer Darstellung, wobei die ritterschaftlichen Kämpfe mit der schwedischen und russischen Krone besondere Berücksichtigung finden. Auf soziologischem und genealogischem Gebiet, in rechts-, finanz- und agrargeschichtlichen Fragen ergeben sich vielfach neue Tatsachen.

Das Buch wird etwa 200 Seiten umfassen und bei sofortiger Subskription RM. 7,50 kosten. Nach Erscheinen wird der Ladenpreis auf mindestens RM. 10.— erhöht.

## Antwort

Abgeordneter Baron Schilling hat in der Februarnummer der Baltischen Monatshefte eine Zuschrift veröffentlicht, nach welcher meine Darstellung seines Verhaltens bei den bekannten Vorgängen im Dezember vorigen Jahres unzutreffend gewesen sei, und begründet diese Behauptung damit, dass zwischen Weltanschauung und ihrer politischen Formgabe ein weiter Unterschied bestehe. Dass nun Weltanschauung und deren politische Formgabe nicht schlechthin ein und dasselbe ist, dürfte allerdings klar sein. Wohl aber ist m. E. die politische Formgabe so sehr durch die Weltanschauung bedingt, dass beide aufs engste mit einander verbunden sind und sich nicht eines vom anderen derart trennen lässt, wie Baron Schilling das anzunehmen scheint. Den Vorwurf, dass meine Darstellung unzutreffend gewesen sei, kann ich daher nicht gelten lassen.

Im übrigen stehe ich mit meiner Auffassung keineswegs allein. So hat auch auf dem Delegiertentage der Deutsch-baltischen Partei am 28. Januar der der Bewegung angehörende Delegierte Dr. Karl Vogel-Dorpat im Namen einer Gruppe von Delegierten eine Erklärung zu Protokoll gegeben, die sich vollkommen mit meiner Auffassung deckt. In dieser Erklärung hiess es: es habe in weiten Kreisen des Deutschtums Befremden und Missbilligung hervorgerufen, dass unsere Herren Abgeordneten, als gegen einen Teil unseres Volkstums schwere und unbegründete Angriffe erfolgten, im Parlament diese Vorgänge nicht energisch zurückgewiesen haben, sondern sich sogar von ihren Volksgenossen distanzierten.

Dorpat, 25. Februar 1934

Leo von Middendorff

## MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. H. Handrack, Riga / Dr. H. Beyer, Berlin / Professor Dr. K. Wagner, Riga, Herderinstitut /  
Dr. L. von Middendorff, Dorpat / Schriftleiter H. Nietz, Berlin / Professor Dr. L. Mackensen,  
Riga, Herderinstitut.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram  
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



## AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

### Wahlen in den Estländischen Deutschen Kulturrat am 4. März 1934

In den Kulturrat gewählt sind vom Wahlkreis Reval-Harrien folgende 16 Kulturratsglieder: 1) W. Baron Wrangell, 2) Direktor Harry Koch, 3) Abg. C. Baron Schilling, 4) Graf Hans Heinrich Tiesenhausen, 5) Direktor J. Hansen, 6) Pastor E. Walter, 7) Rechtsanwalt S. v. Bremen, 8) Direktor W. Stillmark, 9) Redakteur S. Klau, 10) K. Weiss, 11) Rechtsanwalt J. Daugull, 12) Architekt R. Natus, 13) Dr. Bernd Ströhm, 14) Direktor G. Rosenberg, 15) Direktor B. Meyer, 16) Ing. Th. Germann.

Laut den Bestimmungen des geltenden Wahlgesetzes gelten in erster Reihe ohne Rücksicht auf ihre Gesamtstimmzahl als gewählt diejenigen Kandidaten, die (im Wahlkreis Reval-Harrien) von wenigstens  $\frac{1}{16}$  aller an der Wahl teilnehmenden Wähler mit der Nr. 1 bezeichnet worden sind und zwar in der Reihenfolge ihrer Gesamtstimmzahl. Dies trifft im vorliegenden Fall für 4 Kandidaten zu, und zwar: 1) W. Baron Wrangell — 1013, 2) H. Koch — 395, 3) C. Baron Schilling — 170 und 4) H. Graf Tiesenhausen — 189 Nummerierungen mit Nr. 1. Nummerierung mit Nr. 1 haben ferner in grösserer, jedoch

nicht den erforderlichen Durchschnitt erreichender Anzahl erhalten: W. Heldt — 120, S. Klau — 86, E. Walter — 84, R. Natus — 78, J. Daugull — 69, S. v. Bremen — 44, W. Stillmark — 34.

Was die Gesamtstimmzahl der gewählten Ratsglieder betrifft, so haben die einzelnen Kandidaten (nach der Höhe der Gesamtstimmzahl geordnet) an Stimmen erhalten: 1) W. Baron Wrangell 7227, 2) Dir. H. Koch 6254, 3) J. Hansen 3405, 4) C. Baron Schilling 3287, 5) Pastor E. Walter 2941, 6) S. v. Bremen 2515, 7) W. Stillmark 2403, 8) S. Klau 2266, 9) K. Weiss 2250, 10) J. Daugull 2157, 11) und 12) R. Natus und B. Ströhm je 2145, 13) G. Rosenberg 2016, 14) B. Meyer 1920, 15) T. Germann 1904, 16) H. H. Graf Tiesenhausen 1720.

Im Wahlkreis Dorpat sind in den Kulturrat gewählt worden:

1) Dr. H. v. Zeddelmann — 3012 St.  
2) Rechtsanw. W. Baron Stackelberg — 1910 St., 3) Mag. W. Meder — 1670 St.,  
4) Dir. K. v. Zeddelmann — 1409 St.,  
5) Rechtsanw. O. Luck — 1356 St. 6) Dir. A. Walter — 978 St., 7) Dr. W. Hollmann — 778 St., 8) Prof. Dr. E. Blessig — 769 St.

### Von der Synode der deutschen Gemeinden Lettlands 6.—9. März 1934

Aus dem Kirchenbericht von Bischof D. P. H. Poelchau:

Ein bewegtes Jahr ist dieses letzte Jahr gewesen, einen grossen Umbruch der Zeit hat es mit sich gebracht und all den damit zusammenhängenden

Fragen können auch wir uns garnicht entziehen. Die wirtschaftliche Lage der Gemeinden ist weithin eine ausserordentlich schwere. Allein Glaube und Opfer, was mehr bedeutet, als blosses, vom eigenen Überfluss spendende „Wohltät-

tigkeit», können uns hier einer besseren Zeit entgegenführen. Was das gottesdienstliche Leben anbetrifft, so muss da der sonntägliche Gottesdienst als das eigentlich normale und gesunde gelten. Wenn von allen Gemeindegliedern, sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande, nicht mehr als 5—10% im Gottesdienst anzutreffen sind, so zeugt solches davon, dass wir in Gefahr stehen, die besten Kräfte für unser persönliches und unser völkisches Leben zu verlieren. Die Zahl der jährlichen Konfirmationen im Lande ist von 1102 im Jahre 1928 auf 732 im vergang. Jahre gesunken; wenn aber selbst im vergangenen Jahre die Zahl der in den deutschen Gemeinden Getauften um weitere 132 zurückgegangen ist (in Riga allein um 90), so zeigt sich darin, dass unter uns der Wille zum Leben immer mehr verloren zu gehen droht. Die weitere Zunahme der Mischehen, welche doch nicht erst als Anfang sondern bereits schon als Frucht der Volksentfremdung unter uns zu werten sind, bringt viel religiöse und sittliche Not mit sich. Hier helfen keine äusseren Massnahmen, sondern allein eine grosse Erneuerung im Glauben und in der Zucht. Beim grossen Entscheidungskampf, der heute durch die Welt geht, ist auch für die Kirche die Stunde der Prüfung da. Wir wissen, dass es heute um eine Erneuerung auch der Kirche geht, welche Erneuerung uns Gott aus Gnaden schenken wolle.

#### Aus den Vorträgen:

Die inhaltsreiche Vormittagssitzung des zweiten Tages fand ihren Abschluss in einer fruchtbaren Aussprache über die Jugendfrage, wozu Pastor Lic. H. Ohlson-Fehre die einleitenden Ausführungen gab. Das Neugeschehen unserer Tage findet seinen ganz besondern Ausdruck in der Haltung heutiger Jugend: deutsche Jugend von heute erlebt froh

und dankbar das Lebendigwerden tiefster Kraftquellen, welche heute im deutschen Volk aufzuspringen beginnen. Verbunden damit ist starke religiöse Auflockerung und letzte radikale Fragestellung, ein Fragen auch nach der Kirche, an welcher, insofern sie blosses Institution ist, man oft allzusehnell vorbeigeht, man horcht auf, wenn das Lebendige und Kämpferische an ihr zu spüren ist. Das stellt alle, die irgendwie Jugend führen sollen, vor allererstste Verantwortung: dieser Jugend im Aufbruch das Evangelium in wirklicher Kraft zu sagen.

Die lebhaft auf diese Ausführung folgende Aussprache versucht, über die blosses Jugendfrage hinausgehend, das Wesen des Neuen, des neuartigen Erlebens, zu erfassen, das heute aufgebrochen ist. Das Neue ist nicht bloss ein Gegensatz von Jugend und Alter, sondern ein sachlicher Gegensatz, entstanden aus dem starken Gegenschlag, gegen unsere ganze zersetzende Überkultur und Überzivilisation, der gegenüber man wieder etwas von natürlichen und gottgesetzten Bindungen erlebt. Es geht nicht bloss um einzelne neue Programmpunkte und Methoden, sondern um eine grosse neue Gesamthaltung des Lebens. Wird man hier tatsächlich von einer neuen religiösen Haltung sprechen können, so ist es Aufgabe der Kirche und der sich in ihr gebunden fühlenden Männer, dieser Bewegung dienend und führend zur Seite zu stehen, auf dass auch hier wirklich das volle Evangelium gesagt werde, zu dessen Wesen gerade härteste Selbstzucht und schonungslosestes Selbstgericht gehören. Nicht handelt es sich darum, allzu schnell «Gemeinsamkeiten» zu finden: die Spannung ist wahrlich eine ausserordentliche, aber vom Evangelium aus ist da doch mehr als bloss hoffnungsloses Sichauseinanderleben möglich.

Rig. T.



# Das ewige Wort Gottes

*Von Arnold Schabert*

## 1.

Die Kundgebung der deutschen Pastoren unseres Landes be-  
ruft sich auf das ewig geltende Wort Gottes. In nachfolgenden  
Ausführungen soll klargestellt werden, was damit gemeint ist, wenn  
irgendetwas nicht etwa aus Zweckmässigkeitgründen, auch nicht  
aus irgendeiner geltenden Weltanschauung, Meinung oder Überzeu-  
gung heraus gesagt wird, sondern unter Berufung auf ein grund-  
sätzlich vom menschlichen Wollen und Meinen unabhängiges Wort  
Gottes. Ist das möglich und wie ist das möglich?

Wir sind uns darüber klar, dass hier ein ganz ungeheurer An-  
spruch erhoben wird.

Zunächst muss gesagt werden, dass die Kirche ihr Daseins-  
recht allein und ausschliesslich aus dem Worte Gottes schöpft. Je-  
der Versuch, die Kirche anders zu verstehen, ihre Aufgaben und ihre  
Bedeutung anders zu fassen, als vom Worte Gottes her, verwech-  
selt Wirkung und Ursache, Erscheinung und Wesen und wird des-  
halb der Sache nicht gerecht, sondern ist nur geeignet, heillose Miss-  
verständnisse zu zeitigen. Wir müssen uns darüber klar sein, dass  
jede Deutung der Kirche unter Ausschaltung des Wortes Gottes  
zwangsläufig zu einer Verneinung der Kirche selber führen muss.

Oder gibt es vielleicht doch noch irgendwelche Gegebenheiten  
abgesehen vom Wort, aus denen die Kirche auch heute noch ihr  
Daseinsrecht zu schöpfen vermöchte? Ist da nicht vor allem der  
dem baltischen Denken so naheliegende Faktor der Geschichte zu  
nennen? Es gibt kein zweites Gebilde, das eine so grosse Geschichte  
hätte, wie die Kirche, und es gibt wohl kaum eine zweite Grösse,  
der für das Werden des baltischen Menschen die gleiche gestaltende  
Kraft innegewohnt hätte, wie der Kirche. Darüber gibt es unter uns  
wohl auch kaum zweierlei Meinungen. Und aus dieser Anerkennung

heraus entsteht dann eine für unsere Verhältnisse typische Haltung, nämlich die alle Nuancen zwischen kühlem Wohlwollen und wirklich frommer Pietät umfassende Haltung der Kirche gegenüber. Allein es will bedacht sein, dass auch die herrlichste Geschichte niemals den Absolutheitsanspruch rechtfertigen kann, den die Verkündigung der Kirche erhebt. Dafür dürfte gerade heute unter uns wieder das Verständnis erwacht sein. Grosse Epochen, wie die von uns heute durchlebte, decken nur allzu unmissverständlich die Relativität alles geschichtlich Gewordenen, die Vergänglichkeit alles geschichtlichen Seins auf. Es ist tatsächlich nicht einzusehen, warum die von der Kirche vertretene Sache nun nicht Teil haben sollte an dem allgemeinen Übergang und Zerfall überkommener Lebensinhalte und Formen. Ja, wir sehen heute ganz deutlich, dass Konservatismus nicht unter allen Umständen lebenserhaltend zu sein braucht, er kann auch, zumal in der Zeitenwende, in der wir heute stehen, zu tragischer Lebensferne und Wirklichkeitsfremdheit werden.

Aber gibt es nicht doch noch ein anderes Moment, aus dem ein unumstrittenes Daseinsrecht der Kirche zu folgern wäre? Etwa aus einem im Menschen und im Volksganzen vorhandenen Bedürfnis, aus jenem Urtrieb, das zeitliche Sein zu verankern in dem, was jenseits aller Zeit ist? Und hier ist es wiederum gerade unsere Zeit, in der dieses Bedürfnis nach metaphysischer Verankerung wohl deutlicher in Erscheinung tritt als sonst. Die grosse Erneuerungsbewegung unseres Volkes fragt sehr vernehmbar nach einer Begründung jenseits von dem, was bloss Zeit ist. Wie es sich im Einzelleben häufig findet, dass gerade auf der Höhe der Entfaltung das Bewusstsein von der Todhaftigkeit alles Seins aufbricht, so finden wir auch gerade heute, in einer Epoche höchster Entfaltung unseres völkischen Gesamtseins, ein Ahnen von einer unüberschreitbaren Grenze und damit ein Fragen nach dem Ewigen und deshalb auch nach der Verkündigung der christlichen Kirche. Allein es ist vom Standpunkt der völkischen Erneuerung keineswegs auszumachen, ob nun tatsächlich die Kirche berufen ist, dem Volke die religiöse Fundierung zu geben, deren es bedarf. Neben den Deutschen Christen, die diese religiöse Begründung allein im Evangelium suchen, stehen im Reich die verschiedensten Bestrebungen, die unter bewusster Verwerfung des Christentums als der deutschen Art nicht nur nicht entsprechend, sondern geradezu schädlich, eine religiöse Ver-



ankerung lediglich in einem germanischen Heidentum suchen. Der Weg der Erneuerungsbewegung muss keineswegs notwendigerweise im Christentum ausmünden, weder im Reich noch bei uns. Die Tatsache der historischen Bedeutung des Christentums genügt keineswegs, um den Standpunkt eines Jüngers der dritten Konfession zu entkräften. Denn wir sahen ja schon: aus der Geschichte lässt sich das Daseinsrecht der christlichen Kirche nicht herleiten, es ist vielmehr ein Kennzeichen gerade wirklich grosser Epochen, dass sie, mehr oder weniger grosse Geschichtsverläufe überspringend, bei früheren Zeiten anknüpfen.

So kann denn aus einer etwa historischen oder pädagogischen Betrachtungsweise, aber auch vom Standpunkt einer völkischen Notwendigkeit her der Absolutheitsanspruch der kirchlichen Verkündigung nicht hergeleitet werden. Wir werden vielmehr gezwungen, uns mit dem auseinanderzusetzen, womit die Kirche selbst ihren Anspruch rechtfertigt. Hier aber gilt der eingangs ausgesprochene Satz: sie folgert ihr Daseinsrecht allein aus dem ihr gegebenen Worte Gottes.

## 2.

Was ist es um dieses Wort?

An dieser Stelle muss mit allem Nachdruck ausgesprochen werden: Wort Gottes ist vom Menschen her unerfindliche Botschaft, ist Nachricht und zwar das gesamte Sein des Menschen, der Völker und des ganzen Kosmos umwälzende Nachricht. Und zwar muss dieses umso nachdrücklicher betont werden, als dieser Satz in einen schroffen Gegensatz tritt zu einem zu allen Zeiten und auch unter uns verbreiteten Irrtum. Es handelt sich hier nicht um eine Summe allgemeiner Wahrheiten, auch nicht etwa um religiöse Wahrheiten, nicht um Gedanken und religiöse Ideen \*). Allgemeine Wahrheiten, auch religiöse Wahrheiten können grundsätzlich alle gedacht werden, sind Selbstentfaltung der Vernunft; eine Botschaft, eine Nachricht aber kann ich nicht aus meiner Vernunft heraus einfach denken, sondern sie tritt an mich heran, und ich muss zu ihr Stellung nehmen, sie entweder als glaubwürdig annehmen und von ihr mein Leben bestimmen lassen, mein Leben auf sie gründen, oder sie als uto-

\*) Auf den fundamentalen Gegensatz von Botschaft und «Wahrheit» verweist u. a. Gogarten. «Ich glaube an den dreieinigen Gott». Diederichs-Jena 1926. S. 1—15.

pisch bzw. übertrieben ablehnen und zur Tagesordnung übergehen. Das Evangelium versteht das Christentum ganz und gar als Botschaft — wie das ja auch schon im Worte Evangelium liegt — und garnicht als einen Gedanken. Die Idee des Lebens, auch etwa eines Lebens nach dem Tode kann ich denken, daran, dass Christus auferstanden ist von den Toten, kann ich nur glauben — oder es als unglaublich und für mein Leben bedeutungslos ablehnen. Nun ist aber die Auflösung des Christentums in eine Summe christlicher Gedanken eins der verhängnisvollsten Missverständnisse unserer Zeit, ein Missverständnis, das uns den Weg zum Evangelium hoffnungslos verbaut. Und zwar handelt es sich hier um eine Sünde nicht der Verächter, sondern gerade der Verfechter des Christentums.

Träger religiöser Gedanken ist der sich selbst autonom setzende Mensch, der aus der Wirklichkeit heraus sich sein System von Gedanken abstrahiert. Weil er sich selbst nicht als Geschöpf ernst nimmt, kann er auch die Schöpfung nicht ernst nehmen. Dieses rächt sich aber dann dadurch, dass die Welt seiner Gedanken, auch seiner religiösen Gedanken lebens- und wirklichkeitsfremd wird. Und so wie er die Schöpfung nicht ernst zu nehmen vermag, so nimmt er auch letztlich den Schöpfer selbst nicht ernst. Er meint auch an Gott auf dem Wege des Gedankens herankommen zu können, gründet auf ihn seine religiösen, unter Umständen ausserordentlich anregenden Systeme — Gott aber duldet keine Autonomie neben sich. Der Mensch, der nach Gott zu greifen meint, behält doch nur höchstens einen ganz blutleeren Gedanken von Gott in der Hand. Gott lässt aus sich kein Geschöpf machen, weder ein Geschöpf von Menschenhand, noch ein Geschöpf von Menscheng Geist. Wo dieses versucht wird, da versagt er sich. In dieser Welt gedanklicher Abstraktion verwandelt sich dann aber auch schliesslich das, was Kirche Offenbarung nennt, zu einem Beleg und Ausdruck menschlichen Seins. Vom Standpunkt des religiösen Gedankens aus kann man folgerichtig eigentlich überhaupt nicht von Wort Gottes sprechen, sondern nur von einem Mythos, den jedes Jahrhundert anders gestaltet. Schliesslich verwandeln sich von hier aus gesehen die einzelnen Gestalten der Heilsgeschichte Gottes zu Personifikationen allgemeiner Wahrheiten, die grundsätzlich nicht an ihre Träger gebunden zu sein brauchen.



Dass diese von dem sich autonom setzenden Menschen vollzogene Verkehrung des Wortes in einen Gedanken in sich den Keim des Todes trägt, wie jede menschliche Autonomie, dafür haben wir heute vielleicht wieder ein schärferes Auge, als manche frühere Generation. Auf manchen Gebieten kann das nachgewiesen werden, vielleicht ganz deutlich an der Gemeinde. Der religiöse Gedanke, und mag er noch so fesselnd sein, ist der Tod der Gemeinde. Paulus wusste, was er sagte, als er an die korinthische Gemeinde schrieb: «Christus» hat mich gesandt, «das Evangelium zu predigen; nicht mit klugen Worten, auf dass nicht das Kreuz Christi entleert werde». (I. Kor. 1. V. 17). Die Botschaft verbindet zur Gemeinde, zu einer Schicksalsgemeinschaft der von ihr Betroffenen über alles Trennende von Stand, Herkunft, Beruf und Bildung hinaus. Das gilt ja nicht bloss von der Botschaft des Evangeliums allein, sondern in gewissem Grade von jeder Botschaft. Die Kunde vom Ausbruch eines Krieges etwa ist für mein Leben schicksalhaft, ganz unabhängig davon, zu welcher Schicht, welchem Stande ich gehöre. Botschaft verbindet mich mit andern zu einer Gemeinschaft gleichen Schicksals. Nur wo Botschaft ist, da ist Gemeinde. Gedanken aber trennen. Für den Gedanken ist der andere grundsätzlich nur insofern interessant, als er durch ihn eine Förderung erfahren kann. Die Botschaft schafft Gemeinde, der Gedanke höchstens Predigtpublikum. Gemeinde lebt vom Glauben, der Liebe und der Hoffnung, Predigtpublikum aber lediglich von der religiösen Anregung, deren jeder nur für sich bedarf. Der Glaube fragt nach der Kirche als einer Lebensgemeinschaft, die religiöse Anregung fragt nach ihr, sofern sie innerhalb oder ausserhalb der Kirchenmauern religiöse Vorträge veranstaltet, und solange nicht eine andere Körperschaft es besser und anregender zu tun vermag. So erwächst der Gemeinde aus dem Gedanken der Zerfall, der Tod, und nur aus der Botschaft die Sammlung und das Leben. Wort und Gedanke sind Gegensätze. Das Übersehen dieses Gegensatzes, die Verkehrung des Wortes in einen Gedanken ist ein frommer Versuch, sich dem Anspruch des Wortes zu entziehen, doppelt gefährlich, weil er religiös getarnt ist, er birgt aber in sich den Tod genau so wie die offene Verwerfung.

### 3.

Aus dem Gesagten dürfte vielleicht nun ein Weiteres, ganz We-

sentliches verständlich sein. Was Wort Gottes ist, auf das sich die Kirche beruft, lässt sich überhaupt nicht von irgendeinem Standpunkt ausserhalb bestimmen, darüber lässt sich überhaupt nicht von irgendeiner gesicherten Position aus reden. Wo das versucht wird, da wird aus dem Wort ein Gedanke, also gerade das, was nicht Wort Gottes ist. Positiv gewandt: das Wort Gottes redet selber an, und nur dort, wo nicht über das Wort gedacht und gehandelt wird, sondern diese Anrede, dieser Anspruch des Wortes vernommen wird, da wird tatsächlich auch Wort gemeint, wo Wort gesagt wird. Der Grund? Es ist Wort Gottes. Wir können Gott nicht irgendwie bestimmen, weder willensmässig noch gedanklich. Solange wir seiner sozusagen habhaft werden wollen, ihn einbauen in die Welt unseres Denkens, ihn dienstbar machen unserem Willen, entzieht er sich uns. Gott bleibt immer Gott. Man kann nur aus einer Haltung heraus von ihm reden, aus der Haltung des Ausgeliefertseins.

Von hieraus gesehen, ist die seinerzeit viel verhandelte und heute durch die Auseinandersetzung mit einem neuen Heidentum wieder in Sicht tretende Frage nach der Absolutheit des Christentums ein Unding, der Versuch einer wie immer gearteten Rechtfertigung oder Apologie des Christentums ein Unterfangen, das davon zeugt, dass der eigentümliche Charakter des Wortes, nämlich der der Anrede und des Anspruches, nicht verstanden ist. Gerade für die heute nicht zuletzt unter unserer jungen Generation anhebenden Auseinandersetzungen über das Christentum kann das nicht deutlich genug gesagt werden: weil Christentum auf dem Worte beruht, deshalb kann es immer nur verkündigt werden, kann nicht darüber gesprochen, sondern immer nur davon gezeugt werden,— darüber lässt uns das ganze N.T. auch nicht den geringsten Zweifel.

#### 4.

Vielleicht sind wir nun in der Lage, die entscheidende Frage nach dem Inhalt des Wortes zu stellen. Wenn wir aber nach dem Inhalt fragen, so ist von vornherein im Auge zu behalten, dass hier niemals von einem Inhalt an sich, d. h. abgesehen von dem Redenden, von dem Inhalt-Gebenden gesprochen werden kann. Weil es Wort Gottes ist, so hat es immer den Charakter der stets gegenwärtigen Tat Gottes. Paulus bringt das in der Weise zum Ausdruck, dass er vom Worte als von einer Kraft spricht, der Hebräerbrieff aber fasst es in den gewaltigen Satz: «Das Wort Gottes ist lebendig



und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert und dringt durch, bis dass es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens». Hebr. 4. V. 12.

Wenn wir also vom Inhalt sprechen, so tun wir es eben in Anerkennung dieser stets aktuellen Gegenwärtigkeit. Sein Inhalt aber ist, auf ein Wort gebracht, die Herrschaft Gottes. Und dieses durchweg im Alten und im Neuen Testament. Herrschaft Gottes, die sich durchsetzt am Menschen und an der gesamten Schöpfung gegen die Herrschaft der Sünde, unter der wir seufzen. Es ist das Unbegreifliche, dass Gott sich dieser Welt annimmt, sie nicht sich selbst überlässt und dem Verderben ihrer Gottlosigkeit, ihres Von-Gott-Gelöstseins anheimgibt, sondern ihr sich selbst, seinen Willen kundgibt, durch dessen Anerkennung sie leben soll. Dieses Sich-Annehmen in Gericht und Gnade bleibt bis auf Christus im Alten Testament Verheissung und wird im Neuen Testament, in Christus Erfüllung. Christus bringt das Reich in Vollmacht des Vaters, in ihm wird es Ereignis, und seit ihm ist es Ereignis der Geschichte. Verheissung wurde Erfüllung. «Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit» Joh. 1. V. 14. Deshalb ist das Wort Gottes für uns, kann es für uns gar kein anderes sein als das Wort von Christus, von dem der Kirchenvater Origines das schöne Wort gesprochen hat: *autobasileia* — die Gottesherrschaft in Person, wo er ist, da ist Gottes Herrschaft. Das Wort von Christus aber ist niemals zuerst das Wort von einem Helden und Führer, sondern das Wort vom Gekreuzigten und Auferstandenen. Im Kreuz Christi wird die Herrschaft Gottes gleichsam vollzogene Tat, und dieses in der durch ihren Kampf gegen die Herrschaft der Sünde gegebenen Doppelseitigkeit: es ist vollzogenes Gericht und vollzogene Rettung. Die Gottesfeindschaft des Menschen, seine ganze Unbussfertigkeit bricht hier hervor und vollzieht an sich selber Gottes Gericht, indem sie den Sohn ans Kreuz bringt. Hier setzt sich die Sünde ein für alle Zeiten bestehendes Denkmal. Seitdem es ein Kreuz Christi gibt, ist es nicht mehr möglich, vom Bösen als einem Manko zu sprechen, als einem Fehler, der gleichsam mit untergelaufen ist. Es ist das allumfassende Element, das den ganzen Menschen beherrscht, durch-

aus auch den religiösen Menschen, der bei dem Kreuz Jesu in der Gestalt der Frommen und Kirchlichen seiner Zeit Mitinitiator ist. Und auf der anderen Seite setzt sich im Kreuz Jesu die Liebe Gottes ein für alle Zeiten geltendes Denkmal. Die Liebe, die zu einer abtrünnigen Welt herabsteigt, bis in die tiefsten Tiefen, die Liebe, die leidet und sich totschlagen lässt und dennoch ihr Werk nicht aufgibt, sondern gerade darin es vollzieht. Eine Liebe, die gerade durch ihre Grenzenlosigkeit dazu angetan ist, den Menschen in seiner Gottesfeindschaft doch endlich zu überwinden, dass er zu Gott Zutrauen fasst und sich mit ihm versöhnen lässt. In dieser Überwindung des Menschen durch die gekreuzigte Liebe schafft sich Gott sein Reich unter den Menschen. Was dem Gesetz nicht möglich war, nämlich den Menschen zu gewinnen für Gott, ist dem Kreuz möglich. Das Wort vom Gekreuzigten wird zur Magna Charta der Herrschaft Gottes. Gott handelt durch das Wort, er ist immer der Schöpfer, und im Kreuz erst recht.

Er handelt, aber zwingt nicht. Das wird uns wieder ganz deutlich am Kreuz. Das Kreuz ist, solange diese Welt besteht und der Gekreuzigte nicht wiedergekommen ist in Herrlichkeit, beides zugleich: Triumph des Menschen über Gott und Gottes über den Menschen, der Sünde über Gott und Gottes über die Sünde. Deshalb ist es auch Gottes Schwäche und Gottes Stärke, Torheit und doch Weisheit, Ärgernis und doch Aufrichtung. D. h.: es stellt uns vor die Entscheidung, und indem es uns vor die Entscheidung stellt, scheidet es die Menschen, es vollzieht ein unsichtbares Gericht, dem wir auf keine Weise entrinnen können. Auch wir haben die Freiheit, Christus mit zu kreuzigen als einen, der uns ärgerlich ist. Er lässt sich kreuzigen, wie das etwa heute ganz offensichtlich in Russland geschieht, er setzt sich nicht zur Wehr, wie er es auch damals nicht tat. Wo aber Verwerfung ist, da ist der Tod, der Tod des in seiner eigenen Gottesferne verkommenden Menschen, wo Glaube, da ist Leben, Leben durch den uns haltenden und mit sich selbst verbindenden lebendigen Gott.

##### 5.

Das ewige Wort Gottes. Gott in seinem Wort redet uns Menschen an, es heischt uns und beruft uns. Vielleicht wird es aus dem Vorherigen deutlich geworden sein, dass es sich hier nicht um eine Auseinandersetzung mit irgendeiner Lehre, Meinung, Weltanschauung



handelt, sondern um die strikte Alternative: Beugung oder Verwerfung, Glaube oder Unglaube.

Diese Entscheidung fällt aber nicht im luftleeren Raum, sondern in unserem Alltag, in unserem wirklichen Leben. «So jemand will des Willen tun», der mich gesandt hat, «der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei». Joh. 7. V. 17. Das Wort trifft uns nicht als Monaden im All, sondern hineingestellt in die Mannigfaltigkeit der Schöpfung, jeder an seinem Ort tausendfach gebunden an Menschen und Dinge, belastet und begabt durch Erbe und Besitz, Aufgabe und Verantwortung. Der Wirklichkeit, in der wir stehen, können wir uns nicht durch einen Fluchtversuch entziehen, wir sind ihr verhaftet. Ein Rückzug in beschauliche Stille, die ungefährlichere Welt des Gedankens ist Illusion. Wir sind Geschöpfe und als solche Teil der Schöpfung. Das ist das Gewaltige am Alten Testament, dass es Gottes Wort in eine wirkliche und deshalb wahre Welt hineindringen lässt und nicht in eine gedeutete und deshalb biutleere Welt. Dass wir in dieser Schöpfung stehend täglich entscheiden und verfügen müssen, Leben fördern und Leben hemmen, dass wir, dem Du gegenübergestellt, Ich sagen müssen, dass wir den andern lieben und hassen, das alles ist nicht etwa das Unwesentliche, hinter dem das Wesentliche etwa erst zu suchen wäre, sondern das und nichts anderes ist Leben. Und wäre das alles nicht da, so wären wir auch nicht da. Wir sind nicht Individuen, auch nicht, wie wir das lieber sagen, Persönlichkeiten, sondern wir sind, wie das ein Luther immer wieder zu sagen wusste, Väter und Mütter und Kinder, Befehlende und Gehorchende, Deutsche, Letten und Russen, d. h. immer Menschen, die nicht an sich da sind, sondern erst durch den andern, mit dem wir verbunden sind. Und diesen Menschen, diesen in der Totalität seiner irdischen Beziehungen stehenden Menschen fordert das Wort, redet es an. Es ruft ihn zwar heraus aus der Herrschaft des Fürsten dieser Welt und ruft ihn hinein in die Gemeinde (die ekklesia, die Herausgerufene), aber es nimmt ihn nicht aus dieser Welt, sondern lässt ihn da stehen in der Mannigfaltigkeit seiner Beziehungen zu dem Geschaffenen, ja es schickt ihn da erst recht hinein, indem es ihm den Blick öffnet für seine Verpflichtung.

## 6.

Der Totalitätsanspruch des Wortes ist die uns ständig beglei-

tende Beunruhigung des Lebens, wir können ihm nirgends ausweichen. Wir können uns ihm unterwerfen oder ihn ablehnen, aber wir können uns für keinen Augenblick und für kein Tätigkeitsgebiet dispensieren lassen. Paulus braucht für sich das harte Wort: Sklave, d. h. ein Mensch, der für sich keinen Willen haben darf. Das bringt die ungeheure Spannung in das Leben des Christen, eine Spannung, die gleichsam Himmel und Erde umfasst und die deshalb da ist, weil es eben Gott gefallen hat, in dieser Welt und nicht bloss irgendwo in den abstrakten Regionen des Geistes sein Reich, seine Herrschaft in Jesus Christus aufzurichten. Diese Spannung ist Christentum, und ohne sie kann es nicht sein. Dieser Spannung aber sich zu entziehen, den Anspruch des Wortes irgendwie harmlos zu machen, ihn auf bestimmte Sphären zu beschränken oder etwa in das Geistige zu sublimieren — das ist das unentwegte Bestreben des Menschen, denn der Totalitätsanspruch des Wortes ist ihm ärgerlich.

Solch ein Versuch, dem Totalitätsanspruch zu entrinnen, ist die Vergesetzlichung des Wortes. Aus dem Wort werden Worte gemacht. Das Leben wird in ein System von Fällen zergliedert und für jeden Fall, jeden Casus unter Berufung auf das Wort eine Regel aufgestellt, die erfüllt werden muss. Das Christentum wird zu einem dichten Zaun von Grundsätzen. Diese kasuistische Auffassung des Wortes ist fraglos ein Ausdruck dafür, dass der Anspruch des Wortes auf das gesamte Leben geahnt wird. Sie lehnt es ab, die Eigengesetzlichkeit bestimmter Lebensgebiete zu proklamieren, das ganze Leben ist dem Willen Gottes unterworfen. Was auf diesem Boden erwächst, ist fraglos eine sehr respektable Lebenshaltung, an deren Ernst nicht zu zweifeln ist. Und doch ist jede kasuistische Auffassung des Wortes — ganz gleich, ob sie auf dem Boden der jüdischen Synagoge oder der christlichen Kirche ersteht — letztlich ein Versuch, dem Totalitätsanspruch des Wortes auszuweichen. Hier wird aus der stets beunruhigenden Dynamik des Wortes eine beruhigende Statik gemacht: der Anspruch des Wortes, dessen man nie sicher sein kann, wird eingefangen in den Casus, wird zur Erstarrung gebracht in der feststehenden Regel. Die Spannung wird entladen. Der Gehorsam gegen das Wort bedeutet hier nicht Auslieferung des ganzen Menschen, sondern Leistung, die abschluten, man könnte sagen: dinghaften Charakter bekommt, wobei gerade



das Ich des Menschen sich dem Anspruch entzieht. Jesus hat gerade gegen diese Art der Entleerung des Wortes den schärfsten Kampf geführt. Die Bergpredigt ist ein Dokument dafür. «Es sei denn eure Gerechtigkeit besser als der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen». Matth. 5. V. 20.

Aber ebenso wie die Flucht in die Kasuistik, so ist auch ein anderer Ausweg angesichts des Anspruches des Wortes nicht möglich: ich meine die Proklamierung der Eigengesetzlichkeit bestimmter Lebensgebiete in dem Sinne, dass dem Worte lediglich Geltung für eine bestimmte Sphäre zugestanden wird. Die Kirche wird neben das Leben des Alltags gestellt, sie ist bloss Zufluchtstätte, deren man sich bedient, wenn danach ein Bedürfnis oder eine besondere Veranlassung besteht. Von diesem Standpunkt aus gesehen, wird der allumfassende Anspruch des Wortes als Übergriff auf ein fremdes Gebiet, als Störung empfunden. Aber die Absteckung solch einer Demarkationslinie ist letztlich doch ein vergebliches Unterfangen, sofern die Geltung des Wortes nicht überhaupt verneint werden soll. Hier wird Gott nicht ernst genommen. Er beruft uns durch sein Wort in seiner Schöpfung; Paradiesgärtlein der Frömmigkeit, höhere Sphären, in denen er zu finden wäre, sind eine Illusion. Das ist Selbstbetrug.

## 7.

Dem Totalitätsanspruch des uns anredenden Wortes können wir nicht entinnen, es sei denn, dass wir uns dem Worte ganz entziehen. Was aber bedeutet dieser Totalitätsanspruch?

Auch hier kommen wir nicht anders zu einer Antwort, als indem wir vom Inhalt des Wortes, der Gottesherrschaft ausgehen.

Gottes Herrschaft hat in dieser Zeit einen Widerpart, mit dem sie im Kampfe steht. In diesen Kampf ist der Mensch von Geburt an bis zu seinem Tode unweigerlich hineingestellt. Er muss Partei nehmen. Es gibt nirgends eine neutrale Zone, in die er auch nur für einen Augenblick flüchten könnte. Die Front geht mitten hindurch durch Kirche und Staat, durch Haus und Familie, durch jedes einzelnen Herz. Wir haben heute vielleicht wieder ein feineres Verständnis dafür, dass der Sinn geschichtlichen Lebens weder aus den Einzelvorgängen, noch aus ihrem Zusammenhang, ja überhaupt nicht vom Menschen her gesehen werden darf, sondern dass alles zeitliche Geschehen Auseinandersetzung überzeitlicher und überper-

sönlicher Mächte ist, — zwischen Gott und der Sünde, Christus und dem Widerchrist. «Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel». Eph. 6. V. 12. Wo immer der Zusammenhang mit Gott gelöst ist, wo immer der Mensch aus sich heraus sein Daseinsrecht ableitet und sein Handeln normiert, wo immer er sich oder Zeitliches absolut setzt, sei es in Beruf oder Haus, sei es in der Politik oder in der Kirche, wo immer solches geschieht, da setzt automatisch das Wirken des Andern ein, da ist der Mensch verfallen der Herrschaft der Sünde \*). Sünde aber tötet. Es ist ganz belanglos, welches Lebensgebietes sie sich als Wirkungsfeldes bemächtigt, sie tötet immer; sie kann garnicht anders, als Leben zerstören; Leben schaffen kann nur Gott. Nur wo seine Herrschaft ist, da ist Aufbau und Leben, auch wiederum ganz uneingeschränkt und allumfassend. In seine in Christus aufgerichtete Herrschaft des Lebens beruft Gott nicht anders als durch das Wort von Christus. Er handelt, er herrscht durch das Wort. Da seine Herrschaft aber auf das Ganze geht, so erhebt auch das Wort Totalitätsanspruch. Dort, wo Menschen im Glauben leben, handeln in Politik, Kirche, Haus, Beruf — da ist Leben. Seine Herrschaft ist Leben, deshalb bringt und schafft das Wort Leben, Leben inmitten der Verwüstung durch die Sünde.

Dieses Leben nimmt sich keiner. Gott selbst, sein heiliger Geist gibt es. Deshalb ist das Lied der alten Kirche wiederum in ganz besonderer Weise das Lied unserer Zeit: *veni creator Spiritus...* komm heiliger Geist, o Schöpfer du.... Ohne ihn finden wir uns nicht mehr zurecht. Die Verheissung Jesu Christi aber lautet: «So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten». Luk. 12. V. 13.

---

\*) Es ist selbstverständlich, dass eine gewisse Absolutsetzung zeitlicher Inhalte einfach Voraussetzung des persönlichen und vor allem auch staatlichen Handelns ist und sein muss. Nur so ist z. B. auch «Obrigkeit» im neutestamentlichen und reformatorischen Sinne denkbar. Die Grenze wird dort überschritten, wo um den zeitlichen Charakter dieser Inhalte nicht mehr gewusst wird. Im Übrigen müssen wir uns in diesem Zusammenhang auf diese Andeutung beschränken. Die Frage des wortbestimmten Handelns bedarf einer besonderen Ausführung.



# Die Eigenart der deutschen Bauerngemeinden Kurlands

*Von Paul Busch*

## 1.

Im Jahre 1908 begann der grosse Zustrom deutscher Bauern nach Kurland. Der Gedanke einer grosszügigen Ansiedlung deutscher Bauern aus Wolhynien und Polen bei uns in Kurland ist eng mit den beiden Namen Baron Manteuffel-Katzdangen und Silvio Broederich-Kurmahlen verknüpft. Während der Revolution von 1905 herrschte in der lettischen Landbevölkerung eine feindselige Stimmung. Ausserdem strömte damals die Landbevölkerung scharenweise in die Städte, wo sie in den Fabriken leichteren Verdienst zu finden hoffte. Die Bauern aus Wolhynien schienen einen vollwertigen, brauchbaren Ersatz für die lettische Landbevölkerung zu bieten, da ihnen der Ruf grossen Kinderreichtums und einer kirchlich-konservativen Gesinnung vorausging, — Eigenschaften, die dem lettischen Bauern verloren zu gehen begannen.

In der Hauptsache wurden deutsche Bauern im Hasenpothor und Goldinger Kreise angesiedelt, doch waren sie auch im Tuckumer und Mitauer Kreise vertreten und vereinzelt auch in Livland anzutreffen.

Heute sind sie in ganz Unterkurland bis nach Mitau hin zu finden. Sie sind in den bestehenden deutschen Stadtgemeinden eingepfarrt. Als ausschliessliche Bauerngemeinden bestehen heute in Kurland ausser Neuhausen mit den beiden Filialen in Niegranden und Wirgen die beiden kleinen Gemeinden in Gross-Autz und Landsen bei Windau.

Die Einstellung unseres Deutschtums diesen bäuerlichen Volksgenossen gegenüber ist keine einheitliche und eine nicht immer freundliche gewesen. Anfangs hatte man in sie grosse Hoffnungen gesetzt, die sich aber nicht immer in gewünschter Weise erfüllten, als es sich nämlich herausstellte, dass die deutschen Bauern aus Wolhynien in ihrer kulturellen Entwicklung dem lettischen Bauern nachstanden und ihre Arbeitsmethoden den hiesigen Anforderungen vielfach nicht entsprachen.

Vollends als Stütze des gefährdeten, um seine Existenz schwer ringenden Deutschtums im Lande wollte man sie nicht gelten lassen

und will es sogar heute bisweilen nicht tun. Man vermisst an ihnen den ausgesprochen völkischen Sinn, vermisst die Opferbereitschaft für die Heimat und das Volkstum und vergisst dabei, dass sie noch nicht einmal ein Menschenalter hier im Lande leben und dass sie vor allem eine Eigenkultur und Eigenart mitgebracht haben, die uns vielleicht fremdartig erscheinen und die wir nicht genügend berücksichtigen.

Will man unsere deutschen Bauern richtig verstehen und ihnen die entsprechende Aufgabe in unserer Kirche und Volksgemeinschaft zuweisen, dann muss man mit der Eigenart des Bauern im allgemeinen und unserer aus Wolhynien und Polen stammenden Volksgenossen im besonderen vertraut sein.

## 2.

Als Wesensmerkmal bäuerlichen Lebens ist der ausgesprochene Gemeinschaftssinn zu nennen im Gegensatz zum Individualismus des Städters und, damit in engstem Zusammenhang stehend, das treue Festhalten an den überlieferten Formen sittlichen und religiösen Lebens.

Was ist unter Gemeinschaftssinn des Bauern zu verstehen? Jedem, der mit Bauern in nähere Berührung gekommen ist, fällt ein deutlicher Unterschied im Wesen und in der Haltung auf. Dieser Wesensunterschied zwischen Stadtbewohnern und Bauern beruht auf einem Unterschied seelischer Art, auf einer andersartigen Seelenhaltung, die durch den besonderen Lebensrhythmus des bäuerlichen Menschen bedingt ist. Das gesamte Arbeitsleben des Bauern ist eingebettet in den Rhythmus der Natur und wird von diesem Ablauf der naturhaften Erscheinungen auf das stärkste beeinflusst. Schon der Wechsel der Jahreszeiten mit der Fülle mannigfacher Arbeit übt seine nachhaltige Wirkung aus. Nicht nur der Umstand, dass jede Jahreszeit verschiedene Arbeiten erfordert, schafft Abwechslung, sondern auch die Fülle von Kenntnissen, die jede Einzelaufgabe erfordert, nimmt das ganze Denken und Fühlen auf das stärkste in Anspruch. Der Landmann geht ganz in seiner Arbeit auf, er muss vielseitig sein und muss alle seine Sinne und Kräfte anspannen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Die Fülle verschiedenartigster Pflichten bringt es mit sich, dass eine Arbeitsteilung notwendig ist. Mann und Frau haben alle Hände



voll zu tun, um ihr Tagewerk zu verrichten, denn in einer Bauernwirtschaft ist es undenkbar, dass etwa der Mann allein alle Arbeiten verrichten könnte. Nirgends empfindet man das alte Bibelwort: «ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei» als so unbedingt zutreffend wie gerade im bauerlichen Leben. Der Bauer sucht sich daher eine Lebensgefährtin nach anderen Gesichtspunkten aus als etwa der Städter. Die Frau muss in erster Linie eine tüchtige Arbeiterin sein und durch ihre Mitgift die materielle Grundlage des Familienlebens sichern helfen. Die Liebe spielt bei der Eheschließung eine völlig nebensächliche Rolle, stellt sich aber in der Regel später von selbst ein.

Auch die Kinder sind willkommene Hilfskräfte im Betriebe, wenn sie das erforderliche Alter und die nötige Körperkraft erlangt haben. Sie lernen von klein auf überall tüchtig anfassen, wachsen in den Betrieb hinein und haben ständig an ihren Eltern den Lehrmeister. Die Autorität der Eltern braucht nicht erst künstlich anerzogen zu werden, sondern ergibt sich aus der natürlichen Überlegenheit in der täglichen Arbeit.

So wächst die Familie zu einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zusammen: der Vater als Haupt der Familie ist Respektperson, er teilt jedem die Arbeit zu und wacht darüber, dass in der Wirtschaft die Ordnung eingehalten wird. Man kann ruhig sagen, dass die Familie dem gesamten bauerlichen Leben sein Gepräge gibt, sie ist die Quelle, aus der unaufhörlich Lebensenergien strömen.

Der vielgerühmte Kinderreichtum der Bauern ist der sichtbarste Ausdruck dieser Lebenskräfte. Kinder bedeuten für den Bauern keine Last und keinen Luxus, sondern willkommene Arbeitskräfte, denn die Kinder fangen schon mit 8 Jahren an zu verdienen und sich nützlich zu machen. Darum werden Kinder häufig adoptiert. Der Kinderreichtum der Bauern ist eine Lebensnotwendigkeit mit durchaus egoistisch-praktischen Ursachen. Er ist eine ganz natürliche Erscheinung und beruht keineswegs auf einem einfältigen Fatalismus, der sich um die Zukunft keine Gedanken macht, hat aber auch nichts mit einem Idealismus zu tun, der sich etwa zum Ziel setzt, die Volksgemeinschaft mit einem möglichst zahlreichen Nachwuchs zu bereichern. Kinderreichtum ist nicht ein Mittel zum Zweck, sondern ist Selbstzweck, und Idealismus ist ein Begriff, den der Bauer nicht kennt.

Die Familie mit ihren mannigfaltigen Anforderungen, ihrer Arbeitsteilung, ihrer festen Ordnung ist die natürliche Grundlage einer jeden weiteren Gemeinschaft in Kirche oder Staat. Die Wertschätzung bauerlichen Lebens in unserer Zeit beruht gerade darauf, dass in ihm die Familie noch ihre erzieherische und bildende Kraft sich erhalten hat. Sie ist hier noch tatsächlich das Urbild jeder anderen Gemeinschaft.

Bei unseren deutschen Bauern ist dieser Gemeinschaftssinn ganz besonders stark ausgeprägt, weil sie, früher in geschlossenen Kolonien wohnend, eine Insel bildeten in einer fremdsprachigen und andersgläubigen Umgebung. Mit sicherem Instinkt suchten sie sich auch heute noch, wo sie geschlossen oder in Gruppen zusammen wohnen, einen Führer, der ihr gesamtes öffentliches Leben regelt. Er hält die Lesegottesdienste am Sonntag, er beerdigt die Toten, wenn der Pastor am Sonntag nicht abkömmlich ist. Er bestimmt die Reihenfolge, in der Fuhrwerke für die Kolonie zu stellen sind. Im allgemeinen liebt der Bauer es nicht, irgendwie hervortreten, sondern hält streng die üblichen Grenzen des Hergebrachten ein. Auch darin erweist er sich als Gemeinschaftswesen. Wenn jemand sich hervortun will, dann geschieht es nicht durch ein besonderes äusseres Gehaben in Lebenshaltung oder Kleidung, sondern vielmehr in der Anschaffung von guten Pferden und gutem Vieh, im Ankauf von Land oder sonstigem Besitz. Das Althergebrachte, die Sitte, aber auch die Unsitte werden streng eingehalten und spielen im häuslichen Leben eine grosse Rolle. In dieser konservativen Art liegt ja bekanntlich ein grosser Teil bauerlicher Stärke. Der Bauer arbeitet auf lange Sicht, er weiss, dass er sich nur langsam umstellen kann — das liegt am Wesen seiner Arbeit. Darum hält er an alten bewährten Methoden und Gewohnheiten fest, die früher einmal üblich und modern waren, jetzt aber schon längst überholt sein können.

Der Gemeinschaftssinn und das treue Festhalten an überliefertem Gut sind die Eigenschaften des Bauern, die heute im Vordergrund des Interesses stehen, weil sie die Voraussetzung zu einer bodenständigen Volksgemeinschaft bilden. Immer wieder tritt an uns die Frage heran, ob es möglich sein wird, solch ein bodenständiges, heimatverbundenes Deutschtum bei uns zu erhalten oder gar neu zu schaffen. Viele Hoffnungen setzen wir dabei auf unsere deutschen Bauerngemeinden.



Manchen mögen diese Hoffnungen als trügerisch erscheinen, denn sie meinen, dass unsere Bauern sogar heute an völkischen Fragen zu wenig teilnahmen und letzten Endes doch der Bauer zum Bauern halte, was in unserem Fall so viel bedeuten würde, dass der deutsche Bauer vom lettischen aufgesogen werde.

Es muss zugestanden werden, dass die alte Generation, die vor 25 Jahren hierher gekommen ist, für völkische Fragen wenig Verständnis zeigt. Das liegt vor allem daran, dass in der alten Heimat das Hauptgewicht darauf gelegt wurde, den evangelischen Glauben gegenüber der Staatskirche und dem römischen Katholizismus zu behaupten. Volkstum und Konfession fielen zusammen, so dass die griechisch-katholische Kirche gleichbedeutend war mit russischer Kirche und die römisch-katholische mit polnischer, während die evangelische alle Deutschen umfasste. In diesem konfessionellen Gegensatz waren Pastor und Lehrer die gegebenen Führer.

Obwohl die Vorbildung und die Kenntnisse dieser Lehrer äusserst dürftige waren und ihre Schüler dementsprechend eine mehr als mangelhafte Schulbildung genossen, so haben sie charakterlich und erzieherisch durch ihre aufrechte und rechtschaffene Art der Gemeinde das Rückgrat gestärkt. Diesen schlichten, treuen Lehrern verdanken die wolhynischen und polnischen Deutschen die Erhaltung ihres Volkstums. Auch heute noch gelten Kirche und Schule als Mittelpunkte alles geistigen Lebens, nur empfinden es unsere deutschen Bauern immer wieder schmerzlich, dass bei uns fast ausschliesslich nur Lehrerinnen sich zum Schuldienst melden. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Lehrerinnen untüchtig wären, im Gegenteil muss ihnen für ihre entsagungsvolle, aufopfernde Arbeit an der Jugend vollste Anerkennung gezollt werden. Es wäre aber unpassend, wenn eine Lehrerin Lesegottesdienste hielte, an Nottaufen und Beerdigungen schon gar nicht zu denken. Daher fehlt den kleinen Schulen ein wesentliches erzieherisches Moment, es fehlt der Führer, denn es ist leider nicht möglich, in jede kleine Landschule einen Lehrer zu setzen. Für unsere kleinen deutschen Landgemeinden wäre das von grosser Wichtigkeit.

Die nationalen Unterschiede in unserem Lande bei gleichzeitiger konfessioneller Übereinstimmung bilden eine gewisse Gefahr für unseren deutschen Bauern. Wenn nationale Fragen berührt werden,

dann hört man oft den Einwand, es sei doch kein Unterschied zwischen deutschen und lettischen Bauern, da sie doch denselben Glauben hätten und beide Teile des Lettischen mächtig seien.

Der wachsende Chauvinismus und die systematische Hetze in der Presse haben aber doch vielen die Gewissheit gebracht, dass auch nationale Momente schwer überbrückbare Gegensätze zu schaffen vermögen. Namentlich haben die Ehen national gemischter Paare bei vielen die Erkenntnis gebracht, dass Gegensätze vorhanden sind. Häufig hört man die Bemerkung: «zwei Gewissen ruhen nicht auf einem Kissen».

Die Gefahr des Aufgehens im Lettentum liegt namentlich dort vor, wo deutsche Bauern in völlig lettischer Umgebung wohnen und in abhängiger Stellung sind, weil schliesslich die Interessengemeinschaft zwingender ist als ideelle Gründe es sein könnten. Gross ist aber die Gefahr auch überall dort, wo der Wesenszug bäuerlichen Lebens, der natürliche Zusammenhang mit der Sippe, bei unseren deutschen Bauern Freundschaft genannt, sich lockert und der zersetzende Individualismus und Marxismus Eingang finden.

Der Marxismus ist der schlimmste Feind bäuerlichen Lebens, weil er alles natürliche Gemeinschaftsleben zersetzt und niederreisst und damit das Einzelindividuum seiner natürlichen Lebensgemeinschaft beraubt und haltlos macht. Solch ein Mensch hört auf im eigentlichen Sinne ein Bauer zu sein und wird ein hemmungsloser, friedloser Proletarier. Die deutschen Bauernsöhne und -mädchen, die kurze Zeit in der Stadt gelebt haben und dort vom städtischen Individualismus angesteckt worden sind, wollen nicht mehr aufs Land zurück in die festen Ordnungen des Familienlebens und des bestimmten Lebensrhythmus, wie er dem Landleben eigen ist. Damit berauben sie sich aber ihres festen Haltes und gehen uns meist in kurzer Zeit in sittlicher und völkischer Beziehung verloren. Naturmenschen sind hemmungsloser und unbeherrschter als Kulturmenschen, und darum erliegen sie der menschenverzehrenden Stadt viel leichter als diese. Das wissen unsere deutschen Bauern, und darum suchen sie diesen Gefahren zu begegnen, indem sie sich ihre Wohnsitze in der Nähe von Kirche und Schule suchen, wo sie Freunde und Nachbarn in erreichbarer Nähe haben.

Für uns ist es eine Lebensfrage, geschlossene Siedlungen zu haben, sonst gibt es nach weiteren 25 Jahren trotz des gewaltigen



Geburtenüberschusses unserer deutschen Bauern keine deutschen Gemeinden mehr auf dem Lande, wo sie eben noch bestehen.

#### 4.

Die zweite Lebensfrage betrifft den Ausbau unserer kirchlichen Arbeit auf dem Lande.

Man soll nicht meinen, dass der Bauer nur aus Vorliebe für das Althergebrachte an der Kirche hängt, sondern die Kirche ist für ihn eine Lebensnotwendigkeit. Wer seine Kirche aufgibt, der gibt sich selbst auf, das weiss jeder deutsche Bauer. Darum zahlen sie ihre Kirchenabgaben manchmal sogar eher als die Kommunalsteuern. Wenn in unserem Kirchenwesen ein jedes steuerpflichtige Gemeindeglied von seinen Einnahmen denselben Prozentsatz an Kirchensteuern zahlen würde, wie die deutschen Bauern es vielfach tun, dann gäbe es kein Defizit im Kirchenbudget. Dabei sind die ärmsten Gemeindeglieder oft die treuesten Steuerzahler. Ein wesentlicher Grund für das langsame Fortschreiten des nationalen Assimilationsprozesses ist in der Unkirchlichkeit unserer lettischen Heimatgenossen zu suchen. Denn unsere deutschen Bauern halten auf Kirchlichkeit, wenn ihre Religiosität auch oftmals einen stark pietistischen Einschlag aufweist.

Unser Luthertum erscheint manchem nicht streng genug oder auch zu nüchtern. Sie lieben starke Töne. Mitteldinge gibt es nicht, Mass zu halten verstehen die wenigsten. Infolgedessen sind viele Dinge, die wir für harmlos halten, bei ihnen streng verpönt. Das Gesetzliche in der Religion spielt eine grosse Rolle. Am Sonntag etwa eine Handarbeit zu machen gilt als arger Fehltritt, und manche Lehrerin oder Pastorin hat in dieser Beziehung ihre Erfahrungen machen müssen. Ebenso sind Vergnügungen wie Tanzen, Sport, Kino, Theater, Alkoholgenuss, Tabakrauchen und Kartenspiel verpönt. Es ist vorgekommen, dass Kinder sich geweigert haben, an einer Turnstunde teilzunehmen, weil sie es für unschicklich hielten. Es hat oft harte Kämpfe gekostet, um in den Schulen Weihnachtsaufführungen und Krippenspiele einzubürgern, denn Aufführungen von Stücken biblischen Inhalts werden vielfach als Gotteslästerung angesehen. Ausrufe wie z. B. «zum Donnerwetter» oder gar «zum Teufel» haben zu den unliebsamsten Auseinandersetzungen geführt. Der Teufelsglaube ist noch durchaus vorhanden, und zwar nicht als

Glaube an die Macht des Bösen schlechthin, sondern als Glaube an ein geschwänztes und gehörntes Wesen mit dem Pferdefuss. Der Aberglaube spielt eine grosse Rolle, und es kann vorkommen, dass ein Pastor als ungläubig verschrien wird, weil er gegen den Aberglauben kämpft.

In einzelnen Gegenden gibt es die sogenannte Gemeinschaftsbewegung für entschiedenes Christentum, jetzt unter dem Namen «Gemeinschaftshilfe» auch bezirksgerichtlich registriert. Obwohl sie ihre Mitglieder statutenmässig verpflichtet, bei der Kirche zu bleiben und kirchliche Arbeit zu leisten, kann sie doch auch zu einer Spaltung innerhalb der Gemeinde führen, indem sie sich als die wahre Kirche fühlt. Wenn es gelingt, in entsprechender Weise die Führer der Gemeinschaftsbewegung davon zu überzeugen, dass eine Absonderung von der Kirche nicht im evangelischen Sinne ist, dann kann diese Bewegung auch durchaus positive Arbeit leisten und zu einem Weckruf in der Gemeinde werden. Ausschlaggebend wird immer die Stellung zur Abendmahlsgemeinschaft sein müssen. Wo diese gestört wird, da ist keine Zusammenarbeit möglich.

Eine grosse Bedeutung für die Pflege kirchlichen Lebens auf dem Lande haben die Bibelstunden, weil sie einen ungezwungeneren und anheimelnderen Charakter tragen als die Gottesdienste in der Kirche. Es erscheint heute als unerlässliche Pflicht, die Gemeindeglieder aufzusuchen und ihnen das Wort Gottes zu bringen. Leider sind die Pastoren aber als Lehrer mit oft über 30 Wochenstunden so stark belastet und auch durch den Mangel an geeignetem Fahrzeug behindert, dass diese Arbeit viel Zeit und Kraft erfordert. Es ist eine Notlage, in der wir uns befinden, denn von der Schule können wir uns nicht freimachen. Wie soll ein verheirateter Pastor auch bei denkbar primitiven Ansprüchen mit 100 Lat monatlich existieren? Eine wesentliche Hilfe wäre es, wenn es gelänge, in jede Landschule einen Lehrer zu setzen, der bereit und fähig wäre, seiner Schulgemeinde auch mit dem Worte zu dienen.

Wichtig erscheint die Regelung dieser Schulfrage vor allem im Hinblick auf unsere schulentlassene Jugend, die dringend einer Führung bedarf. Die landische Jugend ist nicht imstande, sich selbst zu organisieren und sich selbst zu regieren, sie will geführt sein. Wer da meint, dass der Lehrer hierzu nicht berufen sei, weil die Jugend kein Vertrauen zu ihm habe, der überträgt städtische Verhältnisse



unbedenklich aufs Land und zeigt damit, dass er das Wesen des landischen Menschen nicht erfasst hat und Einzelfälle verallgemeinert. Unsere schulentlassene Jugend auf dem Lande ist bildungsfähig und strebsam, sie ist dankbar für alle Anregung, die sie empfängt, für jeden Dienst, der ihr erwiesen wird. Unsere Jugend auf dem Lande ist nicht mehr ein fremder Volkskörper, sondern ist heimatverbunden. Wir müssen uns nur hüten, unsere landische Jugend in die Stadt verpflanzen zu wollen. Es ist viel wichtiger, dass unsere jungen Leute im Lande feste Wurzeln schlagen, als dass sie als Dienstboten in die Stadt ziehen, um uns dort doch schliesslich verloren zu gehen. Die alten Bauern haben dafür einen sicheren Instinkt. Schon mancher Vater hat seinem Sohne dringend geraten, er soll in der Stadt nicht «verbalten», d. h. im Individualismus unserer Stadtkultur die Eigenart bäuerlichen Wesens verlieren. Wir sollten uns hüten, unserer landischen Jugend zuzureden, die Mittelschulen in der Stadt zu besuchen, es sei denn, dass sie selbst den Drang dazu verspürt. Sonst fördern wir die Halbbildung und züchten wurzellose Individuen, die für das Landleben verdorben sind und in die sogenannten gebildeten Kreise nicht hineinpassen.

Die Fragen um unsere Zukunft beschäftigen den Landbewohner schon seit geraumer Zeit, nur pflegt er nicht erst lange zu reden, ehe er handelt, sondern tut still und selbstverständlich, was die Aufgaben des Tages erfordern. Diese Aufgaben sieht er vor allem darin, dass Kirche und Schule ihm zugänglich sind, dass er Land unter den Pflug bekommt, dass er seinem Wesen entsprechend seiner Arbeit nachgehen kann. Wo ihm von Volksgenossen in diesen Lebensfragen Unterstützung gewährt wird, da fühlt er sich verstanden und ist dankbar.

Unser deutsches Kirchenwesen hat unter der tatkräftigen Leitung unseres Bischofs von Anfang an die ungeheure Wichtigkeit der kirchlichen Sammelarbeit erkannt und unermüdlich dahin gewirkt, dass jeder deutschen Familie auf dem Lande das Gotteswort in der Muttersprache zugänglich und das Gemeinschaftsbewusstsein in gemeinsamer gottesdienstlicher Feier gestärkt werde. So hat unsere Kirche die notwendige Vorarbeit geleistet und den Rahmen geschaffen für eine erfolgreiche Volkstumsarbeit auf dem Lande.

Wenn Pastoren und Lehrer und jedes einzelne Glied unseres Volkskörpers bereit sein werden, bäuerliche Wesensart als eigen-

ständige Lebensform anzuerkennen, zu achten und ihr zu dienen, dann wird bodenständiges Deutschtum auf dem Lande wieder erstehen. Ohne diese grundsätzliche Einstellung werden wir den Zusammenhang mit dem Lande endgültig verlieren.

## Deutsche Wandlung und geistige Entscheidung

*Von Rudolf Craemer*

### I

Die Umwälzung Deutschlands von 1933 ist auch in ihrer unmittelbar politischen Bedeutung nur verständlich als ein geistiges Geschehen, welches das Gesamt des nationalen Daseins durchdringt und verwandelt und in seinem bisherigen Verlaufe nur als ein Anfang betrachtet werden darf, dessen Sinn und Ergebnis sich erst im Fortgang einer ganzen Zeit erweisen kann. Dies wird gemeint, wenn das Wort Revolution mit Pathos ausgesprochen wird. Es ist die einleuchtendste Losung für den Kampf der Jugend in den letzten Jahren gewesen, es soll die Bewegung und Leidenschaft dieser hingebungsvollen und einsatzfreudigen Jugend fortzeugen, zum Schrecken der Anhänger des Gewesenen, damit das Alte nimmer wiederkehre.

Das deutsche Ereignis erscheint uns damit zunächst als Erhebung der Jugend und Eroberung des Staates durch sie. Und wir finden solche Auffassung bestätigt, beobachten wir, wie nach 1918 sich folgerichtig Schlagwort und Lebensform einer «jungen Generation» wider das Bestehende erhob. Der nationalsozialistische Durchbruch gehört zweifellos in den Zusammenhang dieser geschichtlichen Bewegung, aber weder kann seine Macht aus den Kräften jener geistigbewussten jungen Generation und ihrer Kreise verstanden werden, noch lässt er sich überhaupt stärker als es mit jeder neuen geschichtlichen Wirklichkeit geschieht, unter dem Begriff des Alterswechsels fassen. Seit der Kern von Gesinnung und Überzeugung, den eine ganze unverbrauchte und unverzagte Schicht von Deutschen durch fünfzehn Jahre den Losungen von Weimar, den Tatsachen von Versailles entgensetzte und neu in diesem Ringen sich erwarb, durch den Sieg des Volksführers zur ausschliesslichen Gültigkeit für die neue deutsche Lebensordnung erhoben worden ist, lässt sich die deutsche Wirklichkeit nicht unter dem Gegensatz von jung und alt be-



greifen, sondern allein mit der Frage, was nationalsozialistisch sei und was nicht.

Viele Beobachter verfallen dem Irrtum, als stünde Deutschland heute unter der Knechtschaft einer Doktrin, als wäre es die gewaltsame Befestigung eines Parteiprogramms, womit der neue Staat seine Gesinnung zur Geltung brächte. Gewiss ist der nationalsozialistische Durchbruch die politische Machtergreifung einer geschlossenen Führung und organisierten Masse, welche keine andere Gewalt neben sich anerkennt. Gewiss auch sind bei der Befestigung einer einheitlichen politischen Herrschaft zunächst junge Bewegungen und Kräfte ebenfalls unterdrückt worden, weil sie von der siegreichen nationalsozialistischen Gefolgschaft abgesondert waren. Indessen das geschlossene Gefüge des nationalsozialistischen Staates erfüllt sich selber mit den Gehalten, welche seit dem Weltkriege erkämpft worden sind. Ist doch der Nationalsozialismus nicht aus seiner äusserlichen Masse und Gewalt zu verstehen, sondern als Inbegriff der Bewegung, welche die Deutschen seit dem Zusammenbruch ergriff und durch die Mächtigkeit eines hinreissenden Führers die Massen binden, die Volksgesinnung formen, den Staat mit einem Zuge an sich reissen konnte.

Die Partei ist nun Grundlage der politischen Herrschaft und vertritt daher den Anspruch ausschliesslicher öffentlicher Geltung. Im Nationalsozialismus aber geht die Bewegung weiter. Was die jungen Kräfte über die Gruppierungen der Weimarer Republik hinweg als Bekenntnis und Haltung erworben hatten, erhebt den Anspruch und sucht die Form dauernder Verwirklichung, die noch nicht beschlossen ist, sondern entsteht. Gerade weil der Nationalsozialismus keine Doktrin ist, sondern Bewegung, Leidenschaft und Gesinnung, deswegen ist die deutsche Weltanschauung und Daseinsform heute etwas werdendes, dessen Gestalt gesucht wird. Das Menschentum, das in Jahren der Verzweiflung den deutschen Geist rein und lebendig hielt, das von Frontkämpfen her die Voraussetzungen neuen Staates, wahrer Volksgemeinschaft darstellte und klärte, dieses innerlich bewährte Menschentum bleibt berufen, im Dienste des nationalsozialistischen Staates sich um die dauernden Gehalte unseres zukünftigen Reiches zu mühen.

Deutschland also ist in Bewegung. Ist das öffentliche Dasein unter die neue Herrschaftsform gebunden, so besteht seitdem die Auseinandersetzung mit der Not und den Daseinsfragen. Wenn am Erfolge im Alltag der Bestand der neuen Ordnung hängt, so rechtfertigt sich

auch das Wagnis grosszügiger Unternehmungen und Versuche, damit unter tausend menschlichen Irrtümern und Missgeschicken das Wesentliche und Notwendige geschieht. Innerlich war die fast widerstandslose Gleichschaltung zwar ein sicheres Zeichen für die Reife der Zeit, aber es bleibt nun auch alles zu tun, um die Durchdringung aller Lebensverhältnisse mit einem Geiste, echtem Geiste zu erwirken.

Dieser Verlauf der Entwicklung bezeugt den Vorrang des Politischen im heutigen Deutschland. Der Staat und seine Willenseinheit ist Ort der Entscheidung, und von ihm aus soll sich das Volksdasein erneuern. So ergeben sich zuerst bestimmte öffentliche Ordnungen und Masstäbe, an deren Strenge sich die Fülle des Lebens ausrichten und anknüpfen soll. Die Geltung der Nation, des Führertums, des Blutes, der Sitte und der Gemeinschaft wird zunächst in grundsätzlichen Formen und Satzungen befestigt. Hier gilt Befehl und Gehorsam, wirkt öffentliche Gewalt. Die Freiheit geistigen Strebens und Wollens ist derart gebunden und soll sich auf der Unverbrüchlichkeit solcher Ordnung erst begründen.

Eben das entspricht der tiefsten Einsicht, mit welcher die junge deutsche Bewegung den Geist von 1918 überwand. Wir kamen aus jenem Zusammenbruch, dessen Grund ein innerlicher war, das Versagen des Glaubens an die Wahrheit der eigenen Sache. Wir lernten, dass eine Weltanschauung, die mit der Duldung fremder Meinungen begann und hinter jede Lehre und jeden Begriff ein Fragezeichen schrieb, uns auch wehrlos machte gegen die Zersetzung des eigenen Lebens und den Einbruch feindlicher Ideologie. Wer Wahrheit meint, kann zwar bescheiden wissen, dass er als Mensch beständig irrt, aber er kann nicht grundsätzlich die entgegengesetzte Meinung als gleichberechtigt anerkennen. Und gibt es Wahrheit, was zumindest die Voraussetzung aller Weltanschauung sein muss, dann ist auch geboten, das gesamte Dasein ihr gemäss zu führen und zu ordnen. Gesinnung und Überzeugung lässt sich mit Gewalt weder hervorbringen noch überwinden, aber der Kampf der Geister um die Gestaltung des Lebens wird immer ein Streit der Männer sein. Dieser Kampf stellt freilich die letzte Entscheidung nicht menschlicher Einsicht, sondern göttlicher Vorsehung und Geschichte anheim. Die gewaltsame Auseinandersetzung mit dem Gegner bedingt geradezu dessen Achtung, die Würde solchen Streites und dieser Gewalt ist darin beschlossen, dass der Mensch wieder mit seiner vollen Existenz für sein Denken,



Tun und Glauben eintreten muss, dass dem Geist wieder Recht und Pflicht zum Einsatz des Lebens zugesprochen wird.

So verliert Gesinnung und Lebenshaltung des einzelnen den privaten Charakter, wird öffentlich verpflichtet und gebunden. Je mehr sich diese Bindung verwirklicht, desto deutlicher muss sich ihr zukünftiger Sinn enthüllen. Es ist Härte gegenüber der persönlichen Freiheit, aber die geschlossene öffentliche Daseinsform der neuen Gemeinschaft erhebt einen jeden, der sie erfüllt, auch zum Träger des deutschen Geistes, zum Repräsentanten der Nation.

Darum ist es höchst natürlich, wenn zunächst das neue Werden Deutschlands ganz vom Kampfe gegen den Liberalismus in allen seinen Formen bestimmt ist. So kann Recht wieder die Kraft des Gesetzes, Erziehung den Ernst der Zucht erlangen. Auch die ursprünglichen Entfaltungen der schaffenden und formenden Seele, Kunst und Wissenschaft, sollen dem blossen Genusse, der abgesonderten Bildung und zerflossenen Vielheit enthoben werden, damit an ihnen Form und Stil des neuen Lebens bewusst und sinnbildlich gestaltet werde. An dieser Stelle wird klar, dass die strengste Bindung ihren Sinn nur als Voraussetzung einer neuen Freiheit, einer noch unerschlossenen reifen Entfaltung unseres volklichen Wesens gewinnen kann. Dies ist die Hoffnung auf kommende Zeit und ihr Geschlecht.

## II

Die Einheit, in welcher sich Bindung und Bewegung des Deutschtums heute findet, ist das Volk. Zunächst erscheint das deutsche Geschehen damit nur als Vollendung der grossen Verschmelzung und Verkörperung, welche die deutsche Nation im 19. Jahrhundert durch die Gewinnung ihres Staates erfuhr. Hitler ist der Erbe Bismarcks: wenn der deutsche Partikularismus und das Parteiwesen zerstört wird, so erfüllt sich nur nach dem Zusammenbruch, was Bismarck vergeblich erstrebt. Die zersetzenden Kräfte, deren Wirksamkeit das äusserlich-politische Geschick von 1918 herbeigeführt, fallen der Vernichtung und Rache anheim. Aber sehen wir auf den Ursprung dieser Überwindung, auf die Gesinnung und Macht, welche das möglich werden liess, so erkennen wir in der Wirklichkeit der Idee «Volk» einen neuen Sinn.

Das Volk ist für Deutschland nicht mehr die freie Verbindung gleichstrebender Menschen, ein «ständiges Plebiszit,» es ist auch nicht nur die Kulturgemeinschaft der Sprache, in welcher sich findet was geistig zusammengehört, sondern Volk bedeutet uns eine unauflös-

liche Gemeinschaft aus unerforschlichen Ursprüngen des geschichtlichen Schicksals. Der Anspruch, den das Volk an den Menschen stellt, ist deshalb so unabweisbar, weil er mit ihm geboren, seinem Verstand und Ermessen entzogen ist, weil im Wesen des Volkes die Art bestimmt ist, aus welcher allein der einzelne seinen eigenen Charakter gewinnen, sein Wesen erfüllen kann.

Deswegen wird die Einheit der Gemeinschaft dort gesucht, wo das überpersönliche Schicksal erkennbar scheint, im Bluthaften, im Ausdruck alles dessen, was der Name Rasse zusammenfasst. Zweifellos muss eine oberflächliche Auffassung der Blutsgemeinschaft bei der tierhaft-körperlichen Natur des Menschens verharren und Zoologie bleiben, um Spenglers boshafte Wort anzunehmen. Aber wenn wir begreifen, dass Blut und Art nicht messbare Erscheinungsformen und berechenbare Zuchtziele sind, sondern Erbe und Anspruch einer selbstverständlichen Verbundenheit von Geist und Leib, dann werden wir uns einer strengen Bestimmung und Aufgabe des einzelnen und der Gesamtheit bewusst. Wir sehen, wie die Wesensgemeinschaft des Volkes kein ausdenkbares Wunschbild, sondern eine geschichtlich gewordene Wirklichkeit ist. Auch darin ist das Volk für uns alle schicksalhaft, dass es nicht reine natürliche Gestalt, sondern lebendig gewachsene Vielfalt ist, aber wir spüren, wie sehr die Kraft und Reinheit unseres Wesens an die natürlichen Ursprünge gebunden ist. So bleibt das Volk sich selber Forderung und Zukunft, indem es sich auf seine Wurzeln besinnt. Wir werden wieder auf die natürlichen Lebensordnungen verwiesen. Die echte Natur von Mann und Weib, die auf körperlich-geistiger Verschiedenheit beruhende Einheit und Ordnung der Ehe, die öffentliche Geltung der Familie und der Anspruch der Gesamtheit an Art und Zucht ihrer Kinder, das sind die strengen Lebensinhalte, deren erneuerte Bedeutung aus der Blutsgemeinschaft erfahren wird. Der Mensch gewinnt seine Würde von der Geschlechterkette, indem er Ahnen und Enkeln verantwortlich zunächst ist.

Am sichtbarsten erscheint in diesem Bereiche der Gegensatz eines neuen Geschlechts wider die Zuchtlosigkeit einer jüngsten Vergangenheit, welche das körperhafte Dasein unter dem Vorwande geistiger Freiheit jeder öffentlichen Verantwortung und sittenhaften Ordnung entzog. Schon dieser Zusammenhang hebt die grundsätzliche Forderung der Rasse über den Vorwurf des Materialismus hinaus, so sehr die Nachkommen einer ehrfurchtslosen Naturwissen-



schaft sich ihrer mit Geschrei bemächtigen. Gerade weil Blut und Leib nicht gemacht und auch nicht schlechtweg gezüchtet werden können, darum gelten sie für das Volk, und darum ist auch eine Haltung berechtigt, welche den Fremden ausscheidet und die Reinheit des eigenen Wesens wiederherzustellen trachtet. Wenn das Deutschtum eines Menschen nicht Wille, sondern Schicksal ist, dann steht es der Gesamtheit zu, Freund und Feind, Kind und Fremdling anzuerkennen oder auszuschliessen. Sie ist dafür mit der höchsten Verantwortung vor ihrer eigenen Geschichte und Zukunft beladen und wirkt ihr eigenes Unheil, wenn sie Schein für Sein, Zufall für Wirklichkeit nimmt, unrecht entscheidet. Die staatliche Wendung wider das Judentum ist grundsätzlich unanfechtbar. Sie entspringt ja nicht einer Doktrin, sondern einer elementaren Volksbewegung. Sie wäre nicht möglich, wenn nicht seit der Emanzipation die Judentum ein Fremdkörper im deutschen Leben geblieben wäre, wenn nicht geistige und wirtschaftliche Repräsentanten des Judentums sich zu Trägern der liberalen Auflösung gemacht, den marxistisch-revolutionären Kampf gegen die Lebensgrundlagen des Volkes geführt und sich als freie Gäste ohne Schicksalsbindung an das Deutschtum dargestellt hätten. Die Tragödie der jüdischen Nation als geschichtliches Gericht über die Verfolger des Heilands wird von uns durchaus mit Ehrfurcht angeschaut, es ist vielleicht der erhabenste Beweis des Volksschicksals, den wir kennen.

Volk also ist ein Lebendiges, geworden und werdend, es ist kein Gebilde der Gleichheit, und darauf beruht die Möglichkeit und das Recht dessen, der aus geschichtlicher Wirklichkeit Deutscher ist, im Deutschtum erkannt und erhalten zu werden. Inmitten und am Rande der Gemeinschaft gibt es Grenzen des Lebens, wo sich neue Verbindung, Scheidung und Wachstum vollzieht. Und gerade darin bewährt sich die rechte innere Festigkeit der eigenen Art, dass sich die Nation nicht als erstarrte Einheit, sondern als unvollendete junge Gemeinschaft begreift und bewährt, indem sie sich ihren Daseinsraum erwirbt.

Die Lebendigkeit des Volkes aber weist sich uns vor allem in seinem inneren Gefüge; und das ist die andere grosse Erfahrung der deutschen Erneuerung. Die Nation ist in ihrer Gemeinschaft auf Ungleichheit gebaut, weil sie den Menschen ja nicht gedanklich erfasst, bloss nach seiner Deutschheit, sondern den wirklichen Menschen, welcher als Mann oder Frau, vor allem aber beruflich-

ständig bestimmt seine Stelle im Werk der Gesamtheit hat. Die Wirklichkeit des Volkes ist die Geschlossenheit und Gesundheit seines alltäglichen Daseins, und wo Freisinn und Wettbewerb der blossen wirtschaftlichen Gesellschaft den Alltag der Gesamtheit dem Klassenkampf preisgegeben hat, wo erstarrte Formen einer politisch-wirtschaftlichen Hierarchie den unmittelbaren Ausgleich der Schichten und den Geist des Ganzen übermocht haben, da ist kein Volk mehr. Die Nation bildet sich daher nicht so sehr durch die einfache Gemeinsamkeit der Selbstbehauptung und des Willensdranges nach aussen, sondern diese Gesamtfreiheit und Geltung wird erst wahrhaft möglich, wenn das Volk das innere Gefüge erlangt, das seiner geborenen Art und geschichtlichen Werden entspricht und seinem Raume gemäss ist. Die Nation verwirklicht sich durch die Volksordnung ihres Alltags. Volksordnung aber ist immer ein ständisches Gefüge, keine formlose wirtschaftliche Gesellschaft, auch keine erdachte Hierarchie, sondern diejenige Fügung der Lebensschichten in Führung und Unterordnung, Einung und Mannigfaltigkeit, welche den gegebenen Kräften und Aufgaben volklichen Daseins entspricht. So erleben wir heute die Wiederherstellung öffentlicher Geltung des Landes, des Bauerntums. Die Volksordnung kann daher nie eine endgültig starre Satzung sein, sondern bedeutet das zwingende gliedernde Gebot der Ganzheit, welches die lebendigen Gruppen und Bestrebungen zusammenhält, sie lebt dort, wo der Geist der völkischen Gemeinschaft leidenschaftlich und strenge die Gesamtheit der Menschen beherrscht. Hier wird noch deutlicher als bei der natürlichen Bestimmung der Art erkennbar, dass Volk sich nur unter der Herrschaft eines sinnvollen Willens zu erfüllen und zu erhalten vermag.

Volksart und Volksordnung aber erfahren ihre unmittelbare Bestimmung nicht nur aus sich selbst, sondern zugleich aus der irdischen Aufgabe, die ihnen zugewiesen ist, die Nation erkennt sich an ihrem Raume, von dem ihr Wesen und Wachstum geprägt, ihr Wille gerufen ist. Der Raum ist der Boden als Nahrung und Heimat, es ist die Erde, welcher der Mensch entstammt, die aber alsbald auch durch menschliche Tat fruchtbar geworden ist. Der Lebensraum eines Volkes ist immer geschichtlicher Raum, ist Vaterland und Werkbereich, und gerade auf dieser wechselseitigen Verbundenheit beruht die Verpflichtung des Volkes gegen den Boden und sein Anspruch daran. Die Erfahrung des Bodens erweist sich wiederum doppelt. Sie gilt für das innere Dasein der Nation als Bestimmung



der Landschaft, an der auch die Blutsgemeinschaft ihre stammesmäßige Gliederung erkennt, als Landschaft, von welcher die Vielfältigkeit der Arbeit und Lebensführung innerhalb des nationalen Gemeinwesens bestimmt wird. Der Raum aber ist zugleich der Ort steter Begegnung mit fremdem Menschentum, im Kampfe und in der Schicksalsverbundenheit von Völkern. Volksordnung verweist auf die Notwendigkeit der Völkerordnung, denn indem ein Volk sich selber als solches erlebt, wird es ihm möglich, die Haltung anderer Nationen in ihrer Volkheit zu begreifen.

Es wird nun deutlich, wie sehr dem Bewusstsein des heutigen Deutschen die gestrigen Begriffe von Staatsnation und Kulturnation versinken. In ihnen war die Wirklichkeit und Wesenheit des Volkes als Einheit und Ganzheit ausgelöscht, weil neben der wirtschaftlichen Gesellschaft, die das vergangene Jahrhundert bestimmte, nur der staatliche Einheitswille als Nation oder der sprachlich-geistige Gemeinschaftsdrang als Kulturvolk sich geltend machen konnte. Einer Gesinnung, welche im Politischen den Kern und die Einung des Lebensganzen erkennt, werden solche Scheidungen sinnlos. Das werdende deutsche Bewusstsein geht darum von der Mitte einer politischen Volksordnung aus, durch welche Art und Geist dem Raume vermählt wird. Der neue Begriff der Nation, die politisch bewusste und gestalthafte Volkheit, ist darum gegeben in der Idee eines völkischen, eines deutschen Sozialismus.

Wenn die Jugend dieses Wort aus dem Erbe des 19. Jahrhunderts sich erobert hat, so beansprucht sie damit zugleich die Antwort auf die ungelöste Frage vergangener Zeiten und die Überwindung der Revolutionsprinzipien von gestern. Denn hier handelt es sich eben um den Sozialismus der Volksgemeinschaft, welcher jeden Klassenkampf vernichtet. Der Träger dieses Sozialismus ist deshalb notwendig der Staat. Von ihm geht die Bindung und Formung der Volksordnung aus. Daher waltet sein Wille und Plan über der Wirtschaft. So erweist sich der neue deutsche Sozialismus dem geschichtlichen Blicke freilich als die nationale Gestaltung, welche Bismarck im Kampfe um die Sozialpolitik vergeblich gesucht und gefordert, aber wir erkennen auch die vollkommene Berechtigung der politischen Jugend, wenn sie den Menschen, welche gestern redlich national und sozial gewesen sind, durchaus nicht den nationalsozialistischen Geist zuerkennt. Denn es kommt ja eben nicht auf die richtigen oder wohlwollenden Absichten an, sondern auf die Einheit der

Schau, des Wollens und der Tat, aus welcher die neue Wirklichkeit des Volkes erst werden soll.

Mögen die Gedanken noch so sehr in Gärung sein, der wahrhafte Grund aller Volkseinheit ist im Handeln bereits ergriffen, nämlich der Staat. Er ist uns nicht Rechtsform, Gebietsorganisation, Schutzbau, sondern der Inbegriff an Hoheit, Willen und Kraft, von dem aus die Einung des Volkes sich vollzieht. Indem wir das Volk als Ordnung erfassen, spüren wir schon die Notwendigkeit eines herrschaftlichen rechtlichen Willens, der Ordnung bringt und darstellt. Und es ist dieselbe Gewalt der Führung und Hoheit, des Dienstes und der Formung, des Bundes und der Gliederung, durch welche Wesensgemeinschaft, Arbeitsgefüge und Lebensraum in geschichtlicher Tat verschmolzen werden. Denn die natürlichen Ordnungen des Lebens wachsen dem Menschen nicht zu, sondern er muss dafür in Pflicht genommen werden, sein Widerstreben muss gebändigt, seine Selbstsucht unterworfen und gestraft werden, ehe er erfüllen kann, wozu er geboren ist. Im Staate erst wird der Mensch seines Daseins würdig und die Nation Trägerin der Weltgeschichte.

Dieser gewandelte Sinn des Staates aber muss auch dahin führen, jene Schwierigkeit zu beseitigen, welche bisher aus der Verschiedenheit zwischen dem Siedlungsraum eines Volkes und dem Gebiet einer Regierung erwuchs und den Nationalstaatsbegriff hoffnungslos verstrickte. Unlösbar ist der neue Staat auf das Volk verwiesen, aus dem und für welches er lebt. Aber da die Ganzheit einer Nation nicht in den bestehenden Grenzpfählen bleibt, wendet sich die Raumfrage des Volkes zur Aufgabe des Völkerraumes. Die Völkerordnung ist ein im höchsten Sinne staatliches Gebot. Die neue politische Gesinnung führt nun hier zu einer gewandelten Auffassung der Völkerbeziehungen überhaupt. Die Absage an das Genfer System ist keine taktische Massnahme, sondern sinnbildlich für eine grundsätzliche geistige Entscheidung. Es ist die Abkehr vom Wahne, als könne Schlichtung und Befriedung der Völkerspaltung in einem neutralen Bereiche gefunden werden. Wer den Frieden der Völker will, muss die Wirklichkeit ihrer Gegensätze, den echten Grund ihres Kampfes bejahen, ebenso wie der soziale Frieden innerhalb der Volksgemeinschaft nur auf klarer Einsicht in die bestehenden Klasseninteressen beruhen kann. Aber über den Völkern, den letzten geschichtlichen Lebensseinheiten, kann es keinen irdischen Richter geben. Um hier zu urteilen und zu entscheiden, bedürfte es überzeitlicher und über-



menschlicher Weisheit. Der Versuch einer solchen weltumfassenden Rechtsgewalt muss zum äussersten Unrecht führen, denn wer so die Geschicke der Menschheit bestimmen will, nimmt auf sich das Walten der göttlichen Vorsehung, das Amt des Jüngsten Gerichts. Der Welt-erlöser wird zum Antichrist; und keinem Geschlechte ist dies so unvergesslich gegenwärtig als uns, die wir unter dem Fluch von Versailles leben. Uns ist in den bitteren Jahren auch der Gedanke der Internationalität zerbrochen, die Vorstellung, als sei das Wohl der Völker in einer allgemeinen Gesetzlichkeit begriffen, welche durch einen Areopag der Welt wahrnehmbar wäre, als könne der Schieds-spruch fremder Neutraler die Lebensnot der Kämpfe um Raum und Freiheit schlichten. Wir spüren, dass es hier einer anderen Gerechtigkeit bedarf. Die Aufgabe fällt an den Staat zurück.

Der Staat als sittliche, tathafte Hoheit und Ordnung ist wehrhaft zum Kriege, sein Wesen beruht auf der Notwendigkeit der Gewalt und des Streits, aber sein Sinn ist der Friede nach innen wie nach aussen. Nichts führt deutlicher auf diese Wahrheit als die räumliche Verflechtung der Völker, deren geschichtliche Grenze keine endgültige nationalstaatliche Abschliessung zulässt. Weder die Einseitigkeit des Nationalstaats, welcher unter der Fahne der Demokratie fremde sogenannte Minderheiten unterdrückt, noch die internationale Formalität eines immer wieder gebrochenen Minderheitenrechts kann hier helfen. Vielmehr entsteht Friede nur aus der unmittelbaren Begegnung der Völker in ihrer staatlichen Führung, aus der gemeinsamen Erkenntnis der Schicksalsverbundenheit durch Nachbarschaft und geschichtliche Verflechtung. Eine solche Auffassung vermag die aussen-siedelnden Volksgruppen als vermittelnde, verbindende Glieder der Nationen und ihrer Staaten zu würdigen.

Es ist wiederum keine Umbildung der äusseren Verhältnisse, sondern eine tiefe Verwandlung des Menschentums, welche vor sich geht. Die Rückkehr zum Ursprünglichen mit all ihren Folgen, mit der Erhebung des Landes gegen die Stadt, mit dem Eintritt der bündisch geformten Bewegung in die staatliche Herrschaft, mit dem Ansatz zur geschlossenen Formung aller Lebenskräfte unter ein inneres Gebot ist frei vom Schwärmertum, ablehnend wider Romantik, durch und durch gegenwartswillig. Jedoch diese Gegenwart bedingt eine geschichtliche Wendung gegen die bestimmende Richtung der ganzen neueren Zeit, eine Umkehr, deren Bedeutung ohne weiteres das deutsche Werden dem gesamteuropäischen Schicksal,

der weltgeschichtlichen Stunde zuführt. Aus einer Zeit der Auflösung aller Bindungen treten wir an eine Entscheidung des Glaubens.

### III.

Versucht man heute in Deutschland — und wie könnte der philosophierende Deutsche das unterlassen? — den letzten geistigen Sinn der deutschen Wandlung zu bezeichnen, so wird daraus ein Bekenntnis zur Überwindung jener ganzen weltgeschichtlichen Epoche, in welcher nach der geistigen und politischen Auflösung der mittelalterlichen christlichen Menschheitsordnung die Moderne Europas und Amerikas sich gebildet hat. Ich will hier nicht nochmals die Züge der sogenannten Neuzeit bezeichnen, ihren Rationalismus und Individualismus, ihren Vorrang der wirtschaftlichen Gesellschaft und ihre anarchische Behandlung des Staats im Liberalismus und Demokratismus nach innen wie im kapitalistischen Nationalismus und Imperialismus nach aussen, ihre Auflösung der Bindungen von Menschentum und Gemeinschaft, von Sitte und Glauben durch den Fortschritt und die Zivilisation. Erkennbar ist hier gewiss der Gegensatz zu allem, was wir eben als gegenwärtige deutsche Haltung wahrgenommen haben. \*)

Aber wenn man das heutige Geschehen, um seine alles verwandelnde entscheidende Wesenheit zu bezeichnen, die deutsche Revolution nennt oder gar die Revolution schlechthin, der gegenüber alle früheren Revolutionen als wesenlose gelten, so wird ein tieferer Zusammenhang offenbar. Mit diesem Begriff der Revolution wird noch einmal die Grundkraft der vergehenden Zeit gegen diese selbst gekehrt. Denn

---

\*) Ich verweise hier auf die Schriften von E. W. Eschmann: «Vom Sinn der Revolution» (Diederichs, Jena) und Edgar Jung «Sinndeutung der deutschen Revolution». Die erste ist ein umfassender und gescheiter, allzu vielwissender Überblick, der in seiner allgemeinen Beziehung auf die Wandlung der gesamten Kulturbereiche durch Überwindung der Neuzeit überaus lehrreich ist, mir aber schliesslich doch als intellektuelle Analyse ohne zwingende Kraft erscheint. Jungs Versuch einer «konservativen», christlichen Auslegung ist einfacher, weniger sicher in Wissen und Erklären der geistesgeschichtlichen Bezüge, hat aber den Ernst, im revolutionären Geschehen selber die Voraussetzungen einer kritischen Mitwirkung, einer verantwortlichen Mahnung und Begrenzung für die Handelnden aufzusuchen. Ob er nun richtig trifft im einzelnen (was ich bezweifle) oder nicht, das Grundsätzliche tritt damit besser heraus. Meine Ausführungen haben Bezug zu den Gedanken beider Schriften, verzichten aber bewusst auf kritische Auseinandersetzung, die ausserhalb des Gedankenganges führen würde.



das Wesensgesetz jener Zeit war die Revolutionierung des Menschen in allen Bereichen des Lebens, von der revolutionären Auflösung des mittelalterlichen Weltbildes und seiner kosmischen Einheit über die bürgerliche wirtschaftliche und politische Revolution wider die Bindungen von Stand und Staat, die gleichzeitig mit dem Durchbruch der revolutionären Technik zur Industriegesellschaft der Maschine sich vollendete. Endlich schlug sie über zur absoluten Revolution des Marxismus, welche das Prinzip der Absolutheit menschlicher Vernunft und irdischen Glücks zuende dachte und die halben Revolutionäre der Zivilisation verschlang mit der Förderung kommunistischer Utopie, um dann freilich nichts in die Welt zu setzen als die vollendete Knechtschaft unter Maschine, Despotie und Lebensnot. Die deutsche Revolution aber sucht ihren Charakter darin, diese Revolutionierung zu beenden, indem die Bindungen des Lebens wiedereingesetzt werden, die Ordnungen der Gemeinschaft, auf denen Dasein und Freiheit des Menschen erst beruht. Es ist insofern durchaus kein glücklicher Zufall, sondern ihrem Wesen gemäss, dass die deutsche Staatserneuerung von 1933 nicht die Form der politischen Revolution besass, nämlich gewaltsamer Umsturz der vorhandenen Herrschaft durch Bruch des bestehenden Rechts, sondern bei aller Gründlichkeit und Rücksichtslosigkeit doch vollkommen rechtlich begründet ist in der Übertragung der Regierung durch den Inhaber der Hoheitsgewalt. Es ist sinnbildliche Wirklichkeit, wie sich Hindenburg und Hitler, der Träger geheiligter Überlieferung und der Gründer eines neuen Anfangs, die Hände reichen.

Darin spricht sich die Tatsache aus, dass die deutsche Erneuerung in Überlieferung gegründet ist. Sie bezieht sich auf jene Sonderstellung des deutschen Wesens und politischen Bewusstseins, die längst von den Weltmächten des Westens empfunden worden ist und zum gewaltigen Verhängnis wurde während des Weltkriegs durch den Kreuzzug der demokratischen Zivilisation gegen den deutschen Geist. Der Ursprung dieser Feindschaft lässt sich benennen. Es ist die Reformation Luthers in ihrer Fortführung durch den preussischen Staat, durch die deutsche Philosophie, durch Bismarck, den Reichsgründer. Die tiefe Unterschiedenheit des deutschen Luthertums vom westlichen Protestantismus hat ihre Wirkung auch dort, wo etwa im philosophischen Idealismus die theologischen Voraussetzungen ins Weltliche und Vernünftige umgebogen sind. Diese Überlieferung steht gegen die Moderne, indem sie den Gottesgehorsam, die Schöpfungs-

ordnung, die ewige Bindung des Geistes in einer beständigen Auseinandersetzung mit dem neuzeitlichen Leben, in einer stetigen Bemühung um Volksordnung und Staat bekennt. Es ist also nicht etwa der «protestantische» Zug der Reformation, wo sie in Verbindung mit humanistischer Wissenschaft der katholischen Priesterschaft, der geistigen und politischen Weltherrschaft des Papstes widerstrebt, sondern es liegt im evangelischen Geist, der die Bestimmung der Christenheit, ebenso wie den politischen Sinn des Reiches nur reiner und tiefer suchte gegen den Abfall der alten Kirche. Dieses gegenwärtige Vermächtnis der Reformation ist keine konfessionelle Frage, sondern die christliche Entscheidung und ist insofern für die deutschen gläubigen Katholiken mit verbindlich, woran sich die Reformation als bleibendes deutsches Schicksal erweist. Danach also trifft es vollkommen zu, wenn für den gegenwärtigen Tag von einer Fortführung der Reformation Martin Luthers gesprochen wird, wenn die Begründung einer evangelischen Reichskirche als Notwendigkeit auf die Staatsumwälzung hin durchgesetzt wurde. Die katholische Herkunft des Führers widerspricht dem nicht, obgleich sie das tiefste deutsche Lebensproblem bezeichnet.\*)

Geht diese geschichtliche Deutung recht, dann erweist sich die christliche Auslegung der deutschen Wende als gültig. Was besagt dies?

Wir müssen den christlichen Sinn der deutschen Wende zweifach verstehen. Was hier gesetzt wird gegen die moderne Weltlichkeit, ist ja nicht etwa Jenseitigkeit und Weltflucht, vielmehr ist es die unmittelbare Wirklichkeit der Gottesordnung in dieser irdischen Welt als Bindung des menschlichen Willens. Die Familie als Einheit der überzeitlichen Geschlechterkette in Verantwortung vor Ahnen und

---

\*) Ich muss für die nähere Ausführung, vor allem im unmittelbar politischen Bezug, auf meine Schrift «Reformation als politische Macht» (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) verweisen. Hanns Liljes Arbeit «Christus im deutschen Schicksal» macht den Versuch, die Ganzheit deutscher Geschichte, von der germanischen Frühe an und ausgedehnt auf den ganzen Bereich des geistigen Lebens, christlich auszulegen. Es ist nur schade, dass er keinem Problem, keinem Lebenswiderspruch ernstlich zuleibe geht, sondern in dem kirchlich-apologetischen Verfahren steckenbleibt, welches die positiven Gehalte des deutschen Werdens einfach für das Christentum in Anspruch nimmt und auf dieses zurückführen will. Dagegen bleiben den germanischen Heiden doch viele Waffen, und damit ist eine Feindschaft, die sich etwa von Nietzsche herleitet, überhaupt nicht getroffen. Christliche Deutung muss schon mit den Sachen selber ringen



Enkeln, das Volk als die Lebensgemeinschaft, in welcher zusammengehört, was unmittelbar beständig verbunden, einander der Nächste ist und hingebende Liebe fordert, der Staat als Inbegriff des Rechtes, an dem das allgemeine Gewissen sich irdisch verwirklicht, sie sind die Urtatsachen der Schöpfung, denen der Mensch dienen soll. Dieser Dienst wird evangelisch gefordert, gerade weil die Ordnung, weil die Gemeinschaft nicht Erfüllung des eigenen Ichs und seiner Wünsche sind, sondern unserer Willkür entzogen, unserem Dasein vorgegeben. Indem wir sie erfüllen, tun wir nichts als Gehorsam gegen den göttlichen Schöpfer, und damit freilich wird alles Leben fruchtbar im Gottesdienst. Indessen ist diese Einsicht der Ordnungen, an denen wir erst eigentlich Menschen werden, gebunden an das Wissen von der Unerfüllbarkeit des Vollkommenen durch den Menschen. Nicht das Gute, nicht das Gottesreich wird hier von Menschen geschaffen. Der Staat hat seine Gewalt ja gerade von dem immerwährenden Zwang, das Böse der menschlichen Natur zu bändigen. Sondern diese Erfüllung des Gotteswillens in der Welt heisst christlich Kampf mit der Sünde, demütige Bindung an eine jenseitige Gnade. Und diese Demut ist nicht nur der Trost des Schwachen, die Erkenntnis des Leidenden, sondern ist vor allem die Frömmigkeit des Starken, welche allein ihn davor bewahrt, aus einem Führer und Helfer ein Feind und Ausbeuter der Menschen zu werden. Aller Gehorsam aber, den Menschen einander gewähren und auf dem die Gemeinschaft beruht, gilt Gott, gilt dem Führer als dem Gottgesandten. — Daran knüpft sich jene andere Bestimmung, in welcher die christliche Haltung zur gegenwärtigen Kraft völkischer Geschichte wird. Es ist die deutsche Losung vom Reiche. Sie kann nun nicht bedeuten, dass Gottes Paradies und Himmel auf Erden geschaffen werde, das Reich der Deutschen ist nicht das Reich Gottes. Sondern darin liegt der Glaube beschlossen, dass die Erfüllung des dem Volke gewiesenen Schicksalsraumes zugleich die Verwirklichung einer Berufung unter Völkern ist. Menschheit heisst Gemeinschaft vor dem Schöpfer, nicht Weltorganisation. Die Nation, indem sie ihre Freiheit und Ehre erkämpft, indem sie ihre gottgewollte Lebensform erringt, begibt sich unter die höchste Verantwortung der Gerechtigkeit und des Friedens, welche auf Erden sein sollen. Sie kann das aus der tapferen Demut ihrer Bescheidung, sie kann der Welt Botschaft bringen, gerade weil sie nicht die Welt erobern will und die Grenzen menschlicher Werke erkennt. So wird das Reich der eigentliche Name der neuen Ehr-

furcht vor dem Völkerschicksal, welche gegen die heuchlerische Internationale des kapitalistischen Weltfriedens, gegen die weltgeschichtliche Lüge von Versailles und Genf gleichwie gegen die Vernichtung der kommunistischen Utopie den gläubigen Gehorsam, die ehrliche Treue des Lebens setzt. In dieser Wendung zum Reiche fasst sich zusammen, was vorher über die Grundlagen des neuen Lebens gesagt wurde, aber es bekommt nun seinen eigentlichen Sinn durch die Berufung auf Gehorsam und Gnade, welche wir in der geschichtlichen Wirklichkeit erfahren. Diese Wirklichkeit, was uns gegeben und aufgegeben ist, empfangen wir durch die Beugung des Eigenwillens im Gehorsam als Gewissheit, die Tat kommt aus Glauben. Es ist die ganze Strenge des Irdischen darin, wo es keine diesseitige Erfüllung gibt, sondern immer neue Aufgabe und Verpflichtung, das Gebot beständiger Prüfung und Wandlung, unablässiger Überwindung. Aber in diesem Mühen und dieser Not wird auch stets aufs neue die Verheissung, die Bejahung des Lebens, das uns von Gott gegeben ist, wie es geschichtlich wurde. Das Volk, welches in seinem Leben Schuld und Schicksal anerkennt, vermag auch Gnade und Heil darin zu erfahren. Hingabe des Lebens ist Gewinn, und das Opfer des einzelnen für die Gemeinschaft bekräftigt hier seinen ewigen Sinn.\*) Gebunden freilich bleibt solche Gläubigkeit an die Offenbarung, an Grund und Ziel des Glaubens, welches in Christus der Menschheit gegeben ist und nicht aus dem menschlichen und völkischen Ich erzeugt wird.

Hiergegen wendet sich nun der Widerspruch vom Boden des Volks. Ist nicht das Christentum als Religion der gesamten Menschheit und gar jüdischen Ursprungs nur eine geistige Knechtschaft, welche dem völkischen Wesen auferlegt ist? Heisst nicht jene Demut und Hörigkeit Zerschneiden der echten Kraft und tathaften Grösse? Und bedarf nicht das Volk, um seinen Geist zu verwirklichen, eines Glaubens, der unmittelbar aus seiner Natur und Geschichte, aus dem Erlebnis seiner Väter gewachsen ist? Das ist die Losung des deutschen Glaubens als eines widerchristlichen Germanentums. Freilich,

---

\*) Ich will nur die tiefe Bedeutung erwähnen, welche der theologischen Ethik Gogartens und Brunners für die Erkenntnis der Ordnungen innewohnt. Nur dass Gogarten unter dem Begriff der Hörigkeit wie der Ehre den Ansatz zum Staate als Inbegriff des Dienstes findet, während der Schweizer Brunner allzusehr die göttlichen Ordnungen mit den verschiedenen Bereichen der Kulturgemeinschaft eint. (Gogarten: Politische Ethik, Diederichs, Jena. Brunner: Das Gebot und die Ordnungen, Mohr, Tübingen).



diese Forderung verkennt das Wesentliche am germanischen Geiste und Glauben selbst. Sie übersieht, dass die Grösse germanischer Weltanschauung eben in dem Gehalte lag, welcher durch das Christentum überwunden ward. Weil nämlich unsere nordischen Väter ihre Religion nicht als Sinnbild ihrer eigenen Art auffassten, was erst eine aufgeklärte und schöngeistige Spätzeit versuchen kann, sondern überzeugt waren von der Wirklichkeit jener Götter über ihnen, deren Freund und Kind sie sein wollten, darum ist die Tiefe des Germanischen in jenem Bewusstsein von Schicksal und auch Schuld gegeben, in jener Tapferkeit des Bestehens irdischen Streits und Todes, welche endlich in einem tiefen Gefühl des Untergangs, einem Warten auf Erlösung für das Christentum empfänglich wurde. Dass die Frömmigkeit, die unmittelbare Art der Hingabe und des Dienstes im Charakter des Volkes gebunden ist, versteht sich eigentlich mit der Anschauung göttlicher Schöpfung von selbst. Und wir gingen ja gerade davon aus, dass die evangelische Reformation ein deutsches Schicksal, eine deutsche Bestimmung für die Welt bedeutet. Aber sie ist evangelisch, indem sie auf den Ursprung des Glaubens sich besinnt, welcher nicht gemacht und gewünscht, sondern nur erfahren werden kann. Der historisierenden deutschen Religiosität fehlt das Entscheidende, die Gegenwärtigkeit, und revolutionär kann nur ihr Anspruch und ihre Rhetorik sein.

Die wirkliche Schlacht um deutschen Geist und innere Zukunft geschieht auf einem anderen Felde, nämlich dort, wo gegen die Religion ein echtes Prinzip der Revolution sich erhebt. Das gibt dem heroischen Heidentum aus Nietzsches Gefolgschaft seinen Rang. Denn hier wird nicht versucht, artgemässe Frömmigkeit zu denken, sondern aus dem Dasein der eigenen Art heraus unbedingt zu leben, und zwar auf dem Grunde einer vollkommenen Diesseitigkeit, welche ihr Wesen und ihre Zukunft durch Tapferkeit zum Leben und zum Tode, durch heroische Grösse erwirbt. Das Volk, die Gemeinschaft sind die menschlichen Mächte, an deren Ganzheit ein solcher Wille sich verwirklicht, durch den Staat in Form kommt. Christliche Demut und Busse erscheint demgegenüber eine Schwäche und Brechung des Willens zur Macht, eine Hemmung des Lebens. Alle Sinngebung aber fasst sich zusammen im Führertum des grossen Mannes, welcher die Kraft über alle andern hat, dessen Vorbild das Volk über sich selbst erhebt. Die Ehrlichkeit solcher Gesinnung führt zu einem Atheismus, zum Glauben an die Selbstvollendung des Menschen im

Kämpfe mit dieser Welt. Aber sogleich erhebt sich auch die Gewalt des Unerforschlichen, das Schicksal, welches im Leben zum Tode über den Helden verhängt ist. Insofern kommt diese Haltung aus der Gegenwart wieder auf den heldischen Stil der heidnischen Germanen zurück, ohne einer völkisch stilisierten Religiosität zu bedürfen. Sie blickt andererseits auf das Vorbild der nordischen Griechen, wie jene aus tragischer, ja grausamer Welt die strenge Form menschlicher Vollkommenheit herausstellten. Auch von hier aus kann man versuchen zur Idee des Reiches zu kommen. Aber freilich, wenn da nicht das Beispiel der Römerherrschaft gelten soll, ist es doch Anpassung an eine christliche Deutung.

Was hier aufsteht, ist echte Kraft und Sehnsucht, Trotz und Leidenschaft menschlichen, auch deutschen Geistes. Es wird nicht überwunden, indem man es als heidnisch verwirft. Und dieser Geist ist wahrhaft revolutionär. Er will nicht nur die abendländische Neuzeit überwinden, sondern die ganze Geschichte seit dem frühen Heidentum. Fragen wir uns aber, ob hier das neue Wesen des Deutschtums sich finden kann, so kommen wir auch auf die übergeschichtlichen Urfragen zurück. Denn revolutionär ist dieser heidnische Heroismus auch in seiner Ungebundenheit, welche immer neue Tat und Setzung, Behauptung wider Zufall und Verhängnis fordert. Diese Tapferkeit und Hingabe, wo findet sie aus sich selbst den Grund und Sinn der Gemeinschaft, der Ordnung? Wenn Leben, Sieg oder Untergang, wenn das Schicksal in diesen Ordnungen gebunden ist, dann ist es schon dem Gesamt einer weltdurchdringenden Gewalt anheimgegeben. Die Alten waren eben doch fromm, sie spürten die höheren Mächte, sie suchten in Göttergestalten zu fassen, was ihnen Heil und Gewissheit gewähren, was sie von Zweifel, Irrtum und Schuld befreien und vom Tode lösen könne, und darum dienten sie ihren Göttern, gehorchten ihnen. Anders blieb ihnen ja nur, ihrem Trieb, ihrer Sucht und ihrem Augenblick sich zu unterwerfen. Heute heisst das Spenglers Lehre vom Menschen als Raubtier, die alle Sinnfestigkeit von Volk und Geschichte zerstört. Das neue Heidentum steht vor derselben Wirklichkeit wie das alte, vor der Erfahrung des Menschen, dass er nicht Träger seines Heiles ist. Aber Götterbilder und Dämonenkulte sind wahrhaft nicht möglich, seit wir dem Christentum begegnet sind. Ja, es liesse sich zeigen, wie im Herzen der heidnischen Verkünder das christliche Bewusstsein heimlich wirkt. Es wirkt am meisten, wenn sie ihre Revolution nicht fort-



revolutionieren, sondern auf die Ordnungen des Volkes gründen und führen wollen, wenn sie das Werden und die Jugend an die Dauer und die geschichtliche Verantwortung knüpfen. Der Dienst und der Glaube weisen auf Gott, dessen Name nur einer ist.

Aber nun wäre es ganz falsch, im alten üblichen Sinne von der kommenden Entscheidung in Deutschland zu sprechen, aus welcher «das Christentum» siegreich hervorgehen müsse. Freilich ist dies wahr, dass der Staat, dessen Wesen als Volksordnung, dessen Wendung zum Reich in die christliche Geschichte gehört, auch politisch zur Kirche gebunden ist. Indessen die Frage des Heils für das Volk tritt erst hervor, wenn wir darum wissen, dass es nicht um Gläubigkeit und Frömmigkeit schlechthin, sondern um das Heil der Offenbarung geht, das nie einfach erworben und besessen werden kann. Christentum ist in der menschlichen Welt nur allzu unchristlich, selbst eine Gestalt des Abfalls und der Sünde. Jenes Christentum, das die Demut zum Mantel der Feigheit und die Liebe zum Stolze der Schwäche werden liess, gab den Heiden alle Tage Recht und rief Gottes Zorn über das Volk. Hingegen eine Kirche, die sich zur glorreichen Macht erhebt, die den politischen Messias der Nation verheisst anstatt ihren Dienst durch Verkündung des Heils, durch Mahnung zum Gericht und Liebe in der Gemeinde zu erfüllen, welche nicht mehr die Grossen straft, Gewissen des Volkes, Schutz der Verfolgten ist, verrät den Auftrag ihres Herrn. Gegen all dies Treiben steht als flammendes Zeichen der Bolschewismus, die Religion der Gottesfeindschaft und das Diesseits der Utopie. Der Theologe Paul Schütz hat in einer Schrift geschildert, wie der Antichrist zur christlichen Geschichte eindringt. Der Christ bleibt gebunden an das Kreuz, der Antichrist steht nach dem Erfolg. Auch Schütz weiss um den Sinn der deutschen Stunde. Auch er sieht das deutsche Volk als Träger christlichen Berufs, weil in ihm der Staat als Gehorsam gelebt und verkündet worden ist, der echte, politische Staat, dessen irdische Bescheidung das Heil des Volkes hütet und die Krone des Reiches trägt. Und ihm scheint Deutschland wie einst Israel gestellt zwischen Verheissung und Abfall, Gnade und Verdammnis. \*)

Wir können nicht von christlicher Revolution und Verchristli-

---

\*) «Der Anti-Christus» Furcheverlag. Berlin. Schütz hat in einem früheren Buche, «Säkulare Religion» (Mohr, Tübingen), vom weltlichen Verhängnis der sittlichen Theologie selbst gehandelt.

chung Deutschlands sprechen. Wir sehen das Mal der deutschen Stunde gerade darin, dass jetzt in Deutschland der Kampf um die Kirche entbrennt. Nicht nur der Kampf wider die neuen Heiden draussen, sondern derjenige um die reine Lehre, um Bekenntnis und Gemeinde drinnen. Dass die politische Verjüngung des Volkes, die Verwirklichung seines irdischen Reiches nicht in sich berge den Verlust evangelischer Abkunft und Verheissung, dass die Gemeinschaft des Volkes gehalten werde in Gebet und Liebe der kleinen Gemeinde Christi, und das gläubige Deutschtum nicht verfälscht werde durch falschen Schein der Kirche selbst, darum geht ein Streit, dessen Ernst bezeugt, dass er an die Wurzel des Geschehens dringt, an des Volkes Heil, das seiner Zukunft Gnade birgt.

## POLITISCHE ÜBERSICHTEN

### LETTLAND

#### *Regierung Ulmanis*

Bereits Anfang März wurde es klar, dass die Tage der Regierung Blodniek gezählt waren. Als erster demissionierte der verdienstvolle Aussenminister Salnajs, und wenige Tage darauf brachte der Bauernbund das Kabinett im Parlament zu Fall. Als Anlass zum Sturz der Regierung Blodniek muss der Wunsch des Bauernbundes, die Regierung zu übernehmen, angesehen werden. Einerseits ist es natürlich wesentlich, wer während der im Herbst bevorstehenden Parlamentswahlen am Ruder ist; andererseits liegt dem Bauernbund daran, seinen Verfassungsänderungsentwurf zu fördern. Das Reformprojekt wird demnächst aus der Kommission an das Plenum gelangen, und der Bauernbund will es — falls vom Parlament wesentliche Änderungen vorgenommen werden — auf eine Volksabstimmung ankommen lassen.

Die Bildung des neuen Kabinetts hat dieses Mal Ulmanis selbst übernommen. Er hat es nicht leicht gehabt, und es verging geraume Zeit, bis er die Mehrzahl der bürgerlichen lettischen Parteien unter einen Hut gebracht hatte. Das Demokratische Zentrum, die Skujenieks-Partei und die Jungwirte blieben draussen, und es scheint noch sehr fraglich, ob sie die 2 noch offenen und offenbar für sie reservierten Ministersitze (Aussen- und Justizministerium) beziehen werden.



Ganz überragend ist im neuen Kabinett die Persönlichkeit des Ministerpräsidenten, und es ist keine Frage, dass er allein bestimmend für die Politik dieses Kabinetts sein wird. Vom Bauernbund sind ausserdem gestellt worden: der Kriegsminister General Balodis und der Innenminister Gulbis. Das im allgemeinen wenig beliebte Finanzministerium und das Bildungsministerium erhielt der Christliche Block. Der neue Bildungsminister Pastor Beldaw hat bereits in einer Konferenz der lettischen Gymnasialdirektoren die Richtlinien seiner Bildungspolitik entwickelt und dabei als Grundsätze der Erziehung Schlichtheit, Pflichtbewusstsein und Liebe zur Heimat bezeichnet. Vertiefte Bildung, äusserte er, kann zur Vertiefung des Glaubens führen. Eine Sprache, die uns freudig aufhorchen lässt.

Das Landwirtschafts- und das Verkehrsministerium fiel den christlichen Lettgallern zu, das Volkswohlfahrtsministerium erhielten die progressiven Lettgaller.

Das Programm der Regierung sagt nicht viel. Wesentlicher ist vielleicht, was nicht darin steht: es fehlt bei allem positiven Nationalismus der Chauvinismus, wie ihn die in Opposition gebliebenen Gruppen, das demokratische Zentrum und die Skujenieks-Gruppe, forderten. Und — auch dieses steht nicht ausdrücklich im Programm — die Regierung Ulmanis wird eine autoritäre sein, in einem Masse, wie wir es bisher nicht gewöhnt waren. Von dieser Regierung und von ihrem Erfolge wird es in hohem Masse abhängen, ob sich das Volk dazu entschliesst, die Verfassungsänderungsentwürfe des Bauernbundes zu sanktionieren.

Diese Zusammenhänge sind von der liberal-bürgerlichen Opposition begriffen worden. Sowohl die Jungwirte als das Demokratische Zentrum taten alles, um eine Kabinettsbildung unter Führung von Karl Ulmanis zu vereiteln. Die Skujenieks-Gruppe war auffallenderweise in ihrer Ablehnung weniger schroff. Die Opposition macht keinen durchaus in sich geschlossenen Eindruck.

### *Eisenbahnkonflikt mit Litauen*

Als seinerzeit bei der Regulierung der lettlandisch-litauischen Grenze Mosheiki den Litauern zugesprochen wurde, geschah dieses unter der ausdrücklichen Voraussetzung, dass der Verkehr auf der Strecke Riga—Libau auf litauischem Gebiet nicht gehindert werden dürfe. In letzter Zeit nun stellten die Litauer für den Durchgangsverkehr immer schwerere Bedingungen. Der Tarif wurde ganz we-

sentlich heraufgesetzt, statt zwei Zugpaaren wollten die Litauer nur ein Paar verkehren lassen, und schliesslich verlangten sie noch, dass ein Teil Waren nach Memel anstatt nach Libau geleitet würde. Die Bedingungen waren unerfüllbar, und es endete damit, dass der Verkehr auf dieser Strecke durch litauisches Gebiet stillgelegt wurde.

In diesem Zusammenhang erhoben sich in der Rigaer Presse recht scharfe Stimmen. Es scheint wohl angebracht, daran zu erinnern, dass die Grenzen besonders von Kleinstaaten nie zu Verkehrshindernissen werden dürfen.

### *Die Wirtschaftsverhandlungen mit England*

sind fortgesetzt worden, ohne bisher zu einem Abschluss geführt zu haben. Immerhin scheint eine Lösung der Schwierigkeiten näher gerückt zu sein. Das Ministerkabinett hat beschlossen, eine lettländische Delegation zu den Verhandlungen nach London zu entsenden.

R i g a, 25. März 1934

C. H.

## ESTLAND

### *Schutzzustand im ganzen Lande*

#### *Der Verband der Freiheitskämpfer aufgelöst*

Am 12. März erliess der stellvertretende Staatsälteste K. Päts einen Befehl, laut welchem der bisher nur in Reval und den Grenzgebieten geltende Schutzzustand auf das ganze Staatsgebiet ausgedehnt wurde, und zwar für die Dauer von 6 Monaten. Gleichzeitig wurde zum Oberkommandierenden der Wehrmacht wieder, wie nach dem Bolschewisten-Putsch im Dezember 1924, Generalleutnant Johann Laidoner ernannt, der bewährte Führer des estnischen Heeres im Freiheitskriege. Eisenbahn, Telegraph, Telephon und Post wurden in operativer Beziehung dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht unterstellt.

Der Staatsälteste motivierte diesen Schritt Pressevertretern gegenüber damit, dass «in der letzten Zeit in unserem Staat ein neues Kraftzentrum geschaffen worden sei, dessen Ziele nicht mit der demokratischen Verfassung im Einklang gewesen wären. Mit Hilfe von Terror sei im Volke die Panikstimmung vertieft worden. Der Oberkommandierende sei ernannt worden, um die Ordnung wiederherzustellen.» — Zum Schluss seiner Erläuterungen betonte der Staatsälteste, dass «es sich hierbei nicht um die Unterdrückung einer



Partei oder eines Konkurrenten handle. Der Grund zu diesen Massnahmen sei, dass eine Stimmung herrsche, wie im Jahre 1917, als auch öffentlich von der Übernahme verschiedener Vermögenswerte gesprochen wurde, mit der baldigen Machtübernahme gedroht wurde und persönliche Racheakte mit Hilfe der staatlichen Gewalt angedroht wurden.» — Und am 15. März äusserte sich der Staatsälteste im Parlament über die Verhängung des Schutzzustandes folgendermassen: «er habe diesen Schritt getan, weil er zum Schluss gekommen sei, dass es die höchste Zeit war, diesen Schritt zu tun, wenn man nicht gewollt hätte, dass unsere Staatsordnung auf einen Weg geraten wäre, wo ihre Existenz hätte in Frage gestellt werden können. Eine Revolution beginne dann, wenn man mit bestimmten Erfolgen anfängt die Grundlagen der Staatsgewalt zu erschüttern. In unserem Staat wurde schon seit längerer Zeit die Staatsgewalt mit allen Mitteln angegriffen, es wurde eine Revolution durch einen registrierten Verein vorbereitet, und damit war man schon sehr weit gegangen.» — «Die Zerstörung der Staatsgewalt begann nach einem festen Plan. Jeder wurde bedroht, der nicht für die neue Bewegung war.» — Und weiter hiess es in dieser Rede des Staatsältesten: «Ich hatte Nachricht erhalten — ich kann nicht sagen von wem — vermittels Nachforschungen, dass schon die Anordnung zum Aufmarsch auf den Strassen erteilt war, und Militärpersonen sollten mit Waffen dabei mitmachen.»

Gleich nach Verhängung des Schutzzustandes wurden durch Tagesbefehl des neuen Oberkommandierenden der Verband der estnischen Freiheitskämpfer und alle seine Ortsgruppen für die Dauer des Schutzzustandes geschlossen und deren Vermögen beschlagnahmt. Gleichzeitig wurden alle Blätter der Freiheitskämpfer sistiert und die Genehmigung zur Herausgabe neuer Zeitungen bis auf weiteres eingestellt. Eine Zensur der nicht verbotenen Zeitungen ist nicht eingeführt worden. Verboten worden sind aber für die Dauer des Schutzzustandes jegliche politische Versammlungen, sowohl öffentliche als auch geschlossene, ebenso auch jegliche Umzüge. Die zeitweilige für die Dauer des Schutzzustandes vom Oberkommandierenden verfügte Schliessung des Verbandes der Freiheitskämpfer ist dann später vom Innenminister auf Grund des Gesetzes betr. den Schutz der Staatsordnung, das auch in normalen Zeiten gilt, in eine endgültige verwandelt worden, wobei der Innenminister diese Massnahme damit begründete, dass «die gegen den geschlossenen Verband

der Freiheitskämpfer eingeleitete Untersuchung ergeben habe, dass er von den in seinen Statuten vorgesehenen Aufgaben abgewichen sei und sich Zielen zugewandt habe, welche mit den geltenden Gesetzen und der verfassungsmässigen Ordnung im Widerspruch stehen. Der Verband der Freiheitskämpfer sei bestrebt gewesen, die Alleinherrschaft einer Partei einzuführen und die gegenwärtige demokratische Ordnung durch ein System zu ersetzen, bei welchem das Führerprinzip eine ausschlaggebende Rolle spielt. Andersdenkende Bürger seien auf verschiedene Weise terrorisiert worden. Vielfach hätten die Redner der Freiheitskämpfer den Gedanken ausgesprochen, dass man Macht nur durch Macht brechen könne und dass man, falls es nicht möglich sei, durch die Wahlen zur Macht zu gelangen, dieses mit Gewalt erreichen müsse. Das zeige, dass die Tätigkeit des Verbandes organisiert und geleitet sei, um in einem günstigen Augenblick gewaltsam gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung aufzutreten und die Diktatur der Partei der Freiheitskämpfer zu errichten.»

Aus diesen Erläuterungen des Innenministers ist zu ersehen, dass die Regierung augenscheinlich durch die Untersuchung Material erhalten hat, aus dem hervorgeht, dass die Freiheitskämpfer tatsächlich einen gewaltsamen Umsturz geplant haben. Vor Abschluss der im Gang befindlichen Untersuchung, die wohl noch längere Zeit beanspruchen dürfte, lässt sich aber nichts Genauereres sagen. Von ernstlichen Umsturzplänen der Freiheitskämpfer ist an der Öffentlichkeit nichts bekannt gewesen, einzelne hingeworfene Äusserungen von Unterführern, die auf so etwas hätten schliessen lassen können, hatte man nicht allzuernst genommen, sie waren wohl mehr Prahlerei, als etwas anders. Ein Umsturzversuch wurde auch schon deshalb eigentlich nicht erwartet, weil ja die Aussichten hinsichtlich der bevorstehenden Wahlen für die Freiheitskämpfer durchaus günstig standen.

Die Schliessung des Verbandes der Freiheitskämpfer und seiner Ortsgruppen verlief überall völlig ruhig und ohne jegliche Zwischenfälle. In Reval waren der Polizei 2 Kompagnien Infanterie zur Hilfe beordert worden; da alles ruhig blieb, wurde das Militär sehr bald wieder zurückgezogen. Eine grosse Zahl von führenden Persönlichkeiten der Freiheitskämpfer wurde verhaftet, vor allem ihr Revaler Führer Rechtsanwalt Sirk, der im Zentralgefängnis interniert worden ist, was auf eine längere Haft schliessen lässt. Die Zahl der Ver-



hafteten betrug zeitweilig über 500, viele von ihnen sind nach dem Verhör wieder freigelassen worden, dafür wurden wieder andere verhaftet. Im Ganzen sollen über 1000 Personen sich in Untersuchungshaft befunden haben, zur Zeit sind es noch etwa 250. Von diesen soll auch noch ein Teil vor den Ostertagen aus der Haft entlassen werden, der Rest, die verantwortlichen Führer werden aber vermutlich noch längere Zeit in Haft behalten werden. Zwei führende Persönlichkeiten der Freiheitskämpfer, Rechtsanwalt Telg-Reval und den Führer der Narvschen Freiheitskämpfer Podrijschik, hat die Polizei bisher nicht finden können. Estnischen Blättermeldungen zufolge sind sie nach Finnland entkommen, welche Meldung aber bisher noch keine amtliche Bestätigung gefunden hat. Gegen General Larka ist kein Haftbefehl erlassen worden. Pressevertretern gegenüber hat der Oberbefehlshaber dieses damit motiviert, dass General Larka von einem Teil der Bevölkerung als Kandidat auf den Posten des Staatsältesten aufgestellt worden sei und zudem bekannt sei, dass die tatsächliche Leitung der Bewegung der Freiheitskämpfer nicht in Händen General Larkas gelegen habe.

Im Zusammenhang mit der Aktion gegen die Freiheitskämpfer sind auch im Militär, in der Polizei und im Schutzkorps zahlreiche Entlassungen und Versetzungen vorgenommen worden. U. a. ist auch der Posten des Direktors der Polizeihauptverwaltung neu besetzt worden. Auch in allen übrigen staatlichen und kommunalen Behörden sollen diejenigen Beamten entlassen werden, die in ihrer Tätigkeit für die Freiheitskämpferbewegung über ein bestimmtes Mass hinausgegangen sind.

### *Aufschub der Wahlen*

Nach Verhängung des Schutzzustandes und dem gleichzeitigen Verbot, politische Versammlungen abzuhalten, war es anfangs nicht klar, ob die bevorstehenden Parlaments- und Präsidentenwahlen stattfinden würden oder nicht. Die Regierung nahm zunächst eine abwartende Stellung zu dieser Frage ein. Erst am 20. März erfolgte ein Dekret des stellvertretenden Staatsältesten, laut welchem die Wahlen bis zur Aufhebung des über das ganze Land verhängten Schutzzustandes aufgeschoben wurden, also vorläufig bis zum September dieses Jahres. Motiviert wurde diese Massnahme folgendermassen: „Infolge der heftigen Agitation, welche der geschlossene Ver-

band der Freiheitskämpfer betrieben hatte, ist die Stimmung im Volk dermassen aufgepeitscht, dass eine nüchterne und bewusste Entscheidung der grundlegenden Fragen des Staatslebens durch das Volk sich als unmöglich erweist. Die Aufklärungsarbeit vor den Wahlen, ohne die bei einer demokratischen Ordnung die Durchführung von Wahlen unmöglich ist, ist verboten. Es ist klar, dass die anderen Parteien den von den Freiheitskämpfern angewandten terroristischen Wahlmethoden im Wahlkampf entsprechend hätten entgegengetreten müssen. Zusammenstösse wären infolgedessen unvermeidlich gewesen und hätten zu Gewalttätigkeiten führen können. Der Staatsälteste und die Regierung tragen laut § 60 der Verfassung Sorge für die innere Sicherheit des Staates. Diese wäre aber gefährdet, wenn man in den politisch zersetzten Volksmassen die politische Agitation und zugleich damit die Fortsetzung der bisherigen Verhetzung gestattet hätte.» — So die Motivierung des Aufschubs der Wahlen seitens der Regierung. Die Frage hat aber auch eine juristische Seite. Es fragt sich, ob dieser Aufschub der Wahlen nach der Verfassung zulässig ist. In ihrem Motivenbericht bejaht die Regierung diese Frage, indem sie ausführt, dass die betreffenden Bestimmungen der neuen Verfassung dahin auszulegen seien, dass im Falle der Verhängung des Schutzzustandes über das ganze Land sämtliche Grundrechte der Bürger, und somit auch das Wahlrecht, für die Dauer des Ausnahmezustandes suspendiert werden können. Eindeutig klar ist das aber jedenfalls in der Verfassung nicht ausgesprochen.

Mit demselben Dekret wurde bestimmt, dass die für die Parlamentswahlen eingereichten Kandidatenlisten und die für den Posten des Staatsältesten aufgestellten Kandidaturen annulliert werden. Wenn es also später einmal zu den Wahlen kommen wird, werden neue Kandidaten für die Parlamentswahlen und für den Posten des Staatsältesten aufgestellt werden müssen. Entsprechend diesen Vorschriften wurde dann auch am 21. März die Abgabe von Unterschriften für die Präsidentschaftskandidaten eingestellt, die anfangs nach Verhängung des Schutzzustandes ruhig weitergegangen war. Hierbei muss bemerkt werden, dass durch die gegen die Freiheitskämpfer vorgenommene Aktion die Abgabe von Unterschriften für General Larka keineswegs zum Stillstand gekommen war. An den Orten, wo General Larka vor der Aktion gegen die Freiheitskämpfer die meisten Unterschriften erhalten hatte, war das auch später der



Fall. Eine amtliche Mitteilung über das endgültige Resultat der Unterschriften-Abgabe steht noch aus. Im allgemeinen kann man aber sagen, dass in den Städten General Larka eine überwiegende Mehrheit der Unterschriften erhalten hat, während auf dem flachen Lande General Laidoner und Staatsältester Päts vielfach mehr Unterschriften erhalten haben.

### *Annullierung der Kommunalmandate der Freiheitskämpfer Kommissarische Stadtverwaltungen*

Durch Verfügung des Innenministers sind alle bei den im Januar stattgehabten Kommunalwahlen (sowohl den Stadt- und Fleckenwahlen als auch den Gemeinderatswahlen der Landgemeinden) von dem Freiheitskämpferverbände eingereichten Kandidatenlisten nachträglich annulliert und die Mandate der nach diesen Listen in die kommunalen Vertreterkörperschaften gewählten Personen für erloschen erklärt worden. Gleichfalls für erloschen erklärt wurden die Mandate derjenigen Glieder der ausführenden Organe der Kommunen und der Exekutivausschüsse, die unter der Liste der Freiheitskämpfer kandidiert hatten. Motiviert wurde diese Verfügung damit, dass der Verband der estnischen Freiheitskämpfer durch Verfügung des Justiz- und Innenministers aus dem Grunde geschlossen worden ist, weil in seiner Tätigkeit das Bestreben zu Tage trat, die verfassungsmässige Staatsordnung des estnischen Freistaates, sowie die bestehende Gesellschaftsordnung gewaltsam zu ändern. — Auf Grund dieser Massnahme verloren ihren Sitz in Reval 46 Stadtverordnete, in Pernau 13, in Wesenberg 7, in Arensburg 3, in Weissenstein 4, in Narva 19, in Dorpat 32 (von 64), in Walk 9, in Fellin 12. Durch ein Dekret des stellvertretenden Staatspräsidenten wurde bestimmt, dass die frei werdenden Plätze in den kommunalen Vertreterkörperschaften unbesetzt bleiben und als gesetzlicher Bestand bis zu den nächsten Wahlen die Zahl der verbliebenen Glieder der Körperschaft betrachtet wird. (Bisher wurden in ähnlichen Fällen, z. B. nach Auflösung der kommunistischen Partei, die frei gewordenen Mandate unter die übrigen Parteien nach deren zahlenmässiger Stärke verteilt).

Ein zweites Dekret bestimmt, dass, wenn die Zahl der annullierten Mandate mehr als 30% der Gesamtzahl der Mandate der betreffenden Körperschaft ausmacht, die Regierung die Stadtverwal-

tung ernannt. Für Reval speziell als die Hauptstadt des Landes ist in diesem Dekret vorgesehen, dass das Stadthaupt in jedem Fall vom Staatspräsidenten ernannt wird. Unter die Bestimmungen dieses Dekrets fallen u. a. die Stadtverwaltungen von Reval, Dorpat und Narva, doch sind die Ernennungen bisher noch nicht erfolgt.

Man sieht, die Regierung Päts hat von den durch die neue Verfassung dem Staatspräsidenten eingeräumten Recht, Dekretgesetze zu erlassen, weitestgehenden Gebrauch gemacht. Die neue Verfassung, die in erster Linie von den Freiheitskämpfern ausging, ist jetzt mit aller Schärfe gegen sie selbst angewandt worden.

### *Der Kriegsschiffs-Skandal kommt vor Gericht*

Nach Abschluss der von der parlamentarischen Untersuchungskommission geführten Untersuchung in der Angelegenheit des Verkaufes der Kriegsschiffe «Lennuk» und «Vambola» erstattete der Ausschuss am 6. März Bericht an das Plenum der Staatsversammlung. Auf Grund dieses Berichts beschloss die Staatsversammlung den Wehrminister a. D. Kerem zur gerichtlichen Belangung frei zu geben und sprach gleichzeitig den Wunsch aus, die Staatsregierung solle alle Möglichkeiten ausnutzen, um diejenigen Personen, welche beim Verkauf der Schiffe ungesetzlich gehandelt haben und zu deren gerichtlicher Belangung die Einwilligung der Staatsversammlung nicht erforderlich ist, möglichst rasch zur Verantwortung zu ziehen.

Wehrminister a. D. A. Kerem hat seinerzeit im Auftrage der Regierung den Verkauf der Schiffe geleitet. Was die übrigen Glieder der damaligen Regierung Tönnisson betrifft, so befand das Parlament, dass kein genügendes Material vorliege, um gegen sie Klage zu erheben.

Dorpat, 25. März 1934

*Leo von Middendorff*

## DEUTSCHES REICH

### *Verkrampfung im Westen, Auflockerung im Osten*

Die Reichsregierung hat auf die französische Note vom 14. Februar am 13. März geantwortet. Der Inhalt dieser Antwort deckt sich mit den Vorschlägen, die man in Berlin Herrn Eden mitgegeben hatte, als er auf seiner Rundreise hierher kam. Am Schluss der Note ist festgestellt, dass die Regierung mit diesen Vorschlägen «bei dem Minimum dessen angelangt ist, was zur Anbahnung der Sicherheit und



zur Verteidigungsmöglichkeit des Landes in diesem Zeitabschnitt erforderlich ist.» Die Antwort des Quai d'Orsay liegt in der Note beschlossen, die die französische Regierung den Engländern auf ihr Abrüstungsmemorandum vom 29. Januar zukommen liess. Gegenüber der deutschen Verständigungsbereitschaft zeigt diese Antwort mit absoluter Klarheit, dass es Frankreich an nichts weniger liegt, als an einer Verständigung zwischen gleichberechtigten Staaten über eines der wichtigsten Probleme der internationalen Politik. Das französische Memorandum verschiebt die Basis der Abrüstungsverhandlungen, es fordert wiederum Sanktionen und es besteht auf der Wiedereinschaltung des Völkerbundes. Die französische Antwort nach London wirft sämtliche in Genf monatelang ohne Ergebnis beratenen Streitfragen wieder in die Diskussion, nachdem sie ausgeschaltet worden waren, weil man erkannte, dass sie ein Abkommen auf lange hinaus unmöglich machen würden. Wenn man hinzufügt, dass unwidersprochenen Nachrichten zufolge in den langwierigen Verhandlungen, die der Absendung dieses letzten französischen Memorandums vorangingen, französische Diplomaten nicht nur den Begriff gemeinsamer Sanktionen, sondern auch die Möglichkeit zur Durchführung eines Wirtschaftsboykotts oder einer Hungerblockade erörtert haben, so erhält man eine Vorstellung von der Geistesverfassung der französischen Politiker, die um die Erhaltung ihres politischen Systems, des Systems von Versailles, mit allen Mitteln zu kämpfen bereit sind.

Wie gering auf der anderen Seite die Bereitschaft, Frankreich auf diesen Wegen zu folgen, nachgerade geworden ist, zeigt die weitere Befestigung des deutsch-polnischen Ausgleichs. Nachdem die deutsch-polnische Erklärung vom 26. Januar am 24. Februar in Warschau ratifiziert worden war, wurde zwei Tage später in Berlin die Bereitschaft der beteiligten deutschen und polnischen Institutionen festgestellt, in allen Fragen der öffentlichen Meinungsbildung, insbesondere auf den Gebieten der Presse, des Schrifttums, des Radio-, Kino- und Theaterwesens ständig in Verbindung zu bleiben. In Verfolg dieser Übereinkunft sind Mitte März sowohl in Deutschland als in Polen die gegenseitigen Zeitungsverbote aufgehoben worden. Schliesslich ist zu berichten, dass am 7. März in Warschau ein deutsch-polnisches Abkommen unterzeichnet wurde, das den Zollkrieg zwischen beiden Ländern nach achteinhalbjähriger Dauer beendete und die Grundlage für einen normalen Aufbau der beiderseitigen Handelsbeziehungen legte. Die lange Verhandlungsdauer von 5 Monaten

beweist, dass die Normalisierung der deutsch-polnischen Handelsbeziehungen nicht leicht gewesen sind, und wer das im Rahmen dieser Vereinbarung zustandegekommene Schiffsabkommen oder das Eisenabkommen betrachtet, oder die Bestimmungen über gegenseitige Kontingente, Zollnachlässe und Transitvereinbarungen durchsieht, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, dass die Bedeutung des Gesamtabkommens mehr in der Zukunft als in der Gegenwart liegt und dazu bestimmt ist, abgerissene Fäden neu zu knüpfen und aufgegebene Verbindungen wieder herzustellen. Die endgültige Regelung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden Ländern muss einem Handelsvertrag vorbehalten bleiben, für den das gegenwärtige Abkommen eine Grundlage bildet.

### *Der Weg zum Wirtschaftsgrossraum*

Das deutsch-polnische Abkommen über die Normalisierung der gegenseitigen Handelsbeziehungen zeigt die Möglichkeiten, die Deutschland zur Neuregelung seiner Wirtschaftsbeziehungen mit dem Ausland zur Verfügung stehen, besonders deutlich. Angesichts des Devisenschwundes in den Kellern der Deutschen Reichsbank, angesichts der Notwendigkeit zur abermaligen Neueregulierung des Transfers, der steigenden Passivität des deutschen Aussenhandels und des auch jenseits der deutschen Grenzen allenthalben sichtbar werdenden Zerfalls der bisherigen Weltwirtschaft ist es von besonderer Bedeutung, dass das Deutsche Reich, einer der wichtigsten Abnehmer in der Welt, darangeht, seine Handelsbeziehungen mit dem Ausland auf der Grundlage eines Leistungsaustausches neu zu regeln. Dieses Prinzip wird eine Einstellung der Kontrahenten auf die gegenseitigen Bedürfnisse zur Folge haben und so mit der Zeit jene Entstehung von Grossraumwirtschaften einleiten, die zu erreichen das bisherige Wirtschaftssystem nicht in der Lage war. Aus dieser Zielsetzung erhellt, dass das gegenwärtige Stadium der Kontingentswirtschaft lediglich eine Notlösung darstellt, deren Ersatz durch feste, vorteilhafte und langfristige Handelsverträge heute zu einem guten Teil von der Einsicht der handelspolitischen Partner Deutschlands abhängig ist. Die deutsche Wirtschaft ist durch die Neuregelung des Binnenmarktes, insbesondere der Agrarwirtschaft, wesentlich aufnahmefähiger als früher. Einfuhr und Ausfuhr müssen aber angesichts der Nachwirkungen der Friedensdiktate und der Wirtschaftskrise in einem gesunden Verhältnis zu einander stehen. Das Anfang März unter-



zeichnete deutsch-dänische Abkommen, die Verhandlungen mit Ungarn und Jugoslawien weisen ebenso wie die Vereinbarungen mit Holland und Polen darauf hin, dass bei Anpassung der Erzeugnisse dieser Länder an den deutschen Bedarf das Reich in der Lage ist, zwecks Förderung der deutschen Ausfuhrmöglichkeiten Zugeständnisse auf landwirtschaftlichem Gebiet zu machen. Es ist anzunehmen, dass die augenblicklich in Berlin laufenden Verhandlungen mit Estland sich auf einer Grundlage bewegen, die diesem Umstand Rechnung trägt.

### *Ausbau im Innern*

Der innere Aufbau geht langsam und stetig weiter. Der deutsche Länderpartikularismus ist im wesentlichen bereits verschwunden. Die Institutionen der Reichsstatthalter, die Repräsentanten der Reichsregierung, nicht aber Sachwalter der einzelnen Länder sind, hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens in diesem Sinn ausserordentlich bewährt. Die strukturelle, nicht nur die äussere Gleichschaltung geht weiter. Die Einführung des sogenannten Arierparagraphen in der Wehrmacht, die unmittelbar bevorstehende Durchführung des neuen Gemeindeverfassungsgesetzes, nicht zuletzt der Erlass eines Gesetzes über die Versorgung der Kämpfer für die nationale Erhebung, das diese versorgungsrechtlich den Volksgenossen gleichstellt, die im Krieg Gesundheit oder Leben für die Allgemeinheit geopfert haben, zeugen von dem Fortgang des inneren Aufbaues im Reich. Neuregelungen der Schutzhaftbestimmungen, die Auflösung aller kleinen und die Schliessung mehrerer grosser Konzentrationslager lassen auch den Aussenstehenden erkennen, dass die innerpolitische Beruhigung in Deutschland soweit fortgeschritten ist, dass ihr gegenüber selbst die Kunst der Greuelhetze aus dem Ausland zu versagen beginnt. Auch der Kirchenstreit hat seine akute Form verloren. Die dogmatischen Gegensätze sind geblieben, die Umbildung der Kirchenverfassung wird durch ihren Austrag aber nicht behindert. Nach der Berufung eines neuen geistlichen Ministeriums durch den Reichsbischof ist Anfang März die Leitung der Evangelischen Kirche der altpreuussischen Union der Deutschen Evangelischen (Reichs-) Kirche übertragen worden. Dieser Akt bedeutet die endgültige Beseitigung des Dualismus Reich-Preussen auf dem Gebiet der evangelischen Kirchenführung und schaltet die Möglichkeit eines Widerstandes preussischer Kirchenorgane gegen die reichskirchliche Leitung aus.

## *Die neue Arbeitsschlacht*

Ein Jahr nach dem Tage von Potsdam, am 21. März, begann die grosse Arbeitsschlacht des Jahres 1934, ein Werk ungeheuren sozialen Ausmasses, das nahezu 2 Millionen Menschen im Lauf der nächsten Monate wieder Arbeit und Brot geben soll. An 22 Stellen wurden insgesamt 1500 km Reichsautobahnen in Angriff genommen, in Niederfinow in der Mark konnte das grösste Schiffshebewerk der Welt bereits in Betrieb gesetzt werden. Flussregulierungsarbeiten, Tal-sperren- und Brückenbauten, Landeskulturarbeiten, Errichtung von Siedlungen bilden das Programm der Arbeitsschlacht. An der Nordsee wird Land gewonnen, im agrarischen Ostpreussen entstehen Industrien, in Hannover werden Erdölquellen in grossem Umfang erschlossen, und auf den Schiffswerften an der Nord- und Ostsee werden neue Dampfer auf Kiel gelegt. Rund 3,3 Millionen Arbeitslose wurden zu Beginn der Frühjahrsschlacht gegen die Arbeitslosigkeit noch gezählt: über die Hälfte von ihnen soll im Lauf des Frühjahrs und des Sommers in neuen, ständigen Verdienst gebracht werden.

Hand in Hand mit der Arbeitsbeschaffung geht die Eingliederung der Arbeiterschaft in den Staat. Der Nationalsozialismus hat durch die NSBO (nationalsozialistische Betriebszellenorganisation) seinerzeit die alten Gewerkschaften übernommen. 169 Arbeiter- und Angestelltenverbände wurden zu 21 Verbänden zusammengelegt. Es war auf diese Weise möglich, nicht nur die Verwaltungskosten erheblich zu senken, sondern auch die Schulden der alten Organisationen abzustossen. Zur Zeit werden die Vorbereitungen für die Schaffung einer neuen Betriebsvertretung getroffen, über die bereits im vorigen Bericht das Wesentliche gesagt worden ist. Die Wahl der Vertrauensmänner in den Betrieben steht bevor, und die Bestimmungen für den Kreis der Wahlmänner und der Wähler zeigen, dass die neue Vertretung der Arbeiterschaft in den Betrieben, die zusammen mit dem Betriebsführer die Betriebsgemeinschaft bildet, nach den Grundsätzen der Sachkenntnis und der charakterlichen Eignung ihrer Glieder ausgewählt werden soll.

Auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Arbeitspolitik sind in den letzten Monaten drei bedeutsame Schritte erfolgt, die durch die Gesetze über die Neugliederung der deutschen Arbeitsfront, über die Ordnung der nationalen Arbeit und über die Vorbereitung des organischen Aufbaues der deutschen Wirtschaft gekennzeichnet sind. Das für die Zukunft wichtigste dieser Gesetze ist das Gesetz zur Vorbe-



reitung des organischen Aufbaues der deutschen Wirtschaft vom 27. Februar 1934. In ihm wird der Reichswirtschaftsminister ermächtigt, Wirtschaftsverbände als alleinige Vertretung ihres Wirtschaftszweiges anzuerkennen, solche Verbände zu errichten, aufzulösen oder mit einander zu vereinigen, ihre Satzungen abzuändern, ihre Führer zu bestellen und abzuwählen und Aussenstehende an Wirtschaftsverbände anzuschliessen. Die vom Nationalsozialismus erstrebte endgültige Form der Selbstverwaltung der Wirtschaft wird durch dieses vorbereitende Gesetz noch nicht geschaffen. Das wesentlich Neue an diesem Gesetz ist aber die Erneuerung des Begriffs der privaten Initiative. Die einzelnen Wirtschaftszweige werden in Hauptgruppen zusammengefasst, die Hauptgruppen formen sich zu einer Gesamtorganisation mit eigenem Führer an der Spitze. Zwischen der Hauptgruppe und dem zuständigen Referenten im Reichswirtschaftsministerium werden enge Verbindungen geschaffen, und das Ganze steht unter dem Reichswirtschaftsminister und unter dem Reichskanzler. Von unten her über die Selbstverwaltung der Wirtschaft wird auf diese Weise eine nationale Planwirtschaft errichtet. Jeder einzelne, jede Gruppe ist in eine Organisation gefasst, die unmittelbar dem grossen Ganzen zu dienen hat. Der Staat führt die Gesamtwirtschaft im Sinn einer Bedarfsdeckung, ohne selbst in der Wirtschaft tätig zu sein. Durch dieses Gesetz ist das Führerprinzip für die rein sachlichen Aufgaben der Wirtschaft gesichert worden, während die Arbeitsfront nach ihrer Neugliederung die Menschen der Wirtschaft führen und erziehen soll.

Die Produktion der deutschen Industrie entwickelt sich langsam aber stetig, von saisonmässigen Schwankungen nur wenig betroffen, aufwärts. Seit dem Januar 1933 hat die deutsche Industrieproduktion um mehr als 23% zugenommen, wobei aber beispielsweise die Erzeugung in der Funkindustrie um 280, in der Kraftfahrzeugindustrie um 130, in der Bauwirtschaft um 76 und in der Hausratindustrie um 41% zugenommen hat. An diesen Zweigen zeigt sich Richtung und Auswirkung der nationalsozialistischen Arbeitsbeschaffungspolitik am deutlichsten. Der Anteil der deutschen Industrie an der industriellen Warenerzeugung der Welt beträgt gegenwärtig 11,6%.

Eine erhebliche Belebung der Landmaschinenindustrie kennzeichnet die Überwindung der Krise in der deutschen Landwirtschaft. Das Erbhof- und das Reichsnährstandsgesetz haben zusammen mit der Einführung der Festpreise für Brotgetreide die finanzielle Lage der Landwirtschaft wesentlich verbessert. Im laufenden Wirtschaftsjahr

1933/34 kann mit einem um etwa 750 Millionen RM höheren Verkaufserlös der Landwirtschaft als im Vorjahr gerechnet werden. Zieht man dazu in Betracht, dass durch eine erhebliche Herabsetzung verschiedener Steuern und durch die Senkung der Hypothekenzinsen eine Entlastung der Aufwendungen um nahezu 400 Millionen eingetreten ist, so kann trotz Mehrbeschäftigung von Arbeitskräften und einer ausgabensteigerung für Düngemittel und Maschinen damit gerechnet werden, dass der Landwirtschaft insgesamt in diesem Jahr rund 1 Milliarde RM mehr zur Verfügung stehen als 1933. Dank einer Verringerung der Preisspanne zwischen Erzeuger- und Kleinverkaufspreisen wird der städtische Verbraucher durch diese Entwicklung kaum belastet, die Erhöhung der landwirtschaftlichen Einnahmen trägt aber ihrerseits zur Belebung des Binnenmarktes bei, da 32% aller Gewerbebetriebe und 27% aller gewerblichen und industriellen Arbeiter in Deutschland unmittelbar von der Landwirtschaft leben.

Berlin, 24. März 1934

*Harald Nietz*

## U M S C H A U

### **Bischof D. Irbe †**

Am 23. März 1934 ist der erste Bischof der lettländischen evangelisch-lutherischen Kirche D. Karl Irbe gestorben. Irbe trat bekanntlich im November 1931 im Zusammenhang mit der Enteignung der Domkirche von seinem Amt zurück. Er hat damals eine schwere Zeit erlebt. Sein Rücktritt erfolgte nicht, wie die chauvinistische Presse es darzustellen versuchte, aus besonderer Deutschfreundlichkeit oder aus mangelndem Verständnis für die Bedürfnisse seines Volkes, sondern aus der Sorge für den Frieden und die Selbständigkeit der Kirche. Beides hatte er ihr kraftvoll und weitsichtig errungen. Wir zweifeln nicht daran, dass seine gute Saat Frucht bringen wird.

Er war auch uns ein Vorbild jener Frömmigkeit, die alle Menschenfurcht überwunden hat, ein Mann, dessen per-

sönliche Grösse in seiner tiefen und starken Gläubigkeit verankert war

Wir ehren in ihm den treuen Sohn seines lettischen Volkes, der in Zeiten nationaler Spannungen unerschrocken und reinen Herzens tat, was seinem Volke diente. Konflikte hat er nie gescheut. Und doch war er es, der den nationalen Frieden in der lettländischen Kirche führend mitgestalten half. In Streit und Frieden hat er jedermanns Achtung genossen.

Auch wir Deutschen stehen am Grabe dieses ungewöhnlichen Mannes in Ehrfurcht und tiefer Trauer.

### **Eine Gesamtschau der deutschen Geschichte**

In der von Friedrich Heiss herausgegebenen bekannten Zeitschrift «Volk und Reich» behandelt Rudolf Craemer, Privatdozent der Ge-



schichte an der Universität Königsberg, die Fragen von «Staatsgrenze, Volksraum und Reichspolitik in der deutschen Geschichte».

Wie der Verfasser in einem Nachwort erklärt, soll dieser Aufsatz nur einen Versuch darstellen, der auch Irrtum und Einseitigkeit in Kauf nimmt. Zu dieser Haltung berechtigt den Verfasser die Erkenntnis der Notwendigkeit, die Geschichtswissenschaft mit neuem geistigen Gehalt zu unterbauen und durchtränken. Wir können daher füglich von Einzelheiten absehen und wollen nur den inneren Gehalt betrachten.

Die deutsche Geschichte — führt Craemer aus — entsteht durch die Spannung zwischen volklicher Kraft und staatlichen Schranken. Craemer betont mehrfach die wesensverschiedene Haltung des deutschen Volkes gegen Osten und gegen Süden und Westen. Wenn seine Aufgabe nach Westen und Süden trotz aller kulturellen Verbundenheit Abwehr ist, so ist sein Antlitz dem Osten zugewandt, ist hier seine Aufgabe, Völker im gemeinsamen Lebensraum zu verbinden. Das deutsche Volk hat damit in der Geschichte eine originäre, eigenständige Aufgabe. Dieser Entscheidung entsprechend gestalten sich die Grenzen nach Westen und Osten verschieden. Im Westen im grossen und ganzen klare Linien, die schon bald gefrieren, im Osten ein ewiges Hin und Her, flüssige Grenzen. Die Italienpolitik der deutschen Kaiser habe staatlichen Notwendigkeiten entsprochen. Ausserhalb des deutschen Raumes sei das altdeutsche Kaisertum nur «geistigpolitischer Anspruch» gewesen. Die Ausdehnung nach Osten war «ein unwillkürliches Handeln» des deutschen Volkes. Zugleich mit dem Staatsraum erweiterte sich auch der Volksraum.

Wenn auch die Landesfürsten die

Hauptträger der Ostkolonisation sind, so ist das Reich doch noch nicht ausgeschaltet. Erst nach dem Untergang der Hohenstaufen wird das deutsche Volk politisch ausschliesslich von den Landesfürsten geführt. Abgesehen von den bekannten Faktoren ist nach Craemer das Schicksal der Hohenstaufen auch mitbedingt durch den Angriff Frankreichs. Die hiermit einsetzende Ostpolitik Frankreichs will nicht ein Wachstum des Volksraums, sondern ein Vortreiben der Staatsgrenzen. Das deutsche Volk aber hatte seinen Lebensraum erweitert, ohne dass er sich mit dem Staatsraum deckte. So kam es, dass die Kraftzentren sich nach Osten verschoben (Prag, Wien). Im 15. Jahrhundert gehen grosse Gebiete deutschen Volkstums verloren. Das konnte geschehen, da man auf die Reichsidee verzichtet hatte. Nach der Schlacht von Mohacz (1562) übernahm Habsburg «das mitteleuropäische Erbe Deutschlands». Aber weitere Verluste deutschen Volksbodens konnten nicht verhindert werden, da allein persönliches Herrschertum und dynastische Politik nicht ausreichten.

Der politische Katholizismus und die Gegenreformation haben den Volksraum geschwächt. Wenn dieser für den Schein des Reiches focht, so hatte sich der politische Protestantismus mit der Anarchie verbündet. Das dynastische Chaos nach 1648 konnte nur überwunden werden durch die Erneuerung des deutschen Staates, und das ging nur über eine vorläufige Spaltung. Brandenburg und Habsburg konnten nur gegeneinander für das Reich kämpfen. Das Wachsen Preussens schafft und sichert deutschen Volksboden. Das Gleiche geschah in Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Germanisieren wollte keiner. Hier im Osten finden sich von Leibnitz über Herder, Fichte bis zu Hegel «das geistige Deutschtum» und

«das staatliche Preussentum». Trotz der späteren politischen, für Deutschland meist unglücklichen Auswirkungen Herderscher Ideen bei den nichtdeutschen Ostvölkern besteht Herders Verdienst in der «Bestätigung des Volksraums als eines geistigen Raumes». Die Nationaldemokratie des Westens zerschlägt das dynastische Regiment. Die Kräfte des Ostraumes überwinden dann wiederum den Westen. 1814 wächst Preussen weiter in Deutschland hinein, und durch seine Rheinprovinzen werden auch die Reichsinteressen im Westen zu preussischen Interessen. Metternichs Erhaltung und Gestaltung des Raumes blieb hingegen ohne Zukunftsgelbalt. Der Nationalismus der Völker des Südostens musste so im Kampf gegen das Deutschtum wachsen. 1848 siegte noch einmal die Dynastie. Bismarck aber war frei von der Legitimitätsdoktrin, als er 1866 Preussen vergrösserte. In Österreich jedoch übernahm Ungarn die politische Führung, wenn auch das Deutschtum noch «Träger der österreichischen Staatlichkeit» blieb. Das Reich baute Bismarck zugleich auf den Dynastien und auf nationaldemokratischen Faktoren auf. «Im evangelischen Kaisertum strebt das Preussentum zur Reichsidee». Den Staatsraum konnte Bismarck nur durch die Bindung des Ostraumes schützen; daher das Bündnis der drei Ostmonarchien zur Abwehr nationaldemokratischer Revolutionstendenzen. Das Deutschland nach 1890 sah den Volksraum nicht mehr. «Die Reichsidee wurde Zierrat». Die Ostpolitik während des Weltkrieges blieb dynastisch. In Versailles wird der deutsche Volksraum überflutet und geknechtet, die deutsche Staatsgrenze aufgerissen. Österreich ist wieder Mark des Reichs geworden. — Der neue völkische Staat begründet nun die wirkliche Einheit der Nation. Er ist entstan-

den in sich selbst begrenzender Zusammenfassung seiner Kräfte, und seine Aufgabe ist, «den weiteren Bereich des Volksraumes und des Bundes zu sehen und zu verwirklichen».

In 4 beigegebenen Kartenbildern wird erstmalig versucht, das im Laufe der Geschichte wechselnde Verhältnis von Staats- und Volksraum darzustellen, was zur Veranschaulichung der grosszügigen und überaus anregenden Ausführungen in hohem Masse beiträgt. — g.

## Bemerkungen

Jede Zeit und jede soziologische Schicht hat ihre Kampfweisen. Die traditionell baltische darf, wenn wir nicht in Selbstlob verfallen wollen, nicht nur nach den Edelsten beurteilt werden. Was in breiteren Verhältnissen derbe Keulen tun, dazu dienten in unserer Enge oft vergiftete, immer sorgsam zugespitzte Pfeile. Wir sind in unseren internen Polemiken unendlich oft ebenso höflich wie persönlich gewesen. Und oft genug ging es um kleine Dinge.

Im allgemeinen kann man sagen, dass Kämpfe immer bleiben werden, ebenso natürlich auch Leidenschaften und Gehässigkeiten. Nur der Wert ist wirklich lebendig, um dessen willen man bereit ist, letztes einzusetzen. Unter gewissen Voraussetzungen und in gewissen Grenzen gilt, dass an der Leidenschaft des Kampfes der Wahrheitsgehalt des Streitgegenstandes erkannt werden kann.

Sobald ein Kampf Gemeingut breiterer Volksschichten wird, verändern sich seine Mittel und sein Ton. Im Zusammenhang damit steht, dass vieles, was bisher gesellschaftliche Angelegenheit war, öffentliche Sache wird. Alle Auseinandersetzungen werden offener, robuster. Vergessen wir nicht: man kann aus voller Lauterkeit sehr rauh und herbe, ja auch grob sein, und man kann aus Gemeinheit fein und höflich



sein. Selbstverständlich bleibt Hass in jeder Rüstung Hass und Schuld vor Gott immer Schuld. Hüten müssen wir uns nur vor einem Missverständnis: für ein ethisches Werturteil zu halten, was im Grunde genommen bei uns nur ein ästhetisches ist. D. h.: sooft der Ton der heute unter uns üblichen Auseinandersetzungen Anstoss erregt, ergibt sich unabweisbar die Frage: sind es nicht nur die Gewohnheiten einer bestimmten, an gewisse wandelbare soziale Voraussetzungen gebundenen Sitte, die zu diesem Urteil veranlassen, oder ist es wirklich ethische Empörung. Was nur aus gesellschaftlicher Sitte stammt, muss, so schmerzlich es sein mag, nachgeprüft werden, weil wir eine tiefgreifende soziale Umgestaltung erleben, weil der deutsche Sozialismus im Anmarsch ist. Darin geht es uns nicht anders als den andern deutschen Volksgruppen und dem Volk im Mutterlande, wenn wir auch keine Saalschlachten mit Marxisten zu führen brauchen. Es ist unter allen Umständen ein schmerzhafter Prozess, bei dem überall viel Menschliches zutage tritt. Mir scheint manchmal, dass heute der wahre menschliche Wert viel nackter

daliert als früher, wo die Konvention, die stillschweigende gesellschaftliche Übereinkunft vieles verdeckte. Darin liegt ein wesentlicher Zug des Neuen, das auch unter uns aufgebrochen ist. Es ist eine ähnliche Situation entstanden wie sie im Felde vorlag: jeder steht ungedeckt durch die Sicherungen des bürgerlichen Lebens neben dem andern oder gegen den andern — so wie er ist, ängstlich oder tapfer, entschlossen oder unsicher. Das entscheidende Kriterium im Kampf aber ist die Bereitschaft zu Kampf und Kameradschaft.

Wir alle ohne jede Ausnahme haben uns dessen bewusst zu sein, dass wir vor Gott für das zu verantworten haben, was nicht aus der Liebe zu unserem Volk, sondern aus der Bosheit und Eitelkeit unseres menschlichen Herzens stammt. Wessen Blick aber starr nur auf gewisse äussere Härten des Kampfes gerichtet ist, wer allein von diesem Eindruck sein Urteil bestimmen lässt, der beweist damit, dass er nicht weiss, worum es in der Tiefe geht. Es geht um Wahrheiten, von deren Geltung in unserer Mitte der Fortbestand unserer Volksgruppe abhängt.

R. W.

## DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA

### I.

Zehnjahrfeier des «Deutschen Schauspiels». Man ist versucht, zu stutzen. Jeder kennt die lange und kostbare Vorgeschichte unseres kleinen «Deutschen Schauspiels», jeder weiss, dass seine Gründung im Jahre 1924 das geistige Erbe einer an künstlerischen Grosstaten reichen, alten Theaterentwicklung antrat, dass diese grosse Vergangenheit immer der Masstab war, der dem jungen Unternehmen künstlerisches und ideelles Ziel darstellte. Von dieser Seite aus gesehen, bedeuten diese zehn Jahre nur den letzten Abschnitt

eines grossen Ablaufs. Ist man wirklich berechtigt, dies Jahrzehnt auf sich selbst zu isolieren? Die Frage mag besinnlich stimmen. Sie wurde bisher nicht gestellt, weder beim Festakt selbst, noch in den Begrüssungsaufartikeln unserer deutschen Presse, noch auch in der inhaltreichen Festschrift zum Jubiläum, die Georg Casperson umsichtig zusammengestellt hatte.

Andererseits — welch eine Fülle von ehrlicher, harter Aufbauarbeit umschliesst dieses Jahrzehnt! Wie viel musste gesorgt, gebangt, geschaffen werden, um nach dem allgemeinen Zu-

sammenbruch den deutschen Theatergedanken in einer dem grossen Gegenstand entsprechenden Form neu aufleben zu lassen! In dieser Beleuchtung gewinnen diese schweren zehn Jahre eine eigene Bedeutung. Keine stolze Feier wollte das Gedenken an die Eröffnung des «Deutschen Schauspiels» am 7. Februar 1924 sein: ein schlichter Markstein auf einem steilen, steinigen Wege, der wohl noch nicht bis ans letzte Ziel gegangen wurde, dessen durchwanderte Strecke indessen doch hoch genug führte, um sichere Ausschau nach oben und unten, nach vorwärts und rückwärts zu ermöglichen.

Wir sind dankbar, dass ein «Deutsches Schauspiel» in Riga besteht, und die Aufgaben, die ihm gestellt sind, rechnen wir zu den wichtigsten Kulturaufgaben unseres auslanddeutschen Lebens. Darum sehen wir gern rückwärts, auch über diese zehn Jahre hinaus: Vergangenheit verpflichtet. Darum sehen wir aber auch, ermutigt durch das Ausmass des schon Geleisteten, klar und zielbewusst in die Zukunft, die allem Vollbrachten Prüfstein sein wird und sein muss. Mit besinnlicher Freude über getane Leistung können wir uns nicht lange aufhalten. Denn bei allem Dank für das, was werden durfte, wissen wir doch sehr genau, dass vieles noch nicht so ist, wie wir es sehen möchten. So nehmen wir die Jahrzehntfeier als neuen Ansporn zum weiteren Aufbau.

Wir haben ein deutsches Schauspiel, aber wir haben noch kein deutsches Volkstheater. Das Theater ist noch immer nur Angelegenheit einer verschwindend kleinen Bevölkerungsgruppe. In seinem wertvollen Abriss «Zur Geschichte des Deutschen Schauspiels in Lettland» weist Georg Casperson in der Jubiläumsfestschrift darauf hin, dass durchschnittlich weniger als die

Hälfte der zur Verfügung stehenden Plätze bei den Aufführungen vom Publikum besetzt werden (S. 24). Man sollte meinen: 500 Besucher sollten sich unter mehr als 40.000 Deutschen bei jedem Theaterabend bereit finden lassen, sich deutscher Bühnenkunst geneigt zu zeigen. Aber offensichtlich ist der deutsche Theatergedanke noch weitgehend unpopulär — denn wenn auch die Jahresstatistiken Besucherziffern ausweisen, die in die Zehntausende gehen, so muss doch bedacht werden, dass diese hohen Zahlen im wesentlichen durch den häufigen Besuch der gleichen Publikumskreise errechnet wurden. Wir haben eine kleine Gruppe Interessierter, die dem «Deutschen Schauspiel» die Treue hält; die Mehrheit hält sich geflissentlich fern.

Unser Schauspiel hat so lange keine wirkliche Daseinsberechtigung, bis dieser vom wirtschaftlichen und nationalen Standpunkt untragbare Zustand überwunden ist. Dazu sind die Zeiten zu schwer und zu ernst, dass wir unter grossen Kosten nur den Theaterhunger einer kleinen Schicht befriedigen. Wir müssen dafür sorgen, dass deutsche Bühnenkunst bei uns als Angelegenheit aller Deutschen begriffen und empfunden wird. Wir müssen es erreichen, dass der deutsche Theatergedanke Wiederhall bei allen Volksgenossen findet. Das ist die nächste und wichtigste Aufgabe. Es ist an dieser Stelle schon vor Jahresfrist darauf hingewiesen worden, dass das in den allein wünschenswerten Ausmassen nur auf dem Wege einer grosszügigen Publikumsorganisation möglich ist. Sie muss nun in Angriff genommen werden.

Ein Anfang ist schon im laufenden Spieljahr gemacht worden; die «Jugendbühne» mit ihren fast 500 Mitgliedern hat bewiesen, dass der vorgeschlagene Weg gangbar ist und zum Erfolge füh-



ren kann. Ausbaumöglichkeiten bestehen auch hier zweifellos für die Zukunft. Aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob gerade die «Jugendbühne» von der Direktion nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit behandelt worden sei. Von den fünf versprochenen Dramen sind nur zwei gebracht worden; die drei übrigen wurden durch andere Stücke ersetzt. Gewiss ergeben sich oft unvorhergesehene technische Hemmungen, und das Publikum muss auch verstehen, dass, ehe ein neuer Apparat tadellos läuft, zunächst Erfahrungen in der Praxis gesammelt werden müssen. Aber dennoch hätte man, gerade um des zukünftigen Ausbaues willen, hier Missstimmungen peinlich verhüten sollen, die durch nachträgliche Erklärungen nicht aus der Welt geschafft werden, hätte man besonders nicht durch allzu sorglos einstudierte Darbietungen («Weh dem, der lügt!») den Eindruck erwecken dürfen, als sei die «Jugendbühne» eine nebensächliche Bagatelle, für die wenig Aufwand genüge.

Casperson schliesst seinen historischen Rückblick mit den Worten: «Für das grosse Publikum sind im Laufe der 10 Jahre immer noch Kriminalstücke und leichtgeschürzte Lustspiele, besonders mit Musik, diejenigen Stücke gewesen, die ins Theater lockten.» Damit ist die ganze Sachlage schlaglichtartig beleuchtet. Wir wollen das breite Publikum nicht «locken», besonders nicht, indem wir ihm Bühnenwerke anbieten, die einem unerzogenen, seichten Unterhaltungsbedürfnis auf dem ganzen Wege entgegenkommen. Wir wollen vielmehr das Publikum zum Theater erziehen. Und wir müssen um der Würde unseres «Deutschen Schauspiels» willen von der Theaterleitung erwarten, dass sie sich ihrer erzieherischen Aufgabe wieder mehr bewusst wird. Das ist unser Wunsch zum Theaterjubiläum, und

man wird sagen müssen, dass es ein guter, positiver und produktiver Wunsch ist, den wir damit aussprechen.

## 2.

Man spielte zum Jubiläum das gleiche Stück, mit dem vor zehn Jahren das junge «Deutsche Schauspiel» eröffnet worden war. Gerhart Hauptmanns Traumdichtung «Hanneles Himmelfahrt», vor vierzig Jahren Schnittpunkt erbitterter Stellungnahmen, von der offiziellen Literaturgeschichtsschreibung als peinlicher Rückfall in eine effekthascherische Pseudomärchenromantik schulmeisterlich abgelehnt, hat seinen Weg gemacht und die lautere Echtheit seines Gehaltes bewiesen. Das ist kein rührseliges Auskosten einer armseligen Sterbequal, das ist die gültige Interpretation einer schlesischen Kinderseele. Die grobe Alltagsluft des Naturalismus, die schwer und drückend über den ersten Szenen lastet, zerflattert, und siehe da: ein deutsches Märchen bleibt übrig und eine kleine schlesische Dorfkirche. Schneewittchen im gläsernen Sarg, Aschenbrödels wunderkleine Hochzeitsschühlein, ein paar Gesangsbuchverse, die Engel und der Herr Christus vom heimatlichen Altarbild, die tote Mutter, die aus dem Paradies heimkehrt: was ein armes Dorfkind in seinem stillen und scheuen Erleben an Schönheit als Schatz in sich gesammelt und behütet hat, wird lebendig, um das viele Hässliche und Schlimme zu überwinden. Dass der Traum, die Sehnsucht, dass die Seele Recht hat und nicht der widerliche Alltag, das ist der grosse, schöne, der deutsche Grundgedanke dieses stillen, feinen Gedichtes.

Die Festvorführung bewies durch ihre gute Abrundung und zarte Pinselführung das künstlerische Niveau unseres Schauspiels. Frau König hatte sich der dankbaren Titelrolle angenommen;

zierlich und still, gab sie eine sehr gekonnte Leistung, im Technischen untadelig. Ihr zur Seite Obsieger als der bewunderte und geliebte Lehrer Gottwald, der in ihren Fieberphantasien in die Gestalt des «Fremden» hinübergleitet; mit gutem Bedacht sah er seine Rolle mehr von der Wirklichkeit als vom Traumleben her: dieser Lehrer, der das vor Frost zitternde Kind ins Armenhaus trägt, statt es bei sich zu Hause von seiner Frau pflegen zu lassen, ist ja ein ganz Anderer, als das arme, schwärmerische Kind in ihm zu sehen meint. Das ist mir erst durch Obsiegers Interpretation ganz klar geworden — freilich trug er dadurch auch in Szenen, die mehr Güte und Wärme verlangen hätten, eine gewisse reservierte Kühle hinein. Hendrich gab den Matternmaurer, ein saftiger Trunkenbold, so roh und verwirrt, wie ihn die Fieberfurcht des kleinen, vielverprügelten Mädchens sehen muss. Übrigens scheint mir sein Ende der einzige schwere psychologische Fehler zu sein, der Hauptmann in diesem Gedicht unterlaufen ist: es scheint kaum glaubhaft, dass dieses stille, zarte Kind seinem Ziehvater diesen grausamen Selbstmord anhängt.

Eine ganz köstliche Märchenfigur formte Horst Bergner als Dorfschneider, der die kostbaren Hochzeitskleider für das Prinzesslein Hannele bringt; in seiner kurzen Szene wurde der Kindermärchentraum am lebendigsten und schönsten deutlich. Frau Ilma hätte der Flügel an ihrer Diakonissenschürze nicht bedurft, um diesen Traumcharakter dem Zuschauer ins Bewusstsein zu rücken; das war eine aufdringliche Unterstreichung, die gerade bei ihrer schönen Mütterlichkeit unnötig war. Auch Rotbergs schwarzer Engel traf gut die biblisch-märchenhafte Stimmung dieser Fieberangstgestalt.

Unter den Armenhäuslern war besonders die Tulpe der Sigrid Hamar ausgezeichnet; Marga Zöllners Hedwig war noch zu unausgeglichen und übersteigert. Die anderen Darsteller fügten sich gut dem Zusammenspiel ein; so gab der Festabend, was er geben sollte: er stellte die künstlerische Leistungsfähigkeit unseres «Deutschen Schauspiels» unter Beweis.

### 3.

Dann gab es im März noch zwei Lustspiele. Wie war man eigentlich darauf gekommen, Sudermanns «Schmetterlingsschlacht» wieder auszugraben? Das ist die «Ehre», als Komödie umfrisiert; das alte Schema (arm-reich, edel-verworfen) ist in seiner groben Schwarzweisszeichnung beibehalten, die Lösung des Problems geschieht dort wie hier durch die Zauber-macht der Liebe, d. h. richtig gesehen überhaupt nicht; sogar die neckische Aktverteilung (1. Akt arm, 2. reich, 3. arm, 4. reich) ist die gleiche. Das Ganze ist als Protest gegen die Muffigkeit des — wohlhabenden und armen — Bürgertums gedacht, ein bischen ibsensisch, aber mehr im Geschmack der Marlitt. Wen interessiert das heute noch? Als literarhistorische Repititionsstunde war doch der Abend nicht gedacht — wollte man ihn so nehmen, konnte er freilich recht lehrreich sein. Aber ich glaube, unser Theater hat im Augenblick wichtigere Aufgaben. Dabei war die Aufführung als solche recht gut, in allen Partien. Dass es das Stück trotzdem nur zu wenig Wiederholungen gebracht hat, zeigt, dass es keine Beziehungen zu unserem Zeitempfinden besitzt.

Da bedeutete der zweite Lustspielabend einen besseren Griff. Die «Komödie von Liebe», die uns der Däne Svend Rindom geschenkt hat, be-



sitzt zwar nicht den hochliterarischen Ehrgeiz, der bei Sudermanns halbdurchdachtem Werk so peinlich wirkt, entbehrt aber dennoch keineswegs jener stillen Besinnlichkeit, die über das Bühnengeschehen hinaus zum Nachdenken und Weiterdenken verpflichtet; zudem ist sie meist sehr lustig und hat hübscher Einfälle die Fülle. «Kupferne Hochzeit» feiert man, wenn der Weg zur Silberhochzeit halb durchschritten ist; da ist die Reife und Abgeklärtheit des Silberpaares noch nicht erreicht, wohl aber der grüne Zauber der Myrthe manchmal schon stark angewelt. Was ist not, um eine Ehe glücklich zu machen?, fragt Rindom und führt drei Paare vor, von denen jedes seine liebe Not miteinander hat. Das wird sehr menschlich und ganz einfach, so ganz ohne Moralin und doch sittlich-ernst und anständig zur Erörterung gestellt. Ja, was ist eigentlich not? Liebe, sagt Rindom, sonst nichts, und er wird dabei ein paar Augenblicke sehr ernst und besinnlich. Aber gleich darauf ist es wieder sehr lustig, und als die drei Paare schliesslich zum rituellen Hoch-

zeitsschmause schreiten, sind sie ebenso befriedigt wie das Publikum, und der Vorhang kann sich mit Fug und Recht endgültig schliessen.

Das war der grosse Tag für Irene Réé. Ach, wie ist sie toll vor Liebeslust und Liebesleid, wie kann sie so gar nicht die rechte, weise Mitte halten! Rotberg bot ihr, im stummen Spiel besonders vorzüglich, trefflichen Widerpart. Aber am besten gefiel mir eigentlich das zweite Paar: Irmgard Gast in ihrer feinen fraulichen Reife und Hendrich, der unter der Maske forcierter Lustigkeit sein Leid keusch und herb zu verbergen sucht. Auch Ob-sieger als wehmütig-verliebter Lehramtskandidat gab eine gute Leistung, und Sigrid Hamar als alte Trulle war wieder einmal köstlich. Couété formte einen, rührend guten, betulichen Opapa. So klang alles harmonisch zusammen, und die begeisterte Fröhlichkeit des Publikums war ein rechter und gerechter Dank für die saubere, temperamentvoll-lustige Aufführung.

Lutz Mackensen

## BÜCHERBESPRECHUNG

Wilhelm Schäfer. Der deutsche Rückfall ins Mittelalter, Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934.

In dieser Berliner Rede nimmt Wilhelm Schäfer zu dem bekannten Vorwurf der antideutschen Hetzpropaganda Stellung, der Aufbruch der Nation des Jahres 1933 komme einem Rückfall ins barbarische Mittelalter gleich. Schäfer versucht sich nicht in Verteidigungskünsten. Soweit der Vorwurf die Abkehr vom liberalistischen Fortschrittsgedanken trifft, nimmt er ihn sogar mit stolzer Bejahung hin.

Das Mittelalter kannte im Gegensatz zu den folgenden Jahrhunderten noch keine bewusste Ichheit des einzelnen und seine Zwecksetzung im Menschengeist. Einfältiger, als wir es zu denken gewohnt und fähig sind, lag das Leben im Universum, in Gott beschlossen. Nicht der einzelne war Sinn der Geschichte. Das Volk als Gesamtheit war Träger eines mächtigen Reichsgedankens, einer starken Kultur. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, das Individuum aus den Bindungen, in die es eingebettet war, zu lösen. Sie liess es

eine angeblich «vernünftige» Sinngebung der Geschichte in dem Fortschritts-glauben finden, dessen Weisheit letzter Schluss es war, «das grösste Glück für die grösste Anzahl Menschen zu verbreiten». Der gotische Mensch, der die himmelstürmenden Dome baute, der den Osten kolonisierte und der Kirche das Schwert des Kaisers hielt, glaubte die Welt nicht als Einrichtung für seine Wohlfahrt, wohl aber als Schlachtfeld, wo es auf seinen treuen und tapferen Dienst ankam.

In diesem Sinn nun wird das Wort vom Rückfall ins Mittelalter durch Schäfer bejaht. Kein Rückfall ist es freilich, sondern eine Heimkehr aus dem naiven Fortschrittsgedanken der modernen Menschheit zu der wahren Lebensordnung des deutschen Volkes, wie sie am stolzesten und grössten in den Zeiten der Dome von Speyer und Strassburg, der salischen und staufischen Kaiser vorgezeichnet ist. B.

Wilhelm Schäfer. Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. Albert Langen/Georg Müller Verlag. München. Neue billige Geschenkausgabe.

Wir sind dem Verlage besonders dankbar dafür, dass er dieses Buch, das in seiner Art etwas ganz einzig Dastehendes bedeutet, nunmehr erneut in der verblüffend billigen Volksausgabe herausgebracht hat. Wilhelm Schäfer gibt darin eine Schau über zwei Jahrtausende deutscher Geschichte, eine Folge knapp umrissener Einzelbilder von oft überwältigender Einprägsamkeit, Geschichtsschreibung als Kunst, als das Werk eines aus heisser Liebe für Volk und Heimatboden schaffenden Dichters, ist hier Wirklichkeit geworden. Ein Wissen, das sonst nur allzuleicht zu totem Bildungsgut zu erstarren pflegt, wird formend fruchtbar in einer packenden Eindruckskraft. Das Buch will nicht charakterisiert, sondern gelesen — und es will keineswegs allein gelesen, sondern besessen sein. In jedes Haus, wo deutsche Jugend mit einem Sinn für die Grösse und Kraft der eigenen Vergangenheit erwächst, wünschen wir dies Werk, vor dem nur ganz wenigstens bestehen darf, was wir an volkstümlicher deutscher Geschichtsschreibung besitzen. F.

### MITARBEITER DIESES HEFTS:

P. A. Schabert, Riga / P. P. Busch, Neuhausen in Kurland / Dr. R. Craemer, Privatdozent der Geschichte, Königsberg i/Pr. / Dr. L. von Middendorff, Dorpat / Schriftleiter H. Nietz, Berlin / Professor Dr. L. Mackensen, Herderinstitut, Riga

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates Riga, Kl. Münzstrasse 18



# AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

## Deutsche Winterhilfe in Lettland

### Bericht der Kleiderstelle über die Tätigkeit im Winter 1933/34

Im Winter 1933/1934 sind im ganzen 3 Verteilungen vorgenommen worden. Die erste erfolgte im Dezember 1933, vor Weihnachten. Es konnte wohl ein grosser Teil der Anforderungen befriedigt werden, immerhin blieben 45% des Bedarfs der Gemeinden ungedeckt, und für die Gemeinden wurde im Januar eine zweite Anforderung ausgeschrieben. An die Schulen wurde auf Grund der Dezember-Anforderung dann allmählich im Laufe des Januars und Februars nachgeliefert, was bei der Weihnachtsverteilung gefehlt hatte. Alles in allem haben die Schulen fast voll befriedigt werden können.

Die zweite Verteilung an die Gemeinden gestaltete sich günstiger als die erste. Es konnte, zwar nicht auf einmal, aber mit der Zeit, fast der ganze Bedarf gedeckt werden.

Der Eingang an Kleiderspenden war geringer als im vorigen Winter. Während im Anfang des Winters die Spenden reichlich flossen, flaute der Einlauf an Gaben nach Weihnachten stark ab, und erst nach der Haussammlung, d. h. nachdem Sammelzettel direkt in die einzelnen Häuser gebracht worden waren, kam wieder ein beträchtlicher Schub ein.

Insgesamt sind verteilt worden:

An die Schulen 1618 Kleidungsstücke im Gesamtschätzungswerte ca Ls 6319. —.

An die Gemeinden 4295 Kleidungsstücke im Gesamtschätzungswerte ca Ls. 17427. —.

Im vorigen Jahre wurden an die Schulen und die Gemeinden insgesamt 7129 Kleidungsstücke im Schätzungswerte von Ls. 21.593. — verteilt.

Von der Winterhilfe hat die Kleiderstelle in barem Geld erhalten und verausgabte Ls. 3324.18.

Neuanfertigungen:	Ls. 1705.36
Reparaturen	„ 775.03
Expresslöhne, Arbeitslöhne,	
Gagen	„ 606.13
Unkosten	„ 237.66
	Ls. 3324.18

Eine wesentliche Hilfe und Ersparnis erwuchs der Kleiderhilfe dadurch, dass viele Betreuer die Neuanfertigung von Kleidungsstücken selbst übernahmen, sodass nur das Material geliefert zu werden brauchte.

Die Leitung lag, wie im Vorjahre, in der bewährten Hand von Frau Karin Bernewitz, die eine grosse Arbeitslast auf sich genommen hatte. Ferner sei dankend gedacht der Hilfe von Frl. v. Boetticher, der Vereinigung Deutscher Studentinnen und der Gruppe des Bildungsvereins, die bei Reparatur und Neuanfertigung tätig Hilfe leisteten. Die

Kassenführung übernahm in liebenswürdiger Weise Frl. W. Grünwaldt.

Seitens verschiedener Firmen der Textilindustrie, so der «Rigaer Manufaktur» und der A. G. «Lenta» u. a. m., wurden namhafte Sachspenden in Form von Stoffen bereitgestellt. Ohne diese Hilfe wäre eine Belieferung, besonders was Wäsche anlangt, nur in sehr viel geringerem Masse möglich gewesen.

Die grösste Hilfe kam von Seiten der vielen nicht genannten und unbekannten Volksgenossen, die dem an sie ergange-

nen Rufe Folge leisteten und in grosszügiger Weise Kleider spendeten. Viele haben mehr gegeben, als sie im strikten Sinne des Wortes entbehren konnten, viele haben wirklich Opfer gebracht. Nur so konnte es gelingen, der Not unter den Volksgenossen wenigstens teilweise abzuhelpen.

Ihnen allen sei aufrichtiger Dank gesagt.

Abt. der Volkshilfe «Kleidung».

D.-B. Ev. Notstandskomitee

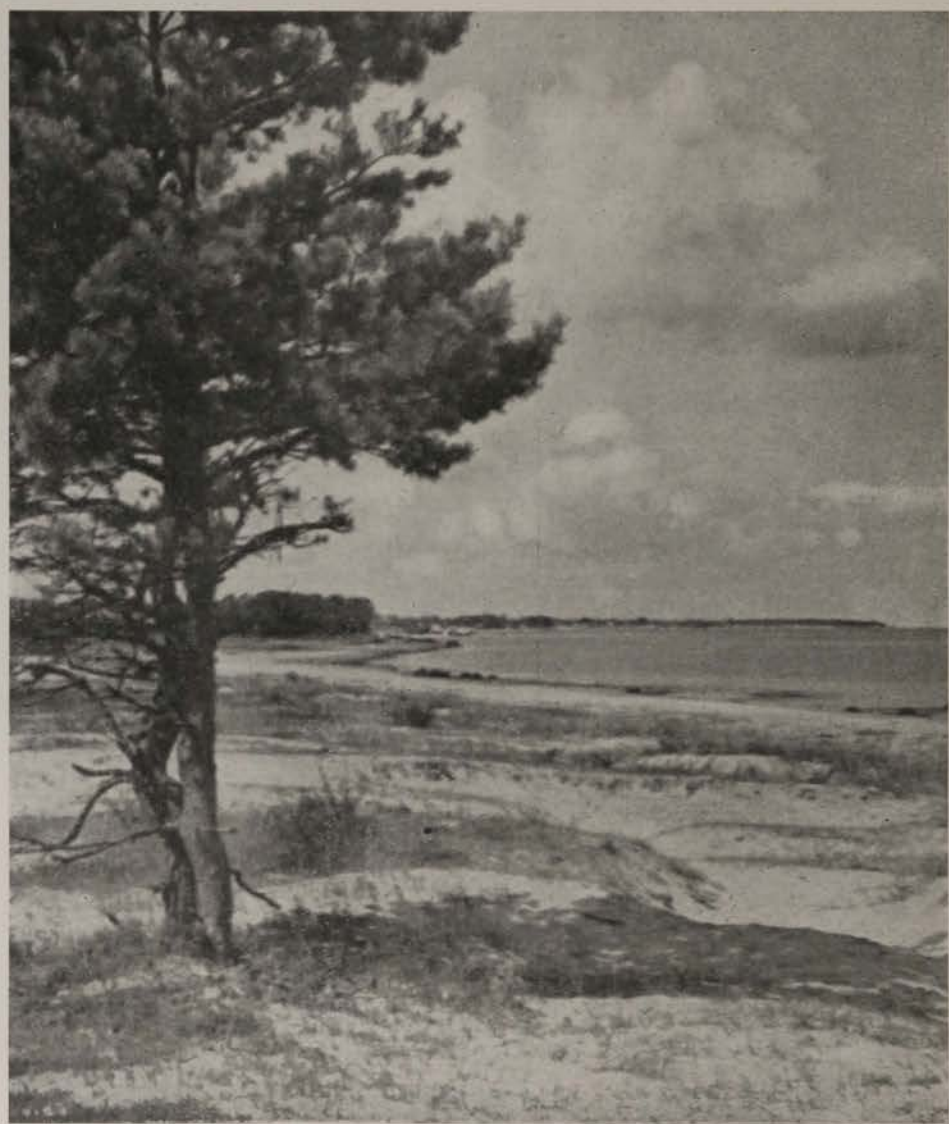
Gez. Baron C. Hahn.

## Voranzeige

Demnächst soll bei genügender Subskription im Verlage Ernst Plates Riga, kl. Münzstr. 18, ein Buch des bekannten baltischen Jagdschriftstellers Oberförster Arthur Guleke «Jugenderinnerun-

gen und Jagderlebnisse» erscheinen. Subskriptionen zum Vorzugspreise von Ls: 2.80 je Exemplar nehmen entgegen die Buchhandlungen in Lettland und Estland und der Verlag.





Am Rigaschen Strande

Photo Mellin

# Zur nationalen und sozialen Lage des deutsch-baltischen Handwerkerstandes

Einseitige Betrachtungen eines Handwerkersohnes

*Von Erwin-Erhard Aidnik*

## I

Unser deutsch-baltischer Handwerkerstand stirbt aus! Diese Tatsache lässt sich nicht mehr gut weglegen. Wir haben zwar noch einen nicht so ganz unbedeutenden Bestand an deutschen Handwerkern, aber wie lange noch? Diese Frage gilt heute mehr denn je. Auf dem flachen Lande und in den kleineren Landstädten ist das deutsche Handwerk schon fast ganz verschwunden. Es existiert eigentlich nur noch in Riga und in den grösseren Provinzstädten Kurlands. Aber auch hier sind es meist bejahrte oder ältere Männer, die den alten guten Ruf des deutschen Handwerks bei uns noch hochhalten. Jedoch immer lichter und lichter werden ihre Reihen. Und immer spärlicher wird hingegen die Zahl derer, die nicht nur geeignet, sondern vielmehr auch gewillt sind, die durch Tod und Alter oder Berufs- und Wohnortwechsel hervorgerufenen Lücken aufzufüllen. Verschwindend gering ist im Verhältnis zur Mehrzahl der selbständigen deutschen Meister die Zahl junger deutscher Gesellen, und fast ebenso gering diejenige deutscher Lehrlinge. Diese Überalterung der deutschen Handwerkerschaft weist zwar mit der allgemeinen Vergreisung unseres deutsch-baltischen Volkstums eine gewisse Ähnlichkeit auf, jedoch sie darf ihr keineswegs gleichgesetzt werden. Denn die Ursachen hierfür dürften, wie wir sehen werden, beim Handwerk ganz anders geartet sein. Was aber unserem deutschen Handwerkerstande, soll er als lebensnotwendiger Bestandteil unserer deutsch-baltischen Volksgemeinschaft erhalten bleiben, so bitter nottut, das ist eben ein junger und zudem freudiger, ziel- und standesbewusster deutscher Handwerkernachwuchs. Dieser fehlt ihm aber heute so gut wie ganz.



Alljährlich verlassen einige hundert deutsche Jungen die Grundschule. Alljährlich sind viele deutsche Knaben, oder vielmehr ihre Eltern und Erzieher vor die schicksalsschwere Entscheidungsfrage gestellt: Was weiter? Mittelschule, und im Anschluss daran ein Studium? Oder Fach- und Fortbildungsschule, im Hinblick etwa auf eine spätere Tätigkeit im Handel und in der Industrie? Oder endlich die sofortige Lehre eines praktischen Handwerks? — Bei vielen Eltern, namentlich bei denjenigen, die den gebildeten und sogenannten «besseren» Gesellschaftskreisen angehören, ist die Berufsfrage ihrer Kinder meist schon von vornherein eindeutig festgelegt. Sie glauben nämlich aus gewissen Standesgefühlen und gesellschaftlichen Rücksichten heraus, dass die praktischen Berufe eines Kaufmannes etwa oder — *horribile dictu* — eines Handwerkers für ihre Söhne überhaupt nicht in Betracht gezogen werden dürfen. Viele andere Eltern aber, die ausserhalb der gebildeten Kreise stehen, entscheiden sich meist gleichfalls für den Mittelschulbesuch ihrer Kinder. Auch dann, wenn sie dieses nur unter Aufbringung grosser und grösster Opfer durchführen können. Einige von ihnen anfangs vielleicht noch mit dem Vorsatz, ihren Jungen nur ein oder zwei Jahre die Mittelschule besuchen zu lassen, weil er angeblich für einen praktischen Beruf noch zu jung oder zu schwach wäre, oder weil etwas mehr Schulbildung immerhin nie schaden könnte. Die vorgeschützten Gründe sind jedoch nicht immer stichhaltig. Ganz abgesehen davon, dass z. B. das Erlernen eines Handwerks nie rechtzeitig genug begonnen werden kann, und dass die physische Entwicklung gerade durch die handwerkliche Tätigkeit weitgehend gefördert wird, ist nämlich heute auch dem Handwerkerlehrling durchaus die Möglichkeit geboten, durch den Besuch einer Gewerbe- oder demähnlichen Schule seine allgemeinen und fachlichen Kenntnisse noch während der Lehrzeit zu ergänzen. Aber auch der Vorsatz selbst, und mag er noch so fest und ehrlich gemeint sein, erweist sich in der Regel als eine Selbsttäuschung. Hat man nämlich zwei Mittelschulklassen mit einigem Erfolg hinter sich, wie nahe liegt da nicht die Versuchung, es auch bis zum Abitur zu bringen. Und hat man endlich die Reifeprüfung bestanden, wie verführerisch und aussichtsreich wirkt da nicht die greifbare Nähe der Hochschule. Weitaus der grösste Teil derjenigen Knaben also, die aus diesem oder jenem Grunde die Mittelschule beziehen, kommt leider in diesem selben Augenblick für das Handwerk nicht mehr in Frage. Auch aus dem einfachen Grunde,

weil sie durch zuviel genossene geistige Nahrung physisch und seelisch für das Handwerk schon verdorben sind. — Von vornherein aber entscheiden sich für den Handwerkerberuf ihrer Kinder nur wenige Eltern. Und auch diese nur durch äussere Umstände hierzu gezwungen, weil sie materiell eine weitere Schulbildung ihren Kindern einfach nicht mehr bieten können.

Und doch ist die wirtschaftliche Lage des Handwerks keineswegs eine solche, dass es seinen Mann nicht genügend ernährt. Gewiss, den früheren, heute aber meist zu Unrecht noch vielgepriesenen goldenen Boden besitzt das Handwerk lange nicht mehr. Die Industrialisierung so mancher Handwerkszweige und eine durch nichts gebundene, zügellose Gewerbefreiheit haben dem Handwerk als solchem tiefe Wunden geschlagen, an denen es noch heute krankt. Das Handwerk hat sich aber, trotz aller Ungunst der wirtschaftlichen und rechtlichen Entwicklung, behaupten können, und es wird sich auch fernerhin behaupten, weil es als unentbehrlicher Faktor aus dem Wirtschaftsleben einfach nicht fortgedacht werden kann. Und eine jede Massnahme, die der Eigenart des Handwerks Rechnung trägt und geeignet ist, das Handwerk als solches wieder zu stärken und zu beleben, kann nur lebhaft begrüsst und unterstützt werden. Ferner, allgemeine Wirtschaftskrisen, Lohnsenkungen und Arbeitslosigkeit haben gewiss auch den gelernten Handwerker empfindlich berührt, aber doch nicht in einem solchen Ausmasse, wie sie das grosse Heer der kaufmännischen oder behördlichen Angestellten und Beamten betroffen haben. Auch Neuaufträge und Neubestellungen — die eigentliche Basis der Handwerkerexistenz — sind in Zeiten wirtschaftlichen Stillstandes ausgeblieben, aber auf die lange Dauer haben sie sich niemals hinausschieben lassen, und einmal mussten sie doch erfolgen. Und endlich, die viel verschmähte und missachtete Flick- und Reparaturarbeit ist es oft gewesen, die den Handwerker in Notzeiten einigermassen über Wasser gehalten hat. Wenn schon die wirtschaftliche Lage des Handwerks im allgemeinen keine allzu ungünstige genannt werden dürfte, so bietet es zudem noch in einem Masse, wie kein anderer Beruf, die nicht zu gering einzuschätzende Möglichkeit, verhältnismässig schnell und früh eine geschäftliche Selbständigkeit und persönliche Unabhängigkeit zu erlangen. Vergleicht man dann noch die heute bestehenden Unterkunftsmöglichkeiten in den verschiedenen, sogenannten intelligenten Berufen mit denen im Handwerk, so steht dieses entschieden



viel günstiger da. Und eine Nachfrage nach jungen Lehrlingen ist heute beim Handwerk tatsächlich vorhanden! Bei unseren deutschen Handwerksmeistern spielt jedoch hierbei nicht nur die durch den Handwerksbetrieb bedingte Notwendigkeit, auf die Mitarbeit von Gesellen und Lehrlingen angewiesen zu sein, eine bestimmte Rolle, sondern auch ein rein gefühlsmässiger nationaler Selbsterhaltungstrieb. Die Sorge um die Erhaltung eines deutschen Handwerkerstandes veranlasst sie dazu, um einen jungen deutschen Handwerker-nachwuchs zu werben. Unsere deutsche Jugend aber hält sich vom Handwerk fern! Was ist also der eigentliche Grund dieses Ausbleibens? Wirtschaftliche Erwägungen dürften, wie wir soeben kurz angedeutet haben, kaum allein ausschlaggebend und bestimmend sein.

Zum Herbst vorigen Jahres stand unserer deutschen Jugend in Lettland eine beachtliche Anzahl von freien Lehrstellen bei deutschen Meistern zur Verfügung. Eine ganze Reihe von jungen Leuten hat sich auch gemeldet. Jedoch nur verhältnismässig wenige Lehrstellen konnten bisher, so viel uns bekannt ist, tatsächlich besetzt werden. Verlangt wurden Lehrlinge hauptsächlich für folgende Handwerke: Maler, Töpfer, Maurer, Schlosser, Grobschmiede, Messerschmiede, Schuhmacher, Bäcker, Reepschläger usw. Unsere Jugend bekundete aber ein Interesse nur für nachstehende Gewerbearten: Elektrotechnik, Radiotechnik, Mechanik, Installation, Optik, Zahntechnik, Photographie, Lithographie u. a. Die blosse Gegenüberstellung der beiden Gewerbegruppen bietet uns schon eine Antwort auf unsere Frage. Wir leben heute entschieden in einem Zeitalter der Technik und Erfindungen. Kein Wunder also, wenn unsere Jugend, durch Unterricht, Film und Lektüre hierzu angeregt, vornehmlich für die Technik und mit ihr zusammenhängende Erwerbszweige ein besonderes Interesse hegt. Vielleicht mag auch bei der Wahl dieser Berufe der Glaube mitbestimmend sein, dass die modernen Gewerbe als zeitgemässere eine grössere Zukunft hätten und eher die Garantie böten, zu Reichtum und Wohlstand zu gelangen, als die althergebrachten, typischen Handwerke. Es wird hierbei jedoch meist ganz übersehen, dass gerade die «modernen» Berufe schon heute vielfach eine Überfüllung aufweisen. Ein jeder Taxichauffeur ist nämlich ein mehr oder weniger gelernter Mechaniker, und Elektrotechniker gibt es leider schon die gute Menge! — Auch ein anderes Moment dürfte bei der Berufswahl nicht ganz ohne Be-

deutung sein. Die modernen Berufe scheinen nämlich gesellschaftlich vornehmer, man könnte sogar sagen, salonfähiger zu sein, als die alten Handwerke. Optiker oder Zahntechniker klingt entschieden besser als Schuster, Fleischer oder Töpfer. Photographen und Lithographen wollen beinahe als halbe Künstler gelten. Und der Elektrotechniker oder Mechaniker dünkt sich fast ebenso viel zu sein wie ein Ingenieur. Es ist hier fast derselbe Nuancenunterschied zu bemerken, wie etwa bei den Bezeichnungen Landwirt und Bauer in der Sprache der bürgerlichen Gesellschaft. — Und nun vergleiche man noch den guten deutschen Klang der alten Handwerksnamen mit den fremdsprachlichen Bezeichnungen der modernen Gewerbe. Bei jenen sind Beruf und Stand ihrer Träger von vornherein unmissverständlich gekennzeichnet. Bei diesen aber gelangen die Arbeitsweise und die Art der Erlernung nicht immer eindeutig zum Ausdruck. Der Elektrotechniker oder Mechaniker z. B. kann ebenso ein Akademiker sein, wie auch ein Handwerker; er kann seine Berufskenntnisse sowohl auf einer Hochschule oder einem Technikum, als auch durch Absolvierung einer praktischen Lehre erworben haben. Das «Handwerksmässige» tritt also bei den Bezeichnungen der modernen Berufe nicht allzusehr in den Vordergrund. Dies ist leider auch der Beweggrund, der viele schon selbständige Handwerker heute veranlasst, ihre Berufsangaben irgendwie zu verschleiern. Der Schneider nennt sich vielfach Tailleur und seine Werkstatt: Atelier. Aus der gemütlichen Rasierstube wird ein Friseursalon. Der an der Drehscheibe arbeitende Töpfer will als Keramiker gelten. Fleischer und Gerber inserieren in den Zeitungen als Wurst- oder Lederfabrikanten, auch wenn ihre Betriebe noch so klein sind. So mancher Zimmerer oder Maurer bezeichnet sich mit Vorliebe als Bautechniker. An die Stelle der klangvollen Namen «Meister» und «Werkstatt» treten die neuzeitlichen, kapitalistischeren Ausdrücke: Unternehmer und Unternehmen. Und wenn es nicht anders geht, so bringt man sein Gewerbe möglichst mit der Kunst in Zusammenhang. Kunstschlosser, Kunstschmiede, Kunsttischler, Kunstfärber usw. nennen sich so manche Handwerker, die von der Kunst als solcher fast gar keine Ahnung haben. Was Wunder also, wenn eines schönen Tages auch der Ofensetzer und Schornsteinfeger sich als Beheizungskünstler oder -techniker bezeichnen werden.

Diese Sucht — man kann sie nur so bezeichnen —, Handwerkerberuf und Handwerkerstand nach aussen irgendwie zu verkleiden,



andererseits die Bevorzugung gebildeter oder modernerer technischer Berufe durch die Jugend ergeben eines mit voller Gewissheit: Unsere deutsche Jugend will nicht mehr zum alten Handwerk! Nicht etwa aus Scheu vor der handwerklichen Arbeit. Das ist, Gott sei Dank, noch nicht der Fall. Die Jugend, soweit sie sich eben physischen Berufen zuwendet, weiss nämlich ganz genau, dass die Arbeit eines Installateurs etwa nicht minder schwierig ist, als die eines Maurers. Und ebenso genau weiss sie auch, dass Gesicht und Hände des Mechanikers während der Arbeit nicht weniger schwarz und rissig werden, als die eines Schmiedes oder Schlossers. Unsere Jungen meiden aber das alte Handwerk nur aus dem Grunde, weil sie nicht als «Handwerker» gelten wollen und weil sie Scheu davor tragen, dem «Handwerkerstande» angehören zu sollen. Und dass diese Scham — einen anderen Ausdruck dafür gibt es nicht — eine soziale Erscheinung ist, dürfte vollkommen klar sein. Sie liegt begründet in einer gewissen nationalen und sozialen Notlage, in die unser deutscher Handwerkerstand im öffentlichen Leben unseres deutsch-baltischen Volkstums geraten ist und in der er sich leider noch immer befindet, trotz einer scheinbaren Wendung zum Besseren in allerneuester Zeit. Diese Notlage aber hängt damit zusammen, dass in unserer Mitte immer noch die Wertmasstäbe des 19. Jahrhunderts mit seiner Überschätzung der geistigen Bildung in Geltung stehen. Wenn von Schuld des einen Standes gegenüber dem andern die Rede sein soll, so im Sinne von Fehlern, deren Tragweite eine vergangene Zeit nicht übersehen konnte.

## II.

Der Rückgang des baltischen deutschen Handwerkerstandes wird sehr häufig schlagwortartig mit zwei Momenten in Zusammenhang gebracht: mit der Agrarreform und mit der Einführung der Gewerbefreiheit. Beide Momente sind vorwiegend wirtschaftlicher Natur und können gewiss mit zur Erklärung herangezogen werden. Sie beleuchten aber nur die eine, die ausschliesslich wirtschaftliche Seite unserer Frage.

Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wollte man hier nochmals die tief einschneidenden Auswirkungen behandeln, die die Agrarreform inbezug auf das gesamte Wirtschaftsleben unseres Landes im allgemeinen und des baltischen deutschen Volkstums im besonderen gezeitigt hat. Auch ist es völlig klar, dass die gewaltsame Paupe-

risierung eines bis dahin wohlhabenden und kaufkräftigen Standes auch dem Handwerk einen nicht zu unterschätzenden Abnehmerkreis entzogen hat. Aber die Agrarreform etwa als Ursache des Rückganges unseres deutschen Handwerkerstandes hinstellen zu wollen, geht schon allein aus dem Grunde nicht an, weil dieser Rückgang schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzte, um in unserem Jahrhundert immer raschere Fortschritte zu machen. Die Agrarreform hat hierbei nur beschleunigend gewirkt. Ferner muss in Betracht gezogen werden, dass der städtische deutsche Handwerker seine Arbeit nicht nur dem deutschen Gutsbesitzer, sondern auch dem lettischen Bauer geliefert hat; vor allen Dingen aber hat er für die städtische Bevölkerung gearbeitet. Auch hat das Interesse des Gutsbesitzers nicht immer dem des städtischen deutschen Handwerkerstandes entsprochen. Erinnert sei nur an die vielen, vielen Hofeshandwerker, die oft in allernächster Nähe der Städte auf Gutsländereien sassen und von hier aus ihre Arbeiten in die Stadt lieferten. Wie viele Bönhasen waren nicht darunter, die dem zünftigen städtischen Handwerk das Brot schmälerten! Diese Hofeshandwerker waren gewiss anfangs deutsche Handwerker; seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden sie immer mehr durch lettische Handwerker ersetzt und verdrängt, ohne dass der deutsche Gutsbesitzer etwas dagegen tat. Erinnert sei endlich auch an jenen berüchtigten Artikel 871 des Baltischen Ständerechts vom Jahre 1845, der noch zur Zeit des Bestehens des Zunftzwanges den Edelleuten die Befugnis einräumte, sogar «in den Städten Handwerker für die zu ihrem Hausbedarf nötigen Arbeiten zu halten.»

Im Zusammenhang hiermit sei hier noch eine andere Frage betrachtet. Der deutsche Handwerker hat von jeher und stets die chauvinistische Parole: Deutsche, kauft nur bei Deutschen! bewusst abgelehnt, weil er ganz genau weiss, dass jeder Chauvinismus im wirtschaftlichen Leben nicht aufbauend, sondern zersetzend wirkt und dass die Ausgabe einer derartigen Losung für ihn den sicheren wirtschaftlichen Selbstmord bedeuten würde. Eines aber kann der deutsche Handwerker wohl verlangen, und das mit gutem Recht: mehr als bisher muss innerhalb des bewussten Deutschtums ein gegenseitiges Nehmen und Geben Platz greifen. Zwei Momente sind es vornehmlich, mit denen man das häufige Übergehen des deutschen Handwerkers zu rechtfertigen versucht hat: der deutsche Handwer-



ker sei zu teuer und zudem nicht immer höflich und entgegenkommend. Beide Gründe müssen zurückgewiesen werden. Gewiss, es kann nicht geleugnet werden, dass die Arbeit deutscher Handwerker vielfach teurer ist als diejenige so mancher anderen Handwerker. Es muss jedoch hierbei auch bedacht werden, dass die teurere Arbeit in der Regel auch die bessere ist. Und wie steht es mit der Behauptung, der deutsche Handwerker sei nicht höflich und entgegenkommend genug? Unehreerbietig, unhöflich oder sogar frech ist der deutsche Handwerker niemals gewesen. Das verbot ihm schon sein Geschäftsinteresse, sofern er überhaupt vorwärtskommen wollte. Was man aber beim deutschen Handwerker vielfach vermisste und leider bei ihm gern sehen wollte, das war eben eine gewisse schmeichlerische Unterwürfigkeit. Dazu gab sich der standesbewusste und berufsstolze alte deutsche Handwerker, Gott sei Dank, nicht her. Und was man beim deutschen Handwerker vielfach als Frechheit deutete, war oft nichts anderes, als eine derbe, aufrechte und schlagfertige Antwort auf die ungezogene Bemerkung eines eingebildeten Jünglings oder auf das schnippische Getue einer an Hochmut und Genickstarre krankenden Dame. Nichtunterstützung und Nichtbeachtung des deutschen Handwerkers bei Einkäufen und Bestellungen seitens Deutscher, ungerechtfertigtes Feilschen um den Preis und taktloses, hochmütiges Gebaren so manches eingebildeten «Vornehmen» im geschäftlichen Verkehr mit dem deutschen Handwerker waren durchaus nicht geeignet, in ihm die Liebe und den Stolz zu seinem Berufe und Stande zu stärken, sondern vergällten sie ihm vielmehr in immer stärkerem Masse. Was Wunder also, wenn der deutsche Handwerker anfang, sich aus diesem Zustande eines immer und immer wieder Gedeemüigtwerdens hinauszusehnen, wenn in ihm der Wunsch aufkam, alles daran zu setzen, um seinen Söhnen dieses Los zu ersparen. Die kränkende Verletzung des Deutschen im deutschen Handwerker beim Geschäftsverkehr mit ihm ist einer der vielen sozialen Gründe, die einen Rückgang unseres baltischen deutschen Handwerkerstandes mit herbeigeführt haben.

Die am 4. Juli 1866 erfolgte Ausdehnung der allgemeinen russischen Gewerbefreiheit auch auf die baltischen Länder spielt beim Aussterben unseres baltischen deutschen Handwerkerstandes nur eine untergeordnete, indirekte Rolle. Die Einführung der Gewerbefreiheit war ja eigentlich nichts anderes als die endgültige Aufhebung des Zunftzwanges, der schon bis dahin vielfach durchlöchert

und in seinen Auswirkungen eingeschränkt war. Die Gewerbefreiheit versetzte dem alten stolzen Zunftwesen entschieden einen empfindlichen Schlag, von dem es sich bis heute nicht mehr hat erholen können, und führte auch eine allgemeine Senkung des Niveaus der Handwerker und der Qualität der Handwerkerarbeit herbei. Misstände, die heute dringend eine gesetzliche Abhülfe heischen. Die zügellose Gewerbefreiheit hat also eigentlich nur das Handwerk als solches geschädigt. Sie kann aber keineswegs als Erklärung für den Rückgang des baltischen deutschen Handwerkerstandes dienen. Das beweist schon die Tatsache, dass gerade dank der Gewerbefreiheit lettische, russische und sogar jüdische Handwerker hochgekommen sind und sich immer mehr ausgebreitet haben. Dabei ist es durchaus nicht immer so, dass der deutsche Handwerker etwa durch den lettischen Handwerker verdrängt worden ist. Im Gegenteil. Der lettische Handwerker hat sich vielfach nur an die Stellen gesetzt, die vom deutschen Handwerker infolge Fehlens eines Handwerkernachwuchses oder aus anderen Gründen selbst aufgegeben worden waren. Man beachte z. B. die Gewerbe der Maurer und Tischler, wo es heute kaum noch einen namhaften und noch berufstätigen deutschen Meister gibt. Und ein deutscher Junge, der heute etwa die Stellmacherei erlernen wollte, ist gezwungen, bei einem lettischen Handwerker in die Lehre zu gehen, weil ein deutscher Stellmachermeister kaum mehr vorhanden ist. Das wäre an und für sich weiter kein Unglück, denn auch beim lettischen Handwerker können deutsche Jungen viel lernen. Dass aber damit auch eine gewisse Entnationalisierungsgefahr verbunden ist, wer wollte das leugnen?

### III

Den weitaus grössten Einfluss auf die weitere Entwicklung des baltischen deutschen Handwerkerstandes hatte die Aufhebung der alten städtischen Drei-Stände-Verfassung. Das Jahr 1878 war auch in der Geschichte des baltischen deutschen Handwerks ein entscheidender Wendepunkt. Bis dahin bildeten die deutschen Handwerker nicht nur eine geschlossene Standschaft, sondern sie fühlten sich auch als eine solche und waren stolz darauf, Bürger zu sein und Handwerker zu heissen. Alle wichtigeren Entscheidungen, die sowohl das städtische Gemeinwesen, als auch die Fragen eines deutschen Gemeinschaftslebens betrafen, unterlagen der Zustimmung



auch des Handwerkerstandes. Die Stimme der Handwerker galt genau so viel, wie die des Gelehrtenstandes oder der Kaufmannschaft. Der Rat, die Grosse Gilde und die Kleine Gilde — das war eben die sichtbare Verkörperung einer zwar auf ständischer Gliederung beruhenden, jedoch geschlossenen, einigen Gemeinschaft. Einen Groll etwa oder Neid gegenüber den anderen Mitständen kannte der Handwerker nicht, da er sich mit ihnen gleichberechtigt fühlte. Das wurde seit dem Jahre 1878 in vieler Beziehung anders. Die politische Führung ging nunmehr fast ausschliesslich auf die gebildeten Kreise über. Der Handwerker sah darin auch etwas ganz Natürliches, namentlich im Hinblick auf den nationalen Abwehrkampf des baltischen Deutschtums. Aber je mehr und auffallender die gebildeten Kreise auch im inneren deutschen Gemeinschaftsleben, etwa in Fragen der Kirche und Schule, das Mitbestimmungsrecht des Handwerkerstandes ausschalteten, desto mehr und mehr musste im deutschen Handwerker das deprimierende Gefühl aufkommen, auch hier entrechtet und nicht mehr gewürdigt zu sein. Dieses Gefühl jedoch brachte der deutsche Handwerker leider niemals offen zum Ausdruck, weder in der Form einer krassen Opposition, noch in der lauten Protestes. Auch versagte er den führenden Kreisen keineswegs seine Gefolgschaft. Mit seinem Herzen aber war er nicht mehr so recht dabei und begnügte sich, meist still und unmerklich, damit, dass er seine Söhne einen Handwerkerberuf einfach nicht mehr erlernen liess.

Und nun die Parallele hierzu: das öffentliche deutsche Vereins- und Geselligkeitsleben. Bis in unser Jahrhundert hinein bestanden fast überall sozial mehr oder weniger getrennte deutsche Geselligkeitsverbände. Der Adel und das Literatentum hatten ihre exklusiven Klubs und Zirkel, aber auch die Handwerker und sonstigen Deutschen hatten ihre Verbände, in denen sie unter sich und ganz zu Hause waren. Das waren die verschiedenen Bürgermussen, Gesang-, Handwerker- und Feuerwehrvereine usw.; ganz zu schweigen noch von den Kegelbahnen und Stammtischabenden. Ständische Missgunst war nicht vorhanden. Allerdings kamen die Stände mit einander gesellschaftlich garnicht in Berührung. \*) Dieses sozial getrennte Geselligkeitsleben wurde durch die Revolutionswirren der

---

\*) Als gewisse Versuche, ein gegenseitiges Verständnis und eine gesellschaftliche Annäherung herbeizuführen, können sowohl die Literärisch-praktische Bürgerverbindung in Riga, als auch die in den 60er Jahren entstandenen Gewerbevereine betrachtet werden.

Jahre 1905/06 jäh unterbrochen, um im Grossen und Ganzen, namentlich in den kleineren Städten, nicht mehr erneuert zu werden. Der alle Deutschen umfassende Deutsche Verein trat nunmehr auf den Plan. Er verfolgte vornehmlich nationale und kulturelle Ziele. Seine Verdienste um das Deutschtum sollen durchaus nicht geschmälert werden. Eines jedoch hat er nicht vermocht: sozial ausgleichend zu wirken. Im Gegenteil. Das im privaten Gesellschaftsverkehr unvermeidbare Cliqueswesen wurde nunmehr öffentlich demonstriert. Man vergegenwärtige sich solche allgemeine deutsche Abende, wie sie noch heute immer und immer wieder zu beobachten sind. Hier die Tische der sogenannten besseren Gesellschaftskreise, dort die Gruppen der Handwerker und sonstigen Deutschen, und zwischen beiden eine eiskühle und gläserne, weil nicht immer und allen sichtbare Scheidewand. Hüben und drüben wurde das Unnatürliche dieser Situation empfunden. Aber niemand wagte es, den heimlichen Trennungsstrich zu überschreiten. Es dürfte einleuchtend sein, dass hierbei der Handwerker als der weniger salongewandte meist der leidende Teil war. Er besuchte diese Abende nach wie vor, um als Deutscher dabei gewesen zu sein und um auch sein Scherflein hinzubringen. Er ging hin, beobachtete und schwieg. Fasste aber immer mehr den Entschluss, seinen Kindern eine möglichst gute Schulbildung zu bieten, um ihnen auf diesem Wege und ausserhalb des Handwerks alle Gesellschaftskreise zugänglich zu machen.

Und doch bestanden früher, trotz aller ständischen Abgeschlossenheit und Trennung, wiederum Beziehungen, die die einzelnen Stände mit einander verbanden. Es waren das Bindungen rein persönlicher Art, die jedoch entschieden viel mehr ständever söhnend gewirkt haben, als es so manche andere Annäherungsversuche vermögen. Die Ratsherren z. B., die bis ins 18. Jahrhundert hinein den jungen Handwerker an seinem Hochzeitstage von Hause abholten, ihn feierlich in die Kirche geleiteten und ihm während des Gottesdienstes einen Platz im Ratsherrengestühl anwiesen und die dann an der Hochzeitstafel auf der Gildestube präsi dierten, erfüllten mehr als eine bloss e Repräsentationspflicht. Es war das vielmehr ein Willkommen, das der alte und erfahrene Bürger dem jungen aufstrebenden Mitbürger, der Deutsche dem Deutschen entbot, sowie eine Ehre, die der gelehrte oder reiche Ratsherr auch dem schlichten Handwerker erwies. — Und dann die bedeutungsvolle Stellung der Amts-



gerichtsherren oder, wie sie in den kleinen Städten hiessen, der Amtspatrone im Handwerkerleben. Sie waren nicht nur geachtet, weil sie ein weises Urteil in Handwerkersachen fällten, sondern sie waren auch beliebt, weil sie sich verständnisvoll und wohlwollend in die Lage der Handwerker hineinversetzten, mit ihr ganz vertraut waren und die Interessen des Handwerkerstandes im Rate tatkräftig vertraten. Dieses Vertrauen hatten sie sich aber nur dadurch erwerben können, dass sie auch am privaten Leben der Handwerker lebhaften Anteil nahmen, sei es auf den Meisterkösten, sei es auf sonstigen Familienfesten. Sie waren stets gern gesehene Gäste. Und als im Jahre 1889 zusammen mit dem Rate auch die Amtsgerichte aufgehoben wurden, da standen unsere Handwerker, wie es in den Protokollen eines rigaschen Amtes so treffend heisst, im wahren Sinne des Wortes «verwaist» da.

Die allgemeine deutsche Schule seit 1906 hat die ständische Kluft nicht überbrückt, sondern vielfach sogar noch mehr aufgerissen. Das war nicht so sehr die Schuld der Lehrer, als vielmehr die so mancher Eltern, die das Handwerkerkind den sozialen Abstand verletzend fühlen liessen. Das Kind vergass die Unbill in der Regel rascher als seine Eltern, bei denen der bittere Stachel haften blieb. Wie oft wurde gespart, um nur das nötige Schulgeld aufbringen zu können. Dass hierbei vielfach eine einseitige und blinde Überschätzung der geistigen Fähigkeiten ihrer Kinder im besonderen und eine oft falsche Beurteilung des sozialen Wertes der Bildung im allgemeinen stattfand, wer wollte das leugnen? Das Bestreben, um jeden Preis aus dem Handwerkerstande hinauszugelangen, ist eben nur eine Folge der gesellschaftlichen Notstände, die auf dem Handwerkerstande noch heute besonders schwer lasten.

#### IV

Die häufig anzutreffende Vorstellung, dass der baltische deutsche Handwerkerstand sich stets aus eigener Mitte oder aus den Reihen hiesiger deutscher Arbeiter, Dienstleute und Bauern ergänzt habe, entspricht nicht den wirklichen Tatsachen. Im Gegenteil. Weitaus der grösste Teil, man könnte fast sagen, 90 v. H. sämtlicher baltischen Meister und kleingildischen Bürger stammte bis ins 19. Jahrhundert hinein aus Deutschland und weiter aus Schweden, Dänemark usw. Das wurde anders mit dem Jahre 1823, als die Livländische Gouvernementsregierung die Verfügung erliess, dass kein ausländischer Geselle in ein Amt als Meister aufgenommen werden

dürfe, bevor er die russische Staatsangehörigkeit erworben habe. Das bisher völlig ungehinderte Niederlassungsrecht wurde nunmehr wesentlich eingeschränkt. Der Zuzug ausländischer Gesellen hierher verminderte sich dementsprechend in sehr starkem Masse und hörte seit dem Jahre 1861 fast ganz auf, als die bis dahin schon vielfach durchlöchernte Wanderpflicht endgültig aufgehoben wurde. Der baltische Geselle begab sich bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr auf die Wanderschaft, und damit gerieten Riga und die anderen baltischen Städte in den Handwerkerkreisen des Westens völlig in Vergessenheit. Ersatz für den Ausfall ausländischer deutscher Handwerker fand das baltische deutsche Handwerk, namentlich seit der Bauernbefreiung, in den aufstrebenden lettischen und estnischen Bauern. Sie waren aber für den deutschen Handwerkerstand in nationaler Hinsicht ein Zuwachs nur bis zu dem Augenblick, wo das Erwachen des lettischen und estnischen Nationalismus auch diejenigen Handwerker ergriff, die noch nicht in die deutsche Kulturgemeinschaft aufgegangen waren.

Und nun noch ein letztes Moment, das ebenfalls wesentlich zum Rückgang des baltischen deutschen Handwerkerstandes beigetragen hat: das Aufhören der mehr oder weniger grossen Handwerkerhaushalte, wie sie früher gang und gäbe und noch um die Jahrhundertwende vielfach anzutreffen waren. Man kann sich diesen entschieden idealen Zustand, wo Meister, Geselle und Lehrling mit einander unter einem Dache wohnten, an einem Tische sassen und somit eine Hausgemeinschaft bildeten, heute nur noch vorstellen. Leid und Freud wurde mit einander geteilt, und das persönliche Schicksal des einen ging auch den anderen an. Der Geselle sah im Meister nicht nur den Arbeitgeber, sondern auch den Hausvater und wohlwollenden Freund. Für den Lehrling aber bedeutete diese Hausgemeinschaft mit dem Lehrmeister mehr als eine blosser Lehre. Es war das für ihn eine Einführung in das Handwerkerleben überhaupt und in die Handwerkertradition. Er sah im Meister nicht nur den Lehrherrn, sondern auch den Erzieher und zweiten Vater. Und der Meister hatte im Gesellen einen Gehilfen im wahren Sinne des Wortes, auf den er sich verlassen und dem er sich anvertrauen konnte, und im Lehrling sah er nicht nur den Burschen, den er lehren musste, sondern vielmehr einen anvertrauten Schutzbefohlenen, für dessen leibliches und seelisches Wohl und Fortkommen er in weitgehendem Masse Sorge tragen musste.



Diese grossen Handwerkerhaushalte haben aufgehört. Teils unter dem Druck veränderter wirtschaftlicher Verhältnisse oder allzu rigoroser gesetzlicher Vorschriften, teils aber auch aus Bequemlichkeitsgründen. An die Stelle der bisherigen engen persönlichen Verbindung trat ein nüchternes, rein geschäftsmässiges Arbeitsverhältnis. Der Meister kommt mit den Gesellen und Lehrlingen ausserhalb der Werkstatt und ausserhalb der Arbeitsstunden heute kaum noch in persönliche Berührung, es sei denn in Anlass eines hohen Familienfestes oder eines Geschäftsjubiläums. Namentlich die Lehrzeit wurde fortan zu einer blossen Dienstzeit. Und es ist heute leider wirklich so, dass bei so manchen Eltern, die ihre Söhne noch in die Handwerkerlehre geben, nicht die Lehre als solche ausschlaggebend ist, sondern der Verdienst, den der Junge nach Hause bringt. Es wird hierbei vergessen, dass der Junge nur lernen und nicht verdienen soll, und dass das kleine Gehalt, das der Lehrmeister dem Lehrling zahlt, im Grunde genommen nur eine Ablösung der früheren Unterhaltungspflichten des Meisters darstellt.

Und noch ein anderes, weit schlimmeres Übel hat das Aufhören dieser deutschen Handwerkerhaushalte gezeitigt. Eine nationale Gefahr nämlich. Es ist doch so, dass früher der Geselle im Haushalt des Meisters auch mit dessen Familiengliedern zusammenlebte und in weitgehendem Masse Gelegenheit hatte, die Töchter seines oder anderer Meister auf diesem Wege kennen zu lernen. So mancher Lebensbund ist gerade durch diese handwerkliche Hausgemeinschaft begründet und gefördert worden. Und so manche Werkstatt ist, wenn nicht auf den Sohn, so doch auf den Schwiegersohn übergegangen. Heute dagegen ist die Lage tatsächlich die, dass der junge Handwerker mit Meisterstöchtern kaum in Berührung kommt, es sei denn zufällig auf einer Ausrichtung oder auf einem Ball. Hinzu kommt aber noch, dass unsere deutschen Handwerkertöchter aus denselben gesellschaftlichen Gründen, die den Handwerkersohn vom Handwerkerberufe abhalten, es vorziehen, entweder einen selbständigen Beruf zu erwählen, oder, wenn überhaupt, einen kleinen Subalternbeamten oder Kontoristen zu heiraten. Die deutsche Handwerkerstochter will nicht mehr die Lebensgefährtin eines Handwerkers werden! Und der junge deutsche Handwerker muss sich nach einer Frau im anderen nationalen Lager umsehen. Das ist eben das Erschütternde der sozialen Lage des deutschen Handwerkerstandes, dass zwei junge Leute ein und desselben Standes und

Volkstums den Weg zu einander nicht mehr finden und meist aus diesem Grunde nationale Mischehen eingehen.

Das Fehlen eines Familien- oder gesellschaftlichen Anschlusses hat ferner auch dazu geführt, dass unsere jungen Handwerker aus den kleinen Städten nach Riga übersiedeln oder sich dem lettischen Gesellschaftsleben anschliessen. Die Folgen davon brauchen hier nicht weiter betont zu werden.

---

Unser baltischer deutscher Handwerkerstand stirbt aus! Dem noch abzuhelpen ist ein dringendes Gebot der Stunde. Dem kann aber nur abgeholfen werden, indem man die verkehrte soziale Einstellung, die gesellschaftlichen Misstände innerhalb unseres deutschen Volkstums energisch beseitigt, die den Handwerkerstand zu einem mehr oder weniger missachteten Stande hinabgedrückt haben. Für das Handwerk muss energischer denn je unter unserer deutschen Jugend geworben werden. Aber eines sei ausdrücklich betont. Die Werbeaktion für das Handwerk muss ausschliesslich von unserem baltischen deutschen Handwerk ausgehen. Die Nichthandwerker können und müssen sie nur unterstützen und fördern. Denn es dürfte wohl klar sein, dass der Ruf aus Handwerkerunde: «kommt zum deutschen Handwerk!» vertrauenerweckender und wirksamer ist, als ein von Nichthandwerkern gesprochenes: «Werdet Handwerker!» Zusammenschluss, Werbung und Selbsthilfe des deutschen Handwerks tun not!

## Neubau der deutschen Erziehung

*Von Harald Becker*

Wer es heute versucht, sich ein Bild von der Lage und Aufgabe des Erziehungswesens im neuen Deutschland zu machen, der wird bald erkennen, dass von der Gewinnung eines eindeutigen Ergebnisses zunächst keine Rede sein kann. Er wird erkennen, dass nicht nur auf diesem Gebiet, sondern im gesamten Leben des deutschen Volkes ein ungeheures Geschehen eben erst begonnen hat; dass Stück um Stück einer Welt, die trotz aller Erschütterungen der letzten Jahrzehnte doch immer noch leidlich zusammenzuhalten schien, in den breiten Strom der Bewegung hineingerissen wird, die aus bisher verschlossenen Tiefen mit elementarer Gewalt aufgebrochen ist. Wir vermögen wohl zu erkennen, in welcher Richtung dieser



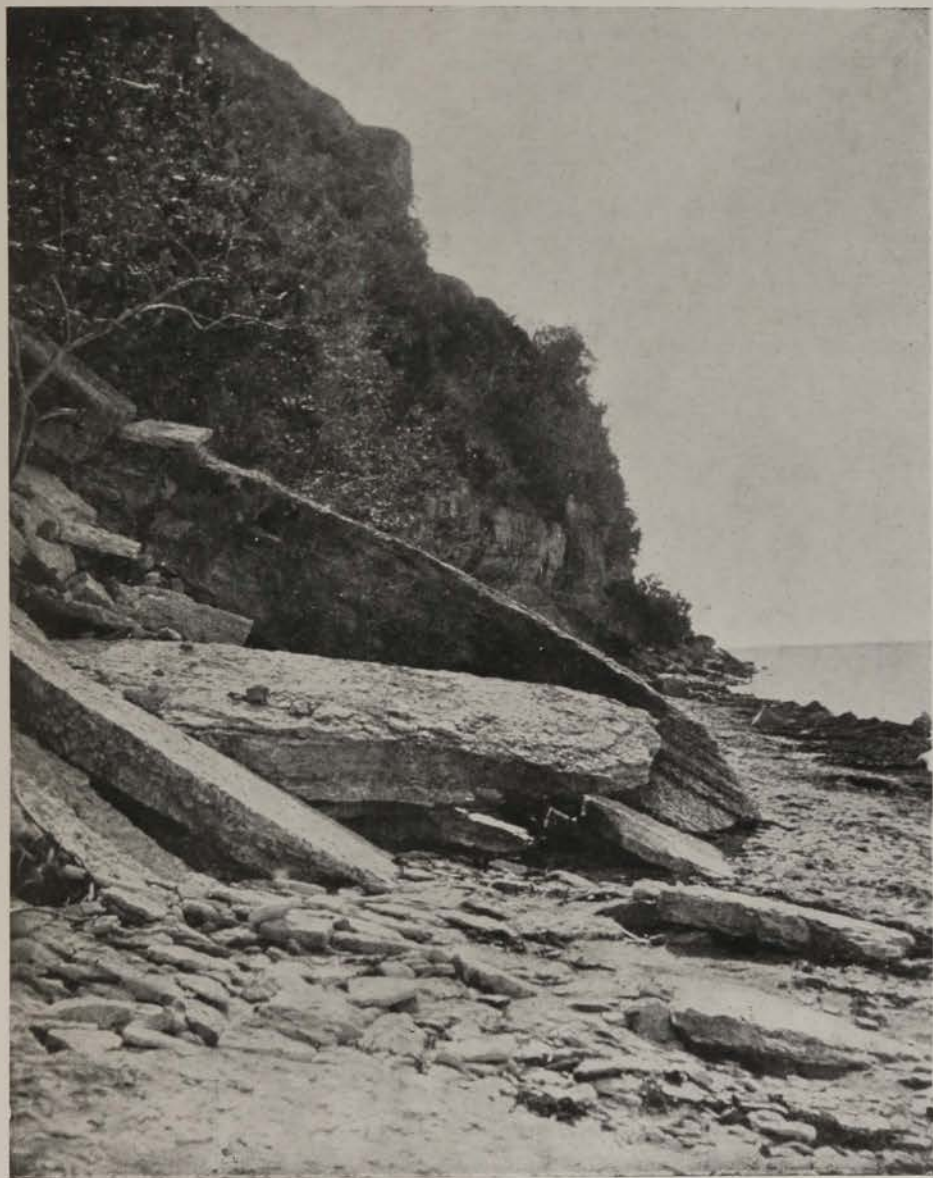
Strom fliesst; aber nur in ganz grossen Umrissen zeigt sich das Ziel, in das er einmünden will: die Gestaltwerdung des deutschen Volkes; das neue Reich der Deutschen. So können auch die Fragen deutscher Zucht und Bildung, die mit in Fluss geraten sind und um Gestalt ringen, nur in grossen Zügen dargestellt werden, und die Deutung des stürmischen Wellenschlages wird sich für die Gegenwart wie für die Zukunft auf weniges Grundsätzliche beschränken müssen. \*)

## 1.

Nicht nur das Erziehungswesen der jüngst verflossenen Zeit, sondern die gesamte abendländische Zivilisation der letzten Jahrhunderte ist gekennzeichnet durch die hohe Wertschätzung, die man der Einzelpersonlichkeit zumass. War das Mittelalter wesentlich bestimmt durch Bindungen der Person an Dogma, Lebensraum, Berufsstand, kurz, an überpersönliche, autoritative Werte, so forderte der Mensch in den darauffolgenden Jahrhunderten Lösung von allem Überindividuellen, freie Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeit, und erkannte nur einen einzigen Wert als allgemeingültig an: die Vernunft. Auf sie berief er sich, wenn er Selbstbestimmung, Autonomie für sich forderte; sie musste herhalten, um die Zerstörung der Bindungen, in denen er bisher gelebt hatte, zu rechtfertigen. Sie war es, die zur Entstehung einer «autonomen», nur der Erkenntnis an sich dienenden Wissenschaft führte. Es war bedeutsam, dass die Träger dieser Wissenschaft zu einem grossen Teil das Erbe des mittelalterlichen Klerus antraten. Die Ansprüche, die dieser kraft der ihm angeblich zuteil gewordenen göttlichen Offenbarung erhoben hatte, gingen auf den Gelehrtenstand über, der im alleinigen oder doch vorzüglichen Besitz der vernunftmässigen Offenbarung zu sein glaubte und damit als Bildungselite an die Stelle der bisherigen Hierarchie trat. Auch das Schul- und Erziehungswesen, das bisher nahezu ausschliesslich in den Händen der Geistlichkeit gelegen hatte, wurde von der Gelehrtenschicht übernommen. So musste es kom-

---

\*) Die folgenden Ausführungen halten sich zum Teil an Gedankengänge Ernst Kriecks, auf dessen Arbeiten diejenigen verwiesen seien, die sich eingehender mit den oben behandelten Fragen auseinandersetzen wollen. Vgl. insbesondere das Buch »Nationalpolitische Erziehung« (1932) und die von Kriek herausgegebene Zeitschrift »Volk im Werden« (seit 1933), beides im Armanen-Verlage (Leipzig u. Frankfurt a/M.).



Am estländischen Strande

Photo Magda Hoerschelmann



men, dass alle Bildung und Erziehung vernunftmässige, «wissenschaftliche» Bildung und Erziehung wurde, und notwendig musste dabei oberster Leitgedanke die rationalistische Konstruktion reinen Menschentums werden. Dieses Menschentum mit seinen Attributen, dem Wahren, Guten und Schönen, wurde in jedem Individuum vorausgesetzt; Aufgabe war seine grösstmögliche Entfaltung; Mittel zu dieser Entfaltung — die Vernunft; Bedingung des Erfolges — die Freiheit des Individuums, also weitestgehende Einschränkung von Zwang und Druck. Rousseau ist der ausgeprägteste Vertreter dieser Erziehungslehre; ihre Wurzeln aber reichen zurück in die Zeit des grossen Umbruchs, den wir Renaissance nennen.

Von diesem Erbe vergangener Jahrhunderte zehrt auch die Gegenwart. Bis heute ist alle Bildung im wesentlichen Intellektualbildung geblieben, Arbeit am Menschen im leeren Raum, Arbeit an der Vereinzelung und Lösung des Individuums. Immer war man bestrebt, den jungen Menschen, der in die Hände des Lehrers gegeben war, zweckmässig und reichhaltig auszustatten mit Werten, die erforderlich schienen, um sein Menschentum zu möglichst voller und möglichst reifer Entfaltung zu bringen. Immer wurde dieses Menschentum im Keim vorausgesetzt; immer schwebte es dem Erziehungsbeflissenen in höchster Vollendung vor; und immer war irgendwie letztes Ziel aller Bildung die Ausrichtung der jeweilig gegebenen Individualität des Zöglings auf dieses Wunschbild reinen Menschentums. Pflege derartiger Bildung wurde schliesslich mit Kultur gleichgesetzt; wer dem Humanitätsideal nicht zu entsprechen schien, wer nicht teilhatte an dem Reich der reinen Vernunft, galt eben als kulturlos.

Die Ergebnisse dieser masslosen Überschätzung rationaler, intellektueller, humanitärer Werte lassen sich kurz fassen. Sie sind gekennzeichnet durch den Weg, der von wirklicher, lebendiger Kultur über erstarrte Zivilisation auf das grauenhafte Ende hinausläuft, an dem die vernunftmässige Isolierung des Menschen von allen heiligen und ewigen Kräften, aus denen er stammt, im bolschewistischen Kollektiv ihre letzte Konsequenz zieht. Hier hebt der Humanitätsgedanke sich selbst auf.

## 2.

In dieses Abgleiten hat heute eine Gegenkomponente eingegriffen: die deutsche Revolution. Der letzte Sinn dieser Revolution liegt in

nichts anderem beschlossen, als in der Rückkehr zu den vom ewigen Welthintergrund gesetzten Bindungen, deren Leugnung sich so furchtbar gerächt hat. Diese Wendung zum Absoluten, dieses Erwachen eines neuen Glaubens an gottgesetzte Normen, dessen Anfänge bereits Jahrzehnte zurückliegen, ist der tiefste Grund, aus dem das ungeheure Drängen nach sinnvoller Neugestaltung von Volk und Staat herkommt, wie es heute mit ganzer Macht bei den Deutschen aufgebrochen ist.

Wenn Volkwerdung das erste und oberste Gebot ist, das heute für die Deutschen gilt, dann hat sich jedes Gebiet des Lebens, dann hat sich auch jeder einzelne in den Dienst dieses Geschehens zu stellen. Dann darf keine voraussetzungslose, «autonome» Wissenschaft Kräfte verbrauchen im Suchen nach autonomen Werten des übervölkischen, selbstherrlichen Reiches der Vernunft. Vielleicht wird eine späte Zukunft den Deutschen einmal wieder Musse dazu geben. Hat das Dichter- und Denkertum die Deutschen nicht jahrhundertlang um ihre Volkwerdung, um ihre politische Gestaltung gebracht? Heute hat die Wissenschaft sich als bildende Kraft in den Prozess des Neubaus von Volk und Reich einzugliedern. Freiheit steht ihr fortan nur in bezug auf Weg und Weise der Forschung zu. Ihre Fragestellung aber empfängt sie von der Wirklichkeit völkischen Werdens.

Und wie es keine autonome Wissenschaft mehr geben darf, die dem Prozess der Volkwerdung Kräfte entzieht, so soll auch der Gedanke des autonomen Menschen, der humanistische Leitgedanke aller bisherigen Bildung und Erziehung, dem Gedanken gottgewollter Gebundenheit des Menschen Platz machen. Den Menschen an sich gibt es nicht; rationalistische Hybris hat ihn herauskonstruiert aus dem sinnvollen Gefüge, in das er vom Willen des Schöpfers hineingestellt war — aus dem Gefüge völkischer, landschaftlicher, ständischer Bindungen, aus der Kette von Geschlechtern, die von der Ewigkeit herkommt und die er fortzusetzen berufen ist als lebendiges Glied der Schöpfung. Deutsche Menschen zu bilden ist demnach oberstes Ziel aller Bildungsarbeit.

An die Stelle des Schlagwortes «alles vom Kinde aus» hat der Grundsatz zu treten: «alles vom Volke aus». Das will sagen: Man darf nicht glauben, das Volk mit den Mitteln, die einem Erzieher zu Gebote stehen, schaffen zu können. Das Volk ist etwas Gegebenes,



Gottgewolltes, das freilich durch die Rationalisierung des gesamten Lebens, durch den Individualismus und Humanismus der vergangenen Jahrhunderte verhängnisvoll aufgelockert und zersetzt, aber dessenungeachtet in seinen wesentlichen Ansätzen vorhanden und heute wieder in aller Bewusstseins eingetreten ist. Erste und heiligste Pflicht der Lehrerschaft ist: auf die wahren und echten Werte sehen, die aus dem Chaos wieder aufstehen; an diesen Werten teilzuhaben und sie für die Jugend fruchtbar zu machen suchen; mit dieser Jugend zusammen um die Zukunft ringen; vor allem aber: die Herzen dem Geist öffnen, der aus ewigen Quellen in diese Zeit einströmt.

### 3.

Aus diesem Geiste soll sich das Volk neu aufbauen. Was alle Klugheit bisher nicht vermocht hat, das wird heute aus diesem Geist wahr: das Volk und seine Führer sind dabei, eine Gliederung zu schaffen von der kleinsten, aber auch heiligsten Zelle aus, die in den Konstruktionen von gestern und vorgestern keine Rolle spielte: von der Familie. Und in immer weiteren Kreisen, hier und da sich überschneidend, ohne doch einander zu stören, beginnen sich um sie herum die lebendigen, auf Blut und Boden und unabweisbare, allen gegenwärtige Aufgaben gegründeten Körperschaften zu lagern: Jugendbund und Wehrverband, Berufsstand und Staat und Volk. Auch die Schule wird ihren Platz in diesem Organismus haben; auch sie wird ihren Sinn von eben diesem Ganzen, vom Volke aus, erhalten. Sie wird aber künftig nicht mehr das Leben des Jugendlichen ein Dutzend Jahre lang nahezu voll in Anspruch nehmen, denn alle die Gemeinschaften, in die der einzelne hineingegliedert sein wird, werden zu ihrem Teil an der Erziehung und Bildung mitwirken.

Liegt der Familie als Keimzelle alles Volkslebens und aller Gemeinschaft, damit aber auch aller Erziehung, die erste und entscheidende Formung des Kindes ob, so hat mit dem zweiten Jahrzehnt des Lebens ein weiterer, nicht minder wichtiger Faktor sich dazugesellen: der Jugendbund, in dem der Knabe, aber auch das Mädchen, erstmalig straff in eine Körperschaft eingegliedert und zu verantwortlicher Mitarbeit geschult werden soll. Erhob die Schule bisher den Anspruch, neben der Familie nahezu allein für die charakterliche Gestaltung des jungen Menschen zuständig zu sein, so soll diese Seite der Bildung künftig vorwiegend Sache des Bundes sein. Seit es eigenständige Jugendbünde gibt, also seit etwa einem Viertel-

jahrhundert, ist dieses einer ihrer vornehmsten Inhalte gewesen, und wenn die Ergebnisse für die erste Zeit hinter den Erwartungen weit zurückgeblieben sind, so ist der Grund wohl vor allem darin zu suchen, dass die Jugendbewegung vielfach den einzelnen mit allen den Vorgängen, die sich zur Zeit der Reifung in ihm abspielen, über Gebühr in den Mittelpunkt stellte und in Selbstbespiegelung und Selbstdarstellung oft bis ins Krankhafte ausartete. Aber die Zeit des Individualismus ist auch für die Jugendbünde vorbei. An die Stelle des eigenen Ich ist der Volkstumsgeanke getreten; statt des sentimental Lautengeklammers und der schwärmerischen Romantik ungebundenen Wanderns sieht man heute allenthalben geschlossen marschierende Kolonnen, und die Toten des Weltkrieges sind dieser Jugend heiliges Symbol.

Diese Erziehung soll sich dann im Wehrverbände fortsetzen. Kameradschaft, Wehrhaftigkeit, Aufgabe eigenen Behagens um der Gesamtheit willen, ja, die voll bewusste Bereitschaft, auch das Leben als höchstes Opfer darzubringen, werden einmal, wenn der Aufbau vollendet ist, selbstverständliche Züge des jungen Menschen sein. Jugendbund und Wehrverband werden künftig auch die leibliche Er-tüchtigung ihrer Glieder völlig in die eigene Hand nehmen; ja, sie werden auch die Pflege alles Symbolischen, alles Rhythmischen, wie Musik und Chorgesang, sie werden Jugendfeste und Gedenkfeiern ausschliesslich für sich beanspruchen. Und nicht aus pädagogischer Theorie oder raffinierter methodischer Technik heraus wird diese Bildung gestaltet werden, sondern sie wird aus den Notwendigkeiten der völkischen Aufgabe erwachsen. Und vorwiegend in den Bünden, nicht in der Schule wird die Heranbildung und Auslese der künftigen Führer stattfinden; denn vorwiegend in der bündischen Lebensform können die Werte der Rasse und des Blutes sich stählen und bewähren.

Zu Jugendbund und Wehrverband tritt als weiterer Träger organischer Bindungen der Berufsverband. Er ist Pflichtverband mit Selbstverwaltung und Selbstgerichtsbarkeit auf seinem eigenen Lebensgebiet. Er umschliesst auch die Familien seiner Berufsgenossen und bestimmt dadurch Art und Richtung der Willensbildung und Erziehung in diesen Familien; er wird auch alle Berufsausbildung in hohem Masse entscheidend beeinflussen.



Aus den Bünden und Berufsverbänden soll dann eine Ausleseschicht aufsteigen, die der eigentliche Träger des Staates wird, d. h. deren Glieder an lebenswichtigen Stellen die Funktionen der Führer ausüben. Auch diese Eliteschicht ist ständisch zu denken, mit eigenen, selbstverwaltenden Organen zur Pflege der rassischen Werte höchster Ausprägung, die allein das Recht auf Führerschaft geben: Zucht und Ehre, Treue und Opferbereitschaft, wie sie etwa das preussische Offizierscorps oder Beamtentum in seiner besten Zeit gekannt hat. Jeder, der sich in den Berufsständen bewährt, soll in diese Schicht Aufnahme finden können. Eine dreifache Gliederung von oben nach unten bildet so die Struktur des Staates. Denn neben die Stände der Führer und der in Berufsverbände aufgegliederten Schicht der Vollfreien tritt ein Stand der bis zu einem gewissen Grade politisch und rechtlich entmündigten Personen, die durch gerichtliches oder ehrengerichtliches Urteil aus dem zweiten Stande ausgeschlossen worden sind; sie stehen unter strenger Aufsicht von aus den anderen Ständen dazu bestellten Organen. Ausgerichtet aber ist der gesamte Organismus und jedes seiner Glieder auf die Notwendigkeiten des Staates als der Form, die das deutsche Volk und dessen Lebensraum inmitten anderer Lebensräume umschliesst.

#### 4.

Das Bild dieses neuen Ständestaates mag heute als Utopie erscheinen. Und doch ist es das nicht. Wir dürfen von Einzelheiten absehen, die sich auch anders verwirklichen können. Aber der Weg zu neuer Aufgliederung in Stände, die sich aus der Funktion des einzelnen im Gesamtorganismus ergeben, die wirkliche Lebenseinheiten zur Grundlage haben und deren Zweck die Bindung des Einzelmenschen an gottgesetzte Werte ist — dieser Weg ist schon beschritten und wird weiter gegangen werden. Und auf diesem Wege soll auch die Schule ihre Aufgabe an der Gestaltung der deutschen Zukunft finden.

Sie wird — das geht aus allem Gesagtem hervor — nur einen bescheidenen Teil der Arbeit zu leisten haben, die aus der Jugend ein kampf- und opferbereites Geschlecht machen soll. Ihre Aufgabe ist durch die Gesamtlage vorgezeichnet und besteht vorwiegend in dem Bewusstmachen des Geschehens, das auf allen Gebieten zur Neugestaltung führen soll. Sie wird sich als ein Glied in die Ge-

samtheit der Faktoren einreihen, die bildende und erziehende Arbeit leisten. Sie wird in weit höherem Masse, als bisher, an die gewachsene Bildung anknüpfen müssen, die das Kind aus der Familie mitbringt. Von der Familie aus wird die Schule in immer weiteren Kreisen das Weltbild gestalten müssen. Soziale Umwelt und Landschaft, Kirche, Beruf, Staat und Volk in ihren organischen Zusammenhängen sollen nach und nach in das Bewusstsein eintreten und neben der praktischen Arbeit des Jugendbundes das organische Weltbild schaffen und den jungen Menschen in die Bindungen hineinstellen, in denen er seine Erfüllung als lebendiges Glied eines Ganzen finden soll. — Dass daneben, wie bisher, eine beachtliche Menge an Wissen und Können technischer Art ausgebildet werden muss, ist selbstverständlich.

Die äussere Gliederung der künftigen Schule ist so zu denken, dass eine drei- bis vierjährige «Grundschule» den gemeinsamen Unterbau für sämtliche Typen bildet. Auf diesem Fundament erhebt sich dann einerseits die fünf- oder vierjährige Volksschule, darüber die Fach- oder Berufsschule; andererseits die höhere Schule mit vierjährigem Unter- und dreijährigem Oberkurs. Kernstück der Lehrpläne soll überall deutsche Volks- und Landeskunde sein, die durch die einzelnen Fächer von möglichst vielen Seiten zu erfassen ist. Jedes Schuljahr ist auf eine oder mehrere Gesamtaufgaben dieser Art ausgerichtet. Auf der Oberstufe der höheren Schule hat eine Gabelung nach Fachgruppen zu erfolgen, die sich aber insofern von der bisherigen Vielzahl der Typen unterscheidet, als alle diese Gruppen vom gleichen Mittelpunkt, eben der deutschen Volkskunde, bestimmt werden; sie bleibt oberstes Ziel aller Fragestellung, so verschieden sich diese von den einzelnen Fächern aus gestalten mag. — Dass auf allen Stufen eine planmässige Auslese zu erfolgen hat, ist selbstverständlich. Mit dem Bildungsdünkel vergangener Zeiten muss auch der sinnlose Andrang zur höchstmöglichen Bildungsstufe radikal ausgemerzt werden. Es wird aber nötig sein, in weitestem Masse dafür zu sorgen, dass Schülern, die eine höhere Schule verlassen, ohne zum Abschluss gelangt zu sein, die Möglichkeit des Überganges in eine andere Laufbahn geboten wird. Sie sollen fortan nicht mehr als Gebrandmarkte umhergehen, denen jedermann nachsagt, sie seien zu untüchtig oder zu dumm, um das Abitur zu machen, und zu verbildet, um im praktischen Leben ihren Mann zu stehen.



Das ist ein Schema, mit allen Unzulänglichkeiten eines solchen behaftet. Es soll auch nicht als starre, einzige Möglichkeit gelten, die alsbald zu verwirklichen ist. Die Wirklichkeit der künftigen Schule wird vom Leben gestaltet werden; alle theoretische Festlegung von Einzelheiten wäre heute müssiges Spiel. Wo irgend möglich, wird an Gegebenes angeknüpft werden müssen. Blindes Niederreißen des Bestehenden muss unweigerlich zur Anarchie führen. Festzuhalten ist aber das Wesentliche, auf das die Umgestaltung so oder so hinauslaufen muss: die Schule wird einer von den Kreisen sein, in denen die politische Erziehung der Jugend vor sich geht. Politisch freilich nicht in der Bedeutung der Einstellung auf die Ideologie dieser oder jener Partei. Politische Erziehung in dem Sinne, wie er heute gilt, ist Einordnung des einzelnen in die heiligen Bindungen des Blutes und Bodens; ist Ausrichtung der Jugend auf die harten und ersten Notwendigkeiten des Gesamtvolkes; ist Formung und Gestaltung der Front im Kampfe des deutschen Volkes um Lebensraum und Lebensmöglichkeit, um Ehre und Zukunft.

## Schleiermachers geistige Grösse

*Von Viktor Grüner*

Kein Gedenktag des an Säkularfeiern so reichen Jahrhundertanfangs scheint ungünstlicher zu fallen, als der des 100-jährigen Todestages Schleiermachers. Allzusehr hat sich die geistige Lage verändert, wenn man das Bild vor 100 Jahren mit den heutigen Interessen und geistigen Bestrebungen vergleicht. Es führt keine Brücke vom Idealismus des beginnenden 19. Jahrhunderts herüber zu den Fragen und Problemen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben. Der Geist nüchterner Sachlichkeit, der unser Denken bestimmt, hat nichts gemein mit der romantischen Schwarmgeisterei, die in Literatur und Wissenschaft das deutsche Leben jener Zeit beherrschte. Die herbe Wirklichkeit von heute verbietet geradezu jene Geisteslage, die in ästhetischer Verklärung der Dinge schwelgte, dem extremen Individualismus in Weltanschauung und Lebenshaltung huldigte und die ideale Welt reiner Geistigkeit zum Inbegriff des Daseins erhob. Der grosse Theologe und Religionsphilosoph, der Lebenskünstler und Virtuose der Freundschaft, der begeisterte, sich oft zu dithyrambischem Schwung erhebende Kündler und Pro-

phet religiöser Eigenart und sittlicher Würde gehört für unser heutiges Empfinden zu jener versunkenen Welt, die man aus der Versenkung nicht wieder ans Licht holen kann. Selbst wenn sich noch ein wirkliches Verständnis gewinnen liesse für Schleiermachers Art, für sein Pathos und seine zu höchsten Höhen strebende Gedanklichkeit, so würde doch sein ganzes Wollen und Wirken als entbehrlicher Luxus erscheinen, als müssige Gedankenspielerei einer von den Härten des wirklichen Lebens weniger mitgenommenen vergangenen Zeit.

Aber ganz abgesehen von dieser stimmungsmässigen Ablehnung der Geistesart Schleiermachers, ihrer Absichten und Ziele, ist auch rein sachlich gesehen der Sinn seines heissen Bemühens längst überholt. Nirgends ist der Denker und Wissenschaftler Schleiermacher so energisch kritisiert und abgelehnt worden, wie gerade auf seinem ureigensten Fachgebiet. Die Theologie des 20. Jahrhunderts ist vom theologischen Propheten des 19. abgerückt, von dem sein Nachfolger Neander am Todestage Schleiermachers im Kolleg gesagt hatte: «Nun ist der Mann dahingeschieden, von dem man künftig eine neue Epoche in der Theologie datieren wird.»

Eine Würdigung Schleiermachers kann trotz der Ungunst der Zeiten nichts Besseres tun, als nach Ablauf eines Jahrhunderts zusehen, worin das Lebenswerk dieses ausserordentlichen Mannes über die wechselnden Zeiten hinweg Bleibendes hinterlassen hat.

Im Feuer jugendlicher Begeisterung hat der junge Prediger der Berliner Charité um die Jahrhundertwende seinem Volk jenes einzigartige Geschenk des ausgehenden 18. Jahrhunderts dargebracht, das mit einem Schlage einer Neubewertung der religiösen Wirklichkeit Bahn brach. Das Jahrhundert der Aufklärung hatte die Religion sterilisiert, sie harmlos und unschädlich gemacht. Was war von einer Erscheinung noch zu halten, die, wenn sie überhaupt noch bei jemand anzutreffen war, so unbarmherzig von der Kritik mitgenommen war, dass von ihrem eigensten Leben nichts mehr blieb? Ein paar unverbindliche Ideen von einem höchsten Wesen, von einer Vorsehung, über die sich niemand aufhielt, etwas Moralin, niemand ernstlich verpflichtende sittliche Theorien, über die sich aufzuregen erst recht abwegig war, einige nichtssagende Vertröstungen in bezug auf die das Diesseits überragenden Möglichkeiten, die höchst vage erscheinen mussten, — das war alles. Es blieb wirklich bei den «übel zusammengenähten Bruchstücken von Philosophie und



Moral», die den Bestand der Aufklärungsreligion bildeten. Dagegen schleuderte Schleiermacher den Blitzstrahl seiner «Reden». Nicht dort, wo seichte Kritik und vernünftelnnde Selbstüberheblichkeit die ewigen Anliegen menschlicher Frömmigkeit zerpfückt und bis auf belanglose Reste zersetzt, ist Religion, sondern da, wo der himmlische Funke selber herniederfährt in die Seele und zündet. Da ist Tiefe echter Frömmigkeit, da ist Religion als schöpferisches Phänomen, als ursprünglichstes Geheimnis letzter Innerlichkeit. Wenn auch für dieses Letzte an seelischer Tiefe die Gebildeten unter den Verächtern der Religion nur ein Achselzucken haben, dann ist der Prophet bereit, die Segel zu streichen, dann hat er ihnen nichts mehr zu sagen. Man kann über die Art, wie Schleiermacher nun das Phänomen der Religion seelisch verankert und psychologisch erklärt, verschiedener Meinung sein. Über die schöpferische Originalität seiner Leistung wird man nicht im Zweifel sein können. Hier ist der armselige Weg verlassen, mit Hilfe einer krampfhaften Apologetik noch einiges aus dem Bestande der christlichen Religion vor dem aufklärerischen Scheiterhaufen zu retten, mit vieler Mühe nachzuweisen — wie es einer dieser Verteidiger der christlichen Religion, ein blinder Verehrer Kants tut —, dass die kritische Philosophie noch keine erklärte Gegnerin der Offenbarung sei (Planck). Beruhigend klingen seine Ausführungen in die kümmerliche Versicherung aus: «Nach mehreren gelegentlichen Äusserungen von Herrn Kant selbst hat man wenigstens keine Ursache, das Letztere zu befürchten!» Welch eine Kraft eigenständigen Denkens liegt demgegenüber in Schleiermachers «Reden»! Drei bisher nie behauptete Tatsachen begründen die Eigenart der Religion. Gegen die wegwerfende Behauptung der Aufklärung, Frömmigkeit sei die Angelegenheit primitiver Naturen, schleudert er den Satz: «Jeder Mensch wird mit der religiösen Anlage geboren». Es ist seine Sache, ob er sie verkümmern und verächtlich machen lässt oder nicht. Tut er es nicht, bejaht er eine gewaltige, am Quellort ihres Erscheinens schlechthin unüberbietbare Wirklichkeit. Gegen die Auffassung, die religiösen Dinge seien Wahngelbilde frommer Phantasie und durch nichts Objektives begründete Wunschträume, setzt Schleiermacher die These: «Das Universum bildet sich selbst seine Betrachter und Bewunderer». Wer Gott und Ewigkeit sagt, halluziniert also nicht etwa, sondern spricht eine jenseits von ihm selber liegende Tatsächlichkeit aus, die ihn aufs entscheidendste ergriffen und bestimmt

hat. Und gegen den Vorwurf, Religion bedeute im Grunde eine bedauerliche Verbildung des freien, auf sich selbst gestellten Menschen, wird der Satz formuliert: «Religiöse Menschen in einem höheren Stil erscheinen als seltene zwar, aber doch natürliche Produkte ihrer Zeit». Sie sind, weit davon entfernt, pathologische Erscheinungen darzustellen, geistige Exponenten wertvollster Strebungen ihrer Umwelt, gesund in ihrer seelischen Struktur und bedeutsam in ihrer geistigen Verfassung. Schon an dieser Stelle erhebt sich die Frage, ob Schleiermacher mit seinen grundlegenden Bestimmungen der Religion unserer Zeit nicht sehr viel näher steht, als die übliche Beurteilung das wahrhaben will. In seinen drei Sätzen erkennen wir unschwer eine geistige Haltung, die der Religion gegenüber auf jeden schwächlichen Verteidigungsversuch vornehm und kraftbewusst verzichtet. Religion ist phänomenologisch, nicht apologetisch zu erfassen. Sie hat ihre eigene Gesetzlichkeit, die es zu erkennen gilt. Ihren Gegenständen gebührt nicht eine kritische, sondern eine existenzielle Haltung, Ihre Gewissheit ist axiomatisch, sie stammt aus der Sache selber, nicht von einer ausserhalb stehenden und verfahrenen Denkopration her. Was sie will und vermeint, ist das ganz andere gegenüber allen sonstigen Erkenntnisversuchen und im Vergleich zu jeder rationalen Weisheit oder moralischen Klärung. Kein Beweisverfahren zieht hier, hier hilft lediglich eine Wesenschau dieses notwendigen und ursprünglichen Elements menschlichen Bewusstseins. Das alles sind nicht etwa veraltete Sätze des vorigen Jahrhunderts, das sind, auch im Hinblick auf unsere Kämpfe und Nöte, durch und durch zeitgemässe Gedanken.

Natürlich fällt es nicht schwer, anderseits auch auf das Bedenkliche der religiösen Begründung Schleiermachers hinzuweisen. Die Diskussion verläuft lediglich inmitten des gehobenen Niveaus: an die Gebildeten unter den Verächtern richtet er sein Wort. Religion soll wieder salonfähig werden; ob damit der das ganze Volk bedrohenden Not der Entchristlichung, ja der inneren und seelischen Verödung, die die Aufklärung, weit über die Grenzen der Intellektuellen hinausgehend, verschuldet hatte, genügend gesteuert ist, bleibt mehr als fraglich. Das Interesse richtet sich auf die ausserordentliche Frömmigkeit, auf die seelische Haltung des religiösen Genius. Hier ist Religion im eigentlichsten und tiefsten Sinne zu Hause. Dazu kommt die stark schöngeistige Färbung des ursprünglichen Religionsbegriffes: Sinn und Geschmack für das Universum ist die



menschliche Frömmigkeit. Man weiss nicht, was man bei dieser Formulierung bedenklicher finden soll: die Scheu vor der Nennung Gottes und die Ersetzung des Gottesnamens durch eine pantheisierende Formel oder die sonderbar ästhetisierende Bestimmung, die romantisch-pietistische Gefühlsmomente verrät, zu religiöser Genussucht verführen kann und Schleiermacher den Vorwurf eines geistigen Genussmenschen eingetragen hat (Gundolf). Dass daneben die Gefahr eines überspitzten religiösen Individualismus auftaucht, die Brücke zur praktischen Betätigung und Bewährung der Frömmigkeit nur schwer geschlagen werden kann, will ich nur andeuten. In alledem scheint eben Schleiermacher doch gebannt zu bleiben an gewisse Romantikerideale seiner Zeit und abhängig von der idealistischen Geistesrichtung, die nachdrücklich zu bekämpfen zu den grossen geistigen Obliegenheiten der Gegenwart gehört. Danach wäre er eben doch eine Grösse der Vergangenheit, die heraufzubeschwören ebenso vergeblich als unerwünscht erschiene. Und doch können diese zweifellos berechtigten Bedenken gegen die Geistesart des grossen Theologen seiner überzeitlichen Bedeutung nicht ernstlich Abbruch tun. Geistige Grösse muss nach der Weitsichtigkeit beurteilt werden, mit der eine starke Persönlichkeit die Tendenzen ihrer Zeit einschätzt und die kommenden Dinge richtig «vorfühlt.» Dann aber eignet Schl. eine wahrhaft prophetische Grösse. Was gehörte zu seiner Zeit dazu, von aller logischen und moralischen Religionsbegründung abzusehen, auch auf die Gefahr hin, sich damit ausserhalb der landläufigen Diskussionsmethode zu stellen, ja sich unsterblich zu blamieren, und doch mit divinatorischer Sicherheit, allem Anschein zum Trotz, die grossen geistigen Tendenzen des Jahrhunderts herauszuspüren! Das aber ist die geistige Grosstat Schl.s und seiner Religionsphilosophie. Er hatte erkannt, dass das 19. Jahrhundert den Triumph der exakten Wissenschaften, der Empirie, der Sachlichkeit bringen würde, trotz seines idealistischen und spekulativen Auftaktes. Darum redete er einer Wesensschau des religiösen Phänomens das Wort. Und das schlug durch bei einer Zeit, die des Grübelns und fruchtlosen Debattierens müde war. Ob die geistige Grösse Schl.s darin nicht auch unserem Zeitalter des Wirklichkeitssinnes und der Sachlichkeit richtunggebend werden kann? Was will er letztlich anderes, als die religiöse Wirklichkeit aufzeigen und so statt der begrifflichen Konstruktionen über Religion die Sache selber gewinnen, die Sache, der volle Hingabe gebührt und die

schlechthinnige Abhängigkeit fordert? Gegen die Bagatellisierung der Religion Front machen, ihre ganze personale Unerbittlichkeit und ihren transzendentalen Ernst aufzeigen wollen, — gibt es ein grösseres und bleibenderes geistiges Anliegen?

Wer auf dem Gebiet des Geistes ein Menschenalter hindurch tätig ist, muss an die Macht geistigen Wirkens glauben. Dieser Glaube erschien in der Zeit, da die Aufklärung abgewirtschaftet hatte, keineswegs so selbstverständlich, als wir uns das zumeist beim Rückblick auf den deutschen Geistesfrühling zu Beginn des vorigen Jahrhunderts vorstellen. Der ungeahnte Reichtum an geistigen Werten, der dem deutschen Idealismus eignete, blieb zunächst auf die dünne Oberschicht der geistigen Elite beschränkt, Katheder und Studierstube, Hofbühne und schöngeistigem Salon vorbehalten. Darunter bestand die dürre, in Materialismus und Praktizismus wurzelnde Geisteshaltung der vielen und vielzuvielen weiter fort. Immer noch bildete die christliche Religion für diese weiteren Kreise den eigentlichen «Ersatz» für den Mangel an Geistesreichtum. Dass dieser Ersatz, zumal es sich um eine aufklärerisch säkularisierte Religion handelte, ungenügend bleiben musste, liegt auf der Hand. Wer das neue zugkräftige und durchschlagende Wort der Religion sprechen wollte, musste die geistige Tiefe und den Reichtum des Christentums mit ganz neuem Eifer und Feuer zu verkünden wissen, um es nach beiden Seiten wirksam zu machen: den Gebildeten gegenüber, dass sie ihren idealistischen Bildungsenthusiasmus nicht als vollgiltigen Ersatz fürs Christentum ansähen, und der breiten Masse gegenüber, dass sie nicht das Gefühl gewinne, durch die dürftigen Anregungen der üblichen kirchlichen Verkündigung vom damals geistig abgefunden zu sein. Das bittere Empfinden weiter Kreise, seine höheren geistigen Bedürfnisse nicht anmelden zu dürfen, weil der Kirchenglaube, vernünftig zurechtgemacht, für die Volksbildung genüge, war ja auch eines der fragwürdigen Erbstücke aufklärerischen Denkens. In dieser Lage musste der Anwalt einer vertieften Religionsauffassung die ungeheure Aufgabe leisten, den Glauben an den Reichtum des Geistes neu zu beleben und den Geist christlichen Glaubensreichtums von neuem kundzutun, — eine Leistung, die sowohl die Universalität als die christliche Gebundenheit und Verantwortlichkeit des Religionsdenkers erforderte. Schl.s geistige Grösse liegt in der systematischen Kraft, mit der er sich dieser säkularen Aufgabe unterzogen hat. Natürlich blieb er dabei Kind seiner Zeit, Träger des idealisti-



schen Bildungsideals, natürlich zog es ihn zu diesem Zweck hin zu den Quellen aller abendländischen Geistestiefe, zur klassischen Gedankenwelt und zur griechischen Philosophie. Die sorgfältige Schl.forschung, die wir unserem Landsmann von Ungern-Sternberg verdanken, hat zu zeigen vermocht, welche ausschlaggebende Bedeutung der Beschäftigung mit Plato im Leben und Wirken Schls zukommt. Er empfand die Versetzung aus dem geistig angeregten Berlin in die pommersche Einsamkeit seiner Pfarre Stolp mit Recht als Exil. Aber weit entfernt davon, mit dem Schicksal deshalb zu hadern, macht er sich hier an die Übersetzung und Kommentierung der wichtigsten platonischen Dialoge, die, mit zähem Fleisse durchgeführt, obwohl der Urheber dieses gemeinsam geplanten Werkes, Schlegel, längst abgefallen war, binnen weniger Jahre in 6 stattlichen Bänden erschienen ist und noch heute in der sprachlichen Wiedergabe und systematischen Anordnung den Wert einer wahrhaft kongenialen Platoausgabe besitzt. Ungern-Sternberg vergleicht die Genialität dieser Platoübersetzung mit der Einstellung Luthers zum biblischen Urtext, bei dem ebenfalls das Philologische höheren Zwecken dienstbar gemacht ist. Eine weitere Verbindungslinie ist zu Herder hin zu ziehen, dem an den griechischen Texten und Stoffen die ungetrübte sittlich-menschliche Bedeutsamkeit der Antike, sowie die Einheitlichkeit ihrer Weltgestaltung aufgeht. Für Schl. ist in noch höherem Masse als das Formproblem der Reichtum griechischen Geistes wichtig. Diesen aus dem gesamten Lebenswerk Platos zu erheben, ihn der Gegenwart zu erschliessen, von da aus Richtlinien für den Kosmos, das Universum kultureller, geistiger und religiöser Gesamtgestaltungen zu ziehen, ist das eigentliche Bestreben seiner Arbeit an Plato. Wenn das Wort Recht hat, das behauptet, der Löwenanteil an menschlicher Genialität gebühre dem Fleiss, dann hat diese Wahrheit auf die Bemühung Schls um den Urheber des griechischen Idealismus Bezug. Mit wahren Bienenfleiss ist er den letzten gedanklichen Tiefen des antiken Denkers nachgegangen. Platos allumfassende Schau der Dinge, der nichts Vorhandenes, kein bedeutsames Gebiet des Daseins verschlossen blieb, entsprach ganz seiner ureigensten Art. Es bedarf einer Darstellung für sich, um den Geistesreichtum des platonischen Gedankenwerkes, wie es Schl. sieht und der deutschen Geistigkeit nahezubringen sucht, zu kennzeichnen.

Zehn seiner besten Lebensjahre hat Schl. die intensive Beschäf-

tigung mit der Gedankenwelt Platos im Banne gehalten. Der geistige Reichtum und die Weite des gedanklichen Horizontes verdankt er dem griechischen Vorbild. In der Auffassung des Sittlichen scheidet er sich von der Antike. Nicht das Wissen um das Gute macht den Menschen sittlich, und nicht die ästhetisch-harmonische, aber zu nichts verpflichtende Darstellung einer auf einigen Kardinaltugenden beruhenden sozialen Lebensgemeinschaft macht die Welt moralisch. Dieses auf Besonnenheit und Gleichmut, auf leidenschaftsloser Harmonie beruhende, innerlich allem Kämpferischen abgewandte, genusselig kontemplierende sittliche Ideal musste dem rigorosen Ernst des an christlicher Ethik und kantischer Sittenlehre geschulten Theologen wesensfremd bleiben. Zwar ist Schl. alles andere als finsterer Eiferer der Moral. Die herbe Pflichtenlehre, der kategorische Imperativ Kants findet bei ihm keinen rechten Widerhall. Seine Ethik ist nicht imperativisch-normativ, sondern bedeutet eine Reihe von Indikativen, die freilich nicht weniger verpflichtend für den sittlichen Menschen sind. Ist der Mensch begabt mit dem Sinn für das Unendliche und dem Eros für das Ewige — und er ist es! — dann bedarf es keines von aussen her stammenden Muss, dann genügt die Ausbildung und Durchbildung dieses dem Menschen gegebenen Ist. Das urbildliche sittliche Bewusstsein betätigen, realisieren, es aus der ganzen Tiefe und Kräftigkeit des Freiheitsgefühles, das im moralischen Menschen lebt, verwirklichen, — aber eben es verwirklichen, nicht nur innerlich unbeteiligt von ferne anschauen, wie es Plato lehrte, — das heisst in Wahrheit Tugend haben und sittlich leben. Werde, was du bist! Und verwirkliche dieses höhere in dich gelegte Sein mit der ganzen Energie, deren du fähig bist! Auch wenn man von dem vulkanischen Gipfel dieser schaffensfreudigen Ethik, wie sie etwa in den «Monologen» vorliegt, absieht, bleibt in den zahlreichen Schriften Schls zum sittlichen Problem genug an begeisterte Darstellung dieser Art von Sittlichkeit nach. Ist das idealistische Überschwang, der mit der im Christentum so klar erkannten sittlichen Unfähigkeit des natürlichen Menschen garnicht rechnet? Ist es wieder einmal in der Geschichte des Christentums der unendliche, nie zu entscheidende Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit des Willens, zwischen dem Glauben an das sittliche Vermögen des Menschen und der Verzweiflung an der Leistungsfähigkeit seiner Natur, der Kampf zwischen Verdienst und Gnade, zwischen Erasmus und Luther, den Schls Ethik heraufbeschwört? Keine Frage, dass



Schl. jene Tiefe der Seelennot nicht genügend wertet, die den Konfessionen eines Paulus und Luther eignet und gipfelt in dem Ruf aus der Tiefe: «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?» In seinem Eifer, das dem Menschen mitgegebene, seinen inneren Seelenadel bedingende sittliche Vermögen zur Entfaltung zu bringen, überfliegt er die schweren Hemmungen und das erbärmliche Versagen, das den Weg zur Höhe säumt. Dennoch ist seine Sittenlehre keineswegs eine einseitige und unwirkliche Idealisierung des Menschen. Es gibt zahlreiche Stellen in seiner «Tugendlehre,» nach welchen die Tugend in ihrer innerlich gesinnungsmässigen Gestalt im Tiefsten ein Werk der Gnade, ein göttliches Geschenk darstellt. Sittlichkeit ist kein Imperativ, der nur fordert, sondern ein Indikativ, der zur Realisierung strebt, weil sie ein donum ist, eine göttliche Mitgift der Seele. Damit erweist sich Schl. s Ethik als religiös, sie basiert auf dem Glauben an das gottgewirkte Gute in uns. Sie mag dasjenige überspringen, was vorausgeschickt werden muss, um dieser religiösen Wirklichkeit gerecht zu werden, sie mag menschliche Sünde zu leicht nehmen und den Grad seines Unvermögens zu harmlos auffassen. Dass es aber eine Ethik der Gnade ist, die Schl. vertritt, wird sich nicht gut abstreiten lassen. Und damit lenkt auch der Strom des ethischen Suchens dem alles beherrschenden Zentrum Schl.schen Denkens zu. Wie alles Wissen des Menschen unter die Religion zu stehen kam, wie sie es war, die in urbildlicher Kraft letzte Strebungen der Seele in sich vereinigte, so ist auch das sittliche Wollen von ihr abhängig. Die Tugend hat sich hier nicht emanzipiert, ist nicht mit ihren Vorschriften und Forderungen rabiät geworden, hat sich nicht in die dürre lebenertötende Starrheit eines abstrakten Formalismus verflüchtigt, sondern ist lebensnah geblieben und trägt einen Zug gut christlicher Freudigkeit an sich. Es ist zweifellos die religiöse Sammlung im Tiefsten der Schl.schen Art, die diese schöpferische Synthese von Frömmigkeit, Wahrheitsstreben, Sittlichkeit und Lebensgestaltung ermöglicht. Ist nicht auch darin ein Zug der geistigen Grösse Schl.s zu sehen? Es wäre nicht mehr als selbstverständlich, dass bei einer universalen Geistesart vom Formate Schl.s die mannigfaltigen Tendenzen seiner Zeit Aufnahme und Ausdruck in seinem Lebenswerk gefunden haben. Wie sich hier in einer seltenen Reichhaltigkeit neben der grossen idealistischen Hauptlinie klare Erbstücke aufklärerischer Geistesschärfe, unerbittlicher logischer

Konsequenz finden, wie das unterbaut ist von Kantischem Ernst und getragen von pietistischer Tiefe und Wärme frommer Innerlichkeit, — das alles ist häufig dargestellt worden. Das Grosse an Schl.s geistiger Struktur erscheint mir nicht dieses zu sein, dass alle diese Anregungen sich kreuzen und leidlich miteinander verschmelzen, sondern dass hier wirklich jene schöpferische Synthese entsteht, die von der religiösen Grundlage her alles durchdringt und vereinheitlicht. Damit erfährt der Reichtum und die Tiefe Schl.scher Geistesart die eigentümliche persönliche Prägung und erst dadurch wird sie in ihrer wahren Grösse offenbar. Denn auf der Arena geistigen Lebens verdient nichts wahrhaft gross genannt zu werden, als allein die geistige Persönlichkeit. Systeme können veralten, Ideen zu Tode geritten werden, persönlich gefasste und geprägte Geisteskraft bleibt bestehen.

Ist die Religion der allbeherrschende Mittelpunkt im Denken und Streben Schl.s, so kann es nicht Wunder nehmen, dass unter den zahlreichen Werken seiner literarischen Wirksamkeit die theologischen von zentraler Bedeutung sind. Er ist eben doch seit Melancthon der grösste deutsche Theologe. Albrecht Ritschl hat ihn den Gesetzgeber der Theologie genannt und damit die patriarchalische Würde, die ihm als höchster Autorität in systematischen Fragen eignet, andeuten wollen. Und noch Treitschke hat geurteilt: «Kein deutscher Theologe gelangt zur inneren Freiheit, wenn er nicht zuvor mit Schl.s Ideen abgerechnet hat.» Diese hohe Wertschätzung gerade des Theologen Schl. beruht in erster Linie auf seinem reifsten und bedeutsamsten Werk, der «Glaubenslehre,» der in der Tat im Hinblick auf die neuere Theologie etwas Kanonisches eignet. Auch hier muss ich mich auf die Andeutung der geistesgeschichtlichen und theologischen Hauptsachen des bahnbrechenden Werkes beschränken.

Man wirft es heute dem grossen Systematiker vor, dass er in der ausführlichen Einleitung das unternommen habe, was in der Selbstbesinnung des Christentums von vornherein abwegig sei. Im Bestreben, der Theologie im Konzert der Wissenschaften wieder eine selbständige Rolle zu geben, ja womöglich eine dominierende Stellung zu sichern, habe er durch Lehrsätze aus anderen Disziplinen ein Beweisverfahren versucht, das nicht nur einen Fehlschlag, sondern einen Hoheitsverlust des Christentums verschuldet habe. Die Zeit sei vorüber, um eine natürliche Theologie als Einleitung und Stütze der christlichen vorzuschicken, die diese erst wieder



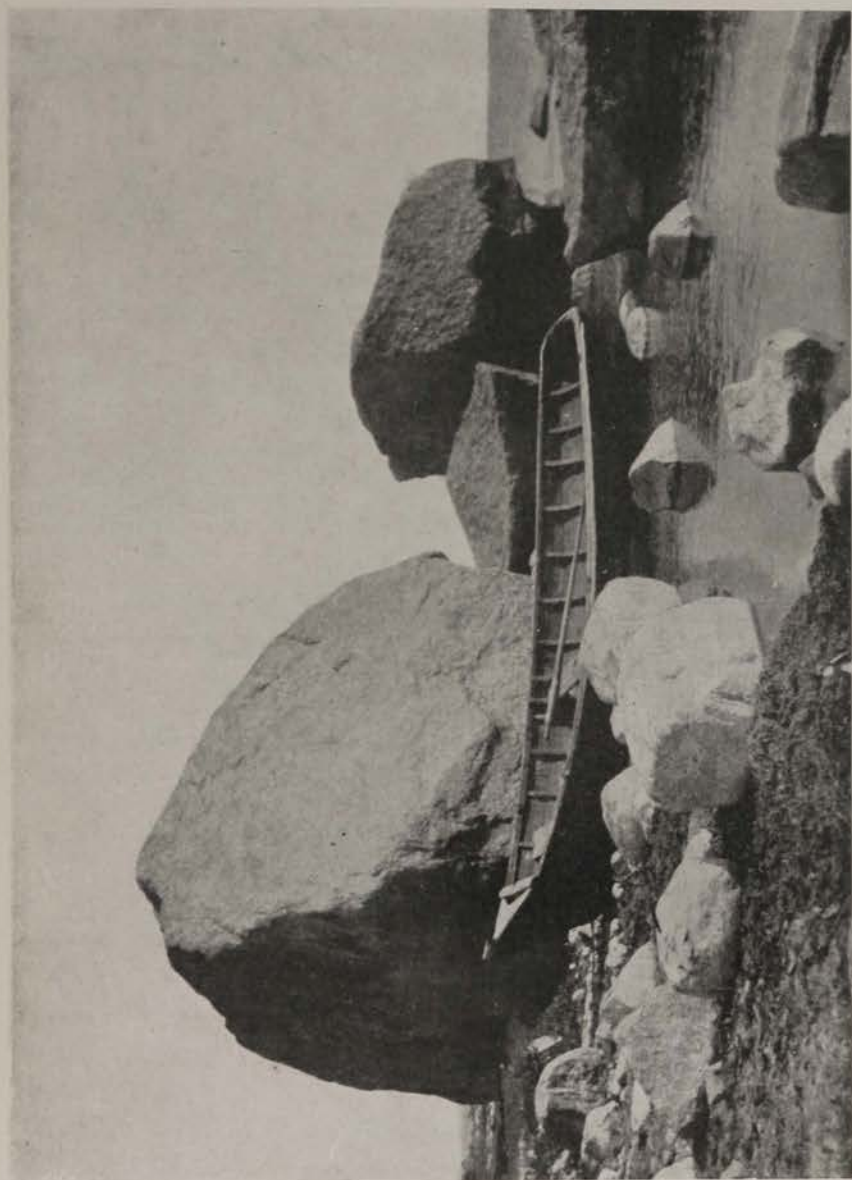


Photo Magda Hoerschelmann

Am estländischen Strande

akzeptabel machen soll. Diese vorchristliche oder vorläufig noch nicht christliche Besinnung auf die Welt des Glaubens sei ein verhängnisvoller Fehler, eine glaubenslose Konzession an das natürliche Denken des Menschen, ein Kniefall vor der kritischen Vernunft. Das Letzte des christlichen Glaubens könne nie mit den Denkmitteln der Vernunft, sondern stets nur in existenzieller Beugung und in dialektischer Vernunftwidrigkeit, in der Paradoxie der Aussage zum Ausdruck gebracht werden. Im Eifer der Kritik am Idealismus und seiner Geisteshaltung, die man auch in Schl.s Glaubenslehre zu treffen gedachte, ist dabei eins übersehen worden: dass der grosse Theologe des 19. Jahrhunderts in der Sprache und Ausdrucksweise natürlich seiner Zeit Rechnung tragen, ja in der Denkweise Wege einschlagen musste, die ihm allein Gehör verschaffen konnten, dass er aber in der Sache seinen schonungslosen Kritikern in alter und neuester Zeit sehr viel näher steht, als sie es sehen wollen. Denn was ist letztlich das Anliegen der philosophisch anmutenden Einleitung zur Glaubenslehre? Schl. will das Nichtchristliche menschlichen Denkens unter die Krisis des Christentums rücken. Vom christlichen Glauben aus soll das Urteil gefällt werden über die Methoden und Resultate des Weltwissens. Ist das so unzeitgemäss? Wenn Glaube, auch christlicher Glaube als Gefühl und Bewusstsein schlechthiniger Abhängigkeit bezeichnet wird, was ist das anderes als die Erkenntnis: nur in der Existenz, im gottgewollten Dasein und Sosein ist mein religiöses Ich real! Bis hin zur Ausdrucksweise der modernen Existenzphilosophie, die die schleiermacherfeindliche dialektische Theologie von heute übernommen hat, finden sich die Übereinstimmungen. Das fromme Gefühl ist etwas, «das garnicht von der Vorstellung ausgeht, sondern die ursprüngliche Aussage ist über ein unmittelbares Existenzialverhältnis.» So heisst es wörtlich im Sendschreiben an Lücke, der grossen Rechtfertigung Schl.s vor allen seinen Gegnern. Kann man sich eine zeitgemässere Ausdrucksweise denken? Aber auch sachlich weiss Schl., worum es im christlichen Glauben geht. Abhängigkeitsbewusstsein ist kein subjektivistisches Gefühl, sondern eine konkret-gegenständliche Gegebenheit. Gott hat mich. Darum entsteht schlechthinige Abhängigkeit, als Sache, als objektiv gewirktes Datum, nicht als Bewusstseinsphänomen, das sich mit dem Verklingen des Wortes selber verflüchtigt. Wo Bewusstsein ums Höchste ist, da ist die Einheit aller Dinge von mir unabhängige Wirklichkeit, die mich ergreift, ich kann



auch sagen: da ist Leben in seiner objektiven Ganzheit, in seiner Totalität. Wo dies Leben ist, da ist Gott. Ihn leugnen bedeutet einen Existenzverlust erleiden. Atheismus ist geistige Verkümmern. Ist das alles nicht wunderbar zeitlos, den zeitgebundenen Denkgesetzen gegenüber wahrhaft frei und überlegen gedacht? Und dazu kommt der starke christliche Akkord in der Symphonie der Glaubenslehre. Christentum ist Erlösungsreligion, in der alles bezogen ist auf die durch die Person des Erlösers vollzogene Erlösung. «Erlösung dem Erlöser» heisst es im künstlerisch-idealistischen Oratorium der profanen Musik, am Schluss von Wagners «Parsifal.» Erlösung nur durch den Erlöser ist das Leitmotiv des theologischen Religionsdramas der Glaubenslehre. Der christliche Glaube mag an dieser Lehre manches vermissen: den vollen Sündenernst, die reformatorische Herbitheit der theologia crucis, die göttliche Tiefe des Golgathageschehens, die Notwendigkeit der bedingungslosen Beugung unter das Rätsel des Kreuzes, auch wenn es Torheit und Ärgernis bedeutet. Um Schl. gerecht zu werden, muss aber immer auch hingewiesen werden auf die für seine Zeit starke und überzeugende christliche Note seiner Erlösungslehre: dass die Person Christi hier alles bedeutet. Er nimmt uns in die Kräftigkeit und Seligkeit seines Gottesbewusstseins auf. Er wirkt das Neue, vor dem das Alte vergeht. Er lebt, und das von ihm ausgehende Leben macht auch uns neu. Die christliche Kernlehre erfährt bei Schl. eine johanneische Fassung. Christus ist Geist und ist Leben. Als Erlöste haben wir teil an diesem seinem Leben. Er gibt und wirkt in uns seinen Geist. Das ist gewiss noch nicht die volle Tiefe und Reife des christlichen Erlösungsglaubens. Aber es sind doch neutestamentliche Gedanken, mit denen Schl. arbeitet. Gelingt es ihm auch nicht, die historische Tat des Kreuzesgeschehens gebührend zu vertreten, denkt er, auch darin ein Kind seiner Zeit, mehr in übergeschichtlichen Kategorien, so ist er doch von der abstrahierenden Gedankenblässe frei, die den Stifter des Christentums in eine farblose Idee, in ein blutleeres Christusprinzip verflüchtigt. Die Glaubenslehre huldigt dem Kyrios Pneuma, dem Herrn, der Geist und Leben ist. Gewiss: es klingt wie ein psychologischer Vorgang, wenn die Wirkung der Erlösungstat dahin skizziert wird, dass sich in uns ein Wandel der Bewusstseinslage vollzieht: aus dem Widerstreben gegen das Göttliche werden wir bewogen zu vertrauensvoller Abhängigkeit. War aber diese, wie wir sahen, zuletzt eine Existenzhaltung für Schl., so

besagt die Darstellung erlösenden Bewusstseinswandels mehr als eine unkontrollierbare innerseelische Möglichkeit. Es liegt vielmehr die Tatsache einer radikalen Existenzwandlung darin, deren Sinn die Verwirklichung der vollen Gottesherrschaft an uns ist. Auch das ist, wenn man hinter die ungewohnte und verdächtig klingende Ausdrucksweise zurückgeht, ein genuin christlicher Gedanke. Selbst da, wo Schl. an das tiefe Geheimnis rührt, wie denn die durch Jesum von Nazareth vollzogene Erlösung dem einzelnen zuteil werden mag, ist er weit entfernt von jeder idealistischen Eindeutigkeit selbsterlösender Kräfte im Menschen, die durch den Erlöser etwa nur angespornt oder ausgelöst werden. Die Tat des Erlösers besteht vielmehr darin, dass er die Tat des Gläubigen, die Aneignung des Heils bewirkt und erzeugt, aber so, dass der Gläubige auch seine intensivste Bemühung als Gnade erlebt. Wenn das nicht klarste und kraftvollste Hervorhebung dessen sein soll, was man heute gerne die Paradoxie der Gnade nennt, dann weiss ich nicht, wo sie sonst in ähnlicher Deutlichkeit zu finden sein sollte.

Der universale Geist des grossen Religionsphilosophen löst sich nicht von seinem Ursprung. Er wahrt sich den Instinkt für das Ewige des christlichen Gottes- und Erlösungsglaubens. Er bezieht das alles auf das eine unverrückbar Zentrale des Christentums: auf die Person Jesu Christi. Für die Schwärmerei eines christuslosen Christentums hat er nichts als Verachtung. Ist es da zu viel gesagt, wenn Schl. als der Theologe des Protestantismus bezeichnet wird, der dieser Theologie über sein zeitgebundenes Jahrhundert hinaus das Feld ihrer Arbeit und die Arena ihrer Kämpfe abgesteckt hat?

Die Zeit mit ihrem schwindelerregenden Tempo freilich hat auch Schl. fühlen lassen, dass selbst die grössten und markantesten Geistesleistungen zeitgebunden bleiben. Er hat es erleben müssen, dass die geistige Situation, für die er die Reden geschrieben hatte, schon bei der dritten Auflage derselben im Jahre 1821 eine völlig andere geworden war. Zu den Gebildeten unter den Verächtern der Religion hatte er geredet und hätte nun, zwanzig Jahre später, eher Anlass gehabt, sich an die Frömmeler und Reaktionäre zu wenden, an die «düsteren Larven,» die, aus der Vergangenheit hervorgekommen, das Feld zu beherrschen drohten. Die Klage, dass der Knoten der Geschichte drohe so auseinander zu gehen, dass Christentum mit der Ungeistigkeit, Bildung mit dem Unglauben Hand in Hand zu gehen suche, stammt aus dieser Zeit. Nichts kündigt die



geistige Grösse eines ausserordentlichen Menschen überzeugender, als die Fähigkeit, das einmal Erarbeitete und für richtig Erkannte festzuhalten, selbst auf die Gefahr hin, als unmodern verschrien zu werden. Die grossen geistigen Wandlungen der auf die deutsche Erhebung folgenden Restauration und der die Erweckung ablösenden theologischen Repristination haben Schl. mit Sorge erfüllt. Er sah sich abseits stehen von dieser Rückkehr zu vormärzlicher Geistigkeit. Er hat auch nicht umgelernt, wie es unter dem Druck öffentlicher und staatlicher Nötigungen vielleicht praktisch erschienen wäre und wie es so mancher erlauchte Geist vor und nach ihm unbedenklich vermocht hat. Er blieb, der er war. Dieses Konstante seiner geistigen Haltung, die Tatsache, dass das einmal Vertretene unaufgebbarer Besitz seines Geistes, ein wirkliches Ferment seines Wesens geworden war, ist das Bewundernswerte dieses Mannes. Ihm, der unansehnlich von Gestalt, leicht verwachsen sogar, von zarter Gesundheit und starker seelischer Sensibilität war, glüht doch das Feuer männlicher Willenskraft und eherner Unbeugsamkeit im Auge. Es war die gewaltige Zeit, die ihn zum Manne geschmiedet hatte. Und es war die eigene Natur, die ihn aufrecht sein hiess, Tausenden in schwankender Gegenwart ein sicherer Halt. Kein spekulierender, seinen Gedanken nachhängender Schöngeist, ein glühender Patriot ist dieser äusserlich schwächliche und zarte Mann. Am liebsten marschierte er mit unter dem wehenden Banner, als der Ruf zum Freiheitskampf erging. Da es ihm verwehrt ist, reiht er sich als Bannerträger in die Schar geistiger Freiheitskämpfer ein, so mutig und entschieden als irgend ein anderer. Der Sturm bricht los — und der feurige Prediger der Freiheit und Vaterlandsliebe wird — er wirkt damals in Halle — der französischen Spionage verdächtigt und muss sich eine polternde und drohende Zurechtweisung des Marschall Davoust gefallen lassen. Gerade in den Predigten spricht Schl. es wiederholt aus, er, der begeisterte Prophet geistiger Harmonie und erhabener Ruhe, dass unser Leben auf Erden doch mehr ein Kampf sei, als eine ruhige Ansiedlung. Selbst die Reden mit ihrem Enthusiasmus für das Universum wahren sich den Sinn für die konkreten Gegebenheiten. Sie atmen Volksbewusstsein und Volksverbundenheit. Schl. ist die weltbürgerliche Schwärmerei vieler Zeitgenossen fremd. Das gegebene, durch Klima, Blut und Boden geformte Volk ist ihm eine Realität, die des Höchsten fähig und zum Letzten und Erhabensten bestimmt ist. Dieses deutsche Volk,

kein Idealbild desselben, ist Träger der grossen religiösen Entwicklung der Menschheit. Das Vaterland mit dem ihm eigenen Charakter ist ihm nicht fremd, die Staatsordnung, das «erhabenste Kunstwerk» der Menschen bindet ihn; er erhebt bittere Klage über das Schwinden der antiken Liebe «zu diesem selbstgeschaffenen Dasein,» die «lieber das Leben wagt, als dass das Vaterland gemordet werde.» Selbst zum Judenproblem äussert sich Schleiermacher, der romantische Freund der Henriette Herz, in auch heute zeitgemäss anmutender Weise, indem er als Gegner aufklärerischer Nivellierungssucht auf die Staatsfremdheit dieser Rasse, die keinen Gaststaat als bleibende Stätte ansieht, hinweist und von ihrem Eindringen in die christliche Lebensgemeinschaft rassische und geistige Überfremdung des Volkes, eine «Vermehrung der Menge nicht wirklich christlich Glaubender, sowie die Verbreitung eines judaisierenden Zuges» befürchtet, — auch in diesem Stücke weit mehr Prophet, als es seine Zeitgenossen ahnten. Auf der anderen Seite bekämpft Schleiermacher jede Staatsvergötzung; bei aller warmen Anerkennung für die staatliche Volksgemeinschaft hätte er den Begriff des «totalen Staates» gewiss nie gebildet, zum mindesten daraus niemals den Anspruch der inhaltlichen Gesamtbestimmung und Leitung des nationalen Lebens abgeleitet. Sein Staatsbewusstsein, so lebendig und freudigbejahend es sein mag, fordert doch eine deutliche Kritik des staatlichen Geschehens, die freilich weder nörgelnd, noch aus unbeteiligter Reserve oder gar aus Lust an Verneinung und Zersetzung erhoben werden darf; sie soll vielmehr «divinatorisch» sein, allen zeitgebundenen Fehlern gegenüber das Wesen des eigenen Staates noch tiefer aufgraben und sachgemässer verwirklichen helfen. Das alles ist nicht abstrakte, unwirkliche oder gar unverzeihliche Staatsfremdheit des spekulativen Denkers; es zeigt den aufgeschlossenen Sinn des Ethikers für die konkrete Wirklichkeit. Das Idealbild des Herrschers, das er sich für seinen Staat ersehnt, trägt Merkmale, die zum modernen Führertum hinüberleiten: «Er muss das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Neigungen in ihren Verhältnissen und Entwicklungen fühlen und teilen, dessen unentwickelte Kräfte ahnden und zu befreien suchen, kurz, nicht sowohl der Schutzgeist seines Volkes muss er sein, als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste Einheit als gemeinsame



Kraft sich bewegt». In der Epoche politischer Reaktion und absolutistischer Herrschergelüste mit dem Ideal des Polizeistaates ein wahrlich freies, weit in die Zukunft hinausweisendes Bild!

Prophetisch wie die Volks-, Staats- und Machttheorien Schleiermachers sind auch seine Gedanken zur stürmischen Gegenwart. Und sie sind gleich jenen mutig und mannhaft bis ins Mark ihrer Seele. In der so urdeutsch empfundenen Analogie zu Platos «Symposion», in der «Weihnachtsfeier» Schleiermachers sind es die Frauen, die während des Gespräches die fromme Ergebenheit in die Härte des Lebens äussern, was ihnen der eine der männlichen Teilnehmer, der Realist Leonhardt, mit den wuchtigen Worten bestätigt: «Ein grosses Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unserer Nähe, mit Schritten, unter denen die Erde erbebt, und wir wissen nicht, wie es uns mit ergreifen kann!» Und noch grösser, noch deutlicher wird diese prophetische Zukunftsschau in dem berühmten Brief an eine ängstliche Freundin, Charlotte v. Kathen, vom 20. Juni 1806, in dem es, deutsches Schicksal im 20. Jahrhundert vorwegnehmend, heisst: «Bedenken Sie, ...dass unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Gewissheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm auf alle Weise gewaltsam eingepflicht zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor früher oder später ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äussere Freiheit und äusseren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muss, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern den die Völker mit ihren Königen gemeinschaftlich kämpfen werden... und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeinsame Sache fordert, anschliessen muss... Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, vor Augen... Ich atme Gewitterluft und wünsche, dass ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe, denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken.»

Das sind nicht Töne quietistischer Sehnsucht nach weltentrückter Ruhe, das sind Fanfarenklänge männlicher Entschlossenheit, heroischen Kampfeswillens. Trotzdem ist Schleiermacher weit davon entfernt, die grimmige Landsknechtsstimmung eines verzweifelten

Vernichtungspessimismus heraufzubeschwören. Seine geistige Grösse zeigt sich vielmehr in der Kraft, trotz der gewitterschwangeren Zukunftsschau festzuhalten am Sinn, an der Grösse und Schönheit des Daseins. Er kann am Sylvesterabend 1808, aus gefahrvollster politischer Tätigkeit, ohne den Schimmer eines Silberstreifens am Horizont an seine Braut die Worte richten: «Es ist eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit wie diese es ist, zu leben; alles Schöne wird tiefer gefühlt, und man kann es grösser und herrlicher darstellen. Ja, auch wenn vom reinen Genuss der Liebe die Rede ist, will ich dich lieber in diese Verhältnisse hineinführen, als in irgendein verborgenes idyllisches Leben. Denn was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn so alles, was es Grosses gibt in der Welt, mit hineinzieht in ihr Gebiet.»

Angesichts dieser und ähnlicher Zeugnisse von romantischer Empfindsamkeit und weltfremder Entrücktheit Schleiermacherscher Geistesart reden wollen, heisst den Zeitgenossen des eisernen Zeitalters der Freiheitskriege von Grund aus missverstehen. Das vielfach übliche Schleiermacherbild nachprüfen und auf seine mannhaft grossen Züge erkennen, ist eine Ehrenpflicht, die wir gerade heute diesem geistigen Führer deutscher Grösse und universaler Weltanschauung schuldig sind.

Die wahre und eigentliche Probe auf die geistige Grösse eines Menschen aber ist die Art, wie er aus dem Leben geht. Wären Schleiermachers Unsterblichkeitsideen, seine mutige Zukunftshoffnung und nicht zuletzt sein persönlicher Christenglaube Stilübungen des schöngeistigen Romantikers, Kundgebungen einer hochtrabenden Rhetorik, dann wäre am Ende dieses selten reichen Lebens davon nicht viel übrig geblieben. Aber der Mann, der um die Jahrhundertwende die geistige Physiognomie Berlins prägen half — und das will auch damals etwas besagen! — ist gestorben, wie er gelebt hat. In unermüdlicher Geistesarbeit verschmäht er es, sich zu schonen. Eine rasch um sich greifende Lungenentzündung bei voller Geistesklarheit beschleunigt das Ende. Am 12. Februar 1834 feiert er auf dem Krankenbett mit den Seinen bei grosser körperlicher Schwäche, unter heftigsten Schmerzen, aber mit überlegener geistiger, fast heiter zu nennender Ruhe das Heilige Abendmahl. Nachdem er selbst den Segen gesprochen hat, äussert er, die Seinen liebevoll anblickend: «In dieser Liebe und Gemeinschaft bleiben wir eins.» Wenige Minuten darauf ist alles zu Ende.



Aller Geistesreichtum eines grossen Lebens mündet in der Harmonie des Ewigen. Das letzte Wort behält nicht der geistvolle Denker, nicht der epochemachende Theologe, sondern der gläubige Christ. Das ist das Einzigartige, wunderbar in sich Geschlossene dieser protestantischen Geistesart. Angesichts dieser Tatsache werden die Worte aus den Monologen, die am Schluss dieses Gedenkblattes stehen mögen, nicht mehr überschwänglich, sondern als im Leben erprobt und im Sterben besiegelt erscheinen können: «Dem Bewusstsein der inneren Freiheit und ihres Handelns entspricht ewige Jugend und Freude. Dies hab' ich ergriffen und lass es nimmer, und so sehe ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das silberne Haar. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen: frisch bleibt der Puls des inneren Lebens bis zum Tod.»

## Strandbilder

*Von Liesbeth von Hueck*

Wer seine Heimat nicht kennt, die  
er sieht, wie will der die Fremde  
verstehen, die er nicht sieht.

Pestalozzi

Alle der Ostsee zugewandten Gestade tragen gemeinsame Züge, die durch das Meer bestimmt sind. Wer in stiller, heller Juninacht, von den Leuchtfeuern der Küstenvorsprünge und Inseln des Finnischen Meerbusens geleitet, in die offene Ostsee hinausfährt, mittags über den grünblauen Wellen die langgestreckte Insel Gotland in klaren Umrissen sieht und in der Morgendämmerung des zweiten Tages sich der pommerschen Küste nähert, der erlebt es als Tatsache. Die Weite des Horizontes, die hellerschimmernden Küsten, die Botschaft des Seewindes und das Rauschen der Wälder, die Mächte der Bewegung und die Mächte des Beharrens: es ist das Lied der Ostseeländer.

Wer aber an den baltischen Küsten gewandert ist, der weiss von der Eigenart der Heimatgestade und wird nicht müde, die Einzelzüge des Heimatantlitzes kennen zu lernen.

\*

Wenn der Winter gewichen, das Meer in den Buchten eisfrei geworden und die Schneedecke geschwunden ist, dann gewinnt die Küstenlandschaft Leben. An der nordestländischen Küste

ist der Einzug des Frühlings ein unvergessliches Erlebnis. Zögernd nur löst er den Winter ab. Oft verschwindet erst im Mai das letzte Treibeis auf dem Meer. Dann beginnt an der Glinkküste das ungehemmte Wachstum der Pflanzenwelt und entfaltet einen einzigartigen Reichtum.

Man muss im Frühsommer oben am Glint stehen und in das lichte Grün hinabblicken, das den Abhang verhüllt. Da ragen Birken, Eichen, Linden, Ahorn, Ebereschen und Ulmen empor, Nusssträucher und Farne, Himbeeren und Nesseln bilden ein dichtes Gewirr, und eine Fülle von Blumen deckt den Boden, der auch im Sommer kühl und feucht ist, im Gegensatz zu der sonnendurchwärmten trockenen Kalkfläche des Binnenlandes.

An manchen Stellen ragen unverhüllte, grauweisse Kalkplatten über den Abgrund. Von solch einem Vorsprung aus gewinnt man erst den rechten Eindruck von der Höhe der Steilwand.\*) Die oberen Kalkbänke lagern auf weniger widerstandsfähigen Schiefer- und Sandsteinschichten, so dass sie einen vorspringenden, scharfgezackten Rand bilden. Oft sieht man tiefe Risse in diesen überhängenden Platten und weiss, dass es nicht mehr lange währen kann, bis ihre trotzig Widerstandskraft gebrochen und der Absturz in die Tiefe unvermeidlich ist. Tief unter uns, durch das Geäst der Bäume, schimmert das Meer, rauschen die Wellen an den steinigen Strand.

Wir steigen auf kaum sichtbarem Pfad den Schutthang hinab, über Kalksteintrümmer, durch das Pflanzengewirr, unter dem es in vielen kleinen Wasseradern tropft, rieselt und fliesst. Nun sind wir auf dem schmalen Strandsaum. Zwischen Geröll und Sand liegen mächtige Granitblöcke, einzeln oder in dichten Reihen. In jedem Frühjahr werden neue Blöcke durch den Eisschub aus grösserer Meerestiefe herausgehoben. Einige Blöcke liegen mitten in der Brandung, mit glatten, blanken Flächen und gerundeten Kanten. An stillen Sommertagen ragen sie rötlich schimmernd aus der grünblauen Flut und strahlen Sonnenwärme aus. Weisse Möven schweben lautlosen Fluges über den Strand oder rasten auf den Steinen.

Langsam wandern wir am Ufersaum entlang, der an vielen Stellen nur wenige Schritte breit ist. Das Meer erreicht bei star-

---

\*) Kap Packerort 27 m; Laksberg bei Reval 46 m; Ontika 56 m.



ken Stürmen den bewachsenen Abhang und arbeitet an seiner Zerstörung. Oft versperren entwurzelte Bäume, niedergebrochene Sträucher oder Gesteinstrümmer den Weg. Halb im Wasser, halb im Ufergeröll liegen die abgestürzten Massen, Hindernisse im Ansturm der Wellen, Zeugen des Kampfes zwischen Land und Meer.

Jetzt stehen wir an einer Stelle, wo der Glinz als senkrechte kahle Wand aus dem Meere aufragt, in grauer-grüner-gelber Schichtung der Gesteine. Hier greift die Brandung die ganze Steilwand an. Donnernd rollen die Wogen heran, schäumend überstürzen sie sich, werfen sich klatschend gegen das Gestein, springen in Wasserstaub zerschellend hoch empor. Fern über dem Meer unter schwerem Gewölk flammt es rotgolden, die sinkende Sonne durchleuchtet die Schaumkronen der Wellen. Dann erlischt das Licht. In Dunkelheit versinkt Meer und Land.

\*

Ein stiller heisser Sommertag am rigaschen Strande. Das Meer regt sich kaum. Der weiche, weisse Sand am Ufer ist von der Sonne durchglüht. Dicht am Wasser dörren buntfarbige Muscheln und brauner Seetang. Heller Sand, in Wellenlinien gefurcht, schimmert durch das glasklare, hellgrüne Wasser. In weiter Entfernung vom Ufer wird es allmählich tiefer und dunkler.

Ein braunes Fischerboot liegt im Ufersande. Wir setzen uns auf die Ruderbank und träumen von einer Fahrt in die Ferne. Ein Windhauch naht, das Meer erwacht, ein frischer Wind bringt Kühlung. Viele kleine Wellen eilen dem Ufer zu. Eine nach der andern läuft am sanft geneigten Ufersaum eine Strecke weit hinauf und fliesst dann wieder zurück. An der äussersten Linie, bis zu der sie gelangt war, hinterlässt die Welle eine feingezeichnete Kante aus Sandkörnchen. Diese Bogenkante bleibt liegen, bis sie von einer folgenden Welle überspült wird oder bis sie austrocknet. Dann werden die leichten Sandkörnchen vom Seewinde landeinwärts getrieben. Unermüdlich arbeitet das Meer am Aufbau des Landes.

Über den sonnenheissen, blendend hellen Sand gehen wir dem Dünenwalde zu. Strandhafer und Weidengebüsch sind die Vorposten. Am Abhang starrt Wurzelwerk aus dem lockeren Sande. Oben auf den Dünen unter den hohen Kiefern wiegen sich Kräuter und Blumen: goldgelbes Honigkraut, lila Scabiosen, weisse Federnelken und die zierlichen zartrosa Glöckchen der Linnea. Licht-

grünes Schwarzbeerkraut und blankes, dunkelgrünes Strickbeerkraut deckt weithin den Boden des Waldes, der sich auf der Landseite der Dünen hinzieht.

Von der Höhe einer Dünenkuppe blicken wir hinunter auf den breiten, hellen Sandstreifen, der sich in sanft geschwungenem Bogen kilometerweit am Meere entlangzieht. \*)

Bewegung und Weite, aber auch ruhige Begrenzung liegt in der Linie dieses Ufersaumes.

\*

Rauscht das Meer oder sind es die Waldbäume? In heller Mondnacht sind wir den sandigen Dünenweg hinangestiegen. Silberwoge das Meer, silberne Wellen fluten über den Strand, und silberne Ströme durchleuchten die segelnden Wolken. Dunkel stehen die rauschenden Kiefern auf silbernem Grund, wie abenteuerliche Gestalten, einseitig und eigenwillig, tief verwurzelt.

## POLITISCHE ÜBERSICHTEN

### LETTLAND

#### *Verfassungsänderung?*

Das Parlament wird sich in seiner soeben beginnenden Session unter anderem mit dem in der Kommission so eingehend behandelten und vielfach geänderten Verfassungsänderungsprojekt des Bauernbundes zu befassen haben. Nach der von der Kommission angenommenen Fassung wird der Staatspräsident auf 5 Jahre und zwar in direkter Wahl vom Volk gewählt. Der Staatspräsident erhält das Recht, das Parlament aufzulösen, er muss jedoch innerhalb von 2 Monaten Neuwahlen ausschreiben. Auch soll aus ein und demselben Grunde nicht mehr als ein Mal eine Auflösung des Parlaments erfolgen dürfen. Die Stellung des Bauernbundes zum gesamten Fragenkomplex wird, was die praktische Handhabung anbetrifft, nicht als durchaus eindeutig empfunden. Klar scheint nur so viel, dass die Änderungswünsche weitgehend und tief verwurzelt sind. Die bisherige Verfassung hat die bekannten Misstände parlamentarischer Systeme mit sich gebracht, sie hat — und dieses stimmt auf Deutsche sowohl wie

---

\*) Die Entfernung von der Mündung der Kurischen Aa bei Bullen bis zum Badeort Kemmern beträgt etwa 20 Kilometer.



auf Letten — dazu beigetragen, dass der Staatsgedanke relativ wenig Boden beim Staatsbürger gewonnen hat, und sie hat die Unzahl der geschäftemachenden Parteien herangezüchtet, womit das System in den Augen des Volkes endgültig diskreditiert war.

Die Bauernbundregierung kennt diese Faktoren und operiert erfolgreich mit der sich daraus ergebenden Volksstimmung; welche realen politischen Massnahmen jedoch für die nächste Zeit ergriffen werden sollen, lässt sich noch nicht übersehen.

Der Ministerpräsident verspricht für Ruhe, Ordnung und ein festes Regiment sorgen zu wollen.

### *Wirtschaftspolitik*

Inzwischen sind in der Wirtschaftspolitik wichtige Massnahmen teils schon durchgeführt, teils noch im vorbereitenden Stadium. Die Devisenbewirtschaftung soll mit der Importkommission zusammengefasst und von einer Stelle aus geleitet werden. Erwogen wird die Förderung des Exports auf dem einen oder anderen Wege, wobei eine allgemeine Senkung des Latkurses nicht in Aussicht genommen ist.

Die Londoner Verhandlungen haben sich hingezogen. Sie sind allem Anschein nach nicht leicht. Die lettländische Presse macht den Engländern den Vorwurf, dass sie die Lage Lettlands, das einen Vertrag dringend braucht, allzu sehr ausnützten. Mit dem Umstande, dass nun auch ernstlich wird daran gegangen werden müssen, die alte Schuld der Stadt Riga an die durch das Bankhaus Lazard Broths., London, repräsentieren englischen Gläubiger zu regulieren, beginnt man sich hier abzufinden.

### *Aussenpolitik*

Nach kurzem diplomatischen Vorspiel wurde Anfang April der auf zehn Jahre verlängerte Nichtangriffspakt zwischen der UdSSR und Lettland, Estland und Litauen unterzeichnet. Der russische Vorschlag mag darauf zurückzuführen sein, dass den Sovets heute besonders daran gelegen sein muss, bei eventuellen fernöstlichen Verwicklungen den Rücken möglichst frei zu haben. Immerhin suchte Litvinov dem Pakt eine besondere Note zu geben, wenn er mit deutlichem Seitenblick auf Deutschland erklärte, die Sovets forderten keine Revision der Verträge, sie kannten keine Territorialstreitigkeiten (s. Georgien!), sie kannten keinen Chauvinismus, Nationalismus, Militarismus, ihr Ideal sei der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft.

Kurz: die russische Politik in den Randstaaten findet in ihren antideutschen Bestrebungen Berührungspunkte mit französischen Konzeptionen.

Beträchtliches Aufsehen und vielfaches z. T. tendenziöses Missverstehen rief der russisch-deutsche Meinungsaustrausch über Garantierung der Unantastbarkeit und Unabhängigkeit der baltischen Staaten hervor. Die Russen verfolgten mit diesem Schritt möglicherweise den Zweck, ihre Ostgrenze gegen vermeintliche Gefahren zu sichern, indem die für eine Intervention in Frage kommenden Aufmarschgebiete neutralisiert würden. Unnütze Besorgnisse. Wahrscheinlich wurde aber von vornherein erstmal mit einer Ablehnung gerechnet, die propagandistisch ausgenutzt werden sollte.

Von Deutschland wurde der russische Schritt, wie zu erwarten war, in der Tat abgelehnt: ganz offenbar handelte es sich russischerseits ausschliesslich um einen diplomatischen Schachzug, dessen Ursprung in den gespannten aussenpolitischen Beziehungen der Sowetunion liegt, der aber garnichts mit den baltischen Staaten als solchen zu tun hat. Die Ablehnung von Litvinovs mithin selbstverständlich nicht im Interesse der baltischen Staaten gemeintem Vorschlag bot der litauischen und unserer deutschfeindlichen Presse Anlass zu törichten und phantastischen Auslassungen. Deutschland lehne die Garantierung der Unantastbarkeit und Unabhängigkeit der baltischen Staaten ab: hier sei ein neuer und schlagender Beweis dafür geliefert, dass Deutschland tatsächlich Eroberungspläne hege. Hirnspinste, die einer Widerlegung nicht wert sind. — In der massgebenden Presse unseres Landes hat der russische Schritt verschupft: es sei nicht angängig, dass über den Kopf der baltischen Staaten hinweg über deren Schicksal verhandelt werde.

Die Angelegenheit als solche hat allerdings gezeigt, dass die Stellung der Randstaaten dem aussenpolitisch gestärkten östlichen Nachbarn gegenüber nicht mehr dieselbe ist, wie es noch vor kurzem der Fall war.

Ansichts dieser Lage ist das Bestreben, einen engeren Zusammenschluss der baltischen Staaten zwecks Koordinierung ihrer Aussenpolitik herbeizuführen, sehr zu begrüßen. Fraglich bleibt allerdings, ob der litauische Vorschlag, der die Initiative zur Herbeiführung einer Garantie der Grossmächte den baltischen Staaten selbst übertragen will, zum gewünschten Ziel der dauernden Befriedung Osteuropas führen kann. Fraglich, weil Litauen selbst in letzter Zeit in blindem Deutschenhass und panischer Angst befangen ist und ganz deutlich im Fahrwasser der Moskauer Politik steuert: ein Kurs, der keinem Staat, der dem Kulturkreis des christlichen Abendlandes angehören will, auf die Dauer die Existenz gewährleisten kann.

C. H.

Riga, 29. April 1934.



## ESTLAND

### *Autoritäre Staatsführung*

Seit der Aktion gegen die Freiheitskämpfer und der Verhängung des Schutzzustandes gerät Estland offenkundig immer mehr und mehr in das Fahrwasser einer autoritären und zentralistischen Staatsführung. Die Sitzungsperiode der Staatsversammlung ist dieser Tage vom stellvertretenden Staatspräsidenten für geschlossen erklärt worden, nachdem die Staatsversammlung selbst schon vor einiger Zeit auseinander gegangen war. Die Regierung hat jetzt freie Hand zum Handeln, und der stellvertretende Staatsälteste macht von seinem ihm nach der neuen Verfassung zustehenden Dekretrecht ausgiebigen Gebrauch. Auf allen Gebieten des staatlichen Lebens werden Reformen in Angriff genommen und die dazu nötigen Gesetze und Verordnungen auf dem Dekretwege in Kraft gesetzt. Der Oberkommandierende selbst hat sich Pressevertretern gegenüber über diese Frage folgendermassen geäussert: «Die Durchführung grosser Umgestaltungen im Leben des Staates und Volkes steht bevor. Diese Reformen, welche bei der bisherigen Staatsordnung unmöglich waren, können nunmehr auf Grund der neuen Verfassung durchgeführt werden. Auf diesem Gebiet ist kein Zögern mehr möglich, es muss sofort mit der Arbeit begonnen werden. Der Staatsälteste hat bereits alle Ministerien beauftragt, an die Ausarbeitung der Vorschläge über die erforderlichen Umgestaltungen und Erneuerungen zu schreiten. Reformen sind auf allen Gebieten des staatlichen Lebens erforderlich, am wichtigsten sind aber die Umgestaltungen auf wirtschaftlichem Gebiet. Dem Wirtschaftsminister steht eine Riesenarbeit bevor. Gegenwärtig wird bereits an den Plänen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, sowie den Entwürfen der Steuerreform gearbeitet. Nicht minder gross ist das Bedürfnis nach Reformen auch auf anderen Gebieten. Zu nennen wären die Frage der Kommunen, Umgestaltungen im Bildungswesen usw. Hinsichtlich der Ausrüstung unserer Wehrmacht wird zur Zeit ein Programm ausgearbeitet, das für 8 bis 10 Jahre gelten soll.» So der Oberbefehlshaber General Laidoner. Man sieht, die Regierung will ernstlich arbeiten — aber ohne Parlament.

Die parteipolitisch gebundene Presse verlangt allerdings im Prinzip noch die Beibehaltung des parlamentarischen Systems und der politischen Parteien, spricht aber in vieler Beziehung doch bereits eine Sprache, die deutlich eine Konzession an den neuen Zeit-

geist ausdrückt. So schrieb z. B. das Blatt der Altlandwirte, das «Kaja», unter der Überschrift «Schluss mit den Kommissionen» folgendes:

«Unsererseits wollen wir auf einen sehr grossen und gefährlichen Missstand in unserem staatlichen Leben hinweisen, der nun unbedingt beseitigt werden müsste. Das ist das berüchtigte Kommissionensystem. Dieses System hat unsere alte Verfassung eingebürgert, und es ist schwer zu sagen, was unserer staatlichen Aufbauarbeit mehr Hindernisse in den Weg gelegt hat als dieses bis zur äussersten Grenze durchgeführte Kollegial- oder — volkstümlich gesprochen — Kommissionenprinzip. Im Staatsältesten wie im Gemeindeältesten sah die alte Verfassung nur den Vorsitzenden einer Kommission, für dessen persönliches Ermessen überhaupt kein Arbeitsfeld belassen war. — Der schöpferische Mensch ist vollkommen in Vergessenheit geraten, und die Folgen sind uns allen bekannt: eine allgemeine Verlotterung im Staatsapparat, eine Unfähigkeit zum Lösen dringender Aufgaben, ein mühsames Hinterdreinhinken hinter den Ereignissen und überhaupt eine geringe Arbeitsfähigkeit.

Den wirklichen Arbeitsmenschen waren die Kommissionshelden ein ständiges Kreuz am Halse, denn der Kampf mit ihnen nahm viel Zeit und Kraft in Anspruch. Es ist Zeit, das Kommissionensystem überall auszurotten, wo es sich als schädlich erwiesen hat. Der schöpferische Mensch erhalte den Platz, der ihm von Rechtswegen im staatlichen Leben gebührt.»

Das der Mittelpartei nahestehende Revaler «Päevaleht» brachte einen Artikel, in welchem eine begriffliche Synthese von Demokratie und autoritärer Staatsführung versucht wird. Dieser Versuch ist zwar naturgemäss nicht sehr glücklich gelungen, zeigt aber, wie weit in estnischen parteipolitischen Kreisen selbst schon die Schattenseiten der parlamentarischen Demokratie anerkannt werden müssen und wie man verzweifelt versucht, wenigstens die Grundideen der Demokratie zu retten. Es hiess hier u. a.:

«Das Ideal der Demokratie ist ein aristokratisches. Die Demokratie hat es nicht vermocht, die Massen für ihr Ideal zu gewinnen. Die Demokratie hat keine zugkräftigen kollektiven Schlagworte gefunden. Sie wendet sich nur an den einzelnen Menschen. Ihr Freiheitsideal bezieht sich auf die Einzelperson. Die Zahl derjenigen, die dieses Ideal schätzen, die die Möglichkeiten, welche dieses Ideal bietet, ausnutzen, ist gering... Daher hat das Ideal der Freiheit nicht zu einem Schlagwort für die Massen werden können. Es bleibt das Schlagwort der geistigen Elite. Die Massen finden ihre Ideale anderswo und meutern. Ihr Meutern ist gegen die Elite gerichtet, die in ihrer aristokratischen Isolierung es nicht vermocht hat, die Leitung der demokratischen Gesellschaft in ihre Hände zu nehmen und der Demokratie einen Inhalt zu geben, der die Massen mit ihr versöhnt und an sie gebunden hätte.

Wenn diese Auffassung der Dinge richtig ist — und die Frage ist so einfach, dass jeder Leser ihre Richtigkeit an seinen persönlich gemachten Erfahrungen kontrollieren kann — so ist auch der Weg zur Neuerung der Lage



gefunden. Es muss eine derartige gesellschaftliche Ordnung geschaffen werden, wo die Elite die für sie nötige grösstmögliche Freiheit geniesst und wo der sie stützende und daher autoritäre Verwaltungsapparat den Staat zur äussersten Produktivität bringt, entsprechend dem Interesse der breiten Massen der Bürger...

Wer Kultur sagt, der meint Freiheit. Nicht eine Freiheit, die von einer bestimmten konkreten Staatsordnung abhängt, sondern einen Zustand, welcher den Erwählten des Volkes, der Elite, es ermöglicht, frei sich zu entwickeln und die völkische Kultur zu vertiefen...»

### *Bekämpfung der Arbeitslosigkeit*

Eine der wichtigsten Fragen, deren Lösung die Regierung Päts in Angriff genommen hat, ist die Frage der Arbeitslosigkeit. Über das Programm der Regierung auf diesem Gebiet hat Wirtschaftsminister Selter der Presse einen Überblick gegeben, dem wir folgendes entnehmen: Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit soll von jetzt ab nach einem festen Plan erfolgen, an dem eine interministerielle Kommission zur Zeit arbeitet. Die Grundgedanken dieses Planes bestehen in folgendem: 1) in der Frage der Arbeitslosigkeit muss eine Endlösung herbeigeführt werden, 2) beim Erlass von Gesetzen und Verordnungen ist jedes Mal ihre Wirkung auf die Arbeitsbörse zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang soll eine Reihe von Gesetzen einer Revision unterzogen werden. 3) Arbeitslose, denen Arbeit verschafft worden ist, werden zur Arbeit gezwungen werden. Ein Teil der Arbeitslosen soll auf dem flachen Lande als Landarbeiter untergebracht werden. Für Wohnung und Unterhalt dieser Arbeiter haben die Landwirte, bei denen sie arbeiten werden, Sorge zu tragen, während der Staat einen Teil des in Bargeld zu zahlenden Gehalts zuzahlen wird. Zwecks Unterbringung von Arbeitslosen in der Industrie ist die Verringerung der Arbeitszeit der einzelnen Arbeiter für einige Industriezweige in Aussicht genommen. Mit aller Energie soll auch die Ansiedlung arbeitsloser Menschen auf dem flachen Lande gefördert werden. Jährlich sollen zu diesem Zweck etwa 5—700 neue Siedlerstellen geschaffen werden. Für mehr reichen die vorhandenen finanziellen Mittel nicht. Für die öffentlichen Arbeiten sollen ständige Arbeiterkompagnien geschaffen werden. Die betreffenden Arbeiter würden also nicht mehr Arbeitslose sein, sondern vom Staate fest angestellte Arbeitskräfte. Diese Tatsache wird auf die Arbeiter psychologisch gut wirken und die Arbeitsdisziplin bessern. Auch würden die öffentlichen Arbeiten dann nicht im Winter, sondern zu einer für die Arbeiten günstigeren Jahreszeit vor-



Photo Mellin

Wanderdüne am Rigaschen Strande



genommen werden. Ein Teil des Gehalts würde dann zurückbehalten und den Arbeitern erst im Winter ausgezahlt werden, wenn sie keine Arbeit haben. An der Arbeitsbörse dürften sich dann diese Arbeiter nicht registrieren lassen, auch nicht im Winter. Um die Arbeitslosigkeit in den Kreisen der Intelligenz abzuschaffen, soll der Zugang zu den Mittelschulen und der Universität erschwert werden.

Das ist in grossen Zügen das Programm der Regierung. Zur Zeit wird in der Regierung an einem Gesetzentwurf gearbeitet, in welchem alle bisherigen, die Frage der Arbeitslosigkeit betreffenden Massnahmen und Pläne vereinheitlicht und zusammengefasst werden sollen. Dieses Gesetz soll nach seiner endgültigen Ausarbeitung durch ein Dekret des Staatsältesten in Kraft gesetzt werden. Zur Zeit ist die Zahl der Arbeitslosen, wie immer im Frühjahr, stark zurückgegangen, zum Teil haben aber dazu auch die bereits von der Regierung vorgenommenen Massnahmen beigetragen, so z. B. die Einstellung von Arbeitslosen bei verschiedenen vom Staate vergebenen Arbeiten.

Dorpat, 24. April 1934

*Leo von Middendorff*

## DEUTSCHES REICH

### *Gesunde Jugend – positive Bevölkerungspolitik*

Der Nationalsozialismus legt auf die Jugenderziehung im Sinne des Grundsatzes «Blut und Boden» grössten Wert. Eine epochemachende Massnahme auf diesem Gebiete ist die Einführung des Landjahres in Preussen für die schulentlassene Jugend. In diesem Jahre sind zunächst versuchsweise 20.000 städtische Jugendliche am 16. 4. für acht Monate in besonders eingerichtete Landheime geschickt worden. Sie werden dort von sorgfältig ausgebildeten und ausgesuchten Lehrkräften nationalpolitisch und auf verschiedenen Arbeitsgebieten betriebsmässig geschult und erzogen, sie sollen in kameradschaftlicher Disziplin untereinander und im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung den positiven Wert des Bauerntums und der heimatlichen Scholle kennenlernen und nach ihrer Rückkehr in die Stadt als Künder des Nationalismus und der engen Verbundenheit zwischen Land und Stadt in ihrem Umkreis wirken. Sie sind in erster Linie aus Arbeiterfamilien gewählt worden, wobei auf die rassenmässige und nationale Gesundheit als wichtigste Voraussetzung gesehen wurde. Auf Grund der gemachten Erfahrungen soll dann das Landjahr für die schulentlassene Jugend im nächsten Jahre

allgemein durchgeführt werden. Diese neue Einrichtung steht in organischem Zusammenhang mit allen sonstigen erzieherischen Massnahmen, die das deutsche Volk wieder fester an den Heimatboden binden sollen. Diesem Zwecke dienen ja schon der Freiwillige Arbeitsdienst, das akademische Werkhalbjahr, die gesamten lagermässigen Erziehungseinrichtungen der Hitlerjugend und sonstiger nationalsozialistischer Verbände.

Der nationalsozialistische Grundsatz der rassischen Höherentwicklung des deutschen Volkes ist ebenso bekannt, wie die Bemühungen des Nationalsozialismus, die geringe Geburtenzahl zu steigern und dem Aussterben des deutschen Volkes entgegenzuwirken. Das bekannte am 1. Januar 1934 in Kraft getretene Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses dient diesem Zweck, ebenso wie die Einrichtung der Ehestandsdarlehen, die sich in gleicher Weise wie der Freiwillige Arbeitsdienst, die Entsendung von städtischen Landhelfern in Bauernwirtschaften u. m. a. im übrigen auch entlastend auf den Arbeitsmarkt auswirkt. Der Verringerung der Geburtenzahl von nur noch 28 auf 1.000 im Jahre 1913 auf rund 15 auf 1000 im Jahre 1932 ist ja eine mehr als deutliche Mahnung. Daher wirkt das neue Hilfswerk des deutschen Volkes «Mutter und Kind,» das vom Frühling bis zum Herbst durchgeführt wird, eindeutig im Sinne der Kräftigung des Familienlebens, der Mütter und Kinder der breiten minderbemittelten Volksschichten. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass auch hier die nationalsozialistische Initiative zu vollen und grossen Erfolgen führen wird und dass Zehntausende von deutschen Müttern und Kindern erholt und gekräftigt von ihren Ferien in die Städte zurückkehren werden.

Man halte sich nur vor Augen, welch ungeheurer Erfolg das grosse Winterhilfswerk war. Rund 320 Millionen RM. in Sachwerten und in Geld sind durch die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes aufgebracht worden. Es wäre für Hitler ein Leichtes gewesen, entsprechende Anweisungen an die Wohlfahrtsteile zur Betreuung der minderbemittelten Bevölkerung ergehen zu lassen. Aber der Führer hat gerade durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt an den Opfersinn der neuerstandenen deutschen Volksgemeinschaft appelliert und seine Erwartungen sind nicht zuletzt — auch dank dem ausserordentlichen Einsatz aller Leiter und Mitarbeiter der Volkswohlfahrt — in schönster Weise erfüllt worden. — Der in Berlin und in vielen anderen Orten am 2. Aprilsonntag veranstaltete «Früh-



lingstag des deutschen Kindes» war bereits ein sehr eindrucksvoller Auftakt zu der neuen grossen Hilfsaktion.

Aber selbstverständlich kann letzten Endes nur der persönliche Wille, mehr Kinder zu haben, und die Freude am Kinde zu einer Erhöhung der Geburtenzahl führen. Die verschiedenen Massnahmen des Staates, vor allen Dingen auch die steuerlichen Erleichterungen für kinderreiche Familien und die Arbeit der nationalsozialistischen Parteiorganisation, können nur als Anregung und Stützen dieses persönlichen Willens wirken. Es ist daher besonders zu begrüßen, wenn eine so grosse Organisation wie die kassenärztliche Vereinigung Deutschlands (Berufsverband der deutschen Kassenärzte) für seine Mitglieder eine Ausgleichskasse geschaffen hat. Sie unterstützt einmal Kassenärzte in wirtschaftlich notleidenden Gebieten, um die ärztliche Betreuung der Bevölkerung sicherzustellen, und berücksichtigt vor allen Dingen als Familienausgleichskasse besonders kinderreiche Kassenärzte bei der Honorarverteilung.

### *Der Stand der Arbeitsschlacht*

Alle diese Dinge wären im Novemberdeutschland und auch im kaiserlichen Deutschland der Vorkriegszeit vollkommen und unvorstellbar gewesen. Es ist der neue Geist der Volksgemeinschaft, der in ihnen seinen Ausdruck findet. Ohne diesen Geist könnte man auch nicht die Fortschritte in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit verstehen und erklären. Gewiss sind alle rein wirtschaftlichen Massnahmen den Möglichkeiten entsprechend durchdacht und vorbereitet, aber das Entscheidende ist, in welchem Geiste sie vorbereitet und mit welcher seelischen Energie und Gesinnung sie in Angriff genommen worden sind. — Im ersten Vierteljahr 1934 ist die Zahl der Arbeitslosen um fast 1,3 Millionen zurückgegangen, davon im März um fast 570.000. Dabei hat die saisonmässige Entlastung des Arbeitsmarktes nicht nur in den Aussenberufen alle Erwartungen übertroffen, sondern auch die Anforderungen von Arbeitskräften durch verschiedene andere Wirtschaftsgruppen. Ende März ist die Zahl der Arbeitslosen, die bei den Arbeitsämtern registriert sind, auf rund 2,8 Millionen gesunken. Was dieses Ergebnis bedeutet, ermisst man am besten daraus, wenn man sich erinnert, das bei der Machtübernahme am 30. 1. 1933 das Arbeitslosenheer 6 Millionen überstieg; am 1. 4. 1933 betrug es noch 5,6 Millionen. Es ist also im Verlauf eines Jahres eine Verminderung der Arbeitslosenzahl um rund die Hälfte erreicht worden. — Nach diesen Erfolgen kann man die Schätzungen

von Staatssekretär Reinhard, der für den Juli nur noch mit ungefähr 2 Millionen Arbeitslosen rechnet, bestimmt nicht als übertrieben optimistisch bezeichnen. Es ist auch anzunehmen, dass es dem Nationalsozialismus wohl spätestens im Lauf von 2 Jahren gelingen wird, die Arbeitslosigkeit fast völlig zu beseitigen und die Zahl der Erwerbslosen auf eine durch den natürlichen Wirtschaftsprozess bedingte stationäre Zahl von einigen Hunderttausend herabzudrücken.

Eine neue und grosse Welle des Vertrauens und der Initiative geht durch das ganze deutsche Volk und schlägt dem Führer entgegen. Sie erfüllt gleichermassen Unternehmer, Arbeiter und Angestellte. Die dumpfe Resignation, Pessimismus und Hoffnungslosigkeit sind überwunden. Dieser seelische Aufbruch des deutschen Volkes ist die wichtigste Grundlage zur Überwindung der Arbeitslosigkeit, der Schlüssel zum Verständnis der deutschen Lage. Allzu leicht wird dies ausserhalb Deutschlands nicht genügend gewürdigt und berücksichtigt.

In den einzelnen deutschen Wirtschaftszweigen hat sich der Aufstieg ziemlich gleichmässig fortgesetzt. Die Produktion von Kraftstoffen (Kohle, Gas und Elektrizität) — ein besonders sicheres Konjunkturzeichen — lag im März mit über 20% über dem Vorjahresstand. In der Eisenindustrie lag bei einem der grössten Konzerne, den Vereinigten Stahlwerken, die Rohstahlerzeugung um 14% höher als im letzten Vierteljahr 1933. Die Leistungsfähigkeit der gesamten Eisenindustrie ist heute bereits wieder zu 60% ausgenützt, was bei einer Ertragsfähigkeit von 50 % der Kapazität und normalen Abschreibungen grosse Möglichkeiten für Neueinstellungen eröffnet. Der Auftragsbestand bei der Maschinenindustrie wächst dank den höheren Anforderungen des Inlandmarktes, wobei allerdings das Auslandsgeschäft sehr daniederliegt. Der Zementabsatz ist — um auf das Baugewerbe zu kommen — im ersten Vierteljahr 1934 sehr stark gestiegen. Die Wohnungsbautätigkeit nimmt ständig zu. Allein durch Umbau wurden im vorigen Jahr 50.000 Wohnungen neu geschaffen und bezeichnender Weise ist die Zahl der Leerwohnungen um fast die Hälfte zurückgegangen. Insgesamt hat das Baugewerbe im ersten Vierteljahr 1934 bereits über 250.000 Bauarbeiter einstellen können, welche Zahl über den Ergebnissen der Hochkonjunkturjahre von 1928—1929 liegt. Der Auftragsbestand der Automobilindustrie ist im ständigen Wachsen begriffen, sie rechnet für 1934 mit einem Personenwagenabsatz von 120.000 im Inlande. Entsprechend



zeigt auch der Kautschukverbrauch eine fortlaufende Steigerung, die im vorigen Jahr 7.000 to. (von 43.000 auf 50.000 to.) betrug. Die Einzelhandelsumsätze sind ebenfalls im Wachsen begriffen (Januar und Februar 1934+9%), wobei allerdings die Waren- und Kaufhäuser eine rückläufige Entwicklung zeigen. — Die Spareinlage des deutschen Volkes waren Mitte April um rund 1,5 Milliarden RM. grösser als am gleichen Zeitpunkt des Vorjahres. Das sind nur einige wenige Ziffern zur deutschen Wirtschaftslage, die aber ein bezeichnendes Licht auf die stetige Aufwärtsentwicklung werfen.

### *Sanierung der bäuerlichen Wirtschaft*

Eines der wichtigsten Gebiete der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik ist die Landwirtschaft. Es ist bekannt, dass durch eine Reihe von Massnahmen die Erholung und der allmähliche Aufstieg des deutschen Bauerntums gewährleistet worden ist in Befolgung des nationalsozialistischen Grundsatzes, dass der Bauer die Kraftquelle des deutschen Volkes und der Grundpfeiler seiner nationalen Wirtschaft ist. Im vorigen Jahre sind zu diesem Aufstieg die wichtigsten Bausteine, wie der erweiterte Vollstreckungsschutz, das Reichsnährstandgesetz, das Reichserbhofgesetz gelegt worden. Gleichzeitig begann man mit der Regelung der landwirtschaftlichen Märkte und der Schaffung sicherer, auskömmlicher Preise und Absatzverhältnisse. Zuerst wurde im letzten Vierteljahr 1934 der Festpreis für Brotgetreide eingeführt und die Getreidewirtschaft aus der unsicheren, spekulativen, kapitalistischen Marktverflechtung herausgelöst. Nunmehr sind auch die verschiedenen Massnahmen zur Sicherung der bäuerlichen Veredlungswirtschaft, die man bereits im Sommer des vorigen Jahres energisch in Angriff genommen hatte, zu einem organischen Abschluss gebracht worden. Der Butter-, Käse- und Eiermarkt, der Markt für deutsche Fische, Tiere und tierische Erzeugnisse, schliesslich die deutsche Milchwirtschaft sind geregelt und planvoll aus dem kapitalistischen Sektor herausgenommen worden. Durch die Kontingentierung der Margarineproduktion, durch die Eindämmung der Einfuhr ausländischer Fette und der Rohstoffe für die Margarineerzeugung sind dem deutschen Fettabsatz erweiterte Absatzmöglichkeiten geschaffen worden. Heute werden sämtliche Erzeugnisse der deutschen bäuerlichen Wirtschaft durch die Reichsstellen für Fette, Milcherzeugnisse, Eier, Tiere und tierische Erzeugnisse sozusagen durchgeschleust. Durch die Einrichtung

dieser Stellen ist nicht nur eine Kontrolle der inländischen Preis- und Marktgestaltung, sondern vor allen Dingen auch die Eindämmung jeder überflüssigen ausländischen Einfuhr und die Hereinnahme der ausländischen Produkte zu Preisen, die das deutsche Preisniveau nicht untergraben, möglich. Dies wird durch den Zwang, die in den Verkehr im Inlande gebrachten Erzeugnisse oder die aus dem Ausland eingeführten Produkte den Reichsstellen zum Kauf anzubieten, und durch die Einrichtung des Übernahmescheins und der Monopolgebühr gewährleistet. Das letzte Glied in dieser Kette von Massnahmen ist die Schaffung der Reichsstelle für Tiere und tierische Erzeugnisse im März 1934, die den gesamten Vieh- und Fleischmarkt zu regeln und zu überwachen hat. So sind alle Voraussetzungen für eine organische Preisgestaltung und für eine wirklich durchgreifende, allmähliche Entschuldung der Landwirtschaft geschaffen, die Angleichung zwischen den Preisen für Getreide und für Veredelungsprodukte möglich. Gleichzeitig ist dem Bauern durch energische Inangriffnahme der überhöhten Handelsspannen, besonders in der gesamten Milchwirtschaft ein höherer Ertrag an dem Verkaufspreis für seine Produkte gesichert. Besonders segensreich und spürbar wirkt sich schon jetzt die Neuregelung in der deutschen Milchwirtschaft aus, deren Produktion und Absatz grundlegend reorganisiert worden sind. Das Gesamtergebnis der nationalsozialistischen Agrarpolitik spiegelt sich deutlich in dem gestiegenen Preisniveau für alle Agrarprodukte, das heute im Gesamtdurchschnitt um ca 25% höher ist als vor einem Jahr. Den grössen Anteil daran haben die Erzeugnisse der Veredelungswirtschaft, die ja in der Novemberrepublik ein Stiefkind der Agrar- und Handelspolitik waren.

### *Das Problem des deutschen Aussenhandels*

Der deutsche Aussenhandel ist in den letzten Monaten ein Sorgenkind der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik gewesen. Die Monate Januar und Februar brachten einen nicht unbeträchtlichen Einfuhrüberschuss, der mit dem erhöhten inländischen Rohstoffbedarf ganz natürlich zusammenhing. Gleichzeitig war es nicht möglich einen gewissen Rückgang bzw. Stillstand in der Ausfuhr aufzuhalten. Im März ist eine leichte Besserung eingetreten, insofern als die Ausfuhr sich etwas mehr erhöhte als die Einfuhr. Um die notwendige Versorgung der deutschen Industrie mit Rohstoffen sicherzustellen und spekulative Voreindeckungen einzudämmen, muss-



ten in den vergangenen Wochen verschiedene Massnahmen getroffen werden. Einmal wurde die Devisenzuteilung eingeschränkt und dann ausserdem für verschiedene wichtige Rohstoffe der Textilindustrie, ferner für Felle und Häute und für alle unedlen Metalle, mit Ausnahme von Stahl und Eisen die Einfuhrkontrolle und normierte Zuteilung eingeführt. Deutschland muss mit den anfallenden Devisen haushalten, so lange die Ausfuhr so bescheiden ist und nur ein sehr geringes Quantum abwirft. Als letzte Möglichkeit steht dem Deutschen Reich bei einer weiteren Erschwerung der Devisenlage der Abschluss von Austauschabkommen mit einigen der wichtigsten Rohstofflieferanten offen, die einen bestimmten Absatz deutscher Erzeugnisse in den betreffenden Ländern im Austausch gegen deren Rohstoffe sichern können.

In sehr eindrucksvoller Weise hat Deutschland im April auf der grossen Arbeitstagung der Aussenhandelsstellen in Bremen und in der Kundgebung für den Aussenhandel in Hamburg an die wirtschaftliche Einsicht seiner wirtschaftlichen Partner, vor allen Dingen seiner Gläubiger appelliert. Denn letzten Endes kann Deutschland, da es ausser seinem Export und seinem Reise- und Frachtenverkehr keine anderen Ausgleichsmöglichkeiten für seine Handelsbilanz hat, nur mit Waren und Dienstleistungen bezahlen. Zeigen die Gläubigerländer keine Einsicht und wird den deutschen Waren im Auslande nicht ein erweiterter Absatzspielraum eingeräumt, so wird wohl die Einstellung des Transfers für das letzte Drittel der unter das Stillhalteabkommen fallenden Zinszahlungen unvermeidlich sein. Es ist ausgeschlossen, dass Deutschland den Zinsinteressen des Auslandskapitals seinen wirtschaftlichen Wiederaufbau zum Opfer bringt. Es muss in erster Linie für die Rohstoffversorgung Sorge tragen. Es wird sich zeigen, ob eine Einigung auf der für Ende April vorgesehenen Konferenz mit den Gläubigern zu erzielen sein wird. Die verantwortlichen Stellen der deutschen Wirtschaftspolitik tun jedenfalls alles, um den deutschen Export zu fördern, und haben auch durch den Abschluss verschiedener Handelsverträge mit ausländischen Staaten in den letzten Monaten bewiesen, dass Deutschland zur Aufnahme ausländischer Waren im Rahmen der Gegenseitigkeit durchaus bereit ist.

Berlin, 22. April 1934

*Georg Baron Wrangel*

## DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA

### I.

Der österliche April brachte nur noch zwei Einstudierungen: die eine ein gutes altes Zirkuspferd, immer publikumswirksam, freundlicher Garant einer vollen Kasse; die andere von einer Neuartigkeit des Formats, die zunächst verblüffte und dann immer stärker fesselte, ein problematisches Werk, das zum Nachdenken zwingt und dessen Aufführung schon aus diesem Grunde dankenswert war. Ein etwas ungleiches Paar — nun ja. Eben.

Der Österreicher H. H. Ortner nennt seinen «Tobias Wunderlich» eine «dramatische Legende». Das soll wohl heissen, dass sein Werk nicht als Schauspiel gewertet werden darf. Ganz bewusst erzählt er also im Chronikstil, in einer Bilderfolge, deren innere Verknüpfung oft sehr locker, deren Linienführung nicht frei von erstaunlichen Gedanken- und Entwicklungssprüngen ist. Die Person des Handwerksburschen, der (zuweilen etwas langatmig) erzählend einzelne Szenen vorzubereiten hat, ist typisch für das Werk: vom dramatischen Standpunkt gesehen ist diese Figur ein primitiver Notbehelf, aber sie gibt dem Ganzen den eigenen Ton. Ein Wanderbursche erzählt; das ist kein Drama mit strengem Aufbau und vorsichtiger Aufwicklung des Kernproblems. Ein Volksstück, wenn man das Wort in einem eigenen, tieferen Sinn fassen will: so wird eine erstaunliche Begebenheit von einem einfachen, stillen Menschen nach Feierabend den guten Freunden voller Verwunderung berichtet. Nur an ein paar Stellen, ganz im Anfang und dann noch einmal in der zweiten Hälfte (in der Szene vor dem Kirchenportal) bricht die «Literatur» durch und bringt eine gewisse Zwiespältigkeit in die Dichtung,

eine etwas satirisch gefärbte Literatur expressionistischen Gepräges, die in der Abgehacktheit der Typik und des Stils etwas an Georg Kaiser erinnert. So wird das Ganze ein wenig uneinheitlich, und das ist schade.

Aber diese Eindrücke verfliegen schnell vor dem Ernst der Legende. Es ist die alte Geschichte von dem Heiligenbild, das frommer Gläubigkeit zu Liebe ins Leben zurückkehrt, aber siehe da: als die alte Holzplastik beginnt umherzuwandeln, ist der Heiligenschein verfliegen, und ein sehr einfaches, frommes Menschenkind steht da, die kindliche Magd, nach der vor vierhundert Jahren der alte Meister seine heilige Barbara geschnitzt hat. Wie sie dem biedereren Holzschuhmacher, dem letzten Getreuen der ganzen Gemeinde, in sein einsames Haus folgt und ihm nun als seine heilig-kindliche Magd zur mählichen Klärung seines dumpfen Gärens hilft, bis ihm ihre Rückkehr in das Mittelstück des Triptychons die letzten Erkenntnisse erschliesst, dieses vom Wunder begnadete Seelenerleben eines schlichten Handwerkers bildet das eigentliche Thema der Dichtung. Ein einfacher Mensch lernt das Geheimnis des Stillseins in Gott, mehr ist das nicht. Aber es rührt an die letzten Tiefen deutscher Volksfrömmigkeit, und es tut das mit zarten Händen. Und das ist die Schönheit an dieser Legende.

Die Aufführung sah sich vor eine Reihe schwerer Aufgaben gestellt. Regie (F. Beug) und Bühnenbild (K. Tschakstin) erfassten nicht durchweg die Problematik des bühnenspröden Spiels, und auch Ob sieger war in der Titelrolle nicht so einheitlich und geschlossen, wie wir es sonst von ihm gewohnt sind, obwohl er sehr be-seelte, sehr starke Momente hatte. Dass



das Unternehmen ein Erfolg wurde, ist Irmgard Gasts Verdienst, die die Heilige in Kirche und Küche zu wundervoll durchglühter Menschlichkeit steigerte. Alle anderen sind Nebenpersonen; sie hielten sich meist wacker, besonders Kubitzkys Gemeinderat Vogt, Hendrichs dörflicher Bürgermeister und die köstliche Spitalbarbara von Sigrid Hamar boten wirksame Charakterstudien. Das Publikum fand sich anfangs nur schwer hinein, wurde aber bald von dem seltsamen Zauber dieser Volkslegende in Bann geschlagen und dankte zum Schluss ergriffen für die innere Bereicherung, die ihm dieser Abend geschenkt hatte.

## 2.

Das Osterei, das die Direktion des «Deutschen Schauspiels» den operettenfreudigen Rigensern diesmal darbot, war nicht gerade sehr frisch, sozusagen etwas hartgekocht, aber hübsch bunt bemalt, und wurde also freudig entgegengenommen. Diese nun schon zwanzig Jahre alte Berliner Gesangsposse von Kollo und Bredschneider «Wie einst im Mai» gehört ja bereits fast zu den klassischen Werken der leichtgeschürzten Muse: die Geschicktheit, mit der sie allen Wünschen eines anspruchloseren Publikums entgegenkommt, ist aller Achtung wert. Biedermeierkostüme und moderne Eleganz, springlebendige Fröhlichkeit und rührselige Sentimentalität, Innigkeit und Frechheit, es ist für alles gesorgt. Die Aufführung war schmissig, auch in musikalischer Hinsicht (unter Kapellm. Kirschfeldts sicherer Leitung) durchaus erfreulich: Irene Rées Temperament und Verwandlungsfähigkeit (Ottile) garantierten den Erfolg des Abends, und die anderen, zumal Obsieger als Methusalem, Rotberg als alter, junger und jüngster Jüterbogk und Alice

Thieck als Angostura, halfen ihr kräftig dabei. So wäre der Abend in dem einmal gewählten Rahmen recht gelungen gewesen, wenn nicht die in jeder Hinsicht zu breit ausgewalzte Modenschau im letzten Bild einen für mein und vieler anderer Zuschauer Empfinden peinlichen Missklang in die Aufführung hineingetragen hätte. Der Herr Theaterreferent der «Riga am Sonntag», der in seiner (zweiten) Besprechung meine Kritik in der «Rigaschen Rundschau» zu Heil und Frommen des «unkundigen Zeitungslesers» zurechtrückt, hat mit Recht entdeckt, dass eine Modenschau vom Autor selbst vorgesehen ist. Er übersieht nur zwei Kleinigkeiten: einmal, dass die Autoren den letzten Akt im Jahre 1913 spielen lassen und dass es also eine grobe Stilllosigkeit der Regie ist, wenn in diesem sonst ganz auf die Vorkriegszeit zugeschnittenen Akt plötzlich Frühjahrsmoden von 1934 gezeigt werden, und weiterhin, dass die Autoren diese Modenschau nicht so zum Glanz- und Kernstück der ganzen Posse gemacht haben, wie dies die prahlenden Ankündigungen der Direktion in der Presse taten. Wir empfinden diese Art der Publikumswerbung als nicht vereinbar mit der Würde unseres «Deutschen Schauspiels» und unseres deutschen Publikums. Unser Vorwurf trifft also nicht die Autoren, sondern die hiesige Regie. Bühnenkunst ist ihrem Wesen nach polar: erst durch den Regisseur erhält der Dichter die tönende Stimme. Der Regisseur ist Interpret, und wie und was er interpretiert, kennzeichnet seine Geisteshaltung. Dass Schillers «Räuber» vor Jahren in Berlin als kommunistisches Hetzstück gespielt werden konnten, ist nicht Schillers Schuld gewesen, und doch hatte der Regisseur nur den Schillerschen Text benutzt.

«Wie einst im Mai» mit Modenschau-  
reklame und «Tobias Wunderlich» ne-  
beneinander am Schluss der Spielzeit.  
Man ist versucht, den April symptoma-  
tisch zu nehmen.

Die Kinder durften sich Ostern an  
den Bubenstreichen von Max und  
Moritz erfreuen. Ein lustiges, ge-  
strafftes Stück (von Leopold Gün-  
ther), unter Hendrichs Regie  
flott gespielt, während draussen  
die Vorfrühlingssonne den Aufstieg des  
neuen Jahres verhieß. Nun wird es  
wirklich Frühling, und das «Deutsche  
Schauspiel» schliesst seine Pforten. Wir  
möchten wünschen, dass der Herbst ihm  
und uns allen einen gesegneten Anfang  
beschernt!

*Lutz Mackensen*

#### Rückblick und Ausblick

Wer die stattliche Reihe der sechs-  
undzwanzig Neueinstudierungen dieser  
Spielzeit überblickt, wer die nicht un-  
beträchtliche Zahl der inhaltlich und dar-  
stellerisch gleich einwandfreien Vor-  
führungen rückschauend mustert, die  
wir im vergangenen Theaterwinter im  
«Deutschen Schauspiel» sehen durften,  
wird vielleicht erstaunt sein, dass die  
kritischen Stimmen, die eine gründliche  
Reform unseres Bühnenlebens wün-  
schen, nicht verstummen wollen, ja  
dass sie neuerdings sogar mit ver-  
stärkter Bedeutsamkeit mahnend und  
warnend erhoben werden. Es wäre un-  
gerecht, in ihnen Nörgelei oder nichts  
anderes als zersetzende Kritik sehen zu  
wollen. Die öffentliche Erörterung der  
Theaterfrage, die mit der vielbespro-  
chenen Kundgebung der «Deutschen Stu-  
dentenschaft» eingeleitet wurde, hat die  
Anteilnehmenden in zwei Lager gespal-  
ten, die beide von dem Willen geleitet,  
das «Deutsche Schauspiel» zu einem  
deutschen Kulturinstitut auszubauen,  
sich heftig befehlen. Wo liegt der  
Grund der Differenz?

Die einen sagen: «Seht unsern Spiel-  
plan! Wir haben neben vier deutschen  
Klassikern und vier repräsentativen  
Stücken des klassischen Naturalismus  
fünf deutsche und ein lettisches Werk  
ernster Gegenwartskunst gespielt; wir  
haben durch Kleists «Prinz von Hom-  
burg», Kolbenheyers «Brücke», Ortners  
«Tobias Wunderlich» und besonders  
durch Graffs «Heimkehr des Matthias  
Bruck» Zeugnis für unser, ernstes  
künstlerisches Wollen abgelegt. Wir  
haben das neue deutsche Volksstück ge-  
pflegt und darüber unsere grosse Ver-  
gangenheitsdichtung nicht vergessen.  
Was wollt ihr noch weiter?»

«Sehr schön», sagen die andern, «das  
waren auch prächtige, z. B. unvergess-  
liche Abende. Aber ihr habt daneben  
ausländische Belanglosigkeiten wie den  
englischen «Mann mit dem Kuckuck»  
oder deutsche Sudeleien wie «Fabian  
den Elefanten» oder das «Bezaubernde  
Fräulein» gespielt; das nehmen wir  
euch übel. Ihr haltet keine Linie ein;  
ihr seid heute so und morgen anders.  
Wir glauben, dass wir als deutsches  
Auslandstheater ganz besondere Auf-  
gaben haben. Das vergesst ihr immer  
dazwischen, und damit verderbt ihr  
alles!»

«Aber, aber!» rufen jene, «denkt  
ihr denn gar nicht an die Kasse? Wenn  
wir nur ernste Sachen spielen, haben  
wir halbleere Häuser! Das Publikum  
will doch nun einmal leichtere Kost; in-  
dem wir sie ihm bieten, machen wir  
uns die Hände frei für ernstere Aufga-  
ben. Und das «Bezaubernde Fräulein»  
ist doch auch im Reich gespielt wor-  
den!»

«Falsch!», sagen die andern. «Wir  
wollen gar nicht nur ernste Kunst, aber  
wir wollen anständige deutsche Kunst.  
«Jugend voran!» und auch die dänische  
«Kupferne Hochzeit» haben uns sehr gut  
gefallen. So was gibt's doch also. Und



das Publikum kann erzogen werden, z. B. durch eine grosszügige Besucherorganisation, die euch von euern Kassen-sorgen befreit. Und schliesslich kommt es auch darauf an, wie etwas gespielt wird, was der Rotstift des Dramaturgen und die Führung der Regie aus einem Werke herausholen und — fortlassen!»

Man trennt sich gekränkt, jeder im Bewusstsein seines ehrlichen Rechts. Bei der nächsten Begegnung nimmt das Gespräch den gleichen Verlauf. Ein positives Ergebnis solcher Diskussionen scheint im weiten Felde zu liegen.

Es kann kein Zweifel sein, auf welcher Seite wir uns zu stellen haben. Wir haben oft genug auf die Notwendigkeit einer inneren Einheitlichkeit des Spielplans hingewiesen, oft genug auch eindeutig erklärt, was wir darunter verstehen: weder nur Jambendramen noch überhaupt nur ernste, höchstwertige Bühnenwerke. Es ist billig, unseren Standpunkt nicht in ungerechter Verzerrung lächerlich zu machen. Wir wünschen eine einwandfreie deutsche Bühnenkunst, einwandfrei in inhaltlicher wie darstellerischer Hinsicht. Wir erkennen dankbar an, dass sich das Niveau der Darstellung im vergangenen Winter sehr wesentlich gehoben hat. Aber wir beklagen im Hinblick auf den repräsentativen Charakter unserer Auslandsbühne aufs tiefste die schwankende Linienführung der Spielplangestaltung, und wir beklagen eine Regieführung, die es unterlässt, Geschmacklosigkeiten der Autoren, wie in der peinlichen Weihnachtsüberraschung des «Bezaubernden Fräuleins» oder der stillen Modeschau in «Wie einst im Mai», zu mildern. Wir finden es verkehrt und beklagen es, dass man es zuweilen für nötig hält, durch reisserische, den Filmtheatern abgelauschte bombastische Vornotizen in der Presse das Publikum zu Vorstellungen zu locken,

zu denen sich dann später die Kritiker der gleichen Presse distanzieren müssen.

Aber mehr noch. Wir möchten ein deutsches Theater besitzen, das im wirklichen Sinne des Wortes Volkstumsangelegenheit ist. Davon sind wir zur Zeit noch denkbar weit entfernt. Missstimmung und Theaterfremdheit halten noch immer weiteste Kreise unserer Volksgenossen fern. Man hat die jährliche Gesamtbesucherzahl unseres Theaters errechnet und dabei festgestellt, dass sie über die Hälfte unserer deutschen Bevölkerung ausmacht. Aber man hat vergessen, hinzuzufügen, dass es zum grössten Teil immer wieder die gleichen Personen sind, die die Sitzreihen unseres Saales füllen. Nicht 55%, sondern bestenfalls 10% unserer deutschen Volksgenossen sind Theaterbesucher. Das muss unter allen Umständen anders werden, wenn der grosse Aufwand an Kosten und Mühen gerechtfertigt erscheinen soll. Über den volkserzieherischen Wert des Theaters besteht keine Meinungsverschiedenheit. Wenn also eine weitgehende Theaterfremdheit herrscht, so muss diese durchaus überwunden werden. Eine wirklich grosszügig aufgebaute Besucherorganisation (nach dem Muster der reichsdeutschen Theatergemeinden) befreit nicht nur die Theaterleitung von der leidigen Rücksichtnahme auf die Kasse, sondern kann und wird auch dem inneren Zusammenhalt echter Volksgemeinschaft dienen. Aber in diesem Winter hat man wohl beraten, aber keine grosse Theatergemeinde geschaffen.

Wohl ist die «Jugendbühne» entstanden, und sie schien mit ihren fast 500 Mitgliedern ein guter, verheissungsvoller Anfang. Ein Anfang, nicht mehr. Aber auch er scheint ernstlich gefährdet: die Versprechungen, die die Direktion den Mitgliedern der «Jugendbühne» und besonders ihren Eltern zu

Beginn der Spielzeit gemacht hat, sind nur zum kleineren Teile eingehalten worden; von fünf in Aussicht gestellten Stücken sind nur zwei gespielt, die übrigen durch andere ersetzt worden, die z. T. wenigstens nicht für alle Jugendliche geeignet waren («Tobias Wunderlich»). Das Vertrauen zur «Jugendbühne» hat dadurch stark gelitten; der Auftakt zur Theatergemeinde ist nicht sonderlich geglückt. Und wenn man nun etwa mit dem Gedanken spielt, neben die Jugendorganisation eine studentische Besuchergemeinde zu stellen, so beweist das nur, wie sehr man den Volksgemeinschaftsgedanken des ganzen Planes missversteht.

Dass sich unter solchen Umständen die Misstimmung in erster Linie gegen den verantwortlichen Direktor unseres Schauspiels richtet, kann nicht Wunder nehmen. Vorbelastet durch den Revolteskandal des letzten Winters und eine peinliche Veröffentlichung in «Europa Ost», haben sein Schwanken in der Spielplangestaltung und Regieführung in dieser Spielzeit, sein Verhalten zur «Jugendbühne», für die er, abgesehen von den Spielplanänderungen, im Lückenbüsser «Weh dem, der lügt» eine ausgesprochen schlechte Aufführung über die Bretter gehen liess, sein Vertrauenskonto nicht stärken können. Wir müssen von dem Mann, der an solcher repräsentativen Stelle steht, durchaus erwarten, dass ihm keinerlei Entgleisungen unterlaufen. Auch den Vorschlag, statt des verant-

wortlichen Direktors einen Intendanten anzustellen und die Direktion durch das Gremium des Theaterkomitees verantwortlich führen zu lassen, halten wir für keinen glücklichen Ausweg: verantwortlicher Leiter kann immer nur ein Fachmann, kein Kreis von noch so theaterverständigen, kenntnisreichen und begeisterten Amateuren sein.

So sehen wir die Dinge. Es schien notwendig, inmitten all der oft sinnverzerrenden Diskussionen unseren Standpunkt ruhig und eindeutig zu präzisieren. Niemand wird die Gesinnung, die uns zu unserer Stellungnahme nötigt, in Zweifel ziehen wollen. Wir ringen mit der gleichen Liebe um unser «Deutsches Schauspiel», die unsere Gegner für sich ins Feld führen. Und wir wünschen in Anbetracht der ideellen und Sachwerte, um die es geht, dass die Erörterungen mit der ruhigen, unpersönlichen Sachlichkeit zu Ende geführt werden, die dem grossen Gegenstand allein entspricht. Wir glauben nicht, dass unsere Argumente leicht wiegen; wir meinen also, dass sie es verdienen, erwogen und berücksichtigt zu werden. Denn unser «Deutsches Schauspiel» ist kein Privatinstitut, in das man sich einmischen oder von dem man sich distanzieren kann, sondern es ist unser aller kostbarer Besitz, an dessen würdigem Ausbau und Aufbau jeder ehrliche Helfer unentbehrlich scheint.

*Lutz Mackensen*

## U M S C H A U

### Bemerkungen

Riga, 30. April 1934

Bei einer Aussprache auf einem studentischen Konventsquartier in Riga im Januar 1933 musste einem eine drängende Unruhe und Unsicherheit der

jungen Generation auffallen. Es fehlte jede klare Zielsetzung, man fühlte sich einem Neuen gegenüber, das sich noch nicht zu erkennen gegeben hatte, man spürte ein Wehen in der Luft und wusste noch nicht, was da kommen



wollte. Zeigt uns ein Ziel, das über die Enge unseres Tageskampfes hinausweist, gebt uns einen Glauben, der die Abseitigkeit baltischer Kleinarbeit wieder sinnvoll erscheinen lässt — das war der Ruf, der immer bestimmter und klarer von den Wachsten und Aktivsten der jungen Generation erhoben wurde.

Heute ist die Lage so grundlegend verändert, dass uns alle Gespräche, die wir noch vor einem Jahr geführt haben, anmuten, als gehörten sie einer fernen Vergangenheit an. Die deutsche Studentenschaft in Riga hat sich mit starker Mehrheit eine Führung gegeben, die entschlossen ist, den völkischen Sozialismus in der Jugend zum Siege zu führen. Die Schar derer wächst, die bereit sind, sich kameradschaftlich einzuordnen, um für die neue Haltung des deutschen Menschen zu kämpfen. Es gibt wieder ein inneres Ziel und es gibt wieder einen Glauben, der dem einsamsten Deutschen zeigen kann, dass er an eine Aufgabe gebunden ist. Man kann unsere Lage nicht tiefer verkennen, als wenn man von baltischer Müdigkeit spricht. Wir begreifen sie bei denen, die vergangenen Zeitgefühlen verhaftet sind und nicht sehen können, dass eine neue Epoche unserer Geschichte begonnen hat. Wir achten sie menschlich; aber wir wissen, dass diejenigen, die im Kraftausbruch in unserer Mitte das Zeichen eines Niederganges erblicken, nicht führen können.

Es ist die Tragik der meisten unserer politisch führenden Männer gewesen, dass sie mit den neuen geistigen Kräften der langen Nachkriegsjahre keine seelische Verbindung gehabt haben und dass sie nicht rasch genug — oder gar nicht das tiefere Wesen des Geschehens erspürten. Allzu realpolitisch, allzu intellektuell, allzu glaubensfern hat so mancher von der umgestalten-

den Kraft des Herzens nichts gehalten. Der neue Geist, der unser Volk auf eine neue Bahn gewiesen hat, ist uns nicht von ihnen erschlossen worden.

Die Wandlung, die sich heute unter uns anbahnt, hat in der jüngeren baltischen Vergangenheit keine Parallele. Nicht in der Tiefe des Substanzwechsels und erst recht nicht in der Richtung, nur in der Schärfe der Gegensätze lässt sich zum Vergleich jene Zeit heranziehen, als kurz vor den Schlägen der Russifizierung eine junge Generation für eine neue politische Haltung kämpfte. Wir würden das Lebensgefühl dieser Generation heute in mehr als einer Hinsicht bekämpfen. Aber die Geschichte ist reich an Paradoxien. Damals, zu Weihnachten 1878, schrieb der 29-jährige Redakteur der Baltischen Monatsschrift Edmund von Heyking, der spätere deutsche Gesandte in Peking, die unheimlich gegenwartsnahen Sätze:

«Wenn unsere ältere Generation in den Anforderungen, die an sie gestellt werden, in der Entsagung von altgewohnten Anschauungen und Einrichtungen, die von ihr verlangt wird, nicht das Wirken und Streben einzelner Personen suchen, sondern einsehen wollten, dass es in der Entwicklung der Geschichte und in den realen Umständen ein Gesetz gibt, das stärker und mächtiger ist, als die Einfälle und Ansichten einzelner, als die Bestrebungen jugendlicher Stürmer: dann würden sie sich williger fügen in den Gang, den die Geschehnisse unserer Heimat nach diesen realen Bedürfnissen nehmen müssen, sie würden mit Stolz darauf blicken, dass sie selbst Kinder der heutigen Zeit, nicht einer früheren Zeit sind.»

\*

Im geschichtlichen Leben entscheidet die Kraft — nicht die äussere, son-

dern die des Gemüts. In diesem Sinne sagt Erhard Kroeger in der «Rigaer Tageszeitung»: «Masstab ist nicht nur, was an Vereinswesen, Schulen, Institutionen statistisch präsentiert werden kann, sondern bloss das gesinnungsmässige und biologische innere Gesicht des Volkskörpers.» Die Kräfte, die in unserer Mitte lebendig geworden sind, können nur verstanden werden, wenn wir darin den Anfang einer eigenständigen Erneuerungsbewegung erkennen, die uns in den Lebensrhythmus unseres Volkes einbezieht und uns zugleich in einem klaren positiven Verhältnis zu unserem Staat befestigt. Der Zuwachs an Glauben, Erkenntnis und Arbeitswillen, den das letzte Jahr uns gebracht hat, ist ein Geschenk, das wir nicht hoch genug einschätzen können. Und ein Gecken ist es auch, dass Hunderte von baltischen Deutschen heute die Gewissheit haben: wir können an der nationalen Erneuerung des deutschen Volkes teilhaben nicht als Zuschauer, nicht als die tragisch Getrennten, sondern gerade und nur hier, in unserem Staat, als lebendige Glieder unseres Volkes.

Wer den neuen Rang des Weltanschaulichen nicht anerkennt, wer es bagatellisiert, weiss nichts vom Wesen unserer Zeit. Die alten Parolen haben ihre bindende Kraft verloren. Es geht um die neue Einheit unserer Volksgruppe, die nur von innen her, nur vom neuen geistigen Gehalt her entstehen kann. Das muss gesehen werden und rechtzeitig gesehen werden. Es gibt kein Zurück mehr, Stehenbleiben hiesse Spaltung. Man glaubt vielfach, bewusste weltanschauliche Grundlegung bedeute die Beschränkung der Volksgemeinschaft auf einen Kreis von Gesinnungsgenossen. Das ist falsch. Gewiss ist die Volksgemeinschaft ein Haus

für alle. Wenn aber dieses Haus ein Wohnhaus sein soll, so muss in ihm ein Gemeingeist herrschen, der nach und nach jeden Volksgenossen in seinen starken Bann zieht. Ob man es für möglich hält, dass völkischer Sozialismus die beherrschende Norm unserer nationalen Gesinnungen wird, ist eine Glaubensfrage, an der es sich entscheidet, wer um den Weg in die Zukunft weiss. Wir aber, die wir den Kampf in unserer Mitte bejahen, wollen immer aufs neue darum ringen, dass die Liebe stärker sei als aller Hass.

R. W.

## Eine neue deutsche Zeitschrift

Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow, zwei deutsche Dichter, deren Rang niemandem mehr zweifelhaft sein kann, geben seit dem April im Verlage Albert Langen/Georg Müller in München eine neue Zeitschrift heraus, die der deutschen Dichtung und der deutschen Kunst dienen will. Im Vertrauen auf eine neue Entfaltung der deutschen Kunst nennen sie die Zeitschrift «Das Innere Reich». Über dem Eingang des Hefts steht als Motto das stolzesbescheidene Goethesche Wort: «Wir müssen alle schlechte Arbeit hassen lernen wie die Sünde». Und dem Eintretenden erschliesst sich in den Blättern der Zeitschrift der ganze blühende Garten der deutschen Dichtung, ein Reichtum, den einige der bekanntesten Namen andeuten mögen: Rudolf G. Binding, Emil Strauss, E. G. Kolbenheyer, Otto Freiherr von Taube, Hermann Claudius, Hans Friedrich Blunck. Es ist schön, eine Zeitschrift zu haben, in der nicht über Dichtung geschrieben wird, sondern die sie enthält — in einer Fülle, Weite und Kraft, dass wir abermals spüren: das Blühen will nicht enden.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram  
 Druck und Verlag der AG. Ernst Plates Riga, Kl. Münzstrasse 18



# AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

## Estländischer deutscher Kulturrat Erste Tagung am 7. und 8. April 1934 in Reval

Nachdem die erste Tagung des neu-gewählten 4. Deutschen Kulturrats in der bereits zur Tradition gewordenen Weise durch einen feierlichen Gottesdienst in der Nikolai-Kirche eingeleitet worden war, eröffnete der bisherige Kulturpräsident W. Baron Wrangell um 11 Uhr 20 Min. in Anwesenheit von 35 Ratsgliedern die erste Sitzung der Tagung.

Nachdem der Vorsitzende festgestellt hatte, dass die Tagung ordnungsgemäss einberufen und beschlussfähig sei, gedachte er der jüngst verstorbenen Glieder des Deutschen Kulturrats Professor Friedrich Dreyer, Carl von Rennenkampff-Wack und Direktor Felix Knüpfer, deren Andenken der Rat durch Erheben von den Sitzen ehrte.

Nach Annahme der Tagesordnung der Sitzung folgte zunächst:

Punkt 1. Der Bericht des Kulturpräsidenten.

Punkt 2. Zum Sekretär des Kulturrats wurde der Sekretär der Kulturverwaltung Dr. O. Hartge einstimmig durch Zuruf gewählt.

Punkt 3. Bestand der Kulturverwaltung und Festsetzung der Gehälter ihrer Glieder. Auf Antrag der Kulturverwaltung beschliesst der Kulturrat einstimmig, die Kulturverwaltung wie bisher im Bestande von 6 Gliedern zu wählen. In Zettelabstimmung wird ferner mit 35 zu einer Stimmenthaltung beschlossen, dem Leiter des Kultur-

amtes ein Gehalt von 1080 Kr. im Jahr zu bewilligen.

Punkt 4. Wahlen. Es folgt zunächst durch Zettelabgabe die Nominierung der Kandidaten für die Kulturverwaltung. Genannt werden hierbei insgesamt 14 Namen, von denen jedoch 8 Ratsglieder ihre Kandidatur zurückziehen. Als Kandidaten nominiert erweisen sich hiernach nur die bisherigen Glieder der Kulturverwaltung, die bei der nun folgenden, durch Zettel vorgenommenen Wahl sämtlich mit folgendem Stimmsatz in die Kulturverwaltung wiedergewählt werden: W. Baron Wrangell — 30 Stimmen, Dr. H. Weiss — 32 Stimmen, Direktor J. Hansen — 31 St., K. Weiss — 31 Stimmen, Rechtsanwalt S. v. Bremen — 29 Stimmen, Arved Baron Taube — 28 Stimmen.

In einem weiteren Wahlgang werden hierauf gewählt: Zum Kulturpräsidenten — Wilhelm Baron Wrangell mit 30:1 Stimme bei 3 Stimmenthaltungen, zum Vizepräsidenten Dr. H. Weiss mit 28 Stimmen bei 1 Stimmenthaltung.

Kulturpräsident W. Baron Wrangell dankt für das ihm durch die Wiederwahl erwiesene Vertrauen und bittet um eine enge Zusammenarbeit und eine tatkräftige Unterstützung der Kulturverwaltung seitens des Kulturrats, die besonders bei den vor uns liegenden, in den heutigen Zeitverhältnissen vielfach nicht leichten Aufgaben zum Erfolge der Arbeit dringend erforderlich sei.

Hierauf werden die übrigen fälligen Wahlen vorgenommen.

Im Mittelpunkt des zweiten Sitzungstages stand das Budget und in dessen Rahmen wiederum, wie nicht anders zu erwarten, die Fragen unseres Schulwesens. Rasch und sehr einmütig gelangte der Standpunkt zur Annahme, dass die Gestaltung der wirtschaftlichen Lage und die vor sich gehende soziale Umschichtung unseres Volkstums die Überprüfung, Neuerwägung und grundlegende Umgestaltung des gesamten Aufbaus unseres Schulwesens erforderlich mache, wozu die Vorarbeiten ungesäumt in Angriff genommen werden sollen. Auch der von der Kulturverwaltung vertretene Standpunkt, dass der dabei zugrundezuliegende Gedanke von dem sozialen Gesichtspunkte ausgehen müsse, indem zu fordern sei, dass zur Vorbereitung und Fundierung der kommenden deutschen Volksgemeinschaft die deutsche Jugend aus den verschiedenen sozialen Schichten unseres Volkstums schon von den ersten Schuljahren an zusammengeführt und in enge Fühlung untereinander gebracht werde, stiess nur auf ganz vereinzelten Widerspruch und wurde erfreulicherweise von der Mehrheit des Kulturrats uneingeschränkt gebilligt. Die ersten praktischen Richtlinien in diesem Sinn wurden durch die einmütige Annahme eines Antrags und einer Wunschäusserung gezogen, die die Subventionierung zweier paralleler Schulen am gleichen Ort, wenn nicht die grosse Schülerzahl ihr Bestehen unvermeidlich notwendig macht, untersagen und die Entstehung privater Schulkreise an Orten, wo andere Schulungsmöglichkeiten

vorhanden sind, unterbinden sollen. Heftiger umstritten waren die konkreten Vorschläge, welche die Kulturverwaltung im Budget in dieser Richtung machte. Nicht mit Unrecht vermerkten mehrere Redner, dass der Kulturrat gern schöne prinzipielle Beschlüsse fasse, vor ihrer praktischen Durchführung aber, besonders wenn sie — was vielfach ganz unvermeidlich ist — gewisse Härten mit sich bringen, nur allzuleicht zurückschrecke. Völlig widerspruchslösung von den Vorschlägen der Kulturverwaltung nur einer durch, der die Veranstaltung von Fachkursen zur Ausbildung für praktische Berufe betraf. Nach lebhaften Debatten gelang es der Kulturverwaltung in der Frage der Zusammenlegung der beiden Mädchenschulen in Reval ihren Standpunkt durchzusetzen, wonach mit dieser Verschmelzung sofort bei der unteren Vorklasse beider Schulen zu beginnen sei. Es ist also nicht das Aufgehen der einen Schule in die andere gemeint, sondern die völlige paritätische Zusammenlegung der untersten Klassen als Beginn einer völligen Verschmelzung beider Schulen gemeint. In der Frage der Grundschulklassen des Walterschen Privatgymnasiums in Dorpat wurde die Streichung der Subvention beschlossen, während die Frage, ob das klassische Gymnasium in Dorpat verbleiben solle, nicht ad materiam entschieden wurde. Es wurde beschlossen, dass die K.-V. der Herbsttagung konkrete Vorschläge vorlegen soll. — Die übrigen Punkte der Tagesordnung waren meist mehr formaler Natur. Den Abschluss der Tagung bildete eine geschlossene Sitzung.

(Rev. Ztg.)

## MITARBEITER DIESES HEFTS:

Bibliothekar *E.-E. Aidnik*, Riga / *H. Becker*, Riga / Oberpastor Lic. *V. Grüner*, Riga /  
*L. von Hueck*, Reval / Dr. *L. von Middendorff*, Dorpat / Dr. *G. Baron Wrangel*, Berlin /  
Prof. Dr. *L. Mackensen*, Riga, Herderinstitut





Am Rigaschen Strande

Photo Mellin

# Die Armee der Weltrevolution

*Von Valentin von Wrede*

Die fortlaufende Militarisierung der Bevölkerung der Sowetunion und der ständige Ausbau der Roten Armee zwingen die Presse aller Länder, sich immer mehr und mehr mit den militärischen Angelegenheiten der Sowetmachthaber zu befassen. Öfters werden Überblicke über den Rüstungsstand der roten Wehrmacht gegeben, die in einer Aufzählung der Armeecorps, der Luftgeschwader, der Geschütze usw. bestehen, die charakteristische Eigenart der Roten Armee, ihre eigentlichen Aufgaben jedoch wenig berücksichtigen. Gerade darauf kommt es aber an, wenn man sich ein richtiges Bild von den Auswirkungsmöglichkeiten der Roten Armee machen will. Die genauen Zahlenangaben über den Rüstungsstand allein genügen da nicht.

Schon eine oberflächliche Kenntnisnahme der Organisation der Sowetstreitkräfte zeigt deutlich, dass die Rote Armee nicht nur ihrer Struktur nach sich scharf von den Armeen aller andern Staaten unterscheidet, sondern dass sie, nach ihren Grundaufgaben und Leitsätzen bewertet, überhaupt nicht als Armee eines bestimmten Staates oder eines bestimmten Volkes anzusprechen ist.

Die Rote Armee ist die Armee des Sovetsystems. Ihre Bezeichnung ist als Sammelname für die Streitkräfte aller Territorien, die der Herrschaft der Kommunistenführer unterstehen und auch künftig unterstehen sollen, zu verstehen.

Schon die offizielle Benennung «Die Rote Armee der Arbeiter und Bauern der Union der Sozialistischen Sowetrepubliken» deutet klar auf den eigenartigen Charakter und die vollkommene Unabhängigkeit der Roten Armee von jeglichen staatlichen, nationalen oder geographischen Grenzen hin. Ebenso ist auch die offizielle Bezeichnung des Sowetstaates selbst nur ein Sammelbegriff, der jeglicher Anzeichen nationaler oder territorialer Verbundenheit entbehrt, dafür aber das Bestreben der kommunistischen Partei zur Weltrevo-



lution, die die gesamte Welt durch eine einzige U. S. S. R. (Union der Sozialistischen Sovet-Republiken) verbinden soll, festlegt.

«U.S.S.R. ist das Vaterland der Werktätigen der ganzen Welt. U.S.S.R. ist der bewaffnete Teil des Weltproletariats.» So sagt das Ausschussglied der kommunistischen Internationale Manuilsky in seiner Rede zum 17. Kongress der kommunistischen Partei im Februar 1934 in Moskau.

«U.S.S.R. ist ein proletarischer Staat, das erste und einzige Vaterland aller Werktätigen», lesen wir in der Felddienstordnung der Roten Armee.

Mit dieser Definition wird die bekannte Losung von Karl Marx: «Die Proletarier haben kein Vaterland» einer bedeutungsvollen Korrektur unterzogen.

Es ist selbstverständlich, dass die Armee des «proletarischen Vaterlandes» ihre Aufgaben nicht auf territoriale Grenzen beschränken kann und sich dadurch grundsätzlich von den Armeen aller anderen Staaten unterscheidet, da diese Armeen ja ausschliesslich die Aufgabe haben sollen, den Schutz der eigenen Grenzen zu gewährleisten.

«Die Rote Armee ist die Armee des internationalen Proletariats,» lesen wir in den Moskauer «Izvestija» vom 23. Febr. 1932. «Die «aufgeklärten» Arbeiter in der ganzen Welt betrachten die Rote Armee als ihre eigene Armee, als eine Sturmabteilung der proletarischen Weltrevolution,» schreibt die «Pravda» am selben Tage. Berücksichtigen wir das früher Gesagte, so haben wir die Bestätigung dafür, dass das «proletarische Vaterland» keine geographischen Grenzen anerkennt und dass das Betätigungsfeld der Roten Armee sich über die ganze Welt erstreckt.

Die Verbundenheit des kommunistisch beeinflussten Weltproletariats mit der Roten Armee wird durch folgende Auszüge erhellt:

«In ihrer Verteidigung der Sovetunion und durch die Tatsache ihres Bestehens verhilft die Rote Armee den unterdrückten Werktätigen der ganzen Welt zum Kampf für ihre Befreiung» (Felddienstordnung der Roten Armee).

«Die Rote Armee wacht über die Interessen der Arbeitstätigen der ganzen Welt. Je stärker deren Rüstung und die Vervollkommnung in den Kampfmitteln ist, desto stärker ist das internationale Proletariat in seinem Kampf für die Befreiung.» («Izvestija» 23. Februar 1932).

Die roten Machthaber und die roten Generäle rechnen bei einem kriegesischen Zusammenstoss mit kapitalistischen oder faschistischen Staaten mit Bestimmtheit auf ein aktives Hervortreten des Proletariats im Rücken der Gegner des «proletarischen Vaterlands.» «Wir wissen», sagen die «Isvestija» vom «23. Februar 1932», dass wir im Falle eines Überfalles der kapitalistischen Staaten im Rücken des Feindes einen Verbündeten, das internationale Proletariat, haben werden, welcher in noch viel grösserem Masse, als in den Jahren des Bürgerkrieges, uns durch seine tatkräftige Unterstützung helfen wird.»

Als der hier schon angeführte Manuilsky zum 17. Kongress der kommunistischen Partei den Überblick über die Lage im Fernen Osten gab, drohte er der japanischen Regierung ganz offen mit Revolution und einem Überfall der Truppen der roten Bezirke Chinas. Er erlaubte sich zu sagen: «Falls Japan die Sowetunion überfällt, werden die Kämpfer der daraufhin in Japan ausbrechenden Revolution nicht nur aus der japanischen kommunistischen Partei, den japanischen Arbeitern und Bauern bestehen, sondern diese wird auch vom ganzen internationalen Proletariat und vor allen Dingen von seinen Kampftruppen der Roten Armee unterstützt werden. Heute hat Japan auch mit der 300.000 Mann starken Armee Sovetchinas zu rechnen, die im Falle eines Krieges sich an die Spitze der 400 Millionen zählenden Bevölkerung Chinas stellen wird, um gegen die imperialistische Knechtung vorzugehen.»

Selbstverständlich ist es nicht vorauszusehen, wieweit die optimistischen Hoffnungen der Leiter der kommunistischen Internationale gerechtfertigt sind. Und doch darf diese Richtung der bolschewistischen Wühlarbeit nicht ausser Acht gelassen werden. Die in vielen Ländern vorhandenen kommunistischen «Sportorganisationen», die alle in der Sportinternationale (Sportintern) verbunden sind, die illegalen militärischen Verbände, Rotfrontbünde usw. können in einer bösen Stunde eine militärische Gefahr bedeuten, die nicht zu unterschätzen ist. Streik, Terror und Sabotage kämen hinzu. Das Beispiel Deutschlands, wo vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten die Zahl der militärisch ausgebildeten Kommunisten 300.000 Mann überstieg, ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich.

Aus Dr. Adolf Ehrts «Bewaffneter Aufstand» (Berlin 1933) erhalten wir die Beweise, dass die deutschen kommunistischen Aufstandsorganisationen, bestehend aus dem «Rotfrontbund», dem «Kampfbund gegen den Faschismus» usw., nicht nur ausgiebig mit Waffen,



einschliesslich Maschinengewehre und Handgranaten, ausgerüstet waren, sondern dass die Mannschaften auch systematisch ausgebildet wurden, spezielle Kurse für die Ausbildung roter Offiziere veranstalteten und über einen guten Nachrichtendienst verfügten. Der «Rotfrontbund» war bestimmt zur Übernahme der Tscheka oder O.G.P.U. innerhalb des kommenden Sovetdeutschland. Die Rote Armee sollte von den roten Massenselbstschutzorganisationen, der sogenannten «Roten Garde» und dem «Kampfbund gegen den Faschismus», gebildet werden. (S. 128).

Es ist unzweifelhaft, dass in allen europäischen und aussereuropäischen Ländern ähnliche Organisationen der «Verbündeten der Roten Armee» bestehen, deren Teilnehmer sich als «Bürger des proletarischen Vaterlandes» betrachten und deswegen frei sind von jeglichen «Vorurteilen», wie sie nach Meinung der Kommunisten der Patriotismus und die Pflicht dem Vaterlande gegenüber sind. Anzunehmen ist, dass heute die besten und stärksten rotmilitärischen Organisationen sich ausser in Russland und China in Frankreich befinden.

Es ist wenig bekannt, dass ausser den Sektionen der kommunistischen Internationale und den kommunistischen Landesparteien auch die Rote Armee in eigener Person im Auslande in der Anwerbung zur Partei und für Agenturzwecke sowie in der militärischen Ausbildung ihrer möglicherweise künftigen Verbündeten tätig ist. Zwischen beinahe jeder kommunistischen Partei in den Staaten Europas und dem unter ihrem Einfluss stehenden Proletariat einerseits und einem einzelnen Truppenteil der Roten Armee andererseits ist ein gegenseitiges besonderes Interesse geschaffen worden, welches die Bezeichnung «Šefstvo» trägt und auch dem Verhältnis eines Ehrenchefs zu einem Regiment entspricht, aber auf dem Gegenseitigkeitsgrundsatz beruht. Die Sovetpresse gibt uns hierüber folgende Aufschlüsse:

Die 4. Schützendivision, in Weissrussland stationiert (der Stab in der Stadt Slutsk), steht in diesem Verhältnis zum deutschen Proletariat. Sie trägt daher die Bezeichnung: «4. Schützendivision des deutschen Proletariats.» Jedes Regiment und jedes Bataillon dieser Division trägt einen der Namen der deutschen Städte und Landschaften, die sich im revolutionären Kampf besonders «ausgezeichnet» haben. So finden wir in dieser Division ein Hamburgregiment, ein Hallebataillon, und auch Altona, Sachsen usw. sind nicht vergessen.

Weiter führen wir Beispiele dieses «Šefstvo»-Verhältnisses an Hand der Namen einiger Truppenteile an:

Die 5. Schützendivision des tschechoslowakischen Proletariats (Polotzk).

Die 27. Schützendivision des italienischen Proletariats (Vitebsk).

Die 29. Schützendivision des finnländischen Proletariats (Viasma).

Die erste Kosakendivision des französischen Proletariats (Proskurov).

Ehrenataman der Division ist der französische Kommunist und Deputierte Dorriot.

Die 7. Kavalleriedivision des englischen Proletariats (Minsk).

Auch die kommunistische Internationale tritt als Chef einzelner Truppenteile auf. So führt das 16. Schützenregiment den Namen der kommunistischen Internationale, den auch einige Militärschulen (eine in Leningrad, eine andere in Vladivostok usw.) tragen.

Die Verbundenheit des roten Truppenteils mit seinem Chef äußert sich in verschiedenartiger Richtung. Zu den Festlichkeiten und Jubiläen dieser Truppenteile erscheinen «Delegationen der Cheforganisationen», es werden Ehrenfahnen oder Standarten überreicht und Reden gehalten. Es ist von der Sovetpresse seinerzeit nicht verheimlicht worden, dass namhafte Kommunisten des Auslandes, wie Thälmann, Pieck, der Engländer Pollit, der Franzose Dorriot, der Tscheche Schmeral u. a. m., auf ihren Reisen in Russland «ihre Regimenter» aufsuchten und Brandreden hielten.

Die Verbundenheit eines roten Truppenteils mit dem Proletariat eines ausländischen Staates führt zu organisiertem schriftlichem Verkehr zwischen den beiden Partnern einer «Šefstvo», an dem sich oft auch Militärs der «bürgerlichen» Staaten beteiligen. Die vom roten Regiment ins Ausland gehenden Briefe werden von einem besonders dazu bestimmten erfahrenen politischen Instrukteur zusammengestellt und sollen das Gift der kommunistischen Propaganda in wenig auffälliger Weise ins Ausland übermitteln. Eine ausgesprochene Propagandatätigkeit wechselt mit allgemeinen Fragen persönlicher Art ab, so dass der Empfänger im Auslande das Gefühl einer menschlichen Annäherung an eine bestimmte Militärperson hat. Er weiss dabei natürlich nicht, dass in jedem Regiment mehrere solcher Instrukteure in einem Kanzleibetrieb diesen «persönlichen» Briefwechsel leiten, wodurch jede Fühlungnahme mit einer wirklich vorhandenen Person überhaupt nicht in Frage kommt.

Ist der ausländische Briefschreiber «reif», so werden ihm, entsprechend den ihm gegebenen Möglichkeiten, militärische, fabrik-



technische oder andere die Sovets interessierende Mitteilungen entlockt. Viele, sehr viele Spitzel der Sovets im Auslande sind auf diese Art von den roten Truppenteilen unter dem Mantel einer anfänglich harmlosen Korrespondenz angeworben worden.

«Gleichwie die Sovetunion das sozialistische Vaterland des internationalen Proletariats ist, ist der Eintritt in die Rote Armee allen Werktätigen aller Länder allezeit offen.» (Die politische Arbeit in der Roten Armee in Kriegszeiten, Von L. Dektiarev. Sovetverlag, 1930. In russischer Sprache).

Es ist zu berücksichtigen, dass heute die Rote Armee nicht über internationale Truppenteile verfügt, die eine derartig grosse Rolle spielen könnten, wie einst in den Zeiten des Bürgerkrieges. Standen doch damals nach Angaben der Sovetliteratur nicht weniger als 150.000 Chinesen, Ungarn, Tschechen und auch Deutsche und ausserdem etwa 100.000 Letten, Finnen und Esten in den Reihen der Roten Armee gegen die weissen konterrevolutionären Generäle im Felde. Immerhin wurden in den letzten Jahren viele ausländische Kommunisten in die Militärschulen und Truppenteile der Sovetunion aufgenommen. Ein Teil von ihnen bleibt auf die Dauer in den Diensten der Roten Armee. Ein anderer kehrt aber heim, um neue Anhänger des «proletarischen Vaterlandes» zu werben und diese militärisch auszubilden.

Es ist schwer, die Zahl solcher Ausländer in der Roten Armee festzustellen. Gewisse Anhaltspunkte lassen sich gewinnen, wenn man in Betracht zieht, dass beinahe die Hälfte aller in den letzten Jahren im Baltikum verhafteten Leiter illegaler kommunistischer Organisationen eine militärische Ausbildung in der Sovetunion erhalten hatte. Aus solchen Beobachtungen in verschiedenen Ländern und aus den Aussagen der Verhafteten könnte man die uns interessierende Frage einer Beantwortung näher bringen.

Gutes Beweismaterial über den engen Zusammenhang der Roten Armee mit illegalen kommunistischen Organisationen im Auslande finden wir auch im schon zitierten Buch Dr. A. Ehrts. Sogar rotarmistische Abzeichen, wie die Abzeichen der Preisschützen, wurden aus Moskau nach Deutschland geschickt und unter den besten Schützen der kommunistischen Militärorganisationen verteilt. Ihrerseits nahmen die deutschen Kommunisten jedesmal regen Anteil an der Feier des Jahrestages der Roten Armee: Spezialausgaben illegaler Zeitschriften, festliche Versammlungen, militärische Aufzüge und Paraden

sollten die Zusammengehörigkeit des deutschen Proletariats mit der Roten Armee bezeugen. Auch die kommunistischen Parteien anderer Länder haben die Öffentlichkeit über ihre nahen und freundschaftlichen Beziehungen zur Roten Armee öfters in Kenntnis gesetzt. So haben die ungarischen Kommunisten im Jahre 1931 dem Leningrader Militärbezirk ein Kriegsflugzeug mit dem vielversprechenden Namen «Das zweite Sovetungarn» geschenkt. Bis auf den heutigen Tag finden wir dieses Flugzeug in den Listen der roten Luftflotte. Im März dieses Jahres, also sofort nach der Anerkennung der Sovetunion durch Ungarn, überreichte eine Delegation der ungarischen Kommunisten unter Führung des Genossen Ewschy dem 63. Kavallerieregiment, stationiert in Moskau, eine Barrikaden-Standarte aus der Zeit des Kommunistaufstandes in Ungarn. (Sovetrussische Militärzeitung «Krasnaja Zvezda» vom 20. März 1934).

Um aber das Verhalten eines Staates bei umgekehrter Handlungsweise zu beleuchten, sei uns ganz beiläufig die Frage erlaubt: Wie würde die Sovetunion reagieren, wenn z. B. Ungarn einem ihrer Truppenteile den Namen eines russischen Konterrevolutionärs geben, oder junge russische Konterrevolutionäre militärisch ausbilden würde?

Es ist zu bedauern, dass die kapitalistisch-demokratischen Staaten dem Kommunismus gegenüber so nachsichtig und schwach sind. Als Folge könnte es passieren, dass die neulich nach Sovetrussland entsandten französischen Offiziere in die peinliche Lage kämen, der Parade der ersten Kosakendivision beiwohnen und der vom französischen Proletariat gestifteten roten Standarte die militärischen Ehren erweisen zu müssen. Oder es könnte sein, dass der polnische Botschafter in Moskau von einer Ehrenwache des Infanterieregiments Nr. 110, das den Namen des polnischen Offiziers Boginsky trägt, begrüßt würde. Dieser polnische Offizier wurde nämlich vor einigen Jahren als Sovetspion entlarvt und auf Urteil des Kriegsgerichts in Warschau hingerichtet.

Mit allem hier bis jetzt Gesagten berühren wir nur einen kleinen Teil der kommunistischen Wühlarbeit im Auslande, und auch nur soweit sie von der Roten Armee ausgeführt wird. Aber schon dieses wenige gibt uns die volle Berechtigung festzustellen, dass die ideellen Bestrebungen der Roten Armee ein solides praktisches Fundament erhalten haben. Um zu verstehen, welche praktische Auswirkung hier erzielt werden kann, ist es von Wert, sich der Ereignisse in Estland im Dezember 1924 zu erinnern. In der Zeit, da die estnischen Kommu-



nisten unter Führung des Genossen Anvelt (Absolvent der Sovetkriegsakademie) ihren Putschversuch in Reval unternahmen, standen rote Divisionen mit den ihnen zugeteilten estnischen Kommunisten an den Grenzen Estlands in voller Vormarschbereitschaft. Es hätte genügt, dass den estnischen «Verbündeten der Roten Armee» auch nur für einige Stunden die Stadt Reval in die Hände gefallen wäre und sie die Sovetrepublik ausgerufen hätten, um die roten Truppen zu veranlassen, «gesetzlich» das Land zu besetzen und die «freiwillige» Einverleibung der neuen Sowjetestnischen Republik mit einem grösseren Truppenaufgebot zu begrüßen. Es besteht kein Recht zur Annahme, dass derartige Ereignisse heute nicht mehr möglich seien; im Gegenteil, alle diese Jahre bereitet sich die Rote Armee energisch vor, um sich im internationalen Masstabe auswirken zu können.

Nur derartig mächtige Umstellungen, wie wir sie im vergangenen Jahr in Deutschland erleben konnten, die wirklich reale machtpolitische Faktoren gegen eine kommunistische Weltrevolution geschaffen haben, geben uns Aussichten auf eine allmähliche Überwindung der vom Osten drohenden roten Gefahr.

## Sovetrussische Zwischenbilanz

*Von Georg Baron Wrangel*

Die grosse Heerschau des russischen Kommunismus, der 17. Parteikongress in Moskau, gab ein sehr lebendiges Bild seiner gegenwärtigen Lage, seiner Pläne und Absichten. In etwa 14 tägigen Verhandlungen, Referaten und Diskussionen wurden alle Gebiete der Politik, der Wirtschaft und der Parteiorganisation gründlich abgehandelt und eine Reihe wichtiger Entschliessungen gefasst.

### Der Fünfjahre-Plan

Das für den Sovetstaat bedeutsamste Ergebnis ist die Festsetzung des zweiten Fünfjahre-Planes. Dieser Plan operiert mit ausserordentlich hohen Sollziffern, die weit über das im ersten Fünfjahre-Plan Festgelegte hinausgehen. Daher hat er in seiner gegenwärtigen Gestalt im wesentlichen doch nur theoretische Bedeutung und wird sicherlich im Laufe der nächsten Jahre mehrfach an Hand der wirklichen Wirtschaftslage und der gegebenen Möglichkeiten überprüft werden müssen. Es erübrigt sich also, im einzelnen auf diese

grandiose Konstruktion der bolschewistischen Wirtschaftsphantasie näher einzugehen. Es sei nur soviel gesagt, dass die forcierte Industrialisierung des Landes weiter fortgesetzt werden soll. Ebenso wird nach den Plänen der Machthaber auch die Sozialisierung der Landwirtschaft — durch Überführung der letzten Reste der individuellen Bauernschaften in die staatlichen Kollektive — ihr Ende finden.

Viel interessanter sind die wirklich bisher erzielten Ergebnisse auf wirtschaftlichem Gebiet, wie sie namentlich in den grossen Programm- und Rechenschaftsreden des Diktators Stalin und des Kommissars für Arbeiter- und Bauerninspektion Rudsutak zum Ausdruck kamen. Zweifellos ist die Gesamtproduktion der Industrie in den wichtigsten Zweigen seit 1927/28 nicht unerheblich gestiegen. Die Industrialisierung des Landes hat gewisse Fortschritte gemacht. Sie wären selbstverständlich nicht ohne die ausländischen Maschinenlieferungen und die ausländische technische Hilfe möglich gewesen. Nun ist aber die Qualität der Produktion nach übereinstimmendem Urteil der massgebenden Leute ausserordentlich schlecht, so dass der Leerlauf des industriellen Produktionsapparates ein sehr hoher ist und die angeführten Prozentziffern wenig beweisen. Dazu kommt noch, dass gerade die Eisen- und Stahlindustrie und die Buntmetallindustrie weit hinter den Voranschlägen zurückbleiben und den Fortgang der Industrialisierung schwerwiegend gefährden.

Ungelöst bleibt auch noch immer das wichtigste Problem Russlands: das Schicksal der Landwirtschaft. Zwar ist die Kollektivierung zu 65% durchgeführt. Aber es hapert noch immer an der Organisation der Kollektive, ihrer Leitung und vor allen Dingen auch ihrer Leistungsfähigkeit. Die Getreideanbaufläche ist zwar gestiegen und die Erfassung der Ernten durch den Staatsapparat und durch das Hilfsmittel der politischen Abteilungen (OGPU.!) und der kommunistischen Parteiorganisation auf dem Lande im laufenden Landwirtschaftsjahr einigermaßen befriedigend gewesen. Aber letzten Endes ist der ganze «sozialistische Sektor der Landwirtschaft» auf unnatürlichem Zwang und Terror aufgebaut, da das lebensfremde Dogma des Marxismus dem Drang der Bauern nach eigenem Besitz und eigener Verwertung des Geschaffenen und Gewachsenen widerspricht. Darüber können keine noch so befriedigenden Ziffern über hundertprozentige Durchführung der Getreidebereitstellungs-Kampagne hinwegtäuschen. Die traurige Kehrseite davon bilden die ständigen Berichte der bolschewistischen Presse über die Verurteilung und Verschickung von Bau-



ern, die sich am «Kollektiveigentum vergriffen» haben, d. h. einiges von der Ernte — über das staatlich festgesetzte Mindestmass hinaus — zur eigenen Verwertung vor Erfüllung der Lieferungspflicht sich sichern wollten. — Geradezu katastrophal ist aber infolge der Kollektivierung die Lage der Viehwirtschaft. Im Jahre 1933 machten die Viehbestände — sogar nach Angaben von Stalin — kaum 50% der Kopfzahl von 1929 aus, die einzige kleine Besserung war nur bei Schweinen zu verzeichnen. In welchem Umfange die Versorgung der städtischen Bevölkerung durch die massenweise von den Bauern vorgenommenen Schlachtungen gelitten hat, kann man sich ohne weiteres denken. Es gibt darüber genügend Augenzeugenberichte aus Russland. Interessant ist auch die Tatsache, dass die grossen Staatsgüter der Regierung alles andere als befriedigend arbeiten und nach den Worten von Stalin gründlich umgestaltet, vor allen Dingen wesentlich verkleinert und im betriebswirtschaftlichen Sinne vervollkommen werden sollen, wobei man von der einseitigen Spezialisierung abgehen will.

Weitere unbefriedigende Resultate sind nach den Angaben der Machthaber im Staats- und Genossenschaftshandel und im Verkehrswesen zu verzeichnen. Es ist dem Bolschewismus bisher nicht gelungen, das Verteilungsproblem zu lösen und einen leistungsfähigen Handelsapparat aufzuziehen. Auch hier fehlt es an einer verantwortungsfreudigen Privatinitiative, die sich durch keine noch so ausgebildeten staatlichen Handelsorganisationen ersetzen lässt. Ganz schlimm ist aber das Versagen des Verkehrs, namentlich des Eisenbahnwesens, das nach Stalins Worten die «engste Stelle» des sovjetischen Wirtschaftssystems darstellt und die russische Wirtschaft in ungeheurem Ausmasse überall in ihrer Entwicklung und laufenden Arbeit hemmt.

Die Frage der Finanzierung des bolschewistischen Wirtschaftssystems ist in den letzten Jahren immer mehr in den Hintergrund getreten. Es ist nicht gelungen, die Unternehmungen des russischen Staates zu rentabel arbeitenden Wirtschaftsorganisationen auszubauen, trotz der zahllosen gerade in dieser Richtung unternommenen Versuche. Die Selbstkosten der Industrie sind, statt zu sinken, gestiegen, wodurch die Pläne über die weitgehende Eigenfinanzierung und Kapitalakkumulation über den Haufen geworfen wurden. Letzten Endes muss daher immer wieder das Staatsbudget aushelfen. Daher gehört die Inflation zu den integrierenden Bestandteilen des russi-

schen «sozialistischen Aufbau». So ist im grossen und ganzen das Bild der Bolschewistischen Wirtschaft, wenn man den um sie gerade auf dem Parteikongress gewobenen Propagandaschleier zerreisst, ein recht düsteres. Um so mehr als auch die Lebensbedingungen der Bevölkerung sich in den letzten Jahren infolge der Inflation und der Lebensmittel- und Warenknappheit verschlechtert haben und namentlich infolge der rigorosen Agrarpolitik auf dem Lande, aber auch in der Stadt vielfach die Hungersnot zu Hause ist.

### **Kommunistische Partei und Innenpolitik**

Wesentlich erfreulicher vom Standpunkt des Diktators Stalin und seiner engeren Mitarbeiter ist das innerpolitische Bild des Sovetstaates. In geradezu unerhörtem Masse hat der 17. Parteikongress den Triumph Stalins über alle seine Gegner in der Partei offenbar werden lassen. Die Links- und Rechtsopposition sind vollkommen erledigt. Ihre Vertreter mussten vor den versammelten Spitzen der Partei aus allen Teilen des Landes de- und wehmütige Reueerklärungen abgeben, ihre Fehler im einzelnen eingestehen und Stalin als den grossen Sieger feiern. Dafür hat man einige von ihnen wieder als Kandidaten für das Zentralkomitee der Partei zugelassen. Der Stalin-Kult, der von jedem einzelnen Referenten und Diskussionsredner getrieben wurde, überstieg alles bisher Dagewesene. Er zeigte schlaglichtartig, welche sklavische Unterwerfung «Stalin dem Grossen», wie er jetzt in Russland in der Presse und in der Partei genannt wird, angenehm ist.

Sachlich ist das neue, vom Kongress angenommene Parteistatut von besonderem Interesse. Durch eine Reihe von Bestimmungen wird die Identität von Staat und Partei, wie sie seit Beginn der bolschewistischen Herrschaft in Russland besteht, noch mehr bekräftigt. Es ist eine weitgehende Parallelschaltung zwischen dem Staats- und Parteiapparat dergestalt durchgeführt worden, dass dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei eine Reihe von Sonderabteilungen für Landwirtschaft, Industrie, Verkehr, Handel und Finanzen eingefügt worden sind. Diese Abteilungen wiederholen sich, neben den bisherigen parteipolitischen Einrichtungen, in allen Stufen des Parteiapparats. Darüber hinaus ist das Kontrollwesen im Staats- und Parteiapparat neugeregelt und vervollkommenet worden. Schliesslich sind verschiedene Bestimmungen erlassen, die die Aufnahme in die Partei erschweren, die persönliche Verantwortung der einzelnen



Parteifunktionäre bis zur untersten Stufe erhöhen und die Schlagkraft der Partei verstärken sollen.

Zu dem letzteren gehört auch die grosse Parteisäuberung, wie sie im vorigen Jahre in Russland durchgeführt worden ist. Deren Ergebnisse sind für die Verhältnisse innerhalb des bolschewistischen Ordens so bezeichnend, dass die wichtigsten Zahlen hier genannt werden sollen: Bis zum 1. Januar 1934 waren 1 149 000 Mitglieder und Kandidaten der WKP., d. h. 93,2% der zu säubernden Parteiorganisationen — ohne Rote Armee und OGPU. (Staatspolizei) — geprüft worden. Ausgeschlossen wurden dabei 17% der Mitglieder, und in den Stand der «Sympathisierenden» versetzt 6,3% des Mitgliederbestandes. Folglich ist die Partei um 23,3% ihres Mitgliederbestandes verringert worden. Am besten haben die Parteiorganisationen von Moskau und Leningrad abgeschnitten, am schlechtesten die des Fernen Ostens, Ostsibiriens, des Urals und einige andere. Die Gründe für den Ausschluss sind sehr verschiedenartiger Natur, es dominieren «moralische Zersetzung», «Interesselosigkeit», «Bürokratismus» und «Nachlässigkeit».

Sehr viel besser abgeschnitten haben bei der Reinigung die Rote Armee und die OGPU., die im Unionsdurchschnitt insgesamt 6,7 bzw. 8,2% ausgeschlossene bzw. zu Sympathisierenden degradierte Mitglieder aufweisen und die recht weitgehende Zuverlässigkeit dieser Machtmittel für die kommunistische Partei zeigen.

Personell ist für die Annäherung des Staats- und Parteiapparates noch die Berufung einiger Generale der Roten Armee in den Kandidatenstand des Zentralkomitees bezeichnend. Ferner ist der Aussenkommissar Litvinov in das Zentralkomitee der Partei zur Belohnung für seine aussenpolitische Rührigkeit berufen worden, während der Bestand des Politischen Büros der Partei — der eigentlichen politischen Gehirnzelle des Landes — mit Stalin an der Spitze unverändert geblieben ist. Hier spielt neben Kaganovič, dem engsten Mitarbeiter von Stalin, und Molotov, dem Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare der Union, der Kriegskommissar Vorošilov die wichtigste Rolle.

Obgleich die W. K. P. heute in seltener Geschlossenheit hinter Stalin steht, treiben doch nach dessen Worten allerhand Zweifel und Meinungsverschiedenheiten unter der Decke dieses äusseren «eisenen Zusammenhaltens» ihr «Unwesen». Daher setzte er sich aus-

führlieh mit einigen dieser Zweifelsfragen auseinander. Dazu gehören die Fragen der Landwirtschaft, vor allen Dingen das Problem der landwirtschaftlichen Kommune, deren Verwirklichung Stalin zurückgestellt sehen will. Die Kollektive sollen nur eine Vergesellschaftung des Bodens und der Produktionsmittel, nicht aber des persönlichen Konsums mit sich bringen und eine gewisse individuelle Vieh- und Geflügelzucht, Gemüsebau und häusliche Wirtschaftsgemeinschaft bestehen lassen. In diesem Zusammenhange wendet sich Stalin gegen die «Gleichmacherei», die angeblich radikal marxistischen Grundsätzen widerspreche. Man solle ein Individualleben bestehen lassen und auch den persönlichen Wohlstand der Kollektivbauern fördern. Wie sich diese merkwürdige Auffassung mit dem Kommune-Ideal verträgt, bleibt sein Geheimnis. Auf jeden Fall ist dieser kleine Durchblick in das Gewirr der marxistischen Ideologie sehr bezeichnend für die Widersprüche und Kompromisslösungen, in die sich die kommunistische Politik in Wirklichkeit ständig verstrickt.

Mit besonderer Heftigkeit — und damit kommen wir zu einem weiteren wichtigen innerpolitischen Problem — wendet sich Stalin gegen den Nationalismus, der sich gelegentlich in der Parteiorganisation breitgemacht habe, und erwähnt im einzelnen den grossrussischen und ukrainischen Nationalismus. Mit dieser «bürgerlich-kapitalistischen Abirrung» hat die Partei nach seinen Worten überall in der Sowetunion «gründlich aufgeräumt». Es ist bekannt, dass die nationalistischen Bestrebungen, besonders in der Ukraine, in Sovetasien und in Weissrussland im vorigen Jahre den Moskauer Machthabern mancherlei Schwierigkeiten bereitet haben. Letzten Endes ist man aber überall durch das rücksichtslose Einsetzen der O.G.P.U. damit fertig geworden. Man hat sich dabei sogar nicht vor der systematischen Aushungerung einzelner Gebiete, z. B. in der Ukraine, gescheut. Die «Erfolge» konnten natürlich nicht ausbleiben, so dass Stalin mit der rücksichtslosen «Ausmerzungen des Nationalismus» zufrieden sein kann und Moskaus Zentralmacht befestigen und stabilisieren konnte.

### **Die Kommunistische Internationale**

Hier zeigt sich das doppelte Gesicht des Bolschewismus: Im Vordergrund der Arbeit des Parteikongresses standen die Aufgaben der Staatspolitik, der Fünfjahre-Plan, die Arbeit des Staatsapparates, das Zusammenwirken der Staats- und Parteibehörden auf dem Ge-



biete der Sowjetunion. Andererseits kamen aber auch die internationalen kommunistischen Fragen nicht zu kurz. Stalin selbst hob mit allem Nachdruck den internationalen Charakter des Marxismus und die Pflichten und Aufgaben der kommunistischen Partei Russlands als eines Sturmtrupps der Kommunistischen Internationale und der Weltrevolution hervor. Und deshalb war auch in den Beratungen des Kongresses ein breiter Raum dem Referat des jüdischen führenden Ausschussgliedes der Komintern, Manuilsky, gewährt.

Allerdings sind die Paradedepferde, die die Komintern augenblicklich vorzuführen hat, recht mager. Im wesentlichen waren daher die Ausführungen ihres «Geschäftsführers», ähnlich wie die Stalins, mehr theoretischer Natur. Es wurde darauf hingewiesen, dass zwar augenblicklich der Tiefpunkt der Weltwirtschaftskrise überwunden sei, dass aber die wirtschaftliche Lage des Kapitalismus nach wie vor Möglichkeiten für revolutionäre kommunistische Bewegungen biete und dass die verschiedenen Sektionen der Internationale bestrebt sein sollten, ihren Aufbau zu festigen und die agitatorisch-propagandistische Arbeit auf weite Sicht zu fördern. Am besten schnitt in der Kritik der kommunistischen Bewegung China ab, wobei aber die Angaben über das «Sowjet-Reich» im Innern dieses riesigen Landes durchaus unkontrollierbar bleiben. Das gleiche gilt für die aus begreiflichen Gründen besonders agitatorisch zugespitzten Ausführungen über das Anwachsen der kommunistischen Bewegung in Japan, während Spanien zweifellos eine gefährlich fortschreitende kommunistische Zersetzung zeigt. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, dass die Schilderung der Lage in Deutschland von faustdicken Lügen nur so strotzte, angefangen von den Angaben über die Zahl der Arbeiter in den Konzentrationslagern, die Anzahl der angeblich «hingerichteten Proletarier», die wirtschaftlichen Verhältnisse bis zu den «Erfolgen» der illegalen Arbeit der KPD. Immerhin sind der Bericht von Manuilsky und die Ausführungen der einzelnen Diskussionsredner, vor allen Dingen des früheren deutschen KPD-Abgeordneten Heckert, für die nicht ermüdende Aktivität des internationalen Kommunismus sehr aufschlussreich. Sie bestätigen nur die Auffassung der zuständigen Stellen in Deutschland, dass der kommunistische Funke, auch wenn der gefahrdrohende Brand niedergetreten ist, weiterschwelt und dass deshalb schärfste Wachsamkeit und rasches Zugreifen überall da, wo es nötig, am Platze ist.

### Russlands Aufrüstung

Im übrigen stand dieser Kongress, wie die ganze Politik der Sovetregierung, im Zeichen der Wehrhaftmachung des Landes und der Verstärkung der Rüstungen. Das war auch der letzte Masstab, an dem die bisher erzielten Ergebnisse auf wirtschaftlichem Gebiete im Grunde gemessen wurden. Deshalb ist die Rede des Kriegskommissars Vorošilov auch von so grossem Interesse. Vorošilov geisselte zunächst den absolut unbefriedigenden Zustand des Verkehrswesens und verlangte hier dringend Abhilfe. Er wies dann auf die grosse Gefahr hin, die der Armee durch die Verringerung des Pferdebestandes und der Qualität des Pferdmaterials im ganzen Lande drohe und lehnte schärfstens die «Theorie von dem vollständigen Ersatz des Pferdes durch die Maschine» für die Rote Armee ab. Nach diesen negativen Feststellungen beschäftigte er sich ausführlich mit den in den letzten 4 Jahren in der Aufrüstung erzielten Erfolgen. Besonders würdigte er die Entwicklung der Luftwaffe, die aus dem unbefriedigenden Zustand vor vier Jahren jetzt auf eine beträchtliche Höhe gebracht worden sei. Stalin selbst sei es gewesen, der unausgesetzt für die Vervollkommnung der Luftwaffe eingetreten sei. Die russische Luftflotte verfüge jetzt über genügend schwere Bombenflugzeuge und Jagdflugzeuge, es sei gelungen, ein zweckmässiges Verhältnis zwischen den einzelnen Gattungen der Luftwaffe herzustellen. — Die Artillerie der Roten Armee bezeichnete Vorošilov als «einigermaßen befriedigend» in ihrer Zusammensetzung und Schiessleistung. Es sei seit 1930 vor allen Dingen besonderes Gewicht darauf gelegt worden, den Geschützpark zu modernisieren und den Mangel an schweren Haubitzen und leichter Tank- und Tankabwehr-Artillerie zu beseitigen. — Die Ausrüstung mit verschiedenen Typen von Tanks könne jetzt auch als ausreichend gelten. Das gleiche treffe auch für die Ausrüstung mit leichten, schweren, Tankabwehr-, Flugzeug- und sonstigen Maschinengewehrarten zu. — Dagegen sei die chemische Rüstung des Landes den gestellten Erfordernissen noch immer nicht voll gewachsen und ihre Verbesserung unbedingt notwendig. — Besondere Beachtung sei auch schliesslich dem Ausbau der Flotte und der Küstenbefestigungen im Fernen Osten zuteil geworden. Unter dem Gesichtspunkt der Abwehr habe man dort die Marinefliegerei verstärkt und eine Anzahl von leichten Kriegsfahrzeugen und Unterseebooten in Dienst gestellt. Allerdings müsse erst die fortschreitende Industrialisierung des Sovet-Reiches und der Ausbau der



Schiffswerften «die Flotten zu wirklichen machtvollen Arbeiter- und Bauern-Flotten machen».

Die Mechanisierung der Roten Armee hat nach Vorošilovs Angaben seit 1929 erhebliche Fortschritte gemacht: 1929 entfielen im Durchschnitt auf den Soldaten 2,6 PS, 1930 3,07 PS und 1933 7,74 PS: eine Verhältniszahl, die, nach Auffassung des Kriegskommissars, höher liegt als in Frankreich, Amerika oder sogar England. — Die Bedingungen der Schiessvorschriften erfüllen: mit Gewehr 97%, beim LMG 94% und beim SMG 98%.

Der Prozentsatz der Arbeiter und der Kommunisten ist in der Roten Armee seit 1930 stark gestiegen: am 1. 1. 1934 waren 45,8% Arbeiter, 42,5% Bauern und 11,7% Sonstige. Der Kommunistischen Partei gehörten zum gleichen Zeitpunkt an 25,6% und dem Kommunistischen Jugendverband 23,9%. Unter den Offizieren waren am 1. 1. 1934 67,8% Kommunisten und 4% Jugendbündler. In den technischen Truppenteilen ist der Prozentsatz der Arbeiter im Mannschaftsbestand und im Offizierskorps wesentlich grösser, ebenso der der Kommunisten.

Naturgemäss mussten auch die Rüstungen Russlands im Fernen Osten «zum Schutz gegen die japanische Angriffsgefahr» besonders gewürdigt werden. Vorošilov und der Oberkommandierende der Roten Armee im Fernen Osten Blücher bezeichneten sie als durchaus genügend, um japanische Angriffe abzuwehren. Blücher analysierte im einzelnen die japanischen Rüstungen und führte an, dass Japan in den letzten zwei Jahren 1000 km Eisenbahnen in der Mandschurei gebaut habe, von denen nur  $\frac{1}{3}$  im Höchstfalle durch wirtschaftliche Bedürfnisse erklärt werden könnten. Ähnliches gelte für die 2200 km Chausseen, die die Japaner in den letzten zwei Jahren in der Mandschurei gebaut hätten. Ein weiteres bedrohliches Zeichen sei die Anlage von mehr als 50 Flugplätzen und Flugzeugstützpunkten in der Nordmandschurei, die auf das Dreieck Mukden—Charbin—Zizikar und nördlich davon konzentriert seien. Die Angaben der Japaner, dass sie nur 50 000 Mann in der Mandschurei hätten, entsprächen auch nicht den Tatsachen. Nach sovetrussischen Informationen sind es 130 000, d. h. mehr als ein Drittel der regulären japanischen Armee, wozu noch ca. 115 000 Mann mandschurischer Truppen und 12 000 Weissrussen kämen. Ausserdem verfügten die Japaner dort über mehr als 500 Flugzeuge. Aus allen diesen Gründen hat die Leitung der Roten Armee nach Andeutungen Vorošilovs und

Blüchers sehr grosse Kräfte östlich vom Baikal konzentrieren müssen und die Sovetregierung verschiedene Massnahmen durchgeführt, die die Wehrkraft erhöhen und die dortige Etappe festigen sollen (beträchtliche Solderhöhungen für die Truppen, Steuerfreiheit für Neusiedler, Ermässigungen bei der Ablieferungspflicht für Getreide und Lebensmittel durch die Kollektive, Förderung der militärischen Ansiedlungen u. dgl. m.). Nach offizieller russischer Auffassung garantieren die getroffenen Massnahmen im ganzen im Falle eines Krieges entsprechende Erfolge. Wie weit dieser auf dem Parteikongress besonders betonte Optimismus berechtigt ist, wird man erst im Konfliktfalle feststellen können. Eine ausreichende Versorgung der Armee mit Munition und Lebensmitteln bei längerer Kriegsdauer dürfte kaum möglich sein, weil — von den inneren Gründen ganz abgesehen — die Japaner unter Umständen die Zufuhr sehr schnell unterbinden könnten.

### **Moskauer Aussenpolitik**

Trotz dieser fieberhaften Rüstungen ist aber die sovetrussische Aussenpolitik bestrebt, nach Möglichkeit überall Frieden zu halten. Dafür waren auch die programmatischen Erklärungen Stalins auf dem Parteikongress mehr als bezeichnend. Der Grund für diese Friedenspolitik ist immer wieder derselbe und von Stalin auch mit allem Nachdruck unterstrichen worden: Der russische Kommunismus braucht den Frieden für die Fortführung der Industrialisierung, für die wirtschaftliche Umgestaltung des Landes nach seinen marxistischen Grundsätzen. Ausserdem würde natürlich ein längerer Krieg das Regime innerpolitisch unter Umständen ausserordentlich gefährden und besonders bei den einzelnen Nationalitäten in der Union die latenten Selbständigkeitsbestrebungen zum gewaltsamen Ausbruch treiben. Obschon man in Moskau gerade auch für diesen Fall durch entsprechende Verteilung der Garnisonen und der OGPU.-Truppen Vorsorge getroffen hat.

Stalin feierte im übrigen die eingetretene Annäherung zwischen dem Sovetstaate, Frankreich und Polen. Allerdings warnte er davor, unbedingt auf die Zuverlässigkeit der neuen Freundschaften, namentlich Polens, zu bauen und sprach bekanntlich von dem Zickzackkurs der polnischen Politik. Trotz scharfer Angriffe gegen den deutschen Nationalsozialismus betonte Stalin Sovetrusslands Wunsch, auch mit Deutschland normale Beziehungen aufrechtzuerhalten. Er hob —



unter Hinweis auf Italien — hervor, dass die Verschiedenheit der staatlichen und innerpolitischen Struktur dabei kein Hinderungsgrund sein dürfte. Nachdrücklich wies er die Auffassung zurück, dass Sowetrussland irgendwie seine Stellung zum Versailler Vertrage «geändert» habe. Es sei falsch davon zu sprechen, so sagte er, dass Sowetrussland jemals eine Deutschland-Orientierung gehabt habe und jetzt etwa sich auf Polen und Frankreich einstelle. Der Sowetstaat hätte sich stets nur auf sich selbst und seine Interessen orientiert und würde es auch in Zukunft so halten.

Die ebenso scharfen als sorgenvollen Ausführungen Stalins und der anderen kommunistischen Führer auf dem Parteikongress über die Lage im Fernen Osten und Japans Politik scheinen indessen durch die Entwicklung der letzten Zeit überholt zu sein. Denn die Japaner haben sich inzwischen in Person der mandschurischen Regierung dazu bequemt, die seit dem Herbst vorigen Jahres verhafteten Sowetangestellten der Ost-China-Bahn wieder freizulassen. Bald darauf sind auch die Verhandlungen über den Verkauf der Ost-China-Bahn durch Russland und die verschiedenen mit der Ostbahn zusammenhängenden Fragen zwischen Moskau und Tokio aufgenommen worden. Die offiziellen Moskauer Kreise stehen der japanischen Politik allerdings nach wie vor misstrauisch gegenüber und wollen erst weitere «endgültige Beweise» für den Friedenswillen Japans haben. Es muss auch abgewartet werden, ob die Verhandlungen zu irgendwelchen Ergebnissen führen oder für beide Parteien nur dem Zweck dienen, weiter Zeit zu gewinnen.

Daher gehen auch die russischen Rüstungen im Fernen Osten weiter, ebenso die Bemühungen, die gesamte politische Stellung in Asien auszubauen und zu behaupten. Es war bezeichnend, dass gerade zum Parteikongress in Moskau aus Ulan-Bator von der Regierung der unter Sowet-Protectorat stehenden Inneren Mongolei ein begeistertes Telegramm an Stalin eintraf. Das war eine deutliche Demonstration gegen die japanischen Bestrebungen, in diesem Lande festen Fuss zu fassen. Wie lange Russland dort aber seine Position behaupten wird, ist fraglich. In Chinesisch Turkestan, dem neuen Staate Sinkiang, hat die russische Politik inzwischen offenbar schon Schiffbruch erlitten. Nach zuverlässigen Nachrichten scheint sich dort gegenüber den japanischen und russischen Einflüssen der Einfluss Englands zunächst durchzusetzen. Nicht zuletzt ist die englische Aktivität in diesem Teile Zentralasiens durch den Bau einer Auto-

chaussee von Russisch Turkestan über den Pamir zur indischen Grenze verstärkt worden. Dieser sogenannte «Pamirstroy» soll eine Wegstrecke von 800 km bewältigen und die Reisezeit von 35 Tagen (Kamelskarawanen) auf 3 Tage verkürzen! Man hat in England mit Recht darin den Ausbau einer strategischen Position gegenüber Indien gesehen. — Daran zeigt sich der latent bestehende Interessengegensatz zwischen Sowjetrussland und England in Asien, an dem auch die jetzt normalen diplomatischen Beziehungen und der kürzliche Abschluss eines — übrigens vielfach überschätzten — russisch-englischen Handelsvertrages nichts ändern können.

Moskaus Aussenpolitik war in der letzten Zeit noch in Mittel- und Südosteuropa von besonderer Aktivität. Durch die Vermittlung Italiens ist inzwischen die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zu Ungarn erfolgt, als nächster Staat dürfte die Tschechoslowakei folgen. Auch scheint man in Jugoslawien entsprechende Vorbereitungen zu treffen. Sogar Bulgarien hat die politische Anerkennung Russlands, nach Abschluss des Balkanpaktes, in Erwägung gezogen, um sich in seiner isolierten Lage taktisch besser behaupten zu können. Auf dem Balkan vollzieht sich also allmählich eine bedeutsame Wiedereinschaltung Russlands in das Spiel der politischen Kräfte, die manche Analogien zur Vorkriegszeit hat und das internationale Prestige der Sowjetunion erhöht.

Das Schwergewicht der sowjetrussischen Aussenpolitik liegt allerdings nach wie vor im Fernen Osten, wo man die diplomatische Unterstützung der Vereinigten Staaten von Amerika laufend in Anspruch nimmt, eine Tatsache, deren Bedeutung auch von Stalin in seinen programmatischen Erklärungen auf dem Parteikongress gebührend hervorgehoben wurde. — Alle aussenpolitischen Aktionen Russlands, sei es nun in Mitteleuropa oder auf dem Balkan, sind daher in erster Linie als Entlastungsoffensiven zur Befestigung der Sicherheit seiner Stellung im Fernen Osten zu werten.

In diesem Sinne ist schliesslich auch der Vorschlag einer Garantie der baltischen Staaten zu betrachten, mit dem man in Moskau eine weitere Entlastung an der Westgrenze erstrebt. Allerdings kommt dabei Russlands Wunsch, sich auch politisch stärker im Randstaatenraum einzuschalten, zum Ausdruck. Ob die indirekte Begründung dieser Bestrebungen mit der angeblichen Bedrohung der Randstaaten durch einen legendären «deutschen Drang nach dem Osten»



ernst gemeint ist oder nur eine taktische Verschleierung für die Zusammenarbeit mit Frankreich im Randstaatenraum darstellt, ist gleichgültig. Die Aktivität Russlands im Westen ist Tatsache und scheint wieder aufzuleben.

## Die Schrumpfung und Verstädterung des estländischen Deutschtums

### I

Heinz Lotz hat in seinem Artikel «Estlands landisches Deutschtum» (Baltische Monatshefte Februar 1934) versucht, statistische Daten über die Bevölkerungsbewegung des estländischen Deutschtums im Zeitraum von 1881—1932 zu bringen, indem er die Daten über die Volkszählungen von 1881, 1897 und 1922, die Zahlen der eingepfarrten Deutschen von 1913, die Abstimmungsergebnisse der Wahlen von 1923 und 1932 und die Zahlen des Nationalregisters der Kulturverwaltung von 1932 nebeneinanderstellt. Auf diese Weise kommt er zu dem niederschmetternden Ergebnis, dass 48.766 Deutschen in Gesamtland im Jahre 1881 nur 13.027 im Jahre 1932 gegenüberstehen. Diesen Rückgang um fast 75% führt er zum Teil auf Abwanderung, in der Hauptsache aber auf den Geburtenrückgang zurück.

Die Tatsache, dass die deutsche Bevölkerung in Estland in den letzten fünfzig Jahren abgenommen hat und dass sie ausserdem einer zunehmenden Verstädterung unterworfen ist, dürfte allgemein bekannt sein. Trotzdem glaube ich, dass die Zahlen, so wie H. Lotz sie anführt, doch nicht richtig gesehen sind. Es sei mir daher gestattet, sie hier in anderer Gruppierung nochmals zu bringen:

	Die Landkreise des ehem. Gouvern. Estland						
	1881 Umgangsspr.	1881 Nat.	1897 Mutterspr.	1913 Eingepfarrte	1922 Nat.	1923 Wahlst.	1932 Nat.-Reg.
Wierland	2354	1849	1601	1127	626	757	349
Jerwen	1070	713	766	573	388	409	197
Harrien	1559	1217	1087	514	531	439	295
Wiek	1326	1071	871	583	391	342	185
Insgesamt	6309	4850	4325	2797	1936	1947	1026

Wenn wir nun diese Zahlen prüfen, fällt uns als erstes der grosse

Zahlenunterschied in den ersten beiden Kolonnen auf: Personen mit deutscher Umgangssprache 1881 — 6309 und Personen deutscher Volkszugehörigkeit 1881 — 4850. Es ist dieses eine für die damalige Zeit typische Erscheinung. Damals galt das Beherrschen der deutschen Sprache als Zeichen von Bildung, die deutsche Sprache eröffnete den Weg zu Ämtern und einer gehobenen sozialen Stellung. Jedermann in Estland, der das Deutsche völlig beherrschte, war stolz darauf, auch wenn er selbst nicht Deutscher war. Es ist daher wohl anzunehmen, dass der grösste Teil der 1459 Personen, die im Jahre 1881 deutsch als ihre Umgangssprache bezeichneten, ohne sich selbst als Deutsche anzusehen, auch tatsächlich keine Deutschen waren. Die Zahlen über die Umgangssprache von 1881 können also kaum als Masstab für die Grösse der deutschen Bevölkerung Estlands dienen, sie kommen höchstens bei einer Abhandlung über die Ausbreitung deutschen Kultureinflusses als Material in Frage. Für eine Beurteilung der Grösse der deutschen Bevölkerung kommen also nur die Zahlen der zweiten Kolonne mit der Gesamtsumme von 4580 Personen im ehem. Gouvernement Estland mit Ausnahme der Städte in Betracht. Diese Zahl nähert sich überraschend der Zahl der Personen, die bei der Volkszählung von 1897 deutsch als ihre Muttersprache angaben und sich selbst somit als Deutsche betrachteten (4325). Wenn man sich hierbei vergegenwärtigt, dass im Jahre 1897 bereits ein Jahrzehnt schärfster Russifizierung überstanden war, dass mit den grossen Bahnbauten die Städte Riga und Reval zu wachsen begannen und die Industrialisierung Russlands zahlreiche jüngere Kräfte abzog, so muss man wohl die verhältnismässig grosse Stabilität der Zahlen anerkennen, die eine deutliche Sprache für die Lebensfähigkeit einer ländlich gebundenen, bodenständigen Volksgruppe redet.

In den Kreisen Nordlivlands hat H. Lotz leider für die Volkszählung 1881 die Zahlen über die Nationalität nicht bringen können. Summieren wir aber die Zahlen über die Personen, die 1881 deutsch als ihre Umgangssprache angaben, und nehmen wir von der so erhaltenen Summe von 7243 Personen, analog wie in Estland, 76% als Personen deutscher Volkszugehörigkeit, so erhalten wir für das Jahr 1881 eine Anzahl von 5579, die der Zahl der Deutschen in Nordlivland laut Volkszählung von 1897 mit 5409 Personen merkwürdig nahe kommt. Für ganz Estland ergeben sich dann folgende Zahlen:



	1881 Umgangsspr.	1881 Nation.	1897 Nation.
ehem. Gouvernement Estland	6 309	4 580	4 325
die Kreise Ösel, Pernau, Fellin, Dorpat, Walk, Werro d. ehem. Gouv. Livland	7 243	5 579	5 409
Freistaat Estland Land	13 552*)	10 159	9 734*)

Aus diesen Zahlen, die natürlich keinen Anspruch auf Genauigkeit erheben können, kann man schlussfolgern, dass um 1881, d. h. vor Beginn der Russifizierung, ca. 10 000 Deutsche auf dem flachen Lande gewohnt haben und dass weder die Russifizierung, die das flache Land verhältnismässig wenig traf, noch die Abwanderung in die Städte und nach Russland, die zweifellos sehr gross war, eine entscheidende Verringerung verursachen konnten, weil erstens der Geburtenüberschuss damals noch normal war und auch eine gewisse Zuwanderung (Meister und Arbeiter der Glas- und Papierfabriken, gehobene Gutsangestellte usw.) noch immer stattfand.

Völlig verändert hat sich aber die Lage bis 1913, aus welchem Jahre H. Lotz die Zahlen der im Gouvernement Estland in landischen Gemeinden eingepfarrten Deutschen bringt. Wir müssen hier einen Rückgang von 36% feststellen, wobei wir allerdings annehmen können, dass einige landische Deutsche bei dem zunehmenden Gegensatz der Nationalitäten und nach den Vorgängen der Jahre 1905/06 sich in städtischen deutschen Gemeinden haben einpfarren lassen (z. B. Domgemeinde zu Reval). Dieser Rückgang der deutschen Landbevölkerung wird aber kaum auf einen merklichen Geburtenrückgang (der sich nicht so schnell bemerkbar macht), noch auf eine Massenauswanderung infolge der Revolutionsjahre, sondern in erster Linie auf eine allgemeine Umschichtung des Deutschtums zurückzuführen sein. Der landische sog. «Kleine Mann» war so weit wohlhabend geworden, dass er seinen Kindern eine bessere Schulung und damit den Übergang in einen gehobenen Stand ermöglichen konnte. Dieser führte aber nach der Einstellung der Vorkriegszeit in die Stadt und vielfach nach Russland. Eine Auswanderung nach Deutschland kam wohl nur selten vor.

Die nächsten Daten, die uns H. Lotz liefert, die der estländischen Volkszählung von 1922, liegen schon nach dem grossen Um-

---

\*) Die Summen stimmen mit den von H. Lotz gebrachten nicht überein, obgleich die Teilsummen aus seinem Artikel entnommen und summiert wurden.

bruch. Krieg, Revolution und Agrarreform haben das Deutschtum auf dem Lande um nochmals ein Drittel verringert. Es berührt aber merkwürdig, dass alle diese umstürzenden, ja elementaren Ereignisse, die manchen Hauses Wohlstand und Glück vernichtet haben, dem landischen Deutschtum, bevölkerungspolitisch und zahlenmässig, keine grössere Einbusse zugefügt haben, als die Jahre des Wohlstands und des wirtschaftlichen Gedeihens von 1897—1913. Im übrigen sind die Zahlen der Volkszählung nicht ganz richtig und zweifellos zu niedrig gegriffen, da hier die Nationalität formell nach dem Passvermerk festgestellt worden ist. Es ist aber allgemein bekannt, dass bei der Ausgabe der estländischen Pässe die Rubriken Staatsangehörigkeit und Nationalität von den niederen Polizeiorganen vielfach verwechselt wurden und dass viele Deutsche sich aus Angst als Esten ausgaben. Die Statistik der Volkszählung führt in ihrer Aufstellung über die einzelnen in Estland wohnenden Nationalitäten eine Gruppe von mehreren Tausend Personen an, die Esten seien, deren Muttersprache aber nicht die estnische sei. Es ist dieses die Gruppe der sog. «Passesten», die sich bei der Austeilung der neuen estländischen Pässe in den Jahren nach Begründung des Freistaats als Esten ausgaben.

Auf diese Weise dürfte sich die Zahl der im ehem. Gouvernement Estland wohnenden landischen Deutschen von 1936 im Jahre 1922 gezählten Personen auf ca. 2200 erhöhen, und das Gesamtergebnis für Estland (Stadt und Land) dürfte an Stelle der in der Volkszählung von 1922 gefundenen 18 319 Personen 20 000—22 000 betragen. Der langjährige Abgeordnete der deutsch-baltischen Partei W. Hasselblatt nahm auf Grund ausführlicher Untersuchungen sogar eine Zahl von ca. 25 000 Personen an \*).

Wir sehen denn auch während der Wahlen vom Jahre 1923, dass das Wahlergebnis für die deutsche Bevölkerung ein unerwartet gutes ist. Bei einer in der Volkszählung festgestellten Gesamtbevölkerung (einschl. Kinder) von 18 319 Personen hat die deutsche Liste 15 521 Stimmen erzielt und auf dem Lande im ehem. Gouvernement Estland bei 1936 Personen laut Volkszählung 1947 Stimmen. Nun sind m. E. Stimmresultate kein Material für Bevölkerungsberechnungen, da

---

\*) Am 1. März 1934 fand die zweite estländische Volkszählung statt, deren Ergebnisse im Spätherbst 1934 zur Veröffentlichung gelangen werden. Bei dieser Volkszählung ist die Volkszugehörigkeit nach der eigenen Angabe der Gezählten bestimmt worden.



sie sehr stark von der jeweiligen Volksstimmung, von der Wahlpropaganda und ähnlichen Umständen abhängen; da aber die Zahl der für die deutsche Liste abgegebenen estnischen Stimmen recht klein gewesen ist, so scheinen die Resultate der Wahlen auch darauf hinzuweisen, dass die deutsche Bevölkerungszahl grösser als 18 319 ist.

Zuletzt bringt H. Lotz die Zahlen des Nationalregisters mit 13 947 Personen. Hier muss festgestellt werden, dass alle nichtestländischen Staatsangehörigen deutscher Volkszugehörigkeit (ungef. 2000 Personen) im Nationalregister fehlen, da sie nicht Mitglieder der Kulturselbstverwaltung sein dürfen. Ferner erfolgt die Anmeldung der Kinder meist erst, wenn sie das schulpflichtige Alter erreichen, im 7. Lebensjahr, so dass die 6—7 jüngsten Jahrgänge im Nationalregister nur lückenhaft eingetragen sind. Zuletzt muss darauf hingewiesen werden, dass die Zugehörigkeit zur Kulturselbstverwaltung völlig freiwillig ist und von dem einzelnen nicht geringe Opfer verlangt. Infolgedessen hat sich doch immerhin eine gewisse Anzahl von Deutschen nicht eintragen lassen. Zieht man diese Umstände in Betracht, so kommt man wiederum zu einer Gesamtzahl des Deutschtums in Estland, die das Ergebnis der Volkszählung von 1922 übersteigt.

Zweifellos herrscht bei uns jetzt im Gegensatz zu der kinderreichen Zeit vor fünfzig Jahren ein ausgesprochener Geburtenrückgang. Dieser äussert sich aber zur Zeit mehr in einer langsam steigenden Überalterung des estländischen Deutschtums als in einer schnellen zahlenmässigen Abnahme. Der absolute Rückgang des Nationalregisters an Todesfällen betrug zum Beispiel für das Jahr 1931 58 Personen.

Zusammenfassend lässt sich die Bevölkerungsbewegung innerhalb des estländischen Deutschtums folgendermassen durch Zahlen umreißen:

1881 Personen deutscher Volkszugehörigkeit	37 000
1897 „ „ Muttersprache	33 000—35 000
1922 „ mit dem Vermerk deutscher Volkszug. im Pass	18 300

Wenn sich schon die Volkszählungsdaten im Jahre 1881 über die Umgangssprache als ungeeignet für die Beurteilung der zahlenmässigen Stärke des Deutschtums auf dem Lande erwiesen und nach einem Vergleich mit den für das Gouvernement Estland vorhandenen Daten über die Nationalität auf 76% herabgesetzt werden mussten,

so kann man annehmen, dass die Ausbreitung der deutschen Sprache als Umgangssprache in den Städten noch grösser war. Man wird hier also in keinem Fall eine zu kleine Zahl angeben, wenn man 76% der von H. Lotz angeführten Zahl der Personen mit deutscher Umgangssprache nimmt. (Also anstelle von 48 766 nur 37 000). Man kommt dann für Gesamttestland wiederum zum Ergebnis, dass der Rückgang bis 1897 trotz der grossen Auswanderung nach Russland sehr klein war und dass die Bevölkerungszahl fast konstant blieb, was wiederum für einen gewissen Geburtenüberschuss spricht. Dann kommt der grosse Rückgang von 1897—1922. Wenn es sich für das flache Land des Gouvernements Estland nachweisen liess, dass reichlich die Hälfte des Rückgangs auf die Zeit vor dem Kriege entfällt, so ist dieser Nachweis für Gesamttestland nach den mir vorliegenden knappen Daten leider nicht möglich. Wohl aber lässt sich schon jetzt feststellen, dass der rein zahlenmässige Menschenverlust von 1913—1922 nicht annähernd so gross gewesen ist, wie allgemein angenommen wird. Es wird vielfach vergessen, dass die grosse Auswanderung von 1918/19 durch eine gleichfalls grosse Zuwanderung von Optanten aus Innerrussland zu einem gewissen Teile ausgeglichen worden ist. Die grosse Einbusse von 1918 bestand also weniger im Verlust an Volksstärke, als vielmehr im Verlust der Bodenständigkeit, der politischen Führerstellung und der gesicherten wirtschaftlichen Grundlage. Den grössten Teil seines Bevölkerungsbestandes hat das baltische Deutschtum im Laufe der letzten fünfzig Jahre durch den Aufstieg seiner unteren sozialen Schichten zu Wohlstand und Bildung und durch die hierdurch hervorgerufene Auswanderung verloren. Der soziale Aufstieg ist auch der Grund für den Geburtenrückgang des letzten Jahrzehnts, der zweifellos in erster Linie auf seelischen Vorgängen und nicht auf wirtschaftlichen Nöten begründet ist. Um diesem entgegenzuwirken, genügt es nicht, den Weg aufs Land zurück zu suchen. Nur eine völlige Umwandlung des baltischen Menschen von innen heraus kann hier einen Umschwung bringen.

*O. Hartge*

## II.

In seiner Erwiderung auf meinen Artikel über das landische Deutschtum Estlands versucht Dr. Hartge nachzuweisen, dass die Zahlen, die ich gebracht habe, nicht richtig gesehen seien. Des



weiteren geht Dr. Hartge in sehr eingehender Weise auf die Gründe für die Abnahme des Deutschtums ein, die ich absichtlich nur ganz kurz berührt hatte, und kommt zum Schluss, dass der Rückgang des Deutschtums in der Hauptsache auf den sozialen Aufstieg vor und nach dem Kriege und in nur sehr geringem Masse auf den Geburtenrückgang zurückzuführen ist. Zu diesen beiden Punkten ist folgendes zu sagen.

Zunächst die Frage, inwieweit die Zahlen, die ich anführte, nicht richtig gesehen seien. Unzulässig ist zunächst, dass Dr. Hartge für 1881 diejenigen Personen, welche die deutsche Umgangssprache besaßen, aber nichtdeutscher Nationalität waren, als Deutsche überhaupt nicht anerkennt, während er für 1922 die Personen nichtdeutscher Nationalität, aber mit deutscher Umgangssprache zur Zahl der durch die Volkszählung ermittelten Personen deutscher Nationalität ohne weiteres hinzuzählt. Das geht doch wohl kaum, auch wenn man von der Anschauung ausgeht, dass es 1881 vorteilhaft war, sich als Deutschen auszugeben, 1922 dagegen nicht.

Die Zahlen für die Umgangssprache von 1881 sind nämlich keineswegs so unzuverlässig wie Dr. Hartge glaubt. Wir müssen bedenken, dass 1881 andere Nationalitätsbegriffe herrschend waren, als etwa 1922 und heute. Nationalität war damals, dem französischen Sprachgebrauch folgend, erstens soviel wie Staatsangehörigkeit. Zweitens aber bezeichnete es, und mit dieser Bedeutung haben wir es hier zu tun, die blutmässige Abstammung. Wer sich also 1881 zur deutschen Nationalität bekannte, war gewiss in jedem Fall Deutscher, und zwar in dem Sinne, dass er auch von Deutschen abstammte. Heute wird unter Nationalität Kultur- und Gesinnungsgemeinschaft verstanden, Deutscher ist, wer sich zur deutschen Kulturgemeinschaft bekennt, ohne Rücksicht auf seine Abstammung. Auch in der Estländischen Verfassung ist dieser Begriff der Nationalität festgelegt. Zahlreiche Personen haben sich 1922 sicherlich als Deutsche bezeichnet und gehören heute vielleicht sogar zur Deutschen Kulturselbstverwaltung, die ihrer Abstammung nach nicht oder nur zum Teil Deutsche sind — diese Personen werden jedoch 1881 zweifellos in der Rubrik der Einwohner geführt worden sein, die die deutsche Umgangssprache, nicht aber die deutsche Nationalität besaßen. Wäre 1922 Nationalität im Sinne von Abstammung erhoben worden, die Zahl der Deutschen wäre sicherlich kleiner gewesen als 18 000.

Wir dürfen ausserdem nicht vergessen, dass die Zählung von 1881 von deutscher Seite veranstaltet wurde, dass auf dem Lande meist deutsche Gutsbesitzer die Zähler waren — es ist daher kaum anzunehmen, dass es damals notorischen Nichtdeutschen gelungen ist, auch nur ihre Umgangssprache mit Deutsch anzugeben. Die Zahlen für die Umgangssprache von 1881 können daher eine durchaus brauchbare Grundlage für statistisch-bevölkerungspolitische Betrachtungen abgeben.

Was nun die Zahlen von 1897 betrifft, so ist zu bemerken, dass die Zahlen über die Nationalität von 1881 ihrem Werte nach höher einzuschätzen sind als die Angaben über die Muttersprache von 1897. Die Abnahme von 1881 bis 1897 ist daher in Wirklichkeit grösser, als Dr. Hartge annimmt und als es beim Vergleich der entsprechenden Zahlen auf den ersten Blick erscheint.

Zur Kritik der Volkszählung von 1922 bemerkt Dr. Hartge, dass deren Angaben unzuverlässig seien, weil damals die Nationalität nach dem Passvermerk bestimmt worden sei. Hier befindet sich Dr. Hartge in einem Irrtum. 1922 ist, genau ebenso wie bei der letzten Volkszählung vom 1. März 1934, die Nationalität nach dem Bekenntnis des Gezählten bestimmt worden. Es mag hier und da vorgekommen sein, dass die Nationalität in Zweifelsfällen nach dem Passvermerk bestimmt wurde; so verallgemeinern kann man aber diese Ausnahmefälle nicht. Darin stimme ich jedoch mit Dr. Hartge überein, dass, wenn diese Volkszählungsangaben mit den Zahlen für die Umgangssprache von 1881 verglichen werden sollen, zu ihnen hinzugezählt werden kann ein Teil jener Personen, die 1922 wohl die estnische Nationalität besaßen, deren gewöhnliche (d. h. Umgangs-) Sprache aber nicht die estnische war.

Die Zahl der Katasterdeutschen entspricht natürlich keineswegs der genauen tatsächlichen Stärke der Deutschen. Immerhin erhalten wir durch diese Angaben einen genauen Überblick darüber, wie stark das volkstumsgebundene Deutschtum, das den Kern unserer Volksgruppe bildet und auf das es uns doch am meisten ankommt, heute noch ist. Ich bin aber nicht so optimistisch wie Dr. Hartge, der glaubt, dass die Gesamtzahl der Deutschen in Estland heute noch die Ergebnisse der Volkszählung von 1922 übersteigt. Bald nach der Volkszählung vom 1. März war in der estnischen Presse eine Notiz des Inhalts zu lesen, die erste Durcharbeitung der Zählungsergebnisse



lasse erkennen, dass die Zahl der Deutschen weiter abgenommen habe.

Die von Dr. Hartge bemerkte Nichtübereinstimmung seiner und meiner Endsummen für die Landkreise erklärt sich durch die komplizierten Berechnungen beim neugebildeten estländischen Kreise Walk, die notwendig waren, um die annähernde Bevölkerungszahl des heutigen Landkreises Walk zur damaligen Zeit festzustellen.

Sind also die Zahlen, die ich angeführt habe, so sehr «falsch gesehen»? Ich glaube doch eigentlich nicht.

Soviel über die Zahlen. Dr. Hartge beschäftigt sich des weiteren eingehend mit den Gründen für die Abnahme des Deutschtums. Zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt er dabei eine — von ihm eingangs zitierte — angebliche These von mir, dass nämlich der Rückgang des Deutschtums um 75% seit 1881 «in der Hauptsache» auf den Geburtenrückgang zurückzuführen sei. Das habe ich aber gar nicht behauptet. Ich habe vielmehr den Geburtenunterschuss als eine Ursache für den Rückgang des Deutschtums sowohl vor als auch nach dem Kriege bezeichnet, ohne ihn aber gegen die andere Ursache des Rückganges, nämlich die Auswanderung, auch nur irgendwie abzuwägen.

Dr. Hartges Beweisführung läuft nun darauf hinaus, dass der Rückgang unseres Volkstums vor wie auch nach dem Kriege hauptsächlich auf den sozialen Aufstieg und die dadurch hervorgerufene Auswanderung zurückzuführen sei. Das trifft für die Vorkriegszeit im wesentlichen auch zu. Nur würde ich sagen: weniger auf den sozialen Aufstieg selbst, als auf das Streben nach diesem Aufstieg, diese aus dem damals herrschenden und auch heute noch nicht überwundenen liberalistisch-materialistischen Geist entstandene Krankheit. Nach Russland wird vor dem Kriege auch weniger derjenige ausgewandert sein, der hier schon zu Wohlstand gelangt war, als vielmehr derjenige, der diesen Vorzug noch nicht besass und ihn eben in Russland zu finden hoffte. Für die Nachkriegszeit kann aber von einem sozialen Aufstieg nicht mehr die Rede sein, sondern muss eher von einem sozialen Abstieg gesprochen werden. Das Streben nach dem sozialen Aufstieg besteht jedoch weiter, und darauf ist natürlich auch die gegenwärtige Auswanderung, vor allem aber der herrschende Geburtenunterschuss zurückzuführen. Wir sehen mithin, dass Auswanderung und Geburtenunterschuss einer Quelle ent-

stammen und nur Symptome der einen liberalistisch-materialistischen Krankheit sind.

In einem Punkt muss ich aber Dr. Hartge unbedingt widersprechen: das ist die Frage der Bedeutung des Geburtenunterschusses für die Abnahme unseres Volkstums. Für die Vorkriegszeit will Dr. Hartge einen Geburtenunterschuss überhaupt nicht oder in keineswegs nennenswertem Masse anerkennen. Die Zahlen sprechen aber eine ganz andere Sprache. Ich habe mir die entsprechenden Angaben für die Revaler St. Olai-Gemeinde besorgt, als der grössten deutschen Kirchengemeinde Estlands. Man kann annehmen, dass die Bewegung der Geburtenziffern auf dem Lande eine im wesentlichen analoge gewesen ist. Und da ergibt sich folgendes: In dem Jahrzehnt von 1880 bis 1889 gab es noch einen Geburtenüberschuss von 102 (1038:936). Im Zeitraum von 1890 bis 1899 ist erstmalig ein Geburtenunterschuss von 10 zu verzeichnen. Von 1900 bis 1909 betrug jedoch der Geburtenunterschuss bereits 183 (763:946) — für die damalige Zeit, wo sogar die Grosstädte Frankreichs, des damals klassischen Landes des Geburtenrückganges, noch Geburtenüberschüsse aufwiesen, etwas ganz und gar Unerhörtes! Wenn der Geburtenunterschuss bereits für diese eine Gemeinde rund 200 in zehn Jahren ausmachte, so wird die natürliche Abnahme des gesamten estländischen Deutschtums in diesem einen Friedensjahrzehnt mit 600—800 Seelen nicht zu hoch veranschlagt sein, was immerhin schon eine nicht unwesentliche Abnahme ist.

Hinsichtlich des Geburtenrückganges in der Nachkriegszeit schreibt Dr. Hartge: «. . . dieser äusserst sich aber zur Zeit mehr in einer langsam steigenden Überalterung . . ., als in einer schnellen zahlenmässigen Abnahme.» Nun, in der estnischen Presse war kürzlich eine Zusammenstellung zu lesen, bei der die natürliche Abnahme des Deutschtums in den letzten zehn Jahren auf Grund amtlicher statistischer Angaben auf etwa 600—700 angegeben war (die genaue Zahl ist mir nicht mehr rememberlich). Im Jahrzehnt vor dem Kriege betrug die Abnahme, wie oben berechnet, ungefähr ebensoviel. Wir müssen aber bedenken, dass das Deutschtum damals doppelt so stark war wie heute — das Tempo der Abnahme hat sich also verdoppelt! Angesichts solcher Zahlen kann man wahrlich nicht davon sprechen, dass der Geburtenrückgang sich nicht in einer schnellen zahlenmässigen Abnahme äussere. Nicht umsonst hat Propst K. v. zur Mühlen auf der letzten deutschen Synode den Ernst der Lage in einem eindringlichen Aufruf umrissen und in zwölfter Stunde zur



Einkehr und Umkehr gemahnt, die nur aus der Überwindung des liberalistisch-materialistischen Geistes kommen kann.

Ganz in diesem Sinne schreibt Dr. Hartge am Schluss seiner Ausführungen, dass nur eine Umwandlung des baltischen Menschen von innen heraus in der Frage des Geburtenrückganges einen Umschwung bringen könne. Ich stimme darin mit ihm vollkommen überein. Nur glaube ich, dass wir uns bei jeder Äusserung vor der Wirkung hüten müssen: «Es ist ja alles nicht so schlimm». Diesen Satz haben wir, in den mannigfachsten Variationen, in den vergangenen fünfzehn Jahren oft und oft gehört, und er hat bisher nur bewirkt, dass unser Volkstum aus ihm stets wieder von neuem die Berechtigung geschöpft hat, weiter in seinem alten Trott zu verharren. Mein Artikel strebte eine andere Wirkung an. Die nackten Zahlen sollten sprechen. Damit daraus ein «niederschmetternder» Eindruck entstehe — der schon durch die Tatsache des ständigen Geburtenunterschusses der Nachkriegszeit allein mehr als gerechtfertigt wäre. Damit darauf, und wenn auch in noch so geringem Masse, eine gewisse Selbstbesinnung folge und der Versuch einer Umkehr. Die Erneuerungsbewegung in Deutschland z.B. hat ihr Ziel vornehmlich dadurch erreicht, dass sie Tatsachen in ihrer ganzen Einseitigkeit hinstellte — ein elementarer Grundsatz, der auch Geltung hat für uns — wenn wir endlich einmal auch nur einen Schritt wirklich weiterkommen wollen!

*Heinz Lotz*

## Baltisch-deutsche Volkskunde

*Von Heinz Diewerge*

Volkskundliche Forschungsbemühungen hat es im baltischen Deutschtum verschiedentlich gegeben; doch wenn sie nicht in kleinen Anfängen steckenblieben, bewahrten sie ihren Charakter als persönliche Forschungsneigung und wurden nicht als wissenschaftliche und kulturelle Notwendigkeit vom ganzen Volkstum empfunden. So scheiterte ein grossangelegter Forschungsversuch, dessen Hauptträger der Oberlehrer G. Worms war; in den «Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde» aus dem Jahre 1911 (Riga 1913) findet man auf S. 423 die kurze Nachricht: «Von den Fragebogen für deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen sind im ganzen 570 Exemplare gratis versandt worden, aber erst 2 Antworten

eingetroffen.» Und vor den persönlichen Forschungen (eines N. Busch z. B.) stand man in Verehrung und Anerkennung still, das Odium der privaten wissenschaftlichen Liebhaberei blieb an ihnen aber haften.

Die Quittung wurde 1930 gereicht, als in dem Heft «Deutsche Volkskunde im ausserdeutschen Osten» keiner der vier darin vereinigten Aufsätze von einer baltisch-deutschen Volkskunde zu berichten wusste. Das war auf der einen Seite ein notwendiges Ergebnis des Schattendaseins, das bislang die Volkskunde hier führen musste, auf der andern Seite war es eine Unterlassungssünde.

Denn da sind einmal die verschiedenen Bemühungen, die Zeugnis dafür ablegen, dass immer wieder Männer dawaren, die von der Notwendigkeit volkskundewissenschaftlicher Betätigung hier überzeugt waren. G. Berkholtz, G. Worms, W. Anderson, N. Busch, O. Masing, L. Mackensen — Namen und Männer, die beweisen, dass es um Wichtiges geht: trotz scheinbarer Misserfolge baltischer volkskundlicher Forschung ist von seiten berufener und fachkundiger Männer die Forderung nach einer baltisch-deutschen Volkskunde unablässig und mit Recht erhoben worden, und hat erst unlängst zu der Gründung einer «Volkskundlichen Forschungsstelle» am Herderinstitut geführt.

Und Tatsachen sprechen zweitens für die Bedeutsamkeit solcher Forderungen: da sind verschiedene Einzelabhandlungen, die volkskundliche Themen des baltischen Gebiets behandeln und die aufschlussreiche Schlaglichter auf das hiesige Kulturleben werfen; es sei nur an die Arbeiten von N. Busch und O. Masing erinnert, an dessen mühevollen Vorarbeiten zum baltisch-deutschen Wörterbuch, das nun endlich vor seiner Drucklegung steht! Da sind ferner die reichen Materialsammlungen, von denen die jüngste, die der «Volkskundlichen Forschungsstelle», in zweijähriger Arbeit rund 10 000 Einzelnummern in ihrem Archiv vereinigen konnte: Buchveröffentlichungen wie Sammelstätigkeit und Sammelerfolge zeigen an, dass Stoff und Themen zu volkskundlicher Forschung genügend vorhanden sind.

Volkskundliche Forschung aber kann nie und nirgends ohne die wirkliche Mitarbeit aller entstehen, und darum muss drittens der Sinn und die Aufgabe einer deutsch-baltischen Volkskunde aufgewiesen werden, um das Werk sicher in der Anteilnahme aller zu verankern.

\*

Volkskundliche Betrachtungsweise setzt überall da an, wo sich Gemeinschaften bilden. Ein Einzelindividuum ist dem Volkskundler



höchst langweilig, es gewinnt nur insofern Interesse für ihn, als es als Glied und Ausdruck einer Gemeinschaft erscheint. Ziel ist, Geist und Leben einer irgendwie gebundenen Gruppe von Menschen zu erkennen.

Sehr lange befasste sich Volkskunde vorwiegend mit dem Bauernstand; aus einem einfachen Grunde: in einzigartiger Geschlossenheit bot sich in ihm ein Gemeinschaftsgefüge, das gewaltig reizen und begeistern musste. Hier liegt auch der Grund, warum eine deutsch-baltische Volkskunde nur so langsam ins Rollen kommt. Solange als Hauptstoff der Volkskunde Bauernstand und Bauernkultur galt, fiel anscheinend die deutsche Gruppe der hiesigen Gebiete für volkskundliche Betrachtung aus. Es gab den Adel, den Literatenstand, den Kaufmann, den Handwerker; die deutschen Bauern in Hirschenhof und die deutschen Kolonisten in Kurland empfand man als Sonderkapitel, ausserdem als zahlenmässig zu gering — und für eine Charakteristik des hiesigen Deutschen als zu jung im Lande. So gab es also scheinbar kein «volkskundliches Material», das aufschlussreiche Forschungen versprach.

Wie sehr aber jeder von uns irgendeiner oder irgendwelchen Gemeinschaften verpflichtet ist, dafür ist gerade in den letzten Jahren tiefes Verständnis gewachsen. Volkskunde war nie an einen Stand und dessen Kultur gebunden; die Bevorzugung des Bauernstandes längere Zeit hindurch zwang sich nur forschungsgeschichtlich auf. Seit diese Erkenntnis wuchs, kann auch hier mit neuem Mut begonnen werden — ja, es hätte diese weite und richtige Auffassung der Volkskunde hier zuerst vertreten werden können; denn hier, im baltischen Deutschtum, hätte viel früher als irgendwo anders die Erkenntnis wachsen können, dass volkskundliche Betrachtungsweise auch in den «gebildeten» Kreisen möglich ist und nicht nur gebunden an die «primitive, naturnahe, ungebildete Schicht» einer Menschengruppe.

Der Unterschied, der sich im gesellschaftlichen Aufbau der baltisch-deutschen und irgendeiner andern deutschen Volksgruppe findet, ist bekannt und wurde bereits angedeutet. Die baltisch-deutsche Gesamtheit setzte sich, heute in ihren Restgefügen noch deutlich erkennbar, aus Adel, Literatenstand, Kaufmannschaft und Handwerkertum zusammen, um in den alten, gebräuchlichen Ständebezeichnungen zu sprechen. Es kann nun die Feststellung getroffen werden, dass sich hier, während in Deutschland z. B. die Zünfte verfielen und erst jetzt wieder zu neuem Leben erwachen, Gilden und Zünfte in grösserer

Geschlossenheit hielten. Mit Adel und Literatenstand steht es anders. Seit das Bildungsideal die beiden Stände sich einander nähern liess, seit die aus einer übertriebenen Bewertung der «Bildung» sich ergebende liberalistische Welthaltung Wert und Bedeutung des Einzelnen masslos übersteigerte auf Kosten fester, gesunder Gemeinschaftsbindung, lockerten sich diese Stände von innen her auf, und die Verpflichtungen, die sie noch aus alter Zeit mit sich führten, waren nichts als leere Formen; denn ihren Sinn hatte ihnen die Zeit genommen.

Anstelle dieser Stände wuchs neuer gemeinschaftlicher Zusammenschluss in den studentischen Korporationen, deren den Einzelnen in ein grösseres fügende Kraft ausserordentlich stark ist, weit stärker als in Deutschland, wo sich die Glieder einer studentischen Verbindung über das ganze Reich verteilen, hier aber über einen geographisch viel kleineren Raum. Daher kennt man sich besser, und daher ist auch die Bindung eine grössere. Bezeichnend ist, dass diese neuen Gemeinschaften an dem Zentrum der Bildung, der Universität, entstanden.

Der kleinere geographische Raum bedingt, dass jede ständische oder vereinsmässige Gemeinschaft hier eine Art Familie darstellt — und es ist daher auch kein Wunder, dass die Familie als zusammenhaltende und Werte gebende Kraft noch sehr stark ist, stärker jedenfalls als in Deutschland, wo sie im Verschwinden war und jetzt erst wieder neu wächst.

Das kleinere Gebiet, die geringe Zahl der Deutschen, der starke Zwang, der sie von aussen zu einer Schicksals- und von innen zu einer Bluts- und Kulturgemeinschaft zusammenstraffte, hat in jedem der aufgezählten Fälle die einzelnen Gemeinschaftsbildungen besonders stark und widerstandsfähig gemacht. Die Jahrhunderte schmiedeten die Gemeinschaften, die für jeden Einzelnen lebensnotwendig waren, so fest, dass sich das Gemeinschaftsprinzip nicht nur länger hielt, sondern sich vielfach ins Negative überspitzte. Die im baltischen Deutschtum nicht seltene Bewertung nach Gemeinschaftszugehörigkeit hat bis zu einem gewissen Grade Berechtigung, solange nämlich, als Stolz auf die eigene Gemeinschaft daraus spricht; geht diese Wertung aber in Überschätzung der eigenen und herabblickende Unterschätzung einer anderen Gemeinschaft über, schadet sie der gesamten Volksgruppe, ist also eine verwerfliche Überspitzung eines an sich notwendigen Prinzips.

Die Familien-, Standes-, Korporations-, Gilden-, Zunft-, Vereins- usw.



Bindungen erscheinen im Deutschbaltentum, dies zeigen die vorstehenden kurzen Andeutungen, besonders stark. Die Gründe dafür, die oben kurz gestreift sind, liegen auch auf der Hand. Während also in Deutschland sich bis vor kurzem nur eine Gemeinschaft und ihre Kultur, nämlich die bauerliche, im besonderen für volkskundliche Betrachtung zu eignen schien, bieten sich hier dem Volkskundler eine Fülle von Gemeinschaftsbildungen an, die lohnende Untersuchung versprechen. Und methodisch wichtig kommt hinzu, dass diese Gemeinschaften oder deren Reste aus Menschen gebildet sind, die bislang volkskundlicher Betrachtung nicht unterwerfbar schienen. Hier, im baltischen Deutschtum, hätte eher als irgendwo anders die unrichtige volkskundliche Fragestellung nach den Beziehungen von «Oberschicht» zu «Unterschicht» fallen können, hier, in der deutschen Volksgruppe, hätte sich zuerst die Volkskunde auf ihre eigentlichen Aufgaben besinnen können.

Der Volkskundler betrachtet Wesen und Leben der Gemeinschaften, versucht daraus Rückschlüsse auf ihre Art und ihren Charakter zu gewinnen, um in der Zusammenschau aller Einzelergebnisse die betr. Volksgruppe genau zu erkennen. Die Resultate der Forschungen sind für das Leben des Ganzen ebenso wichtig wie im Leben des Einzelnen die Selbsterkenntnis. Das Wesen des baltischen Deutschtums wird nicht am Einzelnen oder einzelnen Wenigen erkannt, sondern am Zusammenklang der Sondergemeinschaften.

\*

Nehmen wir als Beispiel einer solchen die Familie. Wohlgermerkt: Familie ist hier nicht ein Lebenszusammenschluss von einigen wenigen Menschen — Familie ist ein grosser Verband vieler Lebensgemeinschaften. Familie meint nicht die eine Familie, die da und dort wohnt, sondern Familie meint den Zweig der Familie, der in Riga wohnt, plus dem, der in Kurland, plus dem, der in Nordlivland usw., usw. ansässig ist. Ein festes Zusammengehörigkeitsgefühl umspannt die Einzelfamilien und schliesst sie zu einem Familienverband zusammen. Wie sehr man in diesen denkt, beweist die stete Frage: «Was ist seine Mutter für eine Geborene?» «Ach, ist das der Vetter von X und Y?» «Bist du eigentlich mit dem und dem verwandt?» Und was dieser Fragen mehr ist.

Sie beweisen eins: der Einzelne wird nicht als Einzelner genommen, sondern als Zugehöriger zu irgendeinem Familienverbande. Erst dadurch erhält er seine Einordnung in das Denken, das ein Denken in

Gemeinschaften ist. Herr X wird bestimmt als Sohn von Dem und Dem, dessen Frau eine geborene Die und Die ist. Weiterhin ist dem Berufe nach Herr X Das und Das — und war er Student, darf zur Bestimmung seiner Persönlichkeit nie die Angabe vergessen werden, bei welcher Verbindung er Landsmann ist. Typisch für dieses Gemeinschaftsdenken ist auch, dass etwa derjenige, der einen ihm neu Vorgestellten nach all diesen Auskünften fragt, hinzufügt: «Ja, Ihren Onkel Ludwig, den kenne ich auch. Als ich ...» Und nun wird irgendeine Begebenheit erzählt, die der Frager und Onkel Ludwig gemeinsam erlebten.

Das baltische Deutschtum, vom Standpunkt der Familien aus gesehen, erscheint als eine Gruppe verschiedener Familienverbände; jeder kennt den seinen und ist stolz auf ihn, jeder ordnet einen andern Menschen nach dessen Familienverbandszugehörigkeit ein, und so ergibt sich jenes lebhaft genealogische Interesse, das ein Charakteristikum erster Ordnung ist. Klare Folgerung, die nicht wundernehmen kann, ist der hohe Stand der Genealogie, der geschlechterkundlichen Wissenschaft, die für die deutsch-baltische Geschichte grundlegende, notwendige und das letzte Verständnis gebende Voraussetzung und Bedingung ist.

Nicht die Neugier und Klatschsucht stehen am Anfang der genannten Herkunftsfragen, sondern Gemeinschaftsbewusstsein, Familienstolz und Rassengefühl. Neugier und Klatschsucht sind erst die leidigen und menschlich kleinen Begleiterscheinungen. Heiraten zwei Menschen, so ist die heute oft gedankenlos gesprochene Frage nach beider Familienzugehörigkeit ursprünglich eine Frage danach gewesen, ob gutes Blut sich zu gutem Blute fand. Die Konflikte in Familien wegen der unrechten Heirat eines ihrer Glieder entsprangen anfänglich und lange Zeiten hindurch nicht einer Verachtung, sondern einem bewahrenden Stolz auf das eigene gute Blut. Dass hier die Zeiten, die rassische Fragen und Notwendigkeiten nicht verstanden und dafür irgendeine «Bildung» betonten, eine Verfälschung eintreten liessen, die oft kränken musste, ist nur bedauerlich, und wird heute wieder in seiner Bedauerlichkeit anerkannt.

Die grosse Rolle, die jede Art von genealogischen Fragen in Wissenschaft, Unterhaltung und persönlichem Verkehr einnehmen, zeigt klar und zwingend:

Der baltisch-deutsche Mensch denkt trotz aller nivellierenden Zeitströmungen einer verflochtenen Epoche nicht in dem Grade nach Einzelindividuen, wie das etwa im Westen Tatsache wurde, sondern



nach Gemeinschaften. Der Einzelne ist Glied einer Gemeinschaft, nur so wird er empfunden. (Das Beispiel der Familie diene nur zur Beleuchtung, das Prinzip kann an allen andern Gemeinschaften nachgewiesen werden.)

\*

Wie sehr diese Gemeinschaft lebt, mag durch einzelne Hinweise aufgezeigt werden. Kurz sei der grossen Familienfeste gedacht, der Hochzeit oder Taufe. Hochzeit und Taufe vereinen den grossen Familienverband in grossem Feste, alle Verwandten und Bekannten werden eingeladen, denn an solchen Tagen gehört man zusammen. Als die wirtschaftliche Lage früherer Zeiten es noch erlaubte, bekam der Begriff «Livländische Hochzeit» das Prachtige, Langewährende und Menschenreiche, das in ihm liegt. Reizvoll, jene zahlreichen Hochzeitsordnungen daraufhin durchzusehen, die immer wieder die Zahl der Menschen und die Üppigkeit der Gelage beschneiden müssen! Hochzeit und Taufe waren in gleichem Masse Höhepunkte der Familiengemeinschaften, wie es bei Gilden und Zünften die grossen Drunken waren. Die wirtschaftliche Not droht hier etwas zu lockern, das als wertvoller Besitz gelten muss: lebendiges, Feste wollendes Gemeinschaftsgefühl.

Leider droht auch ein anderes Zeichen des festen Bandes zu schwinden, das die lebendige Kraft der Familie beweist: die Hauskultur. Heute noch wirkend, muss sie doch schon aus wirtschaftlicher Not eine Schwächung erfahren. Man besucht sich und ist etwa am Sonntag-Nachmittag in der Familie mit guten Freunden zusammen. Der eine musiziert, andere spielen: es ist kein Zufall, dass eine schier endlose Fülle von Spielen gesammelt werden konnte, die heute noch gepflegt werden. Da handelt es sich nicht nur um Karten- und Kinderspiele, sondern einen grossen Raum der Sammlungen der Volkskundlichen Forschungsstelle nehmen die Erwachsenenspiele ein, deren Pflegestätte das gemütliche Treffen im Hause eines Verwandten oder Bekannten ist.

Spielt man nicht, so wird erzählt. Wie für die Bauern, Fischer, Handwerker, Kleinbürger usw. Deutschlands das Märchen charakteristisch ist, von dessen Leben uns die neuerlichen Sammlungen aus Ostpreussen und Holstein überführen, so für die hiesigen Kreise die Anekdote, das «Prahtchen». Man erzählt sich nicht Märchen, singt auch keine Lieder — die Unterhaltung schätzt das Prahtchen (falls man nicht «Familiengeschichte treibt»). Sein Wesen ist Kürze, Witzigkeit und — Beziehung auf irgendeinen, den man kennt. Es gibt ganz be-

stimmte «Prahtchenhelden», die alle möglichen Geschichten auf sich vereinen, irgendein alter wunderlicher Pastor, ein schrulliger Landedelmann oder auch eine anerkannte Führerpersönlichkeit, um die sich ein Anekdotenkranz rankt, \*) müssen herhalten. Ohne diese Beziehung auf eine Person entbehren die Anekdoten ihres schönsten Reizes: sie müssen in Beziehung zu etwas Bekanntem stehen.

Wie das Märchen nur in ganz bestimmter Gemeinschaft erzählt werden kann, die durch diese Erzählart charakterisiert wird, so auch das «Prahtchen». Es setzt eine sich gut kennende, auf Witz und elegantes Erzählen sehr erpichte Gemeinschaft voraus, wobei für diese gerade die Form der Anekdote unendlich aufschlussreich ist.

\*

Diese geringen Andeutungen genügen bereits, um den Nachweis zu erbringen, dass Volkskunde im baltischen Deutschtum ein reiches Betätigungsfeld findet:

1) Es gibt eine Fülle von Gemeinschaften, die auch als solche gefühlt werden. Familie ist nur eine, Korporation, Stand, Adelsverband, Zunft, Jugendbünde usw. usw. heissen andere, die jede ihr eigenes Gesicht haben.

2) All diese Gemeinschaften haben einen besonderen Stil ausgeprägt, der Schlüsse zulässt auf das Wesen der Menschen, die die Gemeinschaft bilden. Und umso deutlicher kommt deren Art zum Vorschein, als in der Gemeinschaft die Individualzüge verschwinden und das gemeinsame Gleiche Ausprägung findet.

Schon im Vorübergehen konnten wir einige wenige Ergebnisse ernten; welche schönen Schlüsse werden sich erst ergeben, wenn man das Leben der Gilden zu ihrer Blütezeit sich vornimmt, oder all die Gemeinschaftsriten und -bräuche der Korporationen, die einer jeden von ihnen eigene Besonderheit verleihen. Wie dankbar ist es, den Kurländer vom Livländer abzuheben, deren Verschiedenheit ewigen Reizstoff ergibt. Obwohl gleichermassen Deutsche, hat die verschiedene Landschaft und eine unterschiedliche Geschichte höchst bezeichnende Sonderheiten geprägt, die typisch sind. Und erst das Mit- und Ineinander all der vielen Einzelgemeinschaften ergibt das klare Bild vom Wesen baltischen Deutschtums, das wir notwendig gewinnen müssen.

---

\*) Vgl. die Geschichten um den »alten Koerber«, die »Ahne« Glasenapp oder August v. Oettingen in H. v. Schroeders Anekdotensammlungen »Rodomontaden« und »Fanfaronaden«



Denn erst die Erkenntnis des Wesens zeigt die Stärken, die Schwächen und die Aufgaben. Die volkskundlichen Forschungsergebnisse finden damit praktische Verwendung.

Inmitten fremden Volkstums und in seiner steten Umgebung, wurde die erwähnte starke Gemeinschaftsbildung nachdrücklichst gefördert. Beginnt sie sich zu lockern, so entsteht Volkstumsgefahr. Nur der starke Familienverband z. B. schützt den Einzelnen, oder irgendeine andere Gemeinschaftszugehörigkeit. Aber erst der Stolz auf diese Gemeinschaft macht sie lebend, und will man eine verfallende, aber lebensnotwendige, wertvolle Gemeinschaft retten, muss man ihren Gliedern erst wieder Stolz geben, ehe man die bewährten Mittel der Gemeinschaftserhaltung und Gemeinschaftspflege fördert. Zerfällt eine Familie, rettet man sie nicht, indem man Spiele zu spielen gibt und Prahtchen zu erzählen, sondern indem man Stolz auf den eigenen Stamm einpflanzt und ihn wachruft. Familien- und Hauskultur gedeihen dann von alleine.

Die lange Schicksalsgemeinschaft mit fremdem Volkstum hat überall im baltischen Leben bemerkbare Spuren hinterlassen. Ein Sonderkapitel baltisch-deutscher Volkskunde wird sein, diese in Sprache (Satzmelodie!) und Sitten (Ess- und Trinksitten z. B.!) nachzuweisen. Das ist unerlässlich für rechte Erkenntnis des baltisch-deutschen Wesens — wie sich das Deutschtum auf der einen Seite durch starke und bindende Gemeinschaftsbildung in den eigenen Reihen bewahrte und hielt, verleugnet es auf der andern Seite nie und nirgends die besondere Lage (geographisch, historisch und ethnographisch) in der Mitte andern Volkstums, die bedeutungsvoll für die eigene Art wird.

So steht eine deutsch-baltische Volkskunde vor besonderen und wichtigen Aufgaben, die notwendig gelöst werden müssen. Denn erst ihre exakte Lösung lässt kluge und richtige Volkstumspflege zu, die nie kategorisch sein darf, sondern nur bei rechtem Verständnis für die Eigenarten erfolgreich arbeiten kann.

\*

Doch nicht alleine praktische Ziele für das deutsche Volkstum verfolgt hier eine Volkskundeforschung, sondern auch praktische Ziele für die Methodik der Volkskundewissenschaft überhaupt. Sie wurden oben schon gezeigt. Der deutsche Bauernstand ist hier zahlenmäßig gering; und obwohl damit das fehlt, was in Deutschland als «Unterschicht» herhalten musste, ist, wie wir sahen, Volkskunde doch

möglich. Gerade in der volkskundlichen Erforschung der deutschen Bauern- und Kolonistengemeinden, die in keiner Weise «Unterschicht» in dem Sinne sind, wie Volkskundeforschung diesen Begriff verwendet, zeigt sich und wird sich immer deutlicher zeigen, wie irreführend diese wissenschaftliche Zielsetzung war. Es kommt nicht auf das Verhältnis der «Oberschicht» zur «Unterschicht» an, sondern auf Art und Wesen einer rassisch und kulturell gebundenen Gemeinschaft. Gelingt es, dies Forschungsziel zu erreichen — und dafür sind hier die Bedingungen besonders günstig — so wird damit endgültig eine rostige Wissenschaftsauffassung beseitigt. Und zusammen mit diesem zweiten Grossziel vermag volkskundliche Forschung hier der Geschichtswissenschaft einen wertvollen Dienst zu erweisen.

Die Geschichte versucht zu erforschen, welche deutschen Stämme an der Zusammensetzung des baltischen Deutschtums beteiligt sind. Die dahingehenden Bemühungen können wirksam durch sprachliche und brauchtümlige Volkskundeuntersuchungen unterstützt werden. Denn das ist ein rechtes Wunder, wie zäh sich altes Sprach- und Sittenbrauchtum hält; steter Vergleich mit den Ergebnissen der Stammesvolkskundeforschungen in Deutschland wird hier helfen, die Herkunft der Deutschen in den Bauernkolonien z. B. zu bestimmen — und eine einwandfreie Erkenntnis darüber ist in mancher Hinsicht wertvoll. Vergleich mit reichsdeutschen Ergebnissen wird aber nicht nur in diesem Punkte erforderlich sein, sondern muss im Grossen vorgenommen werden. Denn es bleibt bestehen: «Immer stärker setzt sich die Erkenntnis der Wichtigkeit durch, die die volkskundlichen Erscheinungen der deutschen Kulturgebiete jenseits der deutschen Grenzen auch für die Einsicht in die innerdeutsche Entwicklung haben». (John Meier im Vorwort zu dem eingangs erwähnten Heft «Deutsche Volkskunde im ausserdeutschen Osten»).

Als weiteres grosses Hauptziel steht aber der Volkskunde die Lösung der grossen Aufgabe bevor, die die lange Schicksalsgemeinschaft mit dem lettischen Volke aufgibt. Die fremden Einflüsse sind nicht nur (s. o.) zur Wesensbestimmung des baltischen Deutschtums notwendig, sondern das Hinüber und Herüber starker kultureller Einflüsse rollt eine wichtige, dringliche Fragestellung auf. Es ist spannend, die gegenseitigen Beeinflussungen in Sprache und Brauchtum festzustellen, wichtiger aber ist, aus diesen weitere Schlüsse zu ziehen auf die Haupteinflussgebiete und die Stärke der Einflüsse. Die lettische Volkskunde ist mit ihren eigenen Forschungen viel weiter als eine baltisch-deutsche Volkskunde; denn als eine vorwiegende Bau-



ernvolkskunde hatte sie es ja auch forschungsgeschichtlich leichter. Gute und für beide Teile erspriessliche Zusammenarbeit kann erst dann geleistet werden, wenn unsererseits mit umfassendem, möglichst vollständigem Material entgegengearbeitet wird. Dann wird es möglich sein, ruhig und nüchtern das kulturelle Miteinander der beiden Volkstümer ins richtige Licht zu rücken. Dieses Ziel ist nicht nur ein wissenschaftliches, sondern gewinnt vielmehr grösste Bedeutung für das alltägliche Leben. Es genügt nicht, festzustellen, welche Worte auf dieser und welche auf jener Seite entlehnt sind, es genügt nicht, zu erarbeiten, welche Festsitten (Krautabend oder Johannisfest z. B.) deutschen oder lettischen Ursprungs sind — am Ende all dieser Vorarbeiten muss die stete Besinnung stehen: wie weit sind zwei Volkstümer, lange Zeiten durch gleiches Schicksal und gleiche Heimat zusammengebunden, zur Ausprägung von Gemeinsamkeiten gekommen, die innerster Besitz geworden sind? Ist überhaupt Beeinflussung zweier verschiedener Volkstümer möglich? — dieser grossen Frage des Tages begegnet die Volkskunde hier auf Schritt und Tritt, und wird Beträchtliches zu ihrer Lösung beisteuern können, da viele Jahrhunderte friedlichen Miteinanders besonders gültige Schlüsse zulassen dürften.

So steht eine baltisch-deutsche Volkskunde vor vielen und wichtigen Aufgaben, wissenschaftlichen und lebenspraktischen. Diese aber sind die dringlicheren. Gilt es doch, einem innen und aussen im Kampf stehenden Volkstum die rechte Selbsterkenntnis vorzuführen, die allein zur Kräftigung und Gesundung seiner Gemeinschaften, und damit seiner selbst, führen kann. Es ist viel an diesem Gemeinschaftswerk zu tun — und dies ist das Schönste an der Volkskunde: nicht ein Einzelner macht die Arbeit, sondern alle müssen helfen. Volkskunde ist nur durch und mit der Gemeinschaft möglich.

## Die neue Haltung in der deutschen Dichtung der Gegenwart

*Von Otto v. Petersen*

Umwälzungen, auf welchem Gebiet des kulturellen Lebens sie immer geschehen, vollziehen sich nicht zusammenhanglos, noch viel weniger vermöge vorheriger programmatischer Festlegung oder Errechnung. Sie sind nicht Sache der Mode. Sie sind Sache der Ge-

samthaltung. Sie werden im engsten Zusammenhang mit dem flutenden Gesamtleben, mit der Wandlung des inneren Menschen im Dasein des einzelnen wie der Völker. Die Dichtung ist das feine Barometer, das die sich wandelnde Haltung ankündigt.

Die Nadel dieses Barometers wies in der jüngsten Vergangenheit auf den Naturalismus, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Teil unter Antrieb von Frankreich und Russland sich entwickelte, mit seinen Ausläufern in das 20. Jahrhundert hineinreichte. Er ergriff als herrschende Strömung Literatur, Kunst, Philosophie, die ganze Lebensauffassung, verdichtete sich hier zu materialistischer Grundeinstellung und triumphierte in der Wissenschaft durch die Führerrolle der vorwiegend empirisch gerichteten Naturforschung. Dieser entlehnte die Literatur die Normen ihrer Auffassung und Gestaltung. Der Mensch wurde zum Produkt der lediglich empirisch gedachten Natur, ein Bündel von physiologisch fassbaren Einzelteilen, von Stimmungen und Reflexen, animalischen Instinkten. Keine Erhebung zu seiner höheren Bestimmung schien dem Menschen möglich. Er wurde als in die Zwangsklammer der Naturgesetze geklemmt empfunden. Aus der Anpassung der Arten formte sich in bezug auf das Menschenleben das alles beherrschende Gesetz des Milieus. Gleichfalls aus der Naturwissenschaft stammte die Deszendenztheorie: die Vererbung bestimmte den Menschen ganz. Alles, was er ist, ist er durch das Vererbte und den Einfluss der Umgebung. Dagegen kann er nicht an. Das liegt im Naturgesetz. So weicht jede Verantwortung. Kein Vorwurf darf den sinkenden Menschen treffen. Mitleid gebührt ihm. Das Feinste, was der Naturalismus zeitigen konnte, war jenes tiefgreifende Mitfühlen mit dem hoffnungslos sinkenden Menschen, wie es schön und mit oft verwehendem Schmerzempfinden in den Werken Gerhart Hauptmanns lebt. Diese Auffassung aber bedeutete Ausschaltung des Willens. In ihr war kein Raum für den sittlich ringenden Menschen, der unglücklichen Anlagen und einem erstickenden Milieu sein Stück Menschentum abtrotzt. In ihr war kein Raum für den Helden.

Die neue Zeit beginnt mit der Geburt des Helden.

Wille zu neuer Verantwortung, Aufstraffung zu neuer Gesinnung der Tat wachsen. Der Held erwacht. So gestaltet ihn Stefan George in seinem Gedicht «Die Tat». Der junge Held, der in dem Walde, der von Schrecknissen pocht, das Ungeheuer erlegte, schaut in eine Zukunft voller Gefahren und stählerner Zusammenfassung der Kräfte:



Und als vor seiner hand bewehrt mit blossem degen  
Das ungetüm in gift und glut getaucht erlegen:  
Verfolgt er seine bahn erhellt vom fackelbrand,  
Die schönen blicke still und grad zum himmelrand.

So zieht der junge ritterliche Held seiner Strasse, das Herz der weitesten Hoffnung noch unerfüllter Schicksalswelten offen, im Bewusstsein seiner heiligen, überirdisch geweihten Pflicht, Gefahrbedrohten Schutz zu sein.

Wenn der heldische Mensch sich in dem Glauben festigt, dass sein Weg der rechte ist nicht nur für ihn allein, sondern auch für andere, so dass er seinen Pfad nicht mehr als ein einsamer und kühner Abenteurer, nicht als eigenbrödlischer Gigant verfolgt, sondern im Namen vieler; wenn er seinen Weg zum Weg der hinter ihm stehenden Gemeinschaft macht, deren Weg sein Weg wird, so dass beider Schicksale unlöslich mit einander verbunden sind, dann ist der Führer da.

Der Held wird Führer.

Stefan George beschwor in Stunden heißen Ringens um die Zukunft die Gestalt des Führers, in mächtigen Umrissen sah er sie sich über die Wirnisse der Zeit erheben und zu greifbarer Wirklichkeit verdichten. In seinem Werk «Das neue Reich» fordert er von der Zeit den tiefen Sinn des Dichtertums zurück, der lange über dem Hetzen betriebsamer Dezennien verloren gegangen und vergessen worden war. Der wahre Dichter ist Seher, aus dem Chaos der Zeit rettet sein seherischer Blick das tragende Lebensgesetz, schaut er das wahre Zeichen der Zeit. Für unsere Tage wächst dem praktisch vorahnenden Dichter und Seher als Zeichen des Kommenden das Bild des Führertums auf:

. . . . . Ihm wuchs schon heran  
Unangetastet von dem geilen markt  
Von dünnem hirngeweb und giftigem flitter  
Gestählt im banne der verruchten jahre  
Ein jung geschlecht, das wieder mensch und ding  
Mit echten maassen misst, dass schön und ernst  
Froh seiner einzigkeit, vor Fremdem stolz.  
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dünkels  
Wie seichtem sumpf erlogner brüderei  
Das von sich spie was mürb und feig und lau  
Das aus geweihtem träumen tun und dulden  
Den einzigen der hilft den mann gebiert..

Der sprengt die ketten, fegt auf trümmerstätten  
Die ordnung, geisselt die verlaufenen heim  
Ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist  
Herr wiederum herr, zucht wiederum zucht, er heftet  
Das wahre sinnbild auf das völkische banner  
Er führt durch sturm und grausige signale  
Des frührots seiner treuen schar zum werk  
Des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.

Die heldische Haltung wird in die neue Zeit getragen als ein Vermächtnis aus den Jahren der grossen Völkererschütterung. Der Weltkrieg mit seiner furchtbaren Auswirkung und Zerstörung ist doch zugleich das verzehrende Feuer geworden, das unerbittlich auf dem Roste des Leids die Seelen weiss glühte. So fasst Paul Alverdes den Krieg in seinem schönen Buch «Reinhold oder die Verwandelten». Aufwühler des inneren Menschen ist der Krieg. Er ist ein rücksichtsloser Beseitiger des Scheins. Das wahre Sein tritt hervor. Innere Verwandlung vollzieht sich. Es lebt dieses Neue in allen. Keiner aber spricht darüber. Es ist in allen wie ein geheimes Glück, nicht wie ein lauter Ruhm, sondern wie ein stilles, in sich leuchtendes Gefühl, für ein Grosses sich ganz hinzugeben und zu opfern. Dauernd scheint dieses Grosse allgegenwärtig zu sein und misst den Menschen unbestechlich nur seinem Wesen nach. Mit seiner ganzen Alltäglichkeit und seiner kleinen Existenz eines bescheidenen Kanoniers spürt sich der Soldat vor den unentwegten Richterspruch dieses grossen Etwas gerückt. Ein unendlich schlichtes und wahres Heldentum des namenlosen Soldaten wird aus diesem Verbundensein mit einer höheren, einer gänzlich übermateriellen Welt und der unbedingten Verantwortung vor ihr geboren. In dem Kapitel «Allerlieben» lässt Alverdes einen Wanderzug der Toten erstehen, die grosse Marschkolonne der Toten, der Opferstarken des Krieges. Aus diesem unsichtbaren Marsch wird der Marschritt der Zukunft, denn die Toten sind nicht tot, sondern leben in dem Volk als richtungsgebende Kraft, als unveräusserliches Vermächtnis.

Aus dem Erlebnis des Krieges letzte Wahrheit und tragende Wertnormen sich zu erringen suchen J. M. Wehner in «Sieben vor Verdun», K. B. von Mechow in «Das Abenteuer», Beumelburg etwa in «Gruppe Bosemüller», Hans Grimm u. a.

Das Schlachtfeld des Helden wird in das Innere verlegt. In grosser, sich einprägender Linienführung, die Paul Ernst für den ehern notwendigen Gang der Tragödie fordert, wächst der Kampf in die Ebene



des Dramatischen. Die Zusammenballung unheilbringender Umstände gehört der Vorgeschichte, die wir uns mit gesteigerter Phantasiekraft vergegenwärtigen müssen, damit sodann der Blick auf den für das innere Geschehen wichtigen, letzten Ablauf des bereits im Rollen begriffenen Schicksals gerichtet bleibe. So schafft Reinhard Göring seine beiden Dramen, die der Problematik des ungeheuren Völkerkriegen entstammen.

In Reinhard Görings «Seeschlacht» bildet den Hintergrund der Kampf am Skagerrak, während das Geschehen selbst in das über Raum und Zeit hinausragende Reich der Werte hineinstilisiert erscheint. Der innere Kampf der Pflicht wider die Pflicht vollzieht sich. Tiefe Zweifel der Menschen steigen auf. Unter der elementaren Wucht des Anpralls findet der Zweifler die Pflicht des Augenblicks, die nähere Pflicht, die er bis zum letzten Augenblick erfüllt. Ähnlich packt Fritz Unruh das Problem in seinem Gemälde der Hölle vor Verdun «Der Opfergang».

Um den gleichen Mut, dem Schicksal nicht auszuweichen, sondern ihm entgegen zu gehen, es auf die Schultern zu laden, handelt es sich auch in Reinhard Görings «Scapa Flow». Das gleiche qualvolle Suchen der Pflicht.

Die deutsche Flotte ist in der Bucht von Scapa Flow interniert. Dumpf brütet die Mannschaft dahin. Trübe Bilder zeichnen sich an trübem Hintergrunde ab: keine Heimat mehr, kein Ziel. Alles versank, was noch vor so greifbar kurzer Zeit Todbereite zu mannhafter Tat begeisterte. Manche suchen einen Ausweg in den Wellen. Wie eine trübe Mahnung zum Aushalten ohne Hoffnung auf eine leichtere Zukunft tönt das Kommando des wachthabenden Offiziers in den dunklen Raum: «Haltet die Glieder wach».

Der deutsche Admiral schickt seine Frage nach der Heimat hinüber. Gespannt lauscht er. Sie bleibt ohne Echo. Die Heimat ist stumm. Gewaltig — gespensterhaft ist diese Szene konzipiert. Dies Fragen ohne Echo erhält etwas von jener beklemmenden Innerlichkeit des Fragens und Suchens in den Weltenraum hinein, aus dessen Dunkel eine ewige Stimme jeden Augenblick antworten muss, aber in unbegreiflichem Zögern schweigt.

Froher ist die Stimmung auf den englischen Schiffen, aber auch hier zeigt sich eine unruhvolle Sorge. Es liegt deutlich spürbar etwas Ungewusstes in der Luft — ein zögernder Entschluss, ein Verhängnis, das die modernen Mittel der Technik nicht fassen können.

Dieser zögernde Entschluss entsteigt seinen Urtiefen des Unbe-

wussten und wird Erfüllung. Der deutsche Admiral hat sich zu seinem Entschluss durchgerungen. Ein Lichtsignal blitzt auf, eine Detonation erschüttert das Wasser. Der deutsche Admiral mit seiner Mannschaft, vom Lichtkegel des englischen Scheinwerfers beleuchtet, steht auf Deck des Flaggschiffes. Es sinkt. Es sinken die Mannschaftsschiffe der internierten Flotte mit.

Der deutsche Admiral, von englischen Matrosen gerettet, steht vor dem englischen, der ihm vorhält, die Gesetze der Menschheit verletzt, Menschenleben hingeopfert zu haben. Der Angeredete wiederholt die letzten Worte, die ganze Schwere des Vorwurfs auf sich nehmend. Der englische Admiral fragt seinen Gefangenen, ob er noch einen Wunsch habe. Da strafft sich dessen Gestalt. Er wendet sich der Heimat zu und spricht von der Bühne herab gleichsam in den Weltenraum hinein:

Heilige Erde dort,  
Heiliges Vaterland:  
Gewissenlose Männer,  
Sagt man, zeugst du,  
Sendest sie aus  
Zu zerstören  
Und der Menschheit  
Heilige Gesetze  
Zu verletzen.  
O mein Land, mein Land,  
Männer, deren Herz  
Dir in Treue schlägt,  
So lange es Kraft hat.  
Verkenne uns nicht,  
Die Tat, die ich tat,  
War dir zum Wohle gedacht  
Wie es Männern  
Einzig natürlich ist.

— — — — —  
Einzigster Trost,  
Denn dunkel, dunkel  
Ist der Blick in die Zeit.  
Wer Augen bekam  
Sieht nur Dunkel,  
Uns sind dort  
Augen geworden.



Das Dunkel hat uns berührt,  
Wir wären verzweifelt,  
Wenn wir dich nicht hätten,  
O Land, o Heimat,  
O Freunde, o Kameraden.  
Was hat der Mann  
Anderes,  
Als seine Freunde,  
Die Helfer,  
Die Ja-Sager bei der Tat  
Denen aus dem Herzen er handelt.

Der Admiral reckt sich empor, in festem Glauben, seine Pflicht getan zu haben, ohne Aussicht auf Dank, ohne Echo aus der Heimat.

Einem englischen Seekadetten entfährt der Ruf: «Deutscher Schurke!» Die Profanierung dieses feierlichen Augenblicks, in dem ein Mann sich zu seiner Pflicht bekennt, verabscheuend, verlassen die englischen Matrosen betreten ihren Kameraden, der jammernd zusammenbricht.

So hat auch hier ein Mann durch mutige Aufsichtnahme des Schicksals das Schicksal aktiv überwunden. Das Schicksal kann wohl den Menschen als sinnliches Wesen vernichten, als sittliches Wesen aber kann er sieghaft seinen Wert bis zum letzten Atemzuge behaupten und dadurch stärker sein als das Schicksal.

Die grossen Schicksale und Brandungen der Weltereignisse lassen uns gering sehen, was uns bisher so ausserordentlich wesentlich erschien, auch die liebevoll gepflegten Einzelheiten einer distinguierten Existenz: «Auf diese Dinge kommt es nicht mehr an.» So — Rudolf Binding in seiner Meisternovelle «Unsterblichkeit».

Schöne Buchen auf dem flandrischen Gute derer van Bevern müssen fallen. Fräulein van Bevern sucht den Fliegeroffizier auf, um die Bäume des Gutes zu retten, weicht aber zurück vor der ungewollt erhabenen Haltung des jungen Menschen, der, den Bussard auf behandschuhter Linken, dasteht, mit seinem Blick den ganzen Himmel ergreifend, etwas von einer grossen anderen Welt in den Augen: nur die «unendlichen Fernen» gingen ihn an.

Dann — ein anderes Bild. Auf dem Flugplatz schwirren die Propeller. Der Staffelführer steht vor seinem Kampfvogel, gerüstet, den schweren Fliegerhelm unter dem Arm. Vor ihm die Vertraute des Fräulein van Bevern. «Sind Sie die Vertraute des Fräuleins?» —

fragte er kurzerhand; «ich meine so vertraut, dass Sie ihr ein Wort überbringen dürfen?» Gudula verneinte es nicht. «Dann sagen Sie dem Fräulein,» sagte er und machte eine schwere Pause: «— es solle mich vergessen. — Ich stehe mit beiden Beinen im Krieg. — Niemand kann wissen, ob er davonkommt.» Weitere Worte verschlingt der Lärm des angeworfenen Propellers.

Der junge Fliegeroffizier schwingt sich in seinen Sitz. Die Kampfstaffel steigt in die Luft. Und hinter ihm schwindet die Welt, zu winziger Bedeutungslosigkeit verschwommen: «Auf diese Dinge kommt es nicht mehr an».

Von der Gewalt dieser anderen Welt, die ihr zuerst im Blick des Todgeweihten aufging, angezogen, wird Fräulein van Bevern über die distinguierten Einzelheiten ihrer aristokratischen Existenz, an denen sie so sehr hing, hinausgehoben, was sich in dem romantischen Schluss mit tief symbolischen Aufklang taktvoll-zart und zugleich in dem gewaltig konzipierten Bilde des unendlichen Meeres ausspricht.

So erscheint die Figur des Helden unter vielfältigem Aspekt. Held ist der Ritter, der auf heiliger Wacht steht, dessen Kraft dem Schutz der Schwachen gilt, der zum Abenteuer in die Welt aufbricht. Held ist der Führer, der das wahre Zeichen auf das Banner heftend, das Volk mit sich fortreisst und dessen Schicksal verantwortungsbewusst trägt. Held ist der Kämpfer inneren Schlachtgebiets, der um die sittliche Entscheidung seines Gewissens ringt, der den schwersten Waffengang ausficht zwischen zwei Pflichten. So sucht der Held in Hanns Johsts Drama «Schlageter» nach der inneren Befehlsstelle, dem inneren Muss, das flammend und gross und verantwortungsautoritär sei. Held ist der aktive Träger und Bejager des Schicksals. Der Held richtet seinen Blick in metaphysische Fernen. Hinzu tritt der Held des Alltags, der in dem Dienst seine Weihe empfängt, im Dienst an dem Nächsten, Dienst an der Scholle, Dienst im Beruf, Dienst an der Familie, Dienst dem Vaterlande.

Der heroische Mensch in dem ganzen Reichtum seiner Erscheinungsformen reckt sich empor. Das bedeutet indessen nicht Vereinzelung, nicht Loslösung von Boden und Volkstum, nicht die Predigt eines antisozialen, eines antigemeinschaftlichen Geistes. Vielmehr herrscht hier der Gedanke der Verwurzelung des einzelnen im Ganzen und der unbedingten Pflicht des einzelnen vor dem Ganzen.

Ein neues Gemeinschaftsgefühl erwacht.

Dieses spiegelt sich u. a. in den Bestrebungen, die Dichter um



eine junge Zeitschrift sich zusammenschliessen lassen, um die Zeitschrift «Das innere Reich», herausgegeben von Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow. Hier offenbart sich ein tiefes Gemeinschaftsgefühl, wie es als Vermächtnis aus den gewaltigen Erschütterungen und der Summe heroischen Einsatzes im Weltkriege stammt. «Aber — so heisst es in den Eröffnungsworten zu Beginn des 1. Heftes des «Inneren Reich» — es war nicht das Ende, — heute wissen wir es anders. Der Abgrund hat sich geschlossen, das Wunder ist geschehen: die Deutschen sind ein einziges, ein einiges Volk geworden ...»

Das Gemeinschaftsgefühl gewinnt, wie es gleichfalls in dem Kriegserlebnis beschlossen und vorweggenommen lag, vielfach den Charakter des kameradschaftlichen Zueinanderstehens. So schreibt Paul Alverdes in «Die Pfeiferstube» ein Buch von der Kameradschaft, der männlichsten aller Tugenden. Ein Zimmer mit breiter Terrasse davor, mit dem Blick auf Park und Felder beherbergt Soldaten, die Kehlschüsse empfangen. Das, was sie gemeinsam durchmachen und tragen, eint sie zu einer vertieften Gemeinsamkeit.

Das neue Gemeinschaftsgefühl ist zu einem wesentlichen Teile auch ein neues Traditionsgefühl, ist verankert in dem Bewusstsein gemeinsamer Ahnen, einer gemeinsamen Geschichte, die schon oft durch Sturm und Branden der Zeiten führte. Die Reihe der Väter ersteht. Vor ihnen zu bestehen ist der Wille gespannt, ist innere Verpflichtung. So lehrt eindringlich Hans Grimm, so gestaltet es Rudolf Binding, so Hans Carossa, so Friedrich Griese u. a.

Friedrich Griese verfolgt die Geschlechter zurück, die Kette der Ahnen, die unsere Gegenwart formen, die uns selbst formen. Ehrfurcht vor den Vätern gebührt uns. Fern ist dem Dichter pietätlose Verachtung und Überheblichkeit gegenüber gewesenen Geschlechtern. Im Gegenteil, er fühlt sich klein vor ihnen. Stark ist das Bild konzipiert, wie der Kreis der Ahnen ihn umsteht und der Nachgeborene sich fragt, ob er wohl wert sei, deren Namen zu rufen:

Wehe, ihr alle, mir! Ihr schliesst den Kreis um mich eurer Hände, schliesst ihn fester und engt mich ein und schüttelt die Häupter, die wissenden Häupter, um mich, den Jüngsten, den Fehlgeborenen!

Denn wer bin ich? Wie darf ich es wagen, bei eurem Namen euch zu rufen? Euer war alles, Flut und Ebbe des Meeres, der rauschende Wald, so tief er war, euer die Breiten der Äcker.

Ich aber wohne auf fremdem Boden! Die Schwelle des Hauses,  
der ich entschreite, die kargste Krume des Bodens unter den  
Füssen —

ureigen und fremd ist alles, ein Mietling  
bin ich der Erde!

Öffnet den Ring eurer Hände. Doch fröhlich bin ich im Schmerze.  
Öffnet die Hände und reiht euch zur Kette und lasst mich tastend  
an ihr zum Ende schreiten; nein, nicht zum  
Ende!

Denn da ich dich, Vater, grüsse, da ich das schütterte Haar in  
Ehrfurcht

dir um die Stirne lege, den Siegerkranz, und mit zagenden Augen  
suche den Ort, der mich an die Kette  
bindet,

kommt mein Knabe gesprungen. Selige Väter, mich nennt  
ein Knabe: Vater, wie ich euch nenne, ein Sohn!

Fröhlich bin ich im Schmerze; euch gab einen Erben  
der Fehlgeborene!

Lasst mich am Wege und nehmt den Sohn. Denn sein ist noch  
alles:

das schwingende Rad der Sonne, der hoch am steigenden Bogen  
in die Wölbung gehämmerte eherne  
Kreis der Gestirne.

Er fängt im Bach die wendigen Fische. Wo seine eilenden Füsse  
Gras und Kraut am Wege treffen, wächst es nur ihm. Und immer  
ruft zu seiner Jagd der tönende  
Habichtruf.

So tritt er ans Ende der Kette. In seiner Jugend, Vater,  
unbedenklich tritt er zu dir und scheut nicht die Väter.  
Hoch streckt er die Arme, gewendet den Blick  
gen Morgen.

Ich nahm ihn von euch. So eilend sein Fuss auch schreitet, euch  
wird

er nicht entschreiten. Er geht dorthin, woher ihr gekommen:  
die Stirne erhoben, die Wimper gebadet im  
Licht der Verheissung.

Gemeinsamkeit des Blutes und die Gliederkette der Geschlechter  
ist hier nicht im Sinne naturalistischer Vererbungslehre gefasst. Es  
handelt sich nicht lediglich um die empirische Tatsache vererbter, so  
und so beschaffener Anlagen, nicht um die blosse Feststellung physio-



logisch untersuchter Abhängigkeit, nicht wird das Phänomen zu einem materialistisch mechanischen Vorgang empirisch-naturwissenschaftlicher Kausalität verengt. Vielmehr ist dieses Verhältnis durchseelt gedacht, spannt sich der Bogen der Gemeinsamkeit wesentlich in der Ebene einer sittlichen Welt, ist die Verbundenheit geweiht und geadelt durch die ewigen Beziehungen der Verantwortung, Pietät, Ehrfurcht.

«Das Innere Reich» spricht die Verkettung mit der Vergangenheit, die Schicksalsgemeinschaft der Nation, von der Tiefe her erfasst, eindrucksvoll aus: «Sie (die Nation) ist in jeder ihrer Gegenwartsgestalten immer zugleich die Gegenwart aller ihrer Toten, — nicht nur, die grosse Taten für sie getan, sondern auch, die grosse Gedanken für sie gedacht, und die in Gedichten, Bildwerken und Musiken ihr vergängliches Wesen in dauerhaftes verwandelt haben und sie mit dem Bild und Gleichnis ihrer selbst beschenken, so dass sie sich fortan besser kannte und tiefer, als zuvor.»

So versenkt sich Wilhelm Schäfer in die Vergangenheit, um Antworten auf das Rufen und Fragen der Gegenwart herauszuholen. In seinen «Anekdoten», in «Die dreizehn Bücher der deutschen Seele» sucht er die Odyssee deutschen Wesens und Schicksals zu bannen. Die grosse Zeit der Reformation ersteht. Tief in die Problematik jenes gewaltigen Ringens, im Zusammenhang mit der Tragik unendlich ausgreifender Werdegewalt dringt er in «Huldreich Zwingli. Ein deutsches Volksbuch». Ausdrücklich betont er die mitunter noch immer verkannte Grösse dieser Zeit in seiner Berliner Rede «Der deutsche Rückfall ins Mittelalter», die er den Angreifern vom Frühjahr 1933, als deren Sachwalter sich Romain Rolland befugt glaubt, entgegenwirft. Die Reformation stellt sich Wilhelm Schäfer als ein Werk heldischen Geistes dar. Sie ist nichts geringeres als der Durchbruch der autonomen Glaubenspersönlichkeit unter dem Anruf der Tapferkeit. Die Unbedingtheit des Einsatzes für die Glaubensdinge, jene verzehrende Hingabe, die bis zur Absage an die vielleicht immerhin noch gangbaren Vorteilswege geht, gerade sind das Grosse: «Gerade an der belächelten Sturheit, mit der sich der deutsche Christ in der Reformation an das Wort des Evangeliums klammerte, trat die heldische Verhaltung seiner Natur zutage. Heldisch heisst, von Gefahr umwittert sein; denn anders als in der Gefahr kann sich der Held nicht beweisen.» Der nivellierenden Nützlichkeitslehre jüngster Vergangenheit hält Wilhelm Schäfer den biologisch-bedeutsamen, von innerer Würde getragenen Gedanken organischer Gliederung entgegen, wie er in dem Staatsgefüge des Mittelalters, in der Staffelung der Stände

zum Ausdruck kam. Zwar waren in dem Heerschilde des Kaisers die Stände je nach ihrer Bedeutsamkeit für den Staat übereinandergeordnet, aber es fehlte gänzlich der unwürdige Begriff der proletarischen Minderwertigkeit einer Klasse. Im Gegenteil, jeder Stand fühlte sich in sich gefestigt, fühlte sich in seinem Sinn und seiner Aufgabe religiös verankert: «Die Zunftrollen der Handwerker und die Gildebriefe der Kaufleute waren so heilig wie der Ritterschlag. Der Alltag mit seiner Arbeit war nicht geringer als der Sonntag mit seinem Gebet; denn das ganze Leben stand im Mysterium der Ewigkeit.» In dem staatlichen Bau, im religiösen Leben, in der Kunst herrscht deutsche Gestalt.

Die bewegte Welt der Reformation brandet auch in dem Schaffen des Dichters Erwin Guido Kolbenheyer auf. Lange hat der Dichter den Atem verhalten in intensivster Versenkung und schweigender Hingabe an das Werk, ehe Stück um Stück der gewaltige Quaderbau seines Parazelsus-Romanes in dreifacher Staffeln emporgewuchs. Eine Persönlichkeit von grossem Ausmass steht im Zentrum. Es ist der Arzt und Denker, der Naturforscher und Mystiker, das prophetische Ingenium Parazelsus,—die in ihrer enge Masse sprengenden Schöpferfülle als zusammenhaltendes Spiegelbild der Zeit erscheint. In kühner Horizontumspannung wagt es Kolbenheyer den Gärungskreis der Reformation und Renaissance, den ganzen Reichtum streitender Gedanken und Grundüberzeugungen, das chaotische Wirrnis des Geschehens und Ringens in den Raum seiner Erzählung zu heben. Eine bunte Menge von Menschen, nach Typus und Stand erfasst, in prägnanter Charakteristik lebendig, durchzieht die Heerstrasse der Begebenheiten: Humanisten, Mönche, Kaufherrn, Politiker, Krieger, Bauern, Krämer usw. In seinem starken Drama «Gregor und Heinrich» hebt Kolbenheyer, indem er Kräftespiel und Anschauungsbereich des vorreformatorischen Mittelalters gestalterisch zusammenfasst, das Blickfeld ins Zeitlose weitet, tragende Lebensgesetze für Gegenwart und Zukunft hervor. In dem Roman «Meister Joachim Pausewang» in dem Kolbenheyer u. a. eine plastische Gestalt elementaren und knorrigen Eigenwuchses schafft, leuchtet am Rande des erstehenden Lebenskreises die milde Sonne der Gottesweisheit, wie sie der Gölitzer Schuster Jacob Böhme kündet. Der umständlich mit dem Gänsekiel die Ereignisse seines Lebens aufzeichnende Meister Joachim Pausewang besinnt sich zu Anfang und zu Ende seiner Niederschrift auf die Göttin Philosophie, die über den Staub des Tages hinweghübe, und gedenkt hierbei in Bescheidenheit und Dank seines ein-



stigen Weggesellen Jacob Böhme, dessen «Aurora» ihm in des Tages Last und Wirrsal den Blick in das Ewige weitet.

In der Welt von Jacob Böhme bis zurück zu Meister Eckhart, in der Welt der deutschen Mystik vom 14. bis zum 16. Jahrhundert lebt Hermann Stehr. Nicht als ob Hermann Stehr's Werk Stoffkreis und Kolorit jener Jahrhunderte umschriebe. Aber worum die deutschen Mystiker rangen, ringt auch der Mensch und Dichter Hermann Stehr und mit ihm seine Gestalten, die er aus der Tiefe seiner gottsuchenden, bis auf den letzten Grund des Seins dringenden Seele schafft. Wie die deutschen Mystiker entgegen der scholastischen Begrifflichkeit die Welt religiöser Innerlichkeit retteten, so steht Stehr gegen den materialistisch gewendeten Rationalismus der Moderne, fühlt in ihm die grosse Auseinandersetzung von Mensch und Gott, Diesseits und Jenseits.

Wie der einzelne in dem Strom des Gesamtgeschehens untertaucht, der einzelne dem Ganzen des Volksschicksals verhaftet ist, das Volk als ein lebendiger Organismus handelt, leidet, sinkt und steigt, gestaltet packend im Bilde des dreissigjährigen Krieges Ricarda Huch («Der grosse Krieg in Deutschland»). Gemälde gleichfalls aus dem dreissigjährigen Kriege, aus dem mittelalterlichen Klosterleben, aus dem Jahre 1807 mit seinem Elend und dem aufbegehrenden Bauern Trotz gibt Lulu von Strauss und Torney. Agnes Miegel öffnet in einem Teil ihrer schönen und meisterhaften Balladen Blicke in die Welt des alten Patriziertums.

Das Gefühl schicksalsmässiger Verbundenheit in der gemeinsamen Geschichte, der gemeinsamen Vergangenheit, gemeinsamer Ahnen führt heran an die Schwelle gemeinsamer Urahnungen und Vorstellungen, an die Sage, den Mythos. So schafft Börries von Münchhausen aus dem Reich des germanischen Mythos, getragen durch das Vorbild der Edda-Dichtung «Wodans Ritt». Geheimnisvoll-riesenhaft ist das Ausmass der Dinge. Der Ritt ist ein Ritt an das Ende der Welt. Unbestimmt, wie aus grossen Nebeln steigen die Umrisse des Geschehens auf: Euter der Wale geben Wegzehrung für den Ritt vom Asenheime zu Helas Reich; in einer Nacht werden neun Tagrasten zurückgelegt; Schwerter zucken am Himmel und weisen lodernd den Pfad. In das Reich der Wunder geht der Ritt.

Es heisst:

«Eisströme wälzten die Schollen im Nordermeer,  
Eisberge stürzten zusammen, es stauten die Zacken,

Aus Tiefen des Walmeeres tauchten die Wunder auf,  
Und brausend

Wehten die Winde von Mitternacht.»

Über dunkle Mähnen der Berge geht der Ritt weiter. Wodans  
Donner rollen. Der Ritt geht vorbei am Walde, wo Elche röhren.  
Wodan reitet den nassen Weg über reifkalte Felsen.

«So kam ich zum Ende der Welt

Wild scheute der Hund in der Hela-Klamm

Am Hals meines Pferdes herauf,

Wie Säulen

Bäumten sich Schlangen,

Und vom Gewölbe herab

Hingen die Wurzeln der Weltenesche.» —

— — — — —  
Da sang der Wala Wodan den Weckgesang

Und klopfte mit dem Knaufe des Zauberzweiges

Und murmelte mächtige Worte.

Wie Mythos und Sage als einander Urbesitz empfunden werden, so verbindet auch das Märchen den Menschen mit dem tiefsten Grunde seines Volkes. Hans Friedrich Blunk fordert aufs neue die ungebrochene Kraft des in mechanistisch-entseelten Betrachtungsbahnen vielen verloren gegangenen Glaubens an das Märchen, denn das Märchen bedeutet ihm eine «dem Glauben verwandte Einschau in eine andere Ebene.» Wer die Fähigkeit zu dieser Einschau verliert, lebt nicht ganz, lebt in einer ärmeren Teilfläche unseres Daseins. In Bluncks «Märchen von der Niederelbe» tut sich die Geisterwelt seiner norddeutschen Heimat auf, die Welt der Klabauter, der Moor-kerle, der Meergeister, der Haselfrauen. Die Kraft der märchenbildenden, beseelenden Schöpfung ergreift in ihrem sieghaften Ansturm auch die Bezirke, die ihr ursprünglich feindlich waren, ihr den dumpfen Erstickungstod brachten, die Bezirke des Mechanischen, Entseelten, das Reich der Maschine. So ziehen sie daher die Maschinenkerle, Schlotpucker, Qualmkerle, Rauchkerle, Kolbenknechte und nehmen fragenichtsigt Besitz von den ragenden Schloten, den gewaltigen Schwungrädern und stossenden Kolben, den Eisenbahnen. Und in der Turbine ist die alte kugelrunde Kesselhule zuhause, Frau Susesum.

In die hansische Vergangenheit führt Blunck über den Bogen seiner drei der Problemgebung nach zur Einheit zusammengefassten Werke «Hein Hoyer», dessen Held im Kampf steht um den Sinn des irdischen Daseins, «Berend Fock, die Mär vom gottabtrünnigen Schiff-



fer», «Stelling Rotkinnssohn», dessen Held Bekenner und Verkünder eines Gottes wird. Auf der Suche nach unseren Ahnen dringt der Dichter in weitere noch dunkle Vergangenheit vor, in das Gebiet prähistorischen Lebens. Das Gefühl schicksalhafter Verbundenheit durch die Geschichte weist auf die prähistorischen Ursprünge: «Ist es etwa — schreibt Blunck — tadelnswert, dass wir, die nicht nur das Blut der geschichtlichen Zeit, sondern auch unserer bronzezeitlichen und steinzeitlichen Eltern in unseren Adern tragen, uns ihrer Kämpfe, ihrer religiösen Bewegungen, ihrer Meerfahrten annehmen? .. Wunderlich genug ist zuerst das Gefühl des Erschliessens endloser Spannen von Vorfahr zu Vorfahr durch jene dunkle geheimnisvolle Welt. Aber ich glaube, erst wenn wir versuchten zu ergründen, wie wir waren und wurden, wollen wir zu deuten wagen, wie wir sein werden.» Bronzezeit, Steinzeit, Eiszeit schildern nacheinander die Erzählungen. «Streit mit den Göttern», «Kampf der Gestirne», «Gewalt über das Feuer».

Zu der blutmässigen Verbundenheit mit den Ahnen, der Zusammengehörigkeit durch die historischen Schicksale tritt ein wesentlicher formender Faktor: die Landschaft. «In keiner anderen Zeit ist die deutsche Landschaft mit solcher Inbrunst beschworen worden, wie gerade in unserer letzten Gegenwart. Die eine, einzige Antwort darauf ist die, dass wir uns aufmachen wollen, in dieser Landschaft einen wesentlichen Teil der oft verhaltenen, immer aber lebendigen und wirkenden Kräfte zu erkennen, die Gegenwart und die Zukunft unseres Volkstums immer deutlicher erkennbar mitbestimmt haben.» So spricht am 14. Januar 1933 Friedrich Griesse zu der Münchener Studentenschaft.

Und Friedrich Griesse ist ein Dichter der Landschaft, ein Kündler der Landschaft, der aus seinem bäuerlichen Blut mit ihr lebt, mit ihr eins ist. Die dumpfen, ahnungsmässig nur zu ergreifenden, oft gewitterschwül lastenden, unerklärlich geheimsten Bindungen sind ihm nicht durch Nachempfinden, sondern durch ureigenstes, schmerzvolles Durchleben und Auskosten kund. Oft steht das Land auf in seiner beklemmenden, gespensterhaften Grösse, das den Menschen zwingt: er will es selber kaum glauben, dass es so geschah. Die Erde ist nicht tot, nicht eine Ware, um die gefeilscht werden darf, und die einer hat oder nicht hat. Die Erde hat den Menschen. Die Erde lebt. Sie ist schöpferisch, voller Unruhe und Unrast der Werdegewalt wie der nordische Mensch selbst. Die Erde dient nicht allein dem Menschen. Der Mensch hat seinen Dienst an ihr zu tun. Sie fordert ihn ganz. Der Bauer und die Erde, sie sind ein unlöslich verflochtenes Schöpfer-

ganzes. Sie ringen um die heilige Fruchtbarkeit des spriessenden Lebens, des Wachstums Gottes. So in der Novelle «Das Korn rauscht», in der ein Bauer nicht sterben will, weil er auf seinem letzten Rundgang vergessen hatte, nach dem Zuschlag zu sehen und von dort her das Korn rauschen hört. So — in der Novelle «Die Pflüger», wo nach dem dreissigjährigen Kriege Friede eingeläutet wird: da läutet eines uralten Pfarrers Hand, der nach Menschen die Öde absucht, Friede. Deutlicher wird nun die Sprache des Kornes, die singende Rede: Das Korn spricht: «Ich bin nicht nur deinetwegen da. Du, der Mensch, wurdest auch gesetzt unsertwegen. Damit du sein kannst, sind wir. Dass wir nicht ersterben, bis du erschaffen. Mensch und Tier verging in der Not und dem hundertfachen Tode der Zeit. Du bliebst als Träger kommenden Lebens, bliebst, damit wir wieder Ernten geben können. Das Geheimnis, das um dich ist, ist auch um uns. Du wusstest nicht, was es war, das dich tun liess, wie du tatest. Der dich setzte und uns, der wusste es.» So — in der Novelle «Die letzte Garbe», in der der Bauer Hans Buss das geschändete Korn, den geschändeten Hof, seine geschändete Tochter furchtbar rächt und dann die Stätte der Schändung durch Feuer tilgt. So — in der Novelle «Der Saatgang». So — in seinen Romanen «Winter», «Der ewige Acker», «Das letzte Gesicht». In dem Roman «Der Herzog» schafft Griese die aus vollem Impuls heraus lebende Gestalt des Mecklenburger Herzogs Karl Leopold (1713—1747), der für die Bauernsiedlung eintritt. Auch spielt in interessanter Weise die Auseinandersetzung des Slavischen und Germanischen hinein.

Wir gingen davon aus, wie Dichtung nicht ein Isoliertes ist, sondern als ein feiner Gradmesser das Steigen und Sinken, die geistesgeschichtlich bedingte Bewegung unseres gesamten Daseins anzeigt, wie aus diesem ganzheitlichen Leben heraus und aus einer Umkehr im Ganzen erst, die unser Sinnen und Trachten bis in das letzte erfüllt, eine neue Haltung ersteht. Alles Werden aber ist ein ewiger Fluss, ein immer erneutes Schaffen. So lebt diese Haltung erst in werdenden Gestalten. Es bahnten sich im Wogen der Zeit neue Energieeinsätze an, sammelten sich Kraftströme, formten sich neue Gesichte. Als die Zeit erfüllt war, traten sie in Erscheinung. Dass sie immer mehr Wirklichkeit werden in den Menschen, die durch sie ergriffen werden, und durch deren Leben und Tat, liegt in der Zukunft.

An der Schwelle der neuen Zeit steht der Held. In gewandelten Formen steht er vor uns. Er ist von metaphysischer Kraft getragen. Er ist Diener im Alltag, an dem Boden, der Familie, dem Staat. Der



Held löst sich nicht von der Gemeinschaft. Er steht in ihr. Ein neues Gemeinschaftsgefühl entsteht. Das Heldentum wie das Gemeinschaftsgefühl wachsen als Vermächtnis aus der Zeit bitterster Not und gewaltigsten Einsatzes, aus der Zeit des grossen Krieges. Das Gemeinschaftsgefühl ruht zugleich auf dem Bewusstsein blutmässigen Zusammenhanges mit den Ahnen. Es ist ein neues Traditionsgefühl, das den naturalistischen Begriff der Vererbung umformt und durch die sittliche Wertung überwindet. Die Ahnenverbundenheit erweitert sich zu dem Gefühl historischer Schicksalsgemeinschaft, die in die vorhistorische Zeit zurückreicht, in Mythos, Sage und Märchen aufklingt. Die Verwurzeltheit in der Landschaft, der schöpferisch lebenden und unbedingten Dienst fordernden Erde ist ein am Volkstum entscheidend mitformender Faktor. Durch alles geht aber die springende Welle belebter Tatkraft, gestrafften heldischen Willens.

An der Schwelle der Zukunft steht der Held.

---

## Propst Oswald Erdmann

### Ein baltischer Pastor und Kirchenführer

Nachruf, verlesen am 9. März 1934 auf der Sitzung der Deutschen Synode  
von Bischof D. Poelchau

Am 2. Juni 1933 ist der dimittierte Rigasche Stadtpropst und emeritierte Pastor am Dom Oswald Erdmann von langem, schwerem Leiden durch den Tod erlöst worden. Es ist eine Pflicht der Pietät, dass wir seiner, der Jahre hindurch ein Führeramt unter uns innegehabt und vielen ein treuer Freund gewesen ist, noch einmal in dankbarer Erinnerung gedenken. Die enge Arbeitsgemeinschaft, in der ich lange mit ihm gestanden habe, und meine seit der Jugendzeit fortdauernde herzliche Beziehung zu ihm mögen es rechtfertigen, wenn ich den Versuch wage, der Synode ein knappes Bild seines Lebensganges, seiner Persönlichkeit und seines Wirkens vor Augen zu stellen.

Oswald Erdmann ist am 5./17. August 1871 zu Salaspils bei Riga geboren. Er besuchte das ehemalige Rigasche Gouvernementsgymnasium. Seine Schülerzeit fiel in die Jahre, da diese Anstalt bereits schrittweise russifiziert wurde. Erdmann hat als einer der letzten hier noch eine völlig deutsche Bildung empfangen und das Abiturientenexamen in deutscher Sprache abgelegt. Im August 1890 bezog er die Universität und wurde als Student der Theologie immatrikuliert. Neben dem Studium, das er mit dem Grade eines Kandidaten

der Theologie abschloss, hat er als Landsmann der Fraternitas Rigensis regen Anteil am Burschenleben genommen und sich durch seine lebenswürdige Persönlichkeit viele Freunde fürs Leben gewonnen. Nach Beendigung des Studiums war es ihm vergönnt, sich noch einige Monate in Deutschland speziell auf dem Gebiete der Inneren Mission weiter auszubilden. Die Erinnerung an seine zeitweilige Mitarbeit in der Berliner Stadtmission, die damals noch unter Stöckers Leitung stand, blieb ihm wertvoll bis an sein Ende. In die Heimat zurückgekehrt, bestand er die Examina pro venia concionandi und pro ministerio vor dem Livländischen Konsistorium und hielt sein Probejahr bei Pastor Döbner ab. Am 22. November wurde er zum Pastor von Berzone ordiniert und hat in dieser Landpfarre die ersten 6 Amtsjahre hindurch eine reich gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Die seinerzeit stark von der griechischen Konversion heimgesuchte Gemeinde wies eine für baltische Verhältnisse geringe Seelenzahl auf. So bot sie dem Anfänger ein übersehbares Arbeitsfeld. Mit dem Feuer der ersten Liebe hat Erdmann ihr gedient, und trotz der verhältnismässig kurzen Zeit, die er in ihrer Mitte wirkte, hat ein freundliches Verhältnis zu ihr bis zuletzt fortbestanden. Erdmann beherrschte die lettische Sprache so meisterhaft, dass er häufig für einen Letten gehalten wurde. Dazu war ihm in hohem Masse die Gabe volkstümlicher Rede geschenkt. So wurde sein Name bald weit über die Grenzen seines Kirchspiels hinaus bekannt. Auf zahllosen Bibelfesten hat er damals als Festredner gewirkt und immer eine dankbar lauschende Gemeinde gefunden. Im Jahre 1904 wurde er zum Pastor der lettischen Gemeinde an der Martinskirche in Riga berufen. Hier lagen die Verhältnisse nicht einfach. Bei der Wahl hatten sich Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten ergeben. Erdmann, dem es sehr schwer fiel, seine erste Pfarre zu verlassen, trat die neue Arbeit zagenden Herzens an. Sehr rasch aber fasste er auch hier festen Fuss. Die Gaben, die ihm schon einmal die Wege geebnet hatten, gewannen ihm wiederum rasch die Herzen. Er ist von seiner Gemeinde in einem Masse verehrt und geliebt worden, wie es schon damals nur selten noch einem Pastor deutscher Nationalität seitens einer lettischen Gemeinde widerfuhr. Solche Liebe und Verehrung aber fiel ihm nicht unverdient in den Schoß. In vorbildlicher Treue hat er das Amt verwaltet und hat mit feinem Takte verstanden, der Stellung, die er als Deutscher unter den Letten hatte, gerecht zu werden. Als sich im Jahre 1906 der Deutsche Verein auftrat und ein kräftiges Zusammenwirken aller Deutschen zum Zwecke der Erhaltung und des Ausbaus



unseres Volkstums einsetzte, da hat Erdmann alle an ihn und an seine Gattin ergehenden Bitten um Übernahme von Führerposten ganz entschieden abgelehnt mit dem Hinweis darauf, dass er seiner Gemeinde unverständlich werden müsse, wenn er den Unterschied der Nationalität in betonter Weise hervorhebe. So sehr er mit vollster Herzenshingabe und aus innerster Überzeugung heraus sich seines Deutschtums bewusst war, so sehr respektierte er doch in freiwilliger Selbstbeschränkung die Grenzen, die ihm für die öffentliche Betätigung seines Volkstums durch die, ein rückhaltloses Vertrauen voraussetzende, seelsorgerliche Arbeit an der lettischen Gemeinde gezogen waren. Als Pastor an der Martinskirche hat Erdmann die Revolution von 1905 erlebt. Es war ganz charakteristisch, dass er auch in den wirrsten Tagen keinerlei wirklichen Gefahr ausgesetzt war. Er hat ein paarmal in Einzelfällen Schwierigkeiten mit Gemeindegliedern gehabt, hat aber im übrigen die ganze Zeit hindurch unangefochten auf seinem Posten bleiben und seines Amtes walten können. Die Gemeinde stand geschlossen hinter ihm.

Sieben Jahre lang hat Erdmann der Martinsgemeinde gedient. Im Jahre 1911 erging an ihn der Ruf zum Pastor am Dom. Nicht leichten Herzens hat er den nochmaligen Amtswechsel vollzogen, und nicht leichten Herzens hat seine Gemeinde ihn gehen lassen. Aber das Arbeitsfeld, das sich ihm erschliessen sollte, lockte ihn mächtig, und wohl mit Recht glaubte er in den Umständen, die zu seiner Wahl geführt hatten, Boten Gottes zu erblicken. So folgte er denn dem Rufe und hat volle 20 Jahre, den grössten Teil seiner Amtszeit, am Dom wirken dürfen. Die Art der Arbeit war ihm hier vollkommen neu. Hatte er bisher an einer Riesengemeinde von annähernd 20 000 Seelen gearbeitet, die er als einziger Pastor sonntäglich bediente, so musste er sich nun darein finden, sich mit zwei Amtsbrüdern in die Betreuung einer zahlenmässig viel geringeren Gemeinde zu teilen. Das bedeutete in mehr als einer Beziehung eine innere Umstellung. Dazu kam, dass er bisher nur ganz ausnahmsweise Gelegenheit gehabt hatte, in deutscher Sprache zu predigen und dass er fast ausschliesslich die Gabe in sich herangebildet hatte, in einer der lettischen Eigenart sich anpassenden Volkstümlichkeit zu reden. Erdmann hat alle diese Schwierigkeiten überraschend schnell überwunden. In williger Freundlichkeit gliederte er sich der Arbeitsgemeinschaft mit den beiden Amtsbrüdern ein, und bald ergab sich ein überaus inniges Verhältnis der drei Dompastoren untereinander. Mit grosser Treffsicherheit fand er auch für die Predigt in der Muttersprache den Ton,

bei dem die Gemeinde aufhorchte. Sein Beichtkreis wuchs von Jahr zu Jahr, und auch hier wieder wurde er in hohem Masse von Liebe und Vertrauen getragen.

Bereits wenige Jahre, nachdem er Dompropst geworden war, wurde Erdmann zum Rigaschen Stadtpropst erwählt. Er war als zweiter Kandidat für dieses Amt zur ministeriellen Bestätigung vorgestellt worden und hatte darum in keiner Weise damit gerechnet, dass diese Bestätigung eben ihn treffen könne. Die Amtsbrüder aber sahen ihn freudigen Herzens an die Spitze der städtischen Kirche treten, und sehr bald sollte sich zeigen, dass es ganz sicherlich Gottes Fügung war, wenn gerade er in diesem Moment mit dem Propstamte betraut wurde. Es war die Zeit, da die Unterdrückung des Deutschtums seitens der zarischen Regierung täglich fortschritt und die nationalen Spannungen im Lande von Tag zu Tage zunahmen. Im Zusammenhange mit der Begründung der lettischen Schützenregimenter wurden vielfach gottesdienstliche Veranstaltungen geplant, die sich in den Rahmen des kirchlichen Lebens nicht wohl einfügen wollten. Erdmann hat, wenn er als Stadtpropst um die Genehmigung zu solchen Feiern angegangen wurde, häufig einen sehr schweren Stand gehabt. Wenn es aber unter den damaligen Rigaschen Pastoren einen gab, der dieser Situation gewachsen war, so war ganz fraglos er es. Immer in temperamentvollster Weise, aber auch immer mit feinem Verständnis der Volksseele hat Erdmann hier Stellung genommen, und auch, wenn er Bitten abschlägig bescheiden musste, hat die hohe Achtung, die ihm von den Letten entgegengebracht wurde, darunter nicht gelitten. Schon in dieser Beziehung hat er damals dem kirchlichen Frieden und der Erhaltung der kirchlichen Würde ganz unschätzbare Dienste geleistet. Als oberste Aufgabe des Propstamtes aber erschien es ihm von vorn herein, die Pastorenschaft zu beraten und zu führen. Er hat seine ganze Kraft eingesetzt, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Dass ihm das in hohem Masse geglückt ist, davon wissen wir alle zu sagen, die wir ihn als unsern Propst verehrt und geliebt haben.

Die Kriegsjahre hindurch hat Erdmann unangefochten auf seinem Posten ausharren dürfen. Der Kelch der Verbannung ging an ihm vorüber. Je mehr sich in dieser bitterschweren Zeit die Anforderungen an die Träger des Amtes steigerten, je mehr wuchsen ihm Kraft und Freudigkeit zur Verkündigung des Wortes, das allein ein Licht in die düstere Gegenwart werfen konnte. Die Anfechtung lehrte ja damals ganz unverkennbar auf das Wort merken. Sonntag für Sonntag wa-



ren die Kirchen bis auf den letzten Platz gefüllt, und die Gemeinde kam mit dürstender, suchender Seele. Gerade Erdmann ist es in hohem Masse gegeben worden, durch sein kräftiges Zeugnis aufzurichten, zu ermutigen und zu dem hinzuweisen, der allein helfen konnte. Das Band, das ihn mit seiner Gemeinde verknüpfte, schlang sich immer fester, und er hat viel Herzensdank erfahren dürfen für die mächtige Stärkung, die zu bieten ihm geschenkt wurde. Und dann kam der Tag der Befreiung, der 3. September 1917, es kam die Zeit der Okkupation. Erdmann hat, wie wir alle, aufgeatmet, als der schwere Druck, unter dem uns das Russentum solange erhalten hatte, plötzlich wich. Er hat aus tiefster Seele gedankt für diese «Wendung durch Gottes Fügung». Aber er hat keinen Augenblick die ruhige Besonnenheit verloren. Er hat auch unter den veränderten Verhältnissen nicht vergessen, dass wir nach Gottes Rat mit dem lettischen Volke in inniger Schicksalsverbundenheit stehen und ist der sich weithin regenden Hemmungslosigkeit gegenüber aufs tapferste und nachdrücklichste dafür eingetreten, dass alle Unbesonnenheiten, durch die die Beziehungen zu den lettischen Heimatgenossen vergiftet und zerstört werden konnten, unterblieben. Er hat immer wieder mit grosser Entschiedenheit betont, dass es unter den neuen Lebensbedingungen, die sich damals zu gestalten schienen, unsere Aufgabe sein würde, neue Wege zu suchen, um in vertrauensvoller Verständigung mit den Letten eine Kampfes- und Arbeitsgemeinschaft herzustellen, die dem Aufstieg der teuren Heimat zu dienen haben würde. In diesem Sinne rief er bereits am ersten Sonntag nach der Okkupation der Gemeinde, die dichtgedrängt die Kirche füllte, die ernste, auf Selbstzucht abzielende Mahnung zu: jubelt, doch nicht zu laut.

Die 16 Monate, während welcher Riga unter deutscher Herrschaft stand, sind für Erdmann eine Zeit reicher, frischer Arbeit gewesen. Seine Stellung als Stadtpropst brachte ihn unablässig in Berührung mit den Spitzen der Okkupationsmacht, und auch hier fand er in hervorragendem Masse Vertrauen und Anerkennung. Als 1918 der Baltische Landesrat gebildet wurde, erging an ihn der Ruf zur Mitarbeit, und mit brennendem Interesse und vollster Hingabe hat er sich in den Dienst auch dieser Aufgabe gestellt. Gerade das aber sollte für ihn verhängnisvoll werden. Beim Herannahen der Bolschewiken war es ganz klar, dass Erdmann um seiner politischen Betätigung willen sofort kurzerhand abgetan werden würde, und so entschloss er sich nach schwerem inneren Kampfe, am Neujahrstage 1919 das Feld zu räumen. Mehrere Monate hat er damals als Gast eines Geschwister-

hauses in Kiel verbracht. Seiner tätigen Natur war die Arbeitslosigkeit ein Greuel. Er stellte sich dem dortigen Generalsuperintendenten zur Verfügung und wurde von ihm mit der Bedienung einer vor den Toren der Stadt liegenden Bauerngemeinde betraut. Sehr bald zog er die Aufmerksamkeit nicht nur dieser Gemeinde, sondern auch der städtischen Bevölkerung in Kiel auf sich, und man trat mit ihm in Verhandlung, um ihn dauernd für eine Kieler Pfarre zu gewinnen. Erdmann konnte sich zu einer Zusage nicht entschliessen. Es zog ihn mächtig in die Heimat zurück, und die immer greifbarere Gestalt annehmende Hoffnung auf baldige Befreiung unseres unglücklichen Landes machte es ihm zur Gewissenspflicht, sich frei zu halten für den Augenblick, da seine Domgemeinde seiner bedürfen würde. Auf die Kunde von der Befreiung Rigas hin fand er sich gleich nach dem 22. Mai mit mir in Berlin zusammen. Hier erreichte uns ein Brief eines in führender Stellung befindlichen kurischen Amtsbruders, der uns beschwor, von der Rückkehr in die Heimat abzusehen. Er vertrat damals den Standpunkt, dass es eigenwillige Auflehnung gegen Gottes Führung sei, wenn man versuchen wolle, in der alten Heimat eine aufbauende Arbeit zu beginnen. Erdmann und ich haben diese ernste Mahnung aus beachtlichem Munde eingehend miteinander erwogen. Gerade dabei aber wurde es uns beiden immer gewisser, dass wir uns dem hier verlautbarten Standpunkte, zunächst wenigstens, nicht anschliessen durften, und dass wir verpflichtet waren, zum mindesten uns persönlich davon zu überzeugen, ob die Gemeinden, die volles Recht auf uns hatten, nicht eben in diesem Moment unsere Gegenwart und unsere Arbeit forderten. So kehrten wir denn sogleich gemeinsam heim und fanden hier Verhältnisse vor, die uns einfach zwangsweise festhielten. Kaum einen Monat, nachdem wir unsere Arbeit wieder aufgenommen hatten, erfolgte dann die Beschiessung Rigas durch die Esten, und wiederum verliessen weite Kreise der deutschen Bevölkerung die Stadt. Etwa ein halbes Jahr lang waren Erdmann, Stephany und ich die einzigen deutschen Gemeindepastoren, die noch in Riga anwesend waren, und es möge mir nicht verargt werden, wenn ich hier der ganz eigenartigen, innigen Arbeitsgemeinschaft gedenke, die mich damals mit den beiden nun schon heimgegangenen Brüdern vereinte. Diese Zeit gewann für uns eine besondere Note durch den Umstand, dass sie den Umbruch unserer kirchlichen Verhältnisse und die beginnende Neugestaltung unseres gesamten kirchlichen Lebens in sich schloss. Erdmann, als dem Rigaschen Stadtpropste, fiel hierbei naturgemäss eine sehr aktive Rolle zu. Völ-



lig ungesucht, einfach durch die Entwicklung der Verhältnisse gezwungen, trat er so in eine Arbeit ein, vor der er lebenslang ein gewisses Grauen empfunden hatte, in die kirchenregimentliche Tätigkeit. Schulter an Schulter haben wir damals in dem ernsten Ringen gestanden, das dem Werden des deutschen Kirchenwesens den Weg bereitete, und als dann im Jahr 1922 auf der unvergesslichen Februarsynode der erste lettländische Oberkirchenrat gewählt wurde, da war es ganz selbstverständlich, dass Erdmann ihm als einer der deutschen Vertreter angehören musste. Jahrelang hat er hier einen grossen Teil seiner Zeit und seiner Kraft der kirchenregimentlichen Arbeit gewidmet, und in viel höherem Masse, als es nach aussen hin in Erscheinung trat, hat er sich um den Neubau unseres kirchlichen Lebens Verdienste erworben. Mit voller männlicher Entschiedenheit trat er für die Rechte und Lebensnotwendigkeiten unserer deutschen Gemeinden ein, ohne dabei doch jemals den Blick und das Gefühl für die Gesamtkirche zu verlieren. In vielen kritischen Situationen und bei vielen Kämpfen, in denen wir heiss um die Durchsetzung unseres deutschen Kirchenwesens rangen, ist Erdmanns Wort von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, weil es getragen war von seiner ganzen Persönlichkeit. Immer klang unverkennbar die heisse Liebe zur Sache durch all sein Reden hindurch, und immer, auch wo er den Gegnern schonungslos den Kampf ansagte, fand er den Ton, der nicht verletzte, sondern versöhnlich wirkte. Aber während er so als tapferer Streiter unsere Position verteidigte und die Grundlage unserer Existenz erringen half, hat er andererseits mit gleicher Treue und mit gleichem Erfolge dem inneren Aufbau und Ausbau unseres deutschen Kirchenwesens gedient. Die Erfassung der anfangs nach Tausenden zählenden Deutschen, die von jeder geistlichen Bedienung in der Muttersprache ausgeschlossen waren, die Begründung und Sicherstellung der neu entstehenden deutschen Pfarren, die Finanzierung unserer kirchlichen Arbeit, die Ausgestaltung der kirchlichen Presse, die Pflege und Vertiefung der Beziehungen zur deutschen Mutterkirche — das alles hat er unablässig auf dem Herzen getragen und hat die Arbeit, die uns hier erwuchs, durch fortgesetztes energisches Eingreifen gefördert. Jahrelang ist er mehrmals in jeder Woche nach seiner Sprechstunde zu mir gekommen, weil die Fragen, die eben unser Kirchenwesen bewegten, ihm keine Ruhe liessen und ihn zum Gedankenaustausche drängten. Wieviel guten und weisen Rat ich da von ihm empfangen habe und wieviel innere Stärke mir seine glü-

hende Hingabe an unsere gemeinsame Arbeit bedeutet hat, das weiss Gott der Herr allein.

Es war ein reiches Arbeitsleben, das Erdmann gerade in diesen Jahren führte. Für das Mass seiner Kraft war es zu schwer. Immer deutlicher fühlte er, wie sich die Last erdrückend auf ihn niedersenkte, immer ernster mahnten die Ärzte zur Einschränkung der Arbeit. Er entschloss sich, aus dem engeren Kreise des Oberkirchenrats auszuscheiden und sich auf diese Weise wenigstens etwas zu entlasten. Aber seine Lebhaftigkeit gestattete ihm gar nicht, teilnahmslos zur Seite zu stehen. Als Glied der deutschen Abteilung des Oberkirchenrats, in der er verblieben war, nahm er mit verzehrendem Eifer an allen Sorgen und Kämpfen unseres kirchlichen Lebens Anteil, so lange ihm überhaupt ein Stück Arbeitskraft verblieb. Im Herbst 1931 entschloss er sich, seine Ämter niederzulegen und in den Ruhestand zu treten.

Der Erfolg menschlicher Lebensarbeit bleibt uns immer verborgen. Was Erdmann seiner Gemeinde gegeben hat, das wird einst der Tag des Herrn offenbaren. Und was er für das Kirchenganze bedeutet hat, das wird sich erst viel später abschätzen lassen, wenn vom Geschehen unserer Zeit der nötige Abstand gegeben ist. Wir haben darum nicht die Aufgabe, die Frucht seines Lebens zu werten. Aber ein Bild seines Wesens dürfen wir noch einmal zu zeichnen versuchen.

Erdmann war, was man eine anziehende Persönlichkeit nennt. Mit reichen geistigen Gaben ausgestattet, besass er ein freundliches, entgegenkommendes und aufgeschlossenes Wesen. Seine temperamentvolle Art, sein fröhlicher Sinn, sein guter Humor machten den Verkehr mit ihm zum Genuss. Dazu war ihm eine besondere Gabe verliehen, ein reiches musikalisches Talent. Feines Musikverständnis und eine schöne klangvolle Singstimme waren seine Mitgift fürs Leben. Da war es kein Wunder, dass schon in den Jugendjahren sich allenthalben die Türen ihm öffneten und die verschiedensten Kreise ihn an sich heranzuziehen suchten. Als Student ist er oft von seinen Freunden damit geneckt worden, dass er, der völlig mittellos war, immer Geld hatte. Ohne dass er sich irgend darum bemühte oder seinerseits irgend etwas dazu tat, fanden sich stets Menschen, denen der frische Student das Herz abgewonnen hatte, und die ihm bald Stipendien vermittelten, bald in die eigene Tasche griffen, um ihm in zarter Form eine Hilfe zuzuweisen. Solche Erfahrungen mochten mit



dazu beitragen, in ihm das gute Zutrauen, das er jedermann entgegenbrachte, zu stärken. Und gerade in diesem Zuge seines Wesens, in seiner harmlosen Offenheit, lag ein ganz eigener Zauber.

Wer Erdmann nur flüchtig kannte, mochte den Eindruck der völlig harmonischen Persönlichkeit von ihm gewinnen. Wer ihm näher trat, wurde gewahr, dass er, wie wir alle, den Zwiespalt in sich trug. Mit dem leichten und heitern Sinn paarte sich ihm innere Sorghaftigkeit und Verzagtheit. Schon als junger Mann hatte er einen gewissen Zug zu Hypochondrie, der auch bei geringfügigem Unwohlsein in Erscheinung trat. Und lebenslang lösten alle unklare Verhältnisse und jede kritische Situation eine Beunruhigung in ihm aus, mit der er schwer zu kämpfen hatte. Dann war er leicht geneigt, die schlimmste Konsequenz für die wahrscheinlichste, ja für unabwendbar zu halten. Diese Anlage machte sich geltend auch bei der Einschätzung und Beurteilung der eigenen Persönlichkeit. Nach aussen hin mochte es scheinen, als läge ein gut Stück Selbstsicherheit in seinem Wesen. Tatsächlich bedurfte sein Selbstvertrauen immer wieder des aufrichtenden Zuspruches, weil er auch bezüglich seiner Gaben und Leistungen tiefe Sorghaftigkeit und Zaghaftigkeit in sich trug. Aber wem er sich in stiller Stunde Rat und Trost heischend erschloss, der durfte hineinschauen in ein tapferes Herz, das mit heiligem Ernste allen inneren Zwiespalt zu lösen und in der Kraft Gottes die innere Unruhe zu überwinden bestrebt war. Und wie er Vertrauen bot, so weckte er Vertrauen. Vielen, sehr vielen, ist er ein Freund geworden, einer jener Freunde, von denen Paul Gerhard singt:

Gute Freunde sind wie Stäbe,

Dran der Menschen Gang sich hält.

Seinen Freunden aber hielt er lebenslang in geradezu vorbildlicher Weise Treue. Ja, er wusste ihnen den schwersten und grössten aller Freundschaftsdienste zu leisten, indem er sie nicht schonte, sondern ihnen ungeschminkt und völlig rückhaltlos die Wahrheit sagte, auch wenn solche Wahrheit wehe tun musste. Aber weil er fern war von jeglicher Lust am Tadeln und Kritteln, so fand er allezeit den warmen Herzenston, der etwa aufsteigende Empfindlichkeit und Bitterkeit bannte. Was diese Treue und Wahrhaftigkeit für einen Pastor bedeutet, wenn er sie im Amte zu üben weiss, das brauche ich nicht weiter auszuführen.

Ein ringender Mensch und ein reifender Mensch, so steht Oswald Erdmann da in unserer Erinnerung. Der Glaube, den er nie prunkhaft vor sich her trug, war spürbar seines Lebens Kraft. Immer zar-

ter wurde sein Gewissen, und mit Ehrfurcht durften wir es in den letzten Jahren, da er noch mit uns arbeitete, empfinden, wie immer mehr die Schlacken von ihm abfielen und der verborgene Mensch des Herzens, geläutert unter Gottes Zucht, aus ihm hervorleuchtete.

Erdmann hat immer das bestimmte Vorgefühl gehabt, dass ihm kein wesentlich höheres Alter beschieden sein werde, als seinem Vater, der noch vor Erreichung des 60. Lebensjahres starb. Sein langsam aber stetig sich steigerndes Leiden sah er mit voller Klarheit als Boten des nahenden Todes an. Im Herbst 1931 setzte, nachdem er viele Wochen hindurch schon als ein Dahinsterbender erschienen war, ganz unerwartet eine bedeutende Besserung seines Zustandes ein. Wer ihn lieb hatte, hoffte auf wirkliche Wiederkehr der Kraft und der Arbeitsfrische. Die Ärzte aber schüttelten dazu den Kopf. Eine Verkettung von Umständen brachte es mit sich, dass mir damals der Auftrag wurde, ihm den Rücktritt vom Amte nahe zu legen. Als ich zu ihm kam, und die Frage mit ihm anschnitt, unterbrach er mich sofort, indem er mit grossem Ernste sagte: «Du brauchst nicht weiter zu reden. Ich weiss, dass für mich die Zeit, den Abschied zu nehmen, da ist, und ich werde mich unter keinen Umständen darauf einlassen, im Amte zu bleiben, auch nicht, wenn mir etwa die Hilfe eines Adjunktes zugesichert würde. Es ist mir völlig klar, dass ich die Verantwortung des Amtes niemals mehr tragen kann und sie darum auch nicht tragen darf.» So tat er mit voller Entschlossenheit und in demütiger Beugung unter Gottes Willen den ihm sehr schmerzlichen Schritt.

Der friedliche und freundliche Lebensabend, den wir ihm erhofft hatten, ist ihm nicht beschieden gewesen. Immer tiefer senkten sich die Schatten des Leidens auf ihn herab. Wie weit er sich seines Zustandes bewusst gewesen ist, entzieht sich unserem Urteil. Als er in den Rüsttagen auf das heilige Pfingstfest die Augen schloss, da mussten wir dem müden Streiter die Ruhe gönnen.

Noch einmal haben wir das Bild Oswald Erdmanns heraufbeschworen. Es will uns mahnen zum Danke für alles, was Gott der Herr durch diesen Mann und in diesem Manne uns und unserer Kirche geschenkt hat. Es will uns zurufen das apostolische Wort: Sein Ende schauet an und folget seinem Glauben nach. Es will uns die Bitte auf die Lippen legen um treue Arbeiter in der Ernte des Herrn. Unseren teuren Entschlafenen aber grüssen wir mit dem alten Gruss: *Have pia anima! Requiescas in pace et lux aeterna luceat tibi!*



# KLEINE BEITRÄGE

## Skandal um Ura-Linda

Von Lutz Mackensen

«Nun erreicht uns wieder am Anfange des 20. Jahrhunderts, in dieser Handschrift, einer Abschrift vom Anfange des 19. Jahrhunderts, das erste und letzte, das einzige Ahnenvermächtnis unserer grossen Vergangenheit, in der wir Gottes Freie waren, wird uns wiedergegeben als Weg zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung, damit wir wieder wissen sollen, was es heisst — deutsch zu sein.

An meine Amtsgenossen von den Fachwissenschaften richte ich hiermit nun den Aufruf, mir behilflich sein zu wollen bei der weiteren Sicherstellung dieses kostbaren Gutes, seiner ältesten Bestandteile.»

Fanfarenklang! Das deutsche Volk, zum eigenen Sein und eigenen Wert neu erwacht, wird hellhörig. Ein ältestes, ein im wirklichen Sinn des Wortes uraltes Denkmal der germanischen Urgeschichte? Welch ein Glück, wenn sich diese Nachricht bewahrheitet! Auch die Nachbarvölker, zumal die germanischen Bruderstämme, horchen auf und sehen auf die Wissenschaft des jungen Deutschland, die einen Fund von nicht abzusehender Bedeutung gemacht zu haben scheint. Eine Schriftquelle aus der Urzeit — welche ein unschätzbare Gewinn für die Klarstellung der archäologischen Verhältnisse Alteuropas!

Kaum ein gelehrtes Werk der letzten Jahre hat die allgemeine Öffentlichkeit so erregt wie diese Herausgabe der Ura-Linda-Chronik durch Herman Wirth, die zu Weihnachten 1933, mit vielen gelehrten Anmerkungen und Bildbeigaben, bei Köhler und Amelang in Leipzig erschien.

Allein die Fachwissenschaft trat der anspruchsvollen Veröffentlichung skeptisch gegenüber. Herman Wirth, gebürtiger Niederländer, hat durch seine bisherigen Werke — «Der Aufgang der Menschheit» 1928. «Die heilige Urschrift der Menschheit» 1932 — nicht das Vertrauen der Fachgelehrten erwerben können. Nicht, weil er mit dem Anspruch auftrat, die immer wieder als «instinktilos» gebrandmarkte bisherige Forschung mit einer Handbewegung wegzuwischen — wir verschliessen uns gewiss nicht neuen Einsichten, auch dann nicht, wenn manches, was wir bisher als unerschütterliche Grundlage angesehen hatten, dadurch ins Wanken gerät oder gar zersplittert. Wer um das Bild des eigenen Volkstums ringt, wird für jede Klärung und Erkenntnis dankbar sein. Was aber misstrauisch machte, das war die eigentümliche Wirthsche Methode, die die Ergebnisse seiner monumentalen, den ganzen Erdkreis und die ganze Zeitgeschichte umfassenden Sammlungen in ei-

ner aller geographischen und historischen Einsichten spottenden Zusammenschau vor dem prüfenden Leser ausbreitete. Seher und Propheten als Gelehrte sind seltene Geschenke für die Nation, der sie entstammen, und für die Welt, die ihre Gaben nützen darf. Aber es ist nicht gut angängig, divinitorische Sicht an die Stelle der Kritik, subjektives Fürwahrhalten an die Stelle von wissenschaftlichen Tatsachen zu stellen. Das aber hat Wirth getan. Seine sprachlichen Gleichungen, mit denen er neuartigste, niegeahnte Völkerzusammenhänge zu beweisen suchte, sprachen in ihren eigenwilligen Zusammenstellungen entlegenster Sprachstämme und in ihrer souveränen Willkür bei der Behandlung sprachlicher Grundgesetze den primitivsten Einsichten in das Wesen der Sprache Hohn; was Germanistik und Vorgeschichte in vielleicht manchmal engstirniger, aber jedenfalls exakter Aufbauarbeit sicher gestellt hatten, wurde nicht beachtet, wurde als von vorneherein falsch beiseite gelassen und lächerlich gemacht, um durch verwegene, zeit- und raumüberbrückende Parallelen ersetzt zu werden. So ist Wirth, der übrigens bisher mehr mit dem Anspruch des Sehers, denn des Fachgelehrten auftrat, von allen deutschen Prähistorikern und den meisten deutschen Germanisten abgelehnt worden. Das hat nicht hindern können, dass seine dickleibigen, durch die unbeschreibliche Fülle ihres Materials bestechenden Werke auf zahllose Nichtfachleute einen starken Eindruck gemacht haben, dass sich eine «Herman Wirth-Gesellschaft» bilden konnte, die die neuen Einsichten des «Meisters» verbreitete, dass Tausende von Volksgenossen, hungernd nach Aufklärung über die Ursprünge ihres Volkstums, sich seine Ideen zu eigen machten.

Nun wendet er sich an die Fach-

wissenschaftler \*) und bittet um ihre Mitarbeit. Er wählt dazu die Handschrift, die von dem Niederländer Cornelis Over de Linden um die Mitte des 19. Jahrhunderts ans Licht gezogen wurde, und der er nun den vom sprachlichen Standpunkt aus sehr bedenklichen, ja falsch übersetzten Titel «Ura-Linda-Chronik» gibt. Er hätte das lieber nicht tun sollen. Denn der Fall dieses Oera Lindaboek, der in den 1870er Jahren bereits wissenschaftlich untersucht worden ist und schon damals eine völlige, für den Herausgeber vernichtende Klärung gefunden hat, ist den «Amtsgenossen» des Herrn Wirth noch in guter Erinnerung. Es handelt sich, kurz gesagt, um eine Fälschung, das Machwerk eines belesenen Panfriesen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Um das zu erklären, muss die Geschichte dieser seltsamen Handschrift, die Herr Wirth uns heute als «Ahnenvermächtnis unserer grossen Vergangenheit» aufischt, kurz beleuchtet werden.

Im Jahre 1860 übergab der ehemalige «Meesterknecht» der holländischen Reichsmarinewerft in Den Halder, Cornelis Over de Linden, eine in einer alttertümlichen Sprache und mit runenähnlichen Lettern geschriebene Handschrift dem Schuldirektor seines Ortes, der sie an den Archivar Dr. Eelco Verwijs weiterleitete. Dieser prüfte das Original, hatte anfänglich Bedenken an der Echtheit, glaubte aber schliesslich doch an den Wert der Handschrift und befürwortete eine Veröffentlichung, die von J. G. Ottema — trotz Warnung von sachverständiger Seite — 1872 (Textabdruck und niederländische Übersetzung) in dem Glauben, dass es sich hier um

\*) Der von ihm gewählte Ausdruck »Amtsgenosse« ist irreführend. Wirth bekleidet m. W. kein Amt im Deutschen Reich, jedenfalls kein Universitätsamt, wie das Wort »Amtsgenossen«, in diesem Zusammenhang gebraucht, glauben machen könnte.



ein Dokument aus dem 13. Jahrhundert handle, besorgt wurde. Damit war der Weg für eine wissenschaftliche Stellungnahme freigemacht. Eine genaue Untersuchung stellte zweierlei fest: 1) dass die Sprache der Handschrift eine seltsame Mischung von sehr verderbtem Altfrisisch und Neuholländisch darstellte, 2) dass das Papier der «alten» Handschrift aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammte und künstlich, vermutlich durch Räucherung, alt gemacht worden war. Damit schien die ganze Angelegenheit als Fälschung — und zwar als dürrtliche Fälschung — entlarvt. Zu allem Überflus wurde dann noch — Cornelis Over de Linden war inzwischen 1873 gestorben — in der 112 Bände starken Bibliothek des Schiffszimmermanns das geistige Rüstzeug entdeckt, das das Material zu dieser frechen Geschichtsklitterung gebildet hatte. Das war 1876/7.

Jetzt, nach fast 60 Jahren, beantragt Herman Wirth «die Erneuerung des Verfahrens in Sachen der Ura-Linda-Handschrift». Er tut das, indem er eine Auswahl des umstrittenen Textes in deutscher Übersetzung darbietet, dessen Echtheit er mit archäologischem Material zu erhärten sucht. Auch der Laie wird einsehen, dass dieser Weg unstatthaft ist: denn eine Übersetzung — noch dazu eine unvollständige — kann natürlich niemals Grundlage einer ernsthaften wissenschaftlichen Erörterung sein, zumal wenn die ursprüngliche Sprachform des Textes so problematisch ist wie hier. Das weiss Wirth natürlich, und er verheisst denn auch eine neue Gesamtausgabe, die den Text des Originals, eine «gereinigte Zurückübertragung in das Altfrisische» und eine Übersetzung in synoptischer Druckanordnung bringen soll. Ja in aller Welt, warum zäumt er denn das Pferd beim Schwanz auf? Populäre Ausgaben pflegen ge-

meinlich den wissenschaftlichen Ausgaben zu folgen (nämlich dann, wenn die Forschung eine solche Popularisierung für gerechtfertigt und wünschenswert hält), nicht aber voranzugehen. Man kann doch wirklich nicht die wissenschaftliche Kritik durch eine unwissenschaftliche Edition zur Arbeit aufrufen! Aber lassen wir das. Ausserdem liegt ja die Textausgabe von 1872 vor.

Zu ihr gehören nun aber, nicht von ihr zu trennen, die Feststellungen, durch die die damaligen holländischen Gelehrten (darunter Namen von Weltruf) die ganze Handschrift als Fälschung entlarvt haben. Um diese Tatsache kann auch Wirth nicht herum: die altfrisisch-neuholländische Mischsprache des Originals und die Neuheit des Papiers, das noch dazu künstlich «alt» gemacht worden ist, sind Dinge, die feststehen. Herr Wirth weiss sich aber Rat. «Wieso Fälschung?» fragt er. «Der Text ist eben wiederholt abgeschrieben worden, und jeder Abschreiber hat etwas daran herumgebessert und herumgeändert. So erklärt sich sowohl die Mischsprachigkeit wie die Neuheit des Papiers.» Das klingt ja sehr schön, und wenn wir mit Wirth etwa vier Entwicklungsphasen der Handschrift — 1) Urhandschrift von 803 n. Chr., 2) Abschrift von 1256 n. Chr., 3) Humanistenbearbeitung vom Anfang des 17. Jahrhunderts, 4) letzte (vorliegende), interpolierende Abschrift vom Beginn des 19. Jahrhunderts — annehmen, scheint alles in Ordnung zu sein. Es ist also nicht alles echtes Urgut, was die sogenannte Ura-Linda-Chronik bietet, aber es ist verhältnismässig leicht, durch Abhebung der verschiedenen Entstehungsschichten zu dem zweifellos echten Kern vorzudringen. Unerklärt bleibt freilich die kriminelle Räucherung, durch die der vorliegende Text ein altes Aussehen erhielt. Aber das kann ja eine entschuldbare Liebhaberei

des angeblichen vorletzten Besitzers der Handschrift gewesen sein, die den Wert der Handschrift zu steigern suchte, sozusagen «Schatzpsychose» (S. 287). Na schön.

Wirth gibt also die Unechtheit der vorliegenden «Handschrift» weitgehend zu, besteht aber auf ihrer Quellenechtheit, die er archäologisch erweisen möchte. Uralte, heilig gehaltene Stammesüberlieferung offenbart sich hier. Eine wunderbar getreue Überlieferung, das muss rückhaltlos eingestanden werden! Was die Volkskunde bisher über das geschichtliche Wissen des Volkes an, wie es schien, unwiderlegbaren Beispielen festgestellt hat, muss gründlichst revidiert werden. Denn die Ura-Linda-Chronik, erstmalig im Jahre 803 n. Chr. aufgezeichnet, bewahrt genaue Erinnerungen, die bis ins Jahr 2193 v. Chr. zurückreichen. Im Jahr 2193 v. Chr. ist nämlich Atland, die alte Heimat der nordischen Rasse, versunken, 2092 v. Chr. erfolgte der Einbruch der Magyaren unter ihrem König Magy (!) in Nordeuropa! Im Jahre 1188 v. Chr. wurde die Geschichte von dem Jonierkönig Ulysus auf die Ostwand der Fryasburg geschrieben (schreiben konnte man damals schon, wie Wirth in seinen früheren Büchern «bewiesen» hat, seit Jahrtausenden!). Das sind nur einige der genauen Daten, die künftighin unsern Kindern dank der Uralindachronik einzuprägen sein werden. Sie stimmen aufs Tüttelchen; wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler. Die Frage, wie sich diese Datenkenntnis bis 803 n. Chr. erhalten konnte, wird sich auch schon noch irgendwie klären lassen.

Es ist offensichtlich, dass durch diese Wirthsche Methode die Aufmerksamkeit des Lesers von der eigentlichen Handschrift, diesem Machwerk von Cornelis Over de Linden, sehr geschickt abgelenkt wird. Wenn bewiesen werden

kann, dass diese «Handschrift» wirklich eine hundertprozentige Fälschung, nicht nur, wie Wirth will, eine späte, ein wenig künstlich antiquierte Abschrift ist, bleibt der Streit um die «Quellenechtheit» müßig. Es fällt aber nicht schwer, Wirth mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Unsere Kenntnis über die germanische Kultur steht dank der reichen altnordischen Überlieferung und der Rührigkeit der vorgeschichtlichen Forschung keineswegs mehr auf tönernen Füßen. Was die Uralindachronik meldet, steht sehr oft im grellen Widerspruch zu unsern übrigen sehr eindeutigen, unmissverständlichen Quellen, die doch keinesfalls als Dokumente einer «Verfallzeit» abzutun sind. Die Uralindachronik schildert z. B. mutterrechtliche Ordnung des Gemeinwesens (eine «Mutter» als oberste Stammesautorität, der «Maiden» zur Seite stehen); wir wissen aber, dass die Germanen nie ein Mutterrecht gekannt haben, und dass die Überschätzung der Jungfrauenschaft, wie sie uns in der Institution der «Maiden» entgegentritt, erst durch Einfuhr orientalischer Ideengutes bei uns Platz gegriffen hat. Der Germane war in erster Linie Bauer, er blieb Bauer auch in den heroischen Perioden seiner Geschichte; aber die Uralindachronik verkündet in einem «uralten» Gesetz, dass nur die Schwachen und Untauglichen bauerliche Arbeit verrichten dürfen (S. 22). Dem König ist Waffengebrauch untersagt (S. 26), und seine Räte haben mehr zu sagen als er (S. 27). Diebstahl ist kein schimpfliches Vergehen, soweit er nicht im Rückfall geschieht (S. 33), aber der Germane bestrafte Diebstahl mit dem Tode (vgl. bes. S. 35). Als die Magyaren ins germanische Gebiet einfallen (das war, wie jedermann weiss, im Jahre 2092 v. Chr.), räumen die Germanen ihnen kampflos und friedfertig ihr Schonland ein, «da



sie sonst nichts zuleide taten» (S. 48) — auch dies echt germanische Handlungsweise! Minno, der um 2000 v. Chr. den Vorstoss der Germanen nach Griechenland leitet, kennt bereits die blutsaugenden Vampire (S. 63), bekanntlich Gestalten des slavischen Volksglaubens, und Brunno weiss, Jahrhunderte vor Christi Geburt bereits, dass der Tag vierundzwanzig Stunden hat (S. 87). Vermutlich hatte er eine Taschenuhr. Der Familienname der Over de Linden hat sich seit 803 n. Chr. im Geschlecht vererbt; bisher meinten wir, dass Familiennamen erst seit der Neuzeit beständen, und glaubten das auch quellenmässig beweisen zu können. Das war freilich, bevor die «Quellenechtheit» der Uralindachronik festgestellt worden war. Man erfährt nun auch staunend, dass Maibäume nicht nur schon vor Jahrtausenden bei germanischen Festen vom Jungvolk umhergetragen wurden, sondern dass sie damals auch «die Luft mit lieblichem Geruch» erfüllten. Das werden wohl Fliederbüsche gewesen sein?

Aber warum machen wir uns die Mühe, die Quellenechtheit in Einzeluntersuchungen nachzuprüfen? Bleiben wir bei der Handschrift, die allein vorhanden ist! Es kann kein Zweifel sein: es ist ein Machwerk aus einem Guss, und der es schrieb, hat es auch verfasst. Er ist ein Rationalist, ganz befangen im Gedankengut des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Selbstzucht, Tugend und Freiheit lehrt Frya ihre Kinder (S. 16), er predigt die Souveränität des Volkes (S. 21), Masshalten ist ihm oberste Pflicht (S. 22), parlamentarische Abstimmungsriten versetzt er in die Urzeit, freilich nicht, ohne beizufügen, dass «das Mehrheit ebenso gut irren kann wie das Mindertheit» (S. 23). Königswahl im regelmässigen Turnus ist sein demokratisches

Ideal (S. 26), Gleichheit vor dem Gesetz seine Forderung (S. 28). Er wünscht Kulturreinheit, hat aber nichts gegen Rassenmischung einzuwenden (S. 19); vielmehr soll man gegen gefangene Feinde human sein und sie tief ins Land führen: «man lehre sie unsere freien Sitten» (S. 29). Auch an eine Sozialisierung der Bergwerke dachte Frya bereits in der Urzeit (S. 17). Übrigens gab es damals Kupferbergwerke in Dänemark — erstaunlich!

Dieser Mann ist weiterhin Panfrieze: die Friesen sind der germanische Kern- und Hauptstamm, sie sind «Fryas Kinder» (daher nämlich ihr Name!). Dass Frya eine späte, nurnordische, zudem dichterische Nachbildung der Frigg, eine weibliche Dublette zu Freyr ist, war ihm nach dem damaligen Stand der Wissenschaft noch unbekannt. Als Panfrieze hat er eine deutliche Abneigung gegen die übrigen Germanenstämme und ihre Götter: so lässt er Wodan — er sagt übrigens Wodin — einen zwar starken, aber auch wüsten menschlichen Volksverführer sein, der nur durch die List des Magy (seines Schwiegervaters!) zum Pseudogott emporgesteigert wurde (S. 48 ff), und Thyr, der alte Indogermanengott, wird bei ihm zum Götzen der Magyaren und Finnen (S. 52). Natürlich ist auch Alexander der Grosse in Friesland gewesen (S. 95 ff), auch Ulysses weilte dort als Gast der Kalypso, die eigentlich Ka-lip, die Kat(erine) mit der grossen Unterlippe, hiess (S. 68) und nach der auch das Kattegat, eigentlich Katsgat, seinen Namen hat (S. 50). Besonders auffällig ist sein antideutscher Affekt: Westfalen wird als Armutsland geschildert (S. 89), seine Bewohner, die Sachsmänner, als zwar kriegerisch, «aber zumalen ebenso dumm wie das Getier, das sie fangen, und ebenso arm

wie die Twiskländer, mit denen sie Krieg führen» (S. 90). Die Twiskländer sind wir übrigen Deutschen, als Geächtete die geborenen Todfeinde jedes echten Germanen (S. 89), überschwemmt von den üblen Sitten der Tataren und Magyaren (S. 124). Dass die Walhalla im friesischen Gebiet gelegen hat, ist ausgemachte Sache; das beweist ja schon der Name der Insel Walcheren! Und von Friesland aus ist dann die Kolonisation der zivilisierten Welt, bis hin in die «Krekalande» erfolgt: die Hellenen heissen nach der Germanengöttin Nihellenia, die es gar nicht gab (sie hiess vielmehr Nehallennia, aber das macht ja nicht viel aus!), Tyrus und Athen sind friesische Gründungen, und Minerva, eigentlich Min-erva (=«mein Erbe»!) war eine Friesenmaid. Von hier bis zu dem «Germanenforscher» Fuhrmann, der die Kyklopen als Küchenofen (Kykl-open) erklärte und im Penaïos die pommersche Peene wiederfand, ist nur ein ganz winziger Schritt.

Ich wies bereits darauf hin, dass schon vor sechzig Jahren aus der Bücherei des Cornelis Over de Linden die Quellen festgestellt worden sind, aus denen er sich sein krauses panfriesisches Weltbild zusammengesucht hat. Er wird sich nicht auf seine eigene Bibliothek beschränkt, sondern gelesen haben, was ihm unter die Finger kam. Verteidiger der Uralindachronik haben mit Wirth darauf hingewiesen, dass manche Dinge dort berichtet würden, die erst spätere Bodenforschung entdeckt hat, und dabei besonders die Bemerkungen über die Schweizer Pfahlbauten (S. 88) als Beweis für die Quellenechtheit der Handschrift angezogen: erst seit 1853 seien Berichte über die planmässige Erforschung der Pfahlbauten breiteren Kreisen bekannt geworden. Nun ist

Over de Linden erst 1860 mit seiner Handschrift an sachverständige Leute herangetreten: er kann damals also sehr wohl von den damals aufsehenerregenden Kellerschen Pfahlbauberichten gewusst haben. Freilich liegt eine eidesstattliche Erklärung von vier holländischen Ehrenmännern aus dem Jahre 1876 vor, sie hätten zwischen 1848 und 1850 schon um das Vorhandensein einer Handschrift im Besitz der Familie Over de Linden gewusst (wohlgemerkt: sie erklären nicht, sie gesehen zu haben!) — aber wer sagt denn, dass 1848 der Passus über die Pfahlbauten schon in der Handschrift stand? Aber nehmen wir an, dass die Handschrift schon 1848 fertig vorlag, so bleibt die Tatsache doch bestehen, dass der erste Pfahlbau im Züricher See bereits 1829 gefunden worden war. Wer sich so für Fragen der Vorgeschichte interessierte wie Over de Linden, konnte davon wohl Kenntnis haben.

Was Over de Linden nicht in Büchern fand, hat er selbst zurechtgefabelt. Wir sahen bereits, wie tief er dem Gedanken gut der Humanitätszeit, das zu seinen Zeiten ja schon «gesunkenes Kulturgut» war, verpflichtet war. Das Gleiche gilt in wissenschaftlicher Hinsicht. Die Uralindachronik lässt Jesus, Krischna und Buddha in eine Gestalt zusammenfliessen (S. 100 f), wie dies gewisse Religionspekulationen der Aufklärung zu tun liebten. Lydien und Lybien werden miteinander verwechselt (S. 46); überall zeigt sich so die oberflächliche Bildung dieses Dilettanten. Besonders aber muss ihm die Sprache dienen, wo seine Bücherkenntnis versagt. Was sich Over de Linden auf diesem Gebiete leistet, ist wirklich eines Fuhrmann oder Wendrin würdig. Einige Gleichungen — Magyaren vom König Magy, der übrigens ein Magier (!) war; Minerva=Min-erwa;



Ka-lip = Kalypso usw. — kennen wir bereits; einige weitere mögen in bunter Reihe folgen: Die Kelten heissen nach einer Maid namens Kälta («der Rat, den sie gab, war immer in dunklen Worten» S. 50, — im Gegensatz zu Nyhellenia, «denn der Rat, den sie verlieh, war neu (ny) und heil (hel) über allen andern», (ebd.)). Die Hellenen nennen sich teils nach dieser imaginären Nyhellenia, teils aber auch — als «Hellinger» — nach ihrer Siedlungsart (=«Haldenbewohner», S. 60). Die Franken haben ihren Namen von ihrem König Frank; der mittelalterliche Name von Münster, Mimigardesford, wird (unter Auswechslung einiger weniger wichtiger Vokale) als Mannagardaforda erklärt (S. 89). Ich meine, das genügt. Wozu Papier verschwenden?

Und schliesslich noch eine Beobachtung, die beweist, dass wir es mit einer Fälschung aus einem Guss zu tun haben. Die «Handschrift» (deren Papier künstlich «alt» gemacht worden ist!), ist mit Buchstaben geschrieben, die es, kurz gesagt, einfach nicht gibt. Bei näherem Zusehen erkennt man, dass die Grossbuchstaben der lateinischen Schrift hier in einer stilisierten und zwar ins Runische hin stilisierten Form vorliegen. Der Schreiber hatte offenbar den Wunsch, in Runen zu schreiben, aber nur eine sehr unklare Vorstellung davon, was Runen wären; er hat sich also seine eigenen «Runen» zurechtgemacht. Was bedeutet das? Dass unsere «Handschrift», deren Maschinenpapier aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts stammt, nicht älter sein kann als das Papier, auf das sie geschrieben ist, das steht fest, und das wird auch von Wirth nicht abgeleugnet. Dass der Schreiber diese «Runen»-Buchstaben für Buchstaben aus seiner Vorlage nachgemalt hat, kommt

nicht in Frage: das sieht, wer etwas von Paläographie versteht, an der Flüssigkeit der Schrift. Und nun kommt etwas, was mir wichtig scheint: auf S. 46 f. der Handschrift wird das System der Runen aus dem sechsspeichigen Rade, dem Sinnbild Wraldas, des Urgottes, entwickelt. Auf die Bedeutung dieses Rades legt Wirth entscheidendes Gewicht: es dient ihm in erster Linie dazu, die Quellenechtheit der Handschrift zu beweisen. Aber man sehe sich einmal die zeichnerischen Spekulationen an, um zu erkennen, dass hier nichts anderes als Zirkelspielereien eines Mannes vorliegen, der schon durch seinen Beruf dazu neigte, mit dem Zirkel zu hantieren (Over de Linden war Schiffszimmermann). Ein dilettierender Phantast setzt sich hin und entwirft eine Urgeschichte seines geliebten Volkes, wie er meint, dass eine solche Urgeschichte in Schrift, Sprache und Inhaltfügung etwa aussehen könnte: so entsteht die Uralindachronik. Vielleicht war das Ganze zuerst nichts anderes als die Liebhaberei eines Wirrkopfes; der Gedanke der Veröffentlichung, durch den die Spielerei zur Fälschung, d. h. zum Betrüge wird, mag erst langsam, vermutlich aus Geldgier, entstanden sein. Wir wissen, dass Over de Linden schon 1854 einmal einen Anlauf genommen hat, seine «Handschrift» an die grosse Glocke zu bringen; der Versuch ist damals durch einen Zufall misslungen (S. 137). Over de Linden hat dann noch sechs Jahre gewartet; vermutlich war ihm vor seiner eigenen Kühnheit bange. Jedenfalls hat er die ganze Sache von Anfang an ausgedacht; das Werk ist nicht in Etappen, sondern auf einen Schlag entstanden, ist als Ganzes eine Fälschung, und eine plumpe dazu. Mit dieser unanfechtbaren Tatsache erledigt sich jede Erörterung über ihren Quellenwert.

Wirth hat der deutschen Wissenschaft einen schlechten Dienst mit dieser, jeder wissenschaftlichen Methode Hohn sprechenden Veröffentlichung erwiesen. Er beruft sich auf das Gedankengut des Dritten Reiches, dem der Inhalt der Uralindachronik voll und ganz entspräche: mit Recht ist ihm das von offizieller Seite öffentlich verwehrt worden. Aber leider wird wohl sein Buch, auch im Ausland, mehr gelesen werden als die scharfe Erklärung der deutschen Regierungspartei, die von ihm abrückt: so hat Wirth auch das Ansehen des jungen Deutschland schwer geschädigt. Dass auch der Inhalt der Uralindachronik durch seine phantastischen Bemerkungen über die Ausbreitung der finnischen und slavischen Kulturen im vorgeschichtlichen Deutschland den aufbauenden Ergebnissen der nationalen deutschen Vorgeschichtsforschung einen Eselstritt versetzt, scheint Wirth ganz entgangen zu sein. Auch die miserablen Auslassungen über die Litauer (S. 124) werden uns kaum Freunde bei diesen unsern Nachbarn erwerben, sind also politisch geradezu gefährlich. Man versteht von diesem Standpunkt aus die Schärfe, mit der das Deutschland der nationalen Revolution zur Uralindachronik Stellung genommen hat: nachdem die Partei sich offiziell zu Wirth distanziert hatte, fand am 4. Mai in der Aula der Berliner Universität eine öffentliche Aussprache über die Uralindachronik statt, in der in vornehmster und sachlichster Form von den führenden deutschen Gelehrten (u. a. G. Neckel, Jakob-Friesen, A. Hübner) die Unechtheit der Chronik schlagend und endgültig bewiesen und Wirths Gegenargumente abgetan wurden. Wirth ist gerichtet; wir können über ihn zur Tagesordnung übergehen. Und wir müssen hoffen und wünschen, dass auch

das Ausland einsieht, dass es nicht anständig ist, das neue Deutschland für die Kritiklosigkeit eines Schwärmers, der gebürtiger Niederländer, nicht gebürtiger Reichsdeutscher ist, verantwortlich zu machen.

Noch eine kleine Beobachtung zum Schluss. Die wissenschaftliche Erörterung über die Uralindachronik wurde durch einen sehr scharfen öffentlichen Protest der Breslauer Germanisten eingeleitet, auf den Wirth in einem kleinen Rundschreiben «Um unser Ahnenerbe» geantwortet hat. In dieser Entgegnung betont er, dass seine vorliegende Ausgabe «das Ergebnis einer zehnjährigen Prüfung» sei. Dass er sich damit kein überraschend gutes Zeugnis ausstellt, mag dahingestellt bleiben. Wichtiger ist der Umstand, dass Wirth bisher von dieser «Prüfung» und ihrem Objekt geschwiegen hat, obwohl auch seine bisherigen dickleibigen Werke Fragen behandeln, die mit dem Inhalt der Uralindachronik zusammenfallen. In seinem «Aufgang der Menschheit» bespricht er sehr eingehend das Atlantisproblem, prüft alle literarischen, volkskundlichen und paläographischen Quellen, erwähnt hingegen die Uralindachronik, die doch sogar das Datum enthält, an dem «Atlant» unterging, mit keiner Silbe. Der «Aufgang der Menschheit» erschien 1928, also nach fünfjähriger Prüfung der Uralindachronik. Jetzt, wieder fünf Jahre später, veröffentlicht er die Chronik. Für den unbefangenen Leser wird dadurch der Eindruck erweckt, als ob Wirth damals durch geniale Intuition gefunden habe, was nun durch die Chronik quellenmässig bewiesen werde — umso mehr, als Wirth seine früheren «Ergebnisse» fleissig benutzt, um die Quellenechtheit der Chronik zu beweisen. Eins stützt das andere; in sauberer Präzisionsarbeit



greifen die Räder ineinander. Wir wollen den Ausdruck «peinlich» wählen, um diese Methode zu kennzeichnen. Auch dieser Blick in die «Forschungs»werkstatt des Herrn Wirth zeigt, wie seine Arbeiten zu bewerten sind.

Niemand zweifelt daran, dass es Herman Wirth mit seinem Ringen um das germanische «Ahnenerbe» ernst ist. Wenn er als Seher, als Prophet in die Schranken tritt, wollen wir ihn und die,

die sich an ihm begeistern, gewähren lassen; auch solche Schwärmereien haben ihren positiven Kern. Aber er hat den Anspruch des Gelehrten erhoben, und da muss er es sich, — trotz allen Spottes über die «instinktlose» «akademische Zunft» — gefallen lassen, mit gelehrten Masstäben gemessen zu werden. Er ist gewogen und zu leicht, viel zu leicht befunden. Dieses Urteil ist endgültig.

## BÜCHERBESPRECHUNG

O. von Niedermayer-J. Semjonow: Die Sowjetunion. Eine geopolitische Problemstellung. Kurt Vohwinkel, Berlin 1934.

Will man diesem neuen Russlandbuch gerecht werden, so ist mit Nachdruck auf den Untertitel hinzuweisen. Er erklärt die Auswahl des gebotenen Stoffes und die Art seiner Darstellung und enthebt die Verfasser des Versuchs einer Problemlösung.

Es ist in erster Linie ein grosses Verdienst dieses Buches, wiederum darauf hingewiesen zu haben, dass Russland alles andere ist als ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, als welches es dem grössten Teil besonders der deutschen Öffentlichkeit immer noch erscheint. Es ist ferner richtig, den hauptsächlichsten Grund dieser Begrenztheit in den räumlichen (Industrie und Warenaustausch) und klimatischen Verhältnissen (Landwirtschaft) zu sehen, und nicht in der Wesensart des russischen Volkes. Mit noch grösserem Nachdruck hätte darauf hingewiesen werden können. Und dieser Nachdruck hätte nicht abgeschwächt werden sollen durch das Wunschbild des berühmten Ural-Kusnetzker Kombinats, welches die

Verfasser (S. 136 ff.) von seinen Urhebern leider ganz unverändert übernommen haben. Nicht jeder Leser wird sich die notwendige Kritik selbst an den Rand schreiben können. Das Ural-Kusnetzker Kombinat ist ein reines Kabinettstück der Planungskunst und durch die 2000 km Steppe zwischen seinen Polen und die Natur der umliegenden Gebiete (etwa Baschkirien!) verurteilt, es zu bleiben — gerade ein Schulbeispiel der Begrenztheit sowjetrussischer Möglichkeiten. Selbst sein Funktionieren (man frage nicht wie!) etwa in dem heutigen bescheidenen Rahmen ist nur möglich unter der zwangswirtschaftlichen Voraussetzung der bestehenden völligen Unterbindung des freien Warenverkehrs zwischen Russland und der Aussenwelt. Dieser Umstand widerspricht somit andererseits direkt der These der Verfasser (S. 140) vom autarkischen Anfang der Sowjetentwicklung und ihrem späteren Anschluss an die Weltwirtschaft.

Eines Kommentars bedarf die gesperrt gedruckte Feststellung auf S. 140 von der Erhöhung der industriellen Leistungsfähigkeit Russlands seit 1913 um 234 v. H., also auf das  $3\frac{1}{3}$ -fache. Der

betreffende Passus beginnt mit der zweifellos richtigen Bemerkung: die beschleunigte Industrialisierung der Sowjetunion ist heute kein Plan mehr — sie ist eine Tatsache. Dann folgt leider auch hier wieder die unglückselige Ziffer, mit der Moskau der Welt seine gewaltige Errungenschaft schlagend vor Augen stellen will, — wobei deutsche und amerikanische Stellen den Russen tatkräftig zur Hand gehen: das Volumen der industriellen Produktion 1932 betrug, bei 1913=100, in Frankreich 94, in den USA 90, in Deutschland 58, in der USSR 334. Diese Ziffer darf nur genannt werden unter gleichzeitiger Vergegenwärtigung der Tatsache, dass in Russland vor dem Kriege die Hausindustrie, die dort eine Rolle spielte wie kaum in einem anderen Lande, zumindest vier Fünftel des Bedarfs an Industrieerzeugnissen (im weiteren Sinne dieses Wortes) deckte und dass diese Hausindustrie heute so gut wie restlos vernichtet ist. Die verheerende Wirkung dieser Vernichtung eines grossen und blühenden Zweiges der russischen Volkswirtschaft wird der am besten ermessen, der die neueste Entwicklung in Deutschland kennt und wachen Auges die der bolschewistischen Industrialisierung entgegengesetzten Bestrebungen der nationalsozialistischen Regierung verfolgt. Und die Tatsachen drüben reden ja eine beredete Sprache.

Dankenswert ist die Darstellung des Rayonierungsprogramms der Sowjetregierung (S. 69 ff.). Nur empfindet man hier wieder das Fehlen eines nachdrücklichen Hinweises, dass diese Rayonierung neuerdings ausschliesslich auf Grund von Plangrössen, nicht aber auf Grund wirtschaftlicher Wirklichkeiten erfolgt und erfolgen soll (etwas Dahingehendes meinen übrigens die Verfasser

wohl mit dem Wort von der «teleologischen» Auffassung der Rayons; es sei uns gestattet, bei dieser Form der Mehrzahl, statt «Rayone», zu bleiben). Man weiss, was aus dem ursprünglichen Fünfjahrplan seit 1929 geworden ist, und ist darum geneigt zu glauben, dass es mit den geplanten Rayons ähnlich gehen wird — nämlich dass sich die gegenwärtige Einteilung noch sehr wesentlich ändern kann —, was auf dem Papier ja nicht eben schwer ist.

Durch die Darlegung des Nationalitätenproblems (S. 46 ff.) zieht sich eine beträchtliche Überschätzung der Bedeutung dieser Frage in Russland. Die Verfasser selbst stellen mehrfach (so S. 55) fest, dass die ganze bolschewistische Nationalitätenpolitik nichts anderes ist als eine Methode der Entnationalisierung. «National nach der Form, sozialistisch dem Inhalt nach.» Da Nationalität ohne eigenen geistigen Inhalt nun einmal nicht denkbar ist, so bedeutet diese Parole die Vernichtung der Nationalität. Alles übrige sind leere Losungen und politische Kunstgriffe auf dem Wege zum Ziel. In Wirklichkeit liegt dieses in der Form des Aufgehens aller Völker Russlands in der grossrussischen Nation. Das scheint nichts Neues, ebensowenig wie (was die Verfasser wiederum richtig bemerken) das Dnieprkraftwerk oder die «Grosse Wolga». Und darum möchten wir zuletzt einen Schluss der Verfasser auf entschiedenste ablehnen: es habe die Geschichte Russlands ihren Abschluss gefunden und die Geschichte der einigen USSR sei angebrochen (S. 59). Wir haben keinerlei Anlass, diese Fiktion der heutigen Machthaber des russischen Reiches, die sich aus naheliegenden Gründen vom Gewesenen, wo und wie immer möglich, in Wort, Schrift und



Wunsch abgrenzen wollen, zu übernehmen. In Wirklichkeit ist das Band der historischen Kontinuität in politischer Hinsicht wieder fest geknüpft, und wir sehen jenseits der Grenze zwischen der kommunistischen und der bürgerlichen Welt neben dem geistigen Weltanspruch des Kommunismus nichts anderes als — das seiner «Heiligkeit» freilich beraubte — Russland.

\* \*

Herman Fehst, Bolschewismus und Judentum. Das jüdische Element in der Führerschaft des Bolschewismus. Berlin 1934. Eckart-Verlag. Kartonierte RM. 3.50, Geb. RM. 4.80.

Über die engen Zusammenhänge zwischen Bolschewismus und Judentum ist sich heute kaum jemand mehr im Unklaren. Abgesehen von einem leidenschaftlichen Werbeschrifttum zu dieser Frage fehlte es jedoch bisher noch merklich an wirklich sachkundigen Darstellungen, die mit zuverlässigem Material auch den Zweifler zwingend zu überzeugen in der Lage waren. Durch Fehsts einwandfreie Untersuchungen ist nun diesem Notstande endgültig abgeholfen. An der Hand unwiderleglicher Quellen wird die geradezu verblüffende Durchsetzung aller massgebenden Sovetstellungen mit jüdischen Machthabern nachgewiesen, wie sie sich planmässig verfolgen lässt. Selbst dem liberalsten Betrachter ist durch Fehsts schlagende Zusammenstellung die Möglichkeit genommen, hier von Zufälligkeiten zu reden. Fehsts Tabellen und Kurven reden eine zu deutliche Sprache. An diesem wissenschaftlich begründeten Werke darf von nun ab nicht vorübergegangen werden.

B.

Terror. Die Blutchronik des Marxismus in Deutschland. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von Dr. Adolf

Ehrt und Hans Roden. 135 Seiten mit 200 Bilddokumenten, Kart. RM. 1.90.

«...Gegen alle gewollten und ungewollten Geschichtsfälschungen behaupten wir, dass die hinter uns liegenden 14 Jahre der Weimarer Republik Jahre eines ununterbrochenen blutigen Terrors von marxistischer Seite gegen das deutsche Volk gewesen sind. — Die nachfolgenden Seiten bringen in ihrer lapidaren Kürze den unwiderleglichen und zugleich wahrhaft erschütternden Beweis für diese Behauptung. Hunderte von deutschen Arbeitern, Bauern und Soldaten fielen dem marxistischen Terror zum Opfer. Zehntausende sind schwer verletzt, verwundet und zerschlagen worden. Erst nach dem Siege über den Marxismus, seine Terrorbanden und seine Verbündeten konnte der Durchbruch zur Volksgemeinschaft und Freiheit, zu Brot und Frieden verwirklicht werden.»

(Aus der Einführung).

Geschichte Estlands im Zusammenhang mit der Geschichte der Nachbarländer von A. Spreckelsen. Reval 1933. Verlag von Ferd. Wassermann. VII, 116 S. 4 Krt.

Soviel mir bekannt, ist das Buch Spreckelsens als Lehrbuch für den Unterricht gedacht. Hat man es durchgelesen, so fragt man sich: für wen ist es geschrieben? Für den Lehrer oder für den Schüler? Den Ansprüchen, den man an ein für den Lehrer bestimmtes Handbuch für den Geschichtsunterricht zu stellen nicht berechtigt, sondern verpflichtet ist, genügt es keinesfalls. Dem Schüler wäre mit weniger besser gedient gewesen. Welchem Zweck soll die erdrückende Fülle des Tatsachenmaterials dienen? Geschichte ist immer noch, was geschehen ist; jener Rat des Professors, der Student, der Philoso-

phie der Geschichte treiben wollte, solle mal zunächst die Geschichte kennen lernen und dann über sie Betrachtungen anstellen, gilt in erhöhtem Mass auch für den Schüler und den Geschichtsunterricht. Ohne solide Kenntnis der Tatsachen — man glaubt sich heute gelegentlich darüber hinwegsetzen zu dürfen — kann kein Geschichtsunterricht bestehen. Nur darf der reine Wissensstoff nicht zum Ballast werden, unter dem die Linienführung leiden muss. Nur soviel an Tatsachen darf dem Schüler vermittelt werden, dass er über ihnen stehen, sie wirklich beherrschen kann. Die Auswahl des Stoffes und die Bewertung der Tatsachen hat von einem bestimmten Standpunkt aus zu geschehen; davon ist im Spreckelsenschen Buch nichts zu spüren. S. 90 heisst es anlässlich des Ausganges des Nordischen Krieges: «so war denn die alte Schicksalsfrage — ob Alt-livland dem Westen oder dem Osten angehören sollte — scheinbar zu Gunsten des Ostens entschieden»; und der Verfasser beschliesst sein Buch mit den Worten: »die alte Schicksalsfrage war zugunsten des Westens gelöst.« Das ist zu wenig. Und es fragt sich zudem, ob wir wirklich unserer Jugend das Geschehen unserer Vergangenheit immer nur als «Schicksal» bezeichnen sollen. Männer, die ihr Glück selbst schmieden werden, erziehen wir auf die Art nicht.

Nun könnte vielleicht eingewandt werden, dazu ist der Lehrer da, um dem Schüler als Wegweiser durch sein Lehrbuch zu dienen. Diese Auffassung ist grundfalsch. Es bleibt stets misslich, ein Lehrbuch im Unterricht benutzen zu müssen, in dem man immer wieder Streichungen und Auslassungen vornehmen muss: der Schüler verliert die Achtung vor seinem Buch. Zudem besteht die Gefahr, dass, aus verschie-

denen Gründen, viele Lehrer sich sklavisch an das Buch halten und die Schüler den Inhalt als Memorierstoff behandeln lassen dürften. Damit wäre der Geschichtsunterricht um sein Bestes gebracht.

Wenn schon der kompendienhafte Charakter des Spreckelsenschen Buches ein schwerer Fehler ist, ein anderes ist noch bedenklicher. Ich habe stets die Ansicht vertreten, dass die livländische (im umfassenden Sinn des Wortes) Geschichte nur im Rahmen der gesamt-europäischen zu verstehen und daher auch zu lehren ist. Auch Spreckelsen will sie nicht isoliert wissen. Er bietet uns die Geschichte Estlands und darüber hinaus die Altlivlands und der Provinzen Estland und Livland «im Zusammenhang mit der Geschichte der Nachbarländer» — Russlands, Polens und Litauens, Schwedens und Dänemarks. Dass Altlivland auch ein deutsches Gesicht hatte, dass seine Bewohner in engsten Beziehungen zum Westen standen, davon erfährt man so gut wie nichts. Dafür wird die Geschichte Russlands auf 16 Seiten mit unnützer Ausführlichkeit behandelt und die Tatsache verdunkelt, dass Russland für diese Beziehungen auch nach 1561 für uns doch nie einen absoluten Wert besessen hat. Der lag stets im Westen: will man durchaus von Schicksal sprechen, dort lag es beschlossen. Das hätte u. a. bei der Erwähnung der Universität Dorpat hervorgehoben werden müssen: es findet sich kein Wort darüber.

Auf Einzelheiten kann ich des beschränkten Raumes wegen nicht eingehen. Nur einige Fehler seien, vielleicht für eine Neubearbeitung, angemerkt. Mindestens befremdend ist S. 6 Anm. die Bemerkung, dass Heinrich von Lettland «von Geburt ein Lette» war. S. 55: Plettenberg unterschrieb durch seine



Weigerung, die Herzogskrone anzunehmen, «gewissermassen das Todesurteil von Altlivland» — der Satz gehört kaum in ein Lehrbuch und ist auch sachlich in dieser Form nicht zu rechtfertigen. Das Buch enthält sehr viele entbehrliche Jahreszahlen; Jahr und Datum der Schlacht bei Ermes (S. 60) dürfte nicht fehlen. Eine «deutsche Vorstadt» hat es in Moskau nie gegeben: die «nemeckaja sloboda» ist die Vorstadt der Stummen, der Sprachunkundigen d. h. der Ausländer überhaupt. Die Angaben über den Ursprung des Grossen Nordischen Krieges sind z. T. falsch. Den Schüler in Einzelheiten der Vorgeschichte des Grossen Nordischen Krieges einzuführen, erscheint, mir wenigstens, als durchaus überflüssig; tut man es, so muss das Gebotene zuverlässig sein. Von einem Versprechen Augusts des Starken vor seiner Wahl zum polnischen König, «Liv- und Estland wieder an Polen zu bringen» (S. 85), ist nichts bekannt; er hat nur an Eroberungen im Süden gedacht. Wie es dann zum Plan einer Eroberung Liv- und Estland kam, hat Schirren bereits 1883 überzeugend nachgewiesen. Peters Feldherr heisst Šeremetev und nicht Scheremetjew, seit Bruiningks Untersuchungen sollte Šeremetevs Mitteilung an den Zaren: «es gibt nichts mehr zu zerstören,» nicht mehr wörtlich genommen werden (S. 86). Das Güterbesitzrecht des livländischen Adels ist bereits in P. 19 der Kapitulation von 1710 festgelegt worden (S. 92). «Fölkersahms Antrag wurde angenommen, und damit war der «rote Strich» zwischen Hofsländ und Bauernland gezogen» — ist für den Schüler völlig unverständlich oder irreführend (S. 98). Schirren ist nie aus Russland ausgewiesen worden (S. 103) — mit der Legende müsste endlich aufgeräumt werden. Bei der Erwähnung der Aufhebung des Reversals

1865 hätte unbedingt vermerkt werden sollen, dass die Anordnung des Kaisers geheim blieb und nicht Gesetzeskraft erlangte. Ob der Personalbestand der russischen Gerichtsbehörden in den Ostseeprovinzen tatsächlich «ein ganz vorzüglicher» war (S. 105), wird bezweifelt werden dürfen; leider fehlt der Hinweis darauf, wie verhängnisvoll es war, dass die neuen Richter das im Lande herrschende Provinzialrecht nicht kannten. Die militärische Disziplin im russischen Heer hat 1917 nicht so sehr Kerenskij, als A. Gučkov durch den berühmten «Prikaz Nr. 1» vernichtet (S. 108). Es heisst die lettländische Regierung, der lettländische Staat, nicht der lettische; bei der Befreiung Rigas von den Bolschewisten hätte auch das Datum, 22. Mai, angegeben werden müssen (S. 111). Ob nicht eine eingehende Erläuterung der Agrarreform in Estland und in Lettland, unter Berücksichtigung ähnlicher Reformen in anderen Staaten, z. B. in Finnland, am Platz gewesen wäre? Warum sind übrigens die russischen Namen und Worte nicht in der üblichen Art transskribiert? Ssamarin, Ssowjet ist in keinem Fall zulässig.

Unangenehm berührt das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses. *Wulffius*

Helene Tunzelmann von Adlerflug, Die alte einheimische Kachelkunst und die Ofenkacheln im Rigaer Dommuseum. Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga. 1933. 48 Seiten, 15 Abbildungen auf 4 Tafeln.

Die Geschichte des baltischen Kunsthandwerks ist wenig durchforscht, und von einem klaren Bild seiner Entwicklung sind wir im einzelnen wie im ganzen noch weit entfernt. Daher wird man jeden Versuch begrüßen, in dieses stellenweise noch ganz unbetretene Gebiet vorzudringen. Mit der einheimischen Kachelkunst im besonderen hat

sich bisher niemand näher beschäftigt. Die Materie ist immerhin spröde und die Erzeugnisse dieser Kunstgattung, aus ihren ursprünglichen Zusammenhängen herausgerissen, sind oft unscheinbar.

Dennoch liest man die auf gründlichen Studien beruhende übersichtlich entwickelte Darstellung von Helene von Tunzelmann mit Interesse. Der Stoff gliedert sich in 3 Teile: zuerst ein als Einführung sehr erwünschter Überblick über die allgemeine Entwicklung der Kachelformen bis zum Beginn des 19. Jhts., dann eine stilistische Analyse der im Dommuseum befindlichen Kacheln, endlich eine Zusammenstellung der in verschiedenen ungedruckten und gedruckten Quellen verstreuten Nachrichten zur Geschichte der Kachelkunst in Alt-Livland, insbesondere in Riga. Der zweite Teil kann als Führer durch die kleine zu wenig beachtete Kachelsammlung des Dommuseums dienen und wird hoffentlich als solcher auch benutzt werden.

Alles in allem eine sorgfältige Arbeit, die Anerkennung verdient und der Beachtung der für die Geschichte unsres einheimischen Kunstgewerbes Interessierten empfohlen werden kann. Es wäre erfreulich, wenn die Verfasserin ihre Studien auf diesem Gebiet fortsetzen und dabei besonders die Kachelkunst in Kurland zur herzoglichen Zeit mehr berücksichtigen würde, als es im Rahmen der vorliegenden Untersuchung möglich war.

Der Verlag E. Plates hat das Heft auch äusserlich ansprechend ausgestattet.

*Heinz Loeffler*

Elmar Arro, dessen Broschüre «Dorpater Stadtmusici» bereits einen interessanten Ausschnitt baltischer Kul-

turgeschichte behandelte, schildert nun in einem 200 Seiten starken Bande, der reichlich mit Notenbeispielen und Bildern durchsetzt ist, die «Geschichte der estnischen Musik» (Dorpat 1933, Akadeemiline Kooperativ). Der behandelte Zeitabschnitt umfasst etwa das 19. Jahrhundert.

Das Buch ist das Ergebnis einer ungeheuer fleissigen Sammeltätigkeit. Alles nur irgend zugängliche einschlägige Material ist ausgewertet worden. Da Arro aber das «urtümliche primitive Volkslied in der Art der estnischen Runenmelodien» in seine Untersuchungen leider nicht mit einbezieht, sich vielmehr aus Zweckmässigkeitsgründen absichtlich auf die Gattung des Chorliedes beschränkt, so muss er im Endergebnis dem Sinne nach zu etwa folgender Feststellung kommen: es entsteht im 19. Jahrhundert wohl eine für Esten bestimmte Chorliteratur; doch abgesehen davon, dass es sich nur zum Teil um original-estnische Texte handelt (bei der geistlichen Chormusik sind es sogar überwiegend Übertragungen aus dem Deutschen), ist in der musikalischen Gestaltung sowohl deutscher als auch estnischer Komponisten weder in substanzieller, noch in formaler Hinsicht irgend etwas zu finden, was man als spezifisch estnisch ansprechen könnte. Mithin ist durch den ersten Teil der «Geschichte der estnischen Musik» eigentlich nur der Nachweis erbracht, dass die im 19. Jahrhundert von den estnischen Chören benutzte Literatur unter dem ausschliesslichen Einfluss deutscher Chormusikpflege der gleichen Zeit geschaffen worden ist.

In dem in Aussicht gestellten 2. Teil wird Arro vermutlich zeigen, wie das echte estnische Volkslied, das sich trotz seiner Aschenbrödelstellung im 19. Jahrhundert bis in unsere Zeit herübergerettet hat, seit der Jahrhundertwende



in immer stärkerem Ausmass an Einfluss gewinnt. Und erst hierdurch erhält das Musikschaffen eines Volkes jenes charakteristische Gepräge, das man als «national» ansprechen kann.

Nach einleitenden Ausführungen über die Grundlagen und Anfänge der estnischen Gesangsbewegung gliedert der Verfasser seine Untersuchungen nach drei Stilperioden: 1. das geistliche Chorlied; 2. das weltliche Chorlied; 3. das Liedertafellied. Es zeigt sich, dass zunächst deutsche Pastoren und Lehrer (Martin Wilberg, Emil Hörschelmann, Friedrich Brenner, Friedrich Hellmann) für die estnische Gesangsbewegung richtunggebend gewesen sind. Sie griffen meist auf die protestantische Chormelodie zurück, übersetzten vielfach das deutsche Kirchenlied ins Estnische und steuerten ausserdem für die Chorliteratur auch Eigenes bei. Wenn nun auch die führenden Männer der 2. und 3. Stilperiode der Nationalität nach Esten waren (Jannsen, Saebelmann, Thomson, Hermann u. a.), so erweist sich der deutsche Einfluss hinsichtlich der musikalischen Ausbildung des Lehrernachwuchses in den Seminaren, die gewissermassen die Rolle der Musiklehranstalten des Landes spielten, derartig nachhaltig, dass sich — von einer Ausnahme abgesehen — nirgends auch nur Anzeichen einer selbständigen Regung zeigen. («Carl Robert Jakobson ist der erste gewesen, der die Schädlichkeit einer Inkorporation deutscher Lieder für den estnischen Volksgesang und gleichzeitig die Notwendigkeit der Pflege eigener Volkslieder für die junge Singbewegung erkannte.»)

Heute mutet es einen an, als sei die musikalische Bedürfnislosigkeit jener Zeit grenzenlos gewesen; denn — wie Arro auch ganz unmissverständlich zum Ausdruck bringt, — der gutgemeinte deutsche Einfluss patronisierte einen

Chorstil, von dem man sich heute schauend abwendet. Arro schreibt: «Während einerseits im letzten Jahrhundert die Musikpflege und Musikproduktion nirgends so hoch und weltführend stand wie in Deutschland, wird (wurde! H. Gr.) andererseits nirgends eine so minderwertige und banale Bedarfsmusik für breitere Massen produziert wie dort.» — Und während das baltische Deutschtum eine musikalische Kultur aufgabe zu lösen glaube, wurde es doch nur zum Zwischenträger dieser volkstümelnden Gesangsunkultur. Charakteristisch ist, dass man in der Epoche der Verfechter nationaler Belange das nationale Element in der Musik selbst und damit den musikalischen Wert des Volksliedes völlig verkannte und nur darauf sah, wie und wozu gesungen wurde, das Was aber unberücksichtigt liess: das Volkstum wurde nicht im Gesang, sondern durch Gesang gefördert.

Kann also nach der einen Seite hin die Leistung der im estnischen Musikleben des 19. Jahrhunderts führenden Persönlichkeiten nur negativ gewertet werden, so muss ihr in anderer Richtung ein unbestreitbares Verdienst zugesprochen werden: durch sie ist das estnische Volk zu einer Musizierfreudigkeit geführt worden, die zunächst in einer ungemein starken und regen Gesangsbewegung ihren Ausdruck fand. Und wenn auch im engeren Rahmen der estnischen Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts diese Gesangsbewegung, d. h. der rein praktische Musikbetrieb, vorherrscht, so ist damit doch der Nährboden geschaffen, auf dem sich in der Folgezeit auch die national-estnische Musik entwickeln konnte.

«Für unsere Kritik muss schliesslich auch noch etwas übrig bleiben!», so schliesst Arro sein Vorwort; und

dies und jenes findet sich auch tatsächlich dafür noch vor.

Zum Beispiel: wenn mit zäher Beharrlichkeit versucht wird, das Schaffen jedes einzelnen «Komponisten» stilkritisch zu analysieren, so erscheint das vielfach als Untersuchung an untauglichen Objekt. Auf Grund der sehr zahlreich eingestreuten Notenbeispiele muss man zur Einsicht kommen, dass es sich dort, wo Arro Stilmerkmale festzustellen zu können glaubt, meistens um ganz unwesentliche Erscheinungen handelt, die sich mehr oder minder häufig wiederholen. — Warum die in Hörschellmanns Satztechnik gelegentlich auftretende Chorspaltung «offensichtlich orgelmässig inspiriert» sein soll, leuchtet keineswegs ein; diesem Verfahren haben wohl ganz andere Rückerinnerungen zugrunde gelegen. — Ferner kann man auch nicht gut die Monotonie eines Chorsatzes des 19. Jahrhunderts zu den uralten Formen des einstimmigen liturgischen Sprechgesanges in Parallele stellen (S. 40; S. 43). — Ein Vokalwerk, in welchem eine kurze Textstelle wiederholt wird, «um dadurch ein längeres Musikstück bestreiten zu können» (S. 48) eignet sich schlecht als Masstab. Anstatt (S. 51) von einer «Beschränkung musikalischer Mittel» zu sprechen, könnte eher von einer «Beschränktheit im Gebrauch musikalischer Mittel» gesprochen werden. — Wenn Arro (S. 191) die Möglichkeit zugibt, dass in der Harmonisierung die «ausserordentliche Bevorzugung der Quartsextakkordstellung und die auffallende Scheu vor der Sextakkordlage als ein spezifisch national-estnischer Einschlag zu werten sei,» so ist die Wahrscheinlichkeit dafür nur ausserordentlich gering.

Diese relativ geringfügigen Beanstandungen fallen bei der Gesamtbeurteilung des Buches kaum ins Gewicht; wir finden in ihm eine anschauliche

Schilderung der estnischen Musikpflege im 19. Jahrhundert, wodurch das Verständnis für den zweiten Teil des vorliegenden Werkes gefördert wird, in dem die Epoche eines bereits ausgesprochenen künstlerischen Aufstieges im estnischen Musikschaffen behandelt werden soll.

Hans Grohmann

Unter dem Titel «Der deutsche Männergesang im Baltische» erschien im Verlage Ruetz & Co. in Riga, eine 70 Seiten starke Broschüre, die Hugo Wittrock zum Verfasser hat.

Wie aus dem Vorwort hervorgeht, musste das Quellenmaterial erst mühsam zusammengetragen werden. Die Auswertung ergab dann eine übersichtliche Darstellung der wechselvollen Verhältnisse, wie sie hinsichtlich des Männergesangs seit seinem Bestehen in den baltischen Ostseeprovinzen vorgelegen haben. Von einem organisierten vierstimmigen Männergesang kann überhaupt erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts gesprochen werden, und um wenig später erfolgt auch im Baltikum die Begründung der ersten Männergesangsvereine. Das Gebiet der ehemaligen Ostseeprovinzen weist heute in Lettland 11 Männergesangsvereine (davon 7 allein in Riga) auf, während dem deutschen Sängerbund in Estland z. Zt. 10 Gesangsvereine angeschlossen sind. Wittrock zeichnet mit einigen Strichen die Lebensgeschichte jeder dieser Vereinigungen, die zum Teil bereits 75- und 100-jährige Jubelfeiern hinter sich gebracht haben.

Die Festschrift, die B. Hollander zur Hundertjahrfeier der Rigaer Liedertafel verfasste, kann hauptsächlich auf lokales Interesse rechnen. Gesangliebhaber gründeten 1833 in Riga eine Liedertafel, der zunächst nur ortsansässige Dichter, Komponisten und



Sänger angehören konnten. Die Statuten vom 3. Juli 1834 bezeichnen als Zweck dieser Vereinigung: «Beförderung der Liebe für die Tonkunst, sowie Veredlung geselliger Fröhlichkeit durch mehrstimmigen Männergesang ohne Instrumentalbegleitung bei einem frugalen Mahle».

Die Feder des Chronisten schildert mit liebevoller Sorgfalt und Ausführlichkeit gute und böse Tage, erzählt von frohem Singen und munterer Geselligkeit, von Lücken, die der Tod verursachte, von Plänen, die nicht zur Ausführung gelangen konnten und von solchen, die verwirklicht wurden, von Liederabenden, von Sängerfahrten und lieben Gästen, von Kriegsnot und dem Wiedereintritt geordneter Zustände.

In erster Linie wohl für den Mitgliederkreis bestimmt, bietet die Lektüre doch auch dem ausserhalb Stehenden Interessantes und Wissenswertes.

*Hans Grohmann*

Arthur Guleke: Jugenderinnerungen und Jagderlebnisse. Riga 1934, Ernst Plates-Verlag. Ls 3.80.

Nun ist es da, das Buch Gulekes, welches alle, die den Verfasser und die Art seines Schilderungsvermögens kennen, mit Spannung erwarteten. Die Erwartungen sind nicht umsonst gewesen. — Gulekes Buch zerfällt in zwei Teilen. Im ersten bringt er seine Jugenderinnerungen; selbstredend spielt der Werdegang des Jägers die Hauptrolle. Der zweite Teil behandelt verschiedene Jagderlebnisse: neben dem jeweiligen besonders hervorgehobenen Kern wird stets die ganze Sachlage typisch erfasst und lebendig dargestellt. Jeder von uns älteren Jägern wird da vieles vorfinden, was er selbst erlebt und empfunden hat: manche Erinnerung wird wachgerufen... Es sind 18 Einzelkapi-

tel, welche, wie gesagt, verschiedene Jagdschilderungen bringen. Da kommt die Jungwildjagd zur Sprache, die Balz, das Hasensprengen, Fuchsjagden, der «Weihnachtshase». Aber auch über Elch, Luchs, Wolf und Bär weiss der Verfasser interessant zu berichten.

In all den Schilderungen, sei es nun im ersten oder zweiten Teil des Buches, spürt man diese selbstverständliche Verbundenheit mit dem Landleben, mit Landschaft, Jagdbetrieb und Fischfang, wie es alle diejenigen, welche auf dem Lande aufgewachsen und die Hauptzeit ihres Lebens dort verbracht haben, mitfühlen werden. Die alte Jagdauffassung, die so grundverschieden ist vom Auffassen der Jagd als «Sport», kommt besonders warm zur Geltung. Gerade das ist es, was den Wert des Gulekeschen Buches ausmacht: man fühlt mit, man erlebt mit, man versteht es! Nebenbei findet der Leser auch jagdliche Belehrung und tierkundliche Hinweise (z. B. über die Einbürgerung des Edelhirsches in Kurzeme). Der Vogelkundige hätte gerne bestimmtere «lehrbuchmässige» Angaben über Wasserwild und Raubvögel gesehen, aber nicht allen kann eben speziell gedient sein.

Das 180 Seiten starke Buch liest man mit Genuss, ohne es aus der Hand legen zu wollen! Es ist schwer zu sagen, welcher der beiden Abschnitte der «bessere» ist; das ist Empfindungsache: der erste mehr persönliche oder der zweite mehr sachliche. Aber beide haben neben allen oben geschilderten Vorzügen durchaus einen kulturhistorischen Wert. Die geschilderten Zustände und Erlebnisse gehören fast durchweg einer Vergangenheit an, die sich von der heutigen Zeit dank der tiefgehenden Umwälzungen der letzten Jahrzehnte ganz wesentlich unterscheidet. Das Leben im alten landischen Pastorat, die Landfahrten, nicht zu vergessen die

kleinen treffenden Hinweise auf die Gestalten der «Haustanten», der Buschwächter, die Begegnung mit Friedrich Karl von Preussen — all das ist fesselnd dargestellt. Der Schluss bringt einige Erlebnisse aus der Bolschewikenzeit, aber auch diese wieder im persönlich lebendigen Tone, so ganz anders, als es in manch anderen «Memoiren» der Fall ist. Jedenfalls: man muss dem Verfasser dankbar sein, dass er uns dieses Buch gegeben hat, das auch im Auslande fraglos Beachtung finden wird. In den landverbundenen Kreisen unseres baltischen Deutschtums wird es bald überall zu finden sein.

*N. v. Transehe*

**Rasse.** Monatsschrift der Nordischen Bewegung. Herausgegeben von R. v. Hoff in Verbindung mit L. F. Clauss und H. F. K. Günther. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin. I. Jahrgang 1934.

Die neue Zeitschrift möchte Mittelpunkt all der Erörterungen und Bestrebungen werden, die sich an die Erforschung und Pflege der nordischen Rassenwerte knüpfen. Ein ausgewählter Mitarbeiterstab, in dem die besten und besonnensten Vertreter der Rassenforschung und Rassenpflege zusammengeschlossen sind, ist bereit, diesem wichtigen Ziel, das zuverlässige Sammlung aller Rufer im Streit bedeutet, zuzustreben. So scheint hier in vorbildlichem Rahmen und in kluger Einsicht des Notwendigen eine allem Kleinkrieg entrückte feste Hochburg gebaut zu werden, in der jeder, der Belehrung in dieser brennenden Frage sucht (und das

sollte heute jeder Deutsche tun), klare und einwandfreie Antwort und reiche Anregung zum eigenen Nachdenken und Weiterarbeiten findet.

Das erste Heft gibt einen guten, verheissungsvollen Eindruck von dem Erstreben. Besonders auf zwei Artikel, die richtungweisend und für die Art der neuen Zeitschrift bezeichnend sind, sei hier hingewiesen: zunächst auf den «rassenseelenkundlichen Streifzug», auf dem L. F. Clauss ein Bild des germanischen Menschen durch meisterhafte Deutung einer Reihe vorzüglich gewählter Bildnisse zu entwerfen sucht, und sodann auf die von K. Holler beigezeichnete eingehende kritische Übersicht über die Nordische Bewegung im letzten Jahre, die auch dem Laien eine ausgezeichnete, zuverlässige Standortbestimmung vermittelt. Kürzere Aufsätze von Schultze-Naumburg («Die Bedeutung der Kunst für die rassische Auslese») und Otto Reche («Rasse und Gesittung») sowie Bücherbesprechungen runden den Reichtum des erfreulich ausgestatteten Heftes ab.

Die Zeitschrift «Rasse» wird, wenn es ihr gelingt, den eingeschlagenen Weg folgerecht weiterzugehen, unentbehrliches Werkzeug für alle werden, die an dem Problem der Rasse nicht vorbeigehen können. Ihre ruhige und besonnene Haltung macht sie dem Auslandsdeutschen doppelt wert. Wir werden laufend über den Fortgang der wichtigen neuen Monatsschrift, die besonders auch für Lehrer bedeutungsvoll zu werden verspricht, berichten. *Mackensen*



### MITARBEITER DIESES HEFTS:

*V. von Wrede*, Riga / *Dr. G. Baron Wrangell*, Berlin / *Dr. O. Hartge*, Tallinn / Rechtsanwalt  
*H. Lotz*, Tallinn / Professor *Dr. O. von Petersen*, Riga, Herderinstitut / *Dr. A. Diewerge*,  
Riga / *D. P. Poelchau*, Bischof der deutschen Gemeinden Lettlands, Riga / *Dr. L. Mackensen*,  
Riga, Herderinstitut.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates“, Riga, Mazā Monētu ielā 18





# Reich Gottes in der Gegenwart

*Von Herbert Girgensohn*

Wenn über die christliche Stellung zu den grossen Lebensgebieten von Volk und Staat gehandelt werden soll, so muss vor allem darüber Klarheit herrschen, dass es sich im Grunde genommen um Teilfragen handelt, die nur dann richtig behandelt und richtig gesehen werden können, wenn der Ausgangspunkt, der Blickpunkt, von dem aus alle irdischen Lebensgebiete erst in ihrer wahren Bedeutung erscheinen, richtig gewählt worden ist. Und da geht es nicht um eine Auseinandersetzung mit abstrakten Gedankengängen und Ideen, nicht um Christentum oder Christentümer, wie sie in den Köpfen und Herzen der verschiedenen Menschen wirksam geworden sind, sondern um die geschichtliche Person Jesu, der mit dem Anspruch auftrat, der Christus zu sein, und dadurch das ganze irdische Leben in seinem geschichtlichen Bestande von sich aus in ein neues Licht gesetzt hat und noch heute setzt. An der Stellung zu seiner Person und ihrem Anspruch entscheidet sich somit die Frage nach der christlichen Stellung zu allen irdischen Dingen. Wir sind daher in erster Linie mit Notwendigkeit an die Person Jesu gewiesen und zwar so, wie sie uns in der biblischen Überlieferung in ihrer konkreten Gestalt gegenübertritt. Einen andern Weg zu Christus und zum Christentum gibt es nicht.

Die geschichtliche Person Jesu ist in ihrer Wirksamkeit durch den Gedanken des Reiches Gottes bestimmt. Gerade an diesem Gedanken, als an einem Zentrum der biblischen Verkündigung, lassen sich die Gegenwartsfragen in besonders deutlicher Weise ins Licht setzen.

Schon Johannes der Täufer hatte auf das kommende Reich hingewiesen. Was er am Jordan taufend und predigend dem jüdischen Volk und der jüdischen Gemeinde zu sagen hatte, wird in die Worte zusammengefasst: tut Busse, d. h. kehrt um, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Er traf damit den Punkt, an dem das jüdische

Volk mit ganzer gespannter Erwartung hing: die gesamte Zukunftshoffnung war hier auf eine Formel gebracht, das Ziel der letzten Sehnsucht zusammengefasst. Die Erwartung richtet sich auf den gesamten Lebensbestand: was in politischer, nationaler, sozialer, sittlicher Beziehung darniederliegt, verdorben und verkehrt ist und das Leben zugrunde richtet, wird durch eine rechte Herrschaft in Ordnung gebracht. Es ist die Zusammenfassung der Erlösungshoffnung und zwar die umfassendste, die sich buchstäblich auf den ganzen Bestand des irdischen Lebens richtet.

Schon in dieser Totalität liegt der religiöse Charakter solcher Erwartung. Aber bei den Juden bekam die Reichgotteserwartung noch in einem ganz besonderen Sinne ihre religiöse Färbung. Israel ist ja Gottes Volk, das von Gott persönlich erwählte Volk. Das ist jetzt noch verborgen: Gott tritt nicht handelnd und herrschend in diese Welt ein, aber die Zeit wird kommen, wo Er es tun wird, und wo Sein Volk es wieder erleben wird, was es heisst, wenn der allmächtige Gott sein Herr wird und die Zügel der Herrschaft ergreift. Es sind verschiedene Gedankengänge gewesen, die bei der Ausmalung dieses dann entstehenden Zustandes mitgewirkt haben. Im Vordergrund steht vielfach der Gedanke an die heidnische Völkerwelt: sie ist es, die sich Gott nicht unterworfen hat; wenn Gott herrscht, so vernichtet er diese Seine Feinde und erlöst die Gefangenen Israels.

An diese Reichserwartung Israels knüpft Johannes der Täufer an. Er hat sie bejaht, er hat darauf hingewiesen, dass diese fieberhafte Spannung, in der Israel den Wendepunkt seiner Geschichte und der Geschichte der Menschheit erwartete, ihr Recht hat. Der Wendepunkt steht unmittelbar bevor. Gott ist im Kommen, um die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, Er wird handelnd in die Geschichte eintreten. Aber der Täufer hat dabei nicht allen jüdischen Erwartungen Recht gegeben. Charakteristisch in seiner Predigt ist das, was er nicht sagt und was er einfach mit Stillschweigen übergeht: es wird in dem Eingehen auf die Zukunftserwartung all das beiseite gelassen, was persönlicher und nationaler Egoismus in die Ausmalung der Zukunft hineinträgt, was die Herrschaft Gottes menschlichem Wünschen und Wollen dienstbar macht: denn dann herrscht ja gar nicht Gott, dann herrscht vielmehr nach wie vor der Mensch, und zwar der sündige Mensch.

Wenn Gott kommt, um zu herrschen, dann wird alles bestimmt durch Ihn und durch Ihn allein. Das Himmelreich, die Gottesherrschaft ist nahe herbeigekommen, bedeutet: Gott wird herr-



schen, Sein Wille wird geschehen, so wie im Himmel auch auf der Erde. Und da tritt der eine Punkt in dem Vielerlei der Erscheinungen des reformbedürftigen irdischen Lebens hervor, an dem als am Zentrum der Widerstand gegen die Herrschaft Gottes erfolgt, und das ist des Menschen Wille. Dass Gott den widerstrebenden, von Ihm abgewandten, menschlichen bösen Willen sich unterwirft, das ist die Herrschaft Gottes. Darum fordert er zur Busse, d. h. zur Umkehr auf. Der böse Wille soll umgekehrt werden. Wer das will, sich dem zuwendet, an dem wird Gott es vollziehen. Er wird den neuen Willen geben und es wird die Wirksamkeit Gottes darin offenbar werden, dass Er es tut. Wer sich Ihm widersetzt, den wird Er richten, und so in beidem, im Richten und im Geben, das Böse hinaustun aus Seinem Volk und aus Seiner Gemeinde hinaustun und sie dadurch und nur dadurch zum Herrschaftsbereich Gottes machen. Wenn Gott so herrscht, so wird das Volk von innen heraus ein neues und zwar in seinem sittlichen Willen und seiner Beziehung zu Gott. Das ist die Kernfrage, vor der alle andern Fragen verblassen, es ist die Lebensfrage des Volkes und der Gemeinde: Gott und Sünde gehören nicht zusammen — wenn Gott herrscht, so wird die Sünde hinausgetan.

Aber wenn Johannes von dem Kommen der Herrschaft Gottes als einem Geschehen in der irdischen Geschichte spricht, so gipfelte bei ihm die Erwartung in der Erwartung einer Person, des Gesalbten. Auch hier hat seine Predigt an schon Vorhandenes angeknüpft; nicht Grundsätze, Gedanken, neue Ordnungen werden zur Herrschaft gelangen, sondern der Christus wird kommen und in Ihm und durch Ihn wird Gott die Herrschaft ausüben. Vor der Herrschaft des Bösen im Willen des Menschen hat auch Johannes hilflos gestanden. Er konnte sie nicht wegräumen, seine Predigt ist nur ein Hinweis auf den, der mit dem heiligen Geiste taufen wird, der den neuen Geist geben, das Gericht vollziehen und damit die Scheidung vom Bösen durchführen wird. Das kann nur Der, der da kommen soll.

Jesus hat sich ganz auf den Boden der Verkündigung des Johannes gestellt, ja Er hat sie selbst aufgenommen. Tut Busse, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, ist auch Seine Predigt gewesen, nur dass in Seinem Munde das Wort einen veränderten Sinn erhält: aus der Erwartung wird Erfüllung. In Ihm ist die Herrschaft Gottes da, in Ihm hebt das Handeln Gottes mit seinem Volke an. So hat Er nicht nur geredet, so hat Er auch gehandelt; in Vollmacht steht Er da, Er steht selbst da als die Tat Gottes, durch die Gott selbst in den Lauf der Geschichte eingreift und sie dem Ziele

zuführt, sie von den Mächten, die jetzt die Menschheit zum Verderben beherrschen, erlöst. Sein Eintreten in die Geschichte ist darum der grosse Wendepunkt der Geschichte. So hat es die Christenheit immer verstanden; darum fing sie auch von der Geburt Christi die neue Zeitrechnung an.

Jesus hat sich als der Christus, der erwartete Messias, zunächst an das jüdische Volk, die jüdische Gemeinde gewandt, ist in dem Rahmen geblieben, in den Er in der irdischen Weltzeit von Gott hingestellt war. Er selbst aber steht da als der einzige Punkt in der ganzen Geschichte, an dem die Herrschaft Gottes wirklich ist, d. h. aber in dem ganz reinen, mit Gott ganz geeinten Willen: als der Sohn. Das Wort fasst in erster Linie Seine sittliche und religiöse Stellung zu Gott ins Auge; Er ist der, der in vollem Gehorsam, in voller Liebe, in vollem Vertrauen mit dem Vater eins ist und der diese seine Sohnesstellung dem Vater gegenüber in den Einzelentscheidungen des Lebens immer aufs neue bejaht, der bewusst und willentlich Gott als den ehrt, der Er ist; Er ist der vollkommene Mensch, an dem Gott Wohlgefallen hat. Die Menschen neben sich zu stellen, dass sie in demselben Gehorsam, in derselben Liebe, demselben Glauben eins werden mit dem Vater, das ist Seine Sendung und Seine Herrschaft, durch die Er die Herrschaft des Bösen bricht. Er steht da als der Gebende, der die Scheidewand wegräumt, die zwischen Mensch und Gott als Schuld besteht, und in der so gewonnenen Gemeinschaft überhaupt erst die Voraussetzung dafür schafft, dass das Gute getan wird. Denn gut ist nicht, was einer abstrakten Norm entspricht, sondern gut ist die Liebe, die den andern bejaht. Er steht aber zugleich da mit der unerbittlichen Forderung, die keinen, auch nicht den geringsten Abstrich duldet: darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. In der Jüngerschaft, bei denen, die an Ihn glaubten und sich in diesem Glauben an Ihn anschlossen, wurde die Gottesherrschaft erlebt, wurde sie Wirklichkeit. Das Leben stand unter Seinem unmittelbaren Einfluss, Seiner tatsächlichen Einwirkung. Wo Er aber an den Menschen handelt, da handelt Gott an den Menschen; wo Er vergibt, da vergibt Gott; wo Er fordert, da fordert Gott. Es ergab sich daraus noch nicht, dass der ganze böse Weltbestand erneuert wurde, aber die Herrschaft Gottes reichte doch in diese Welt hinein und der, der sich im Glauben an Ihn anschloss, der war unter der Herrschaft Gottes, der erfuhr die gnadenreiche Gegenwart Gottes. In dieser seiner Gegenwart lag darum zugleich das Unterpfand und die Gewähr für



die Vollendung. Er wird das angefangene Werk vollenden. An Ihm, an Seiner lebendigen Person hing der Glaube, hing der Gehorsam; in dieser Verbundenheit, in dieser Gemeinschaft mit Ihm beginnt die neue Welt mitten in der alten; die Welt, in der die Mächte der Sünde, des Vaters des Bösen, des Teufels, und des Todes überwunden sind, da Gottes heiliger Wille geschieht und aus dem Menschen das macht, was er nach dem Willen des Schöpfers sein soll: das Ebenbild Gottes, und aus der Schöpfung das, was sie als Schöpfung Gottes sein soll—der nicht mehr ein abgefallener und mit dem Schöpfer entzweiter Wille den Stempel aufdrückt, sondern von der das Urteil Gottes gelten kann: siehe, es war sehr gut.

Der Verlauf der irdischen Geschichte Jesu ist bekannt. Das jüdische Volk als Volk, als geeintes Ganzes in der Person seiner Führer hat Jesus als den Christus abgelehnt, und zwar, weil die konkrete Tatsache des Herrschaft beanspruchenden göttlichen Willens in Jesus dem eigensüchtigen Willen unerträglich war! Das Volk blieb in der Unbussfertigkeit; und darum vollzog sich an ihm nicht die Scheidung vom Bösen, sondern die Scheidung von Gott, das Gericht, auch wenn es zunächst noch nicht in Erscheinung trat. Jesus wurde gekreuzigt. Jesu Kreuz ist das Zeichen für das Gericht, aber mehr, das Zeichen für das Reich Gottes in dieser Welt überhaupt. Es ist die verhüllte Gestalt des Reiches Gottes und verkündet doch den Gehorsam des Sohnes, die völlige Einigung mit dem Vater und zugleich die Liebe, die nicht irre wird an der Sünde, sondern sie überwindet.

Für das Judentum aber bedeutete diese Entscheidung gegen Jesus den Christus einen geschichtlichen Moment von nicht leicht zu überschätzendem Ausmass. Man beginnt heute in der Judenfrage sich wieder an das Verständnis dieser Tatsache und ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung heranzutasten, ohne sie doch noch, befangen in den sekundären Folgeerscheinungen, den Symptomen der dahinterliegenden Urentscheidung, voll würdigen zu können. Denn ist Jesus der, der da kommen soll, dann hat das jüdische Volk seinen geschichtlichen Augenblick verfehlt, es hat die Herrschaft Gottes abgewiesen, es steht ausserhalb des Reiches Gottes; mehr, es ist zu seinem bewussten Gegner geworden. Das ist der geheime und doch immer wieder hervorbrechende Fluch, der auf ihm ruht. Nun hat aber das jüdische Volk die Reichgotteserwartung mit der Ablehnung Jesu nicht fahren lassen. Vielmehr hat es sich in seinen Reichgottesgedanken durch die Ablehnung des Christus nur umso mehr versteift und ihn

gleichsam zum Trotz gegen Jesus den Christus mit einer religiösen Inbrunst gepflegt, der es zu einem der Angelpunkte des Weltgeschehens bis zum heutigen Tage macht. Was nach der Ablehnung Jesu übrig blieb, war der Reichsgedanke, der den Menschen und seinen Willen und sein Wirken zum Träger macht gegen Jesus den Christus. Der Reichsgedanke trug nach wie vor religiöse Färbung. Er hatte die ganze Inbrunst der Hingabe an die Weltverbesserung, an das letzte Ziel der Erlösung in sich. Bei Jesus ist das Reich da, wo Gott über das Volk herrscht, wo Gottes Wille im Volk und am Volk geschieht. Er hat darum im Grunde genommen universellen Charakter: Gott wird über alle Völker herrschen. Und dieser universelle Charakter tritt nach der Ablehnung durch Israel eindeutig im Christentum hervor. Es geht um die Weltherrschaft Gottes in Christus. Für das jüdische Volk aber blieb der Reichgottesgedanke völkisch gebunden. Nicht das Volk wird dem Willen Gottes unterworfen, sondern umgekehrt—Gott dem Willen des Volkes. Der religiöse Träger des zukünftigen Reiches wird nicht der Sohn, der dem Vater gehorsam ist, sondern das blut- und rassenmässig bestimmte empirische Volk dieser Weltzeit, das in religiöser Selbstverherrlichung die Weltherrschaft Israels zum Heil der Welt erwartet und erstrebt.

Gott herrscht, war die Reichgottespredigt Jesu, Er errettet Sein Volk von der Sünde. In Jesus war diese Botschaft verkörpert, war Fleisch, irdische Wirklichkeit geworden. Er war das Geschenk Gottes an die sündige Menschheit, die nur in Ihm und durch Ihn den Weg zur Erlösung finden, zur Sohnschaft kommen kann. Diese Tat Gottes hat Israel abgelehnt. Es blieb für die Reichserwartung der Weg vom Menschen zu Gott, der Weg der Selbsterlösung, der Weg des Gesetzes, der Weg der Werkgerechtigkeit, die den Himmel erstürmt.

Das alles sind nicht bloss historische Reminiszenzen. Das jüdische Volk ist in gewissem Sinne Prototyp, Urbild für den Reichgottesgedanken ohne Jesus den Christus geworden. Diese Ausprägung ist für die Gestaltung seines Wesens und seiner Geschichte durch das einzigartige geschichtliche Erlebnis an Jesus schlechthin entscheidend geworden. Darum ist es auch an diesem Gegensatz in einer besonderen Weise interessiert und es ist verständlich, dass man es vielfach, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, als den geheimen Inspirator aller der Bewegungen ansieht, die das Reich ohne oder gegen Jesus den Christus erstreben. Der Reichsgedanke ist ja nicht auf das jüdische Volk beschränkt geblieben. Er ist seinem Wesen nach Zusammenfassung des ganzen Zukunftsstrebens und der



menschlichen Sehnsucht aus all dem heraus, was in wirtschaftlicher, nationaler, politischer, sozialer und sittlicher Hinsicht darniederliegt und verdorben ist, was durch eine rechte Herrschaft in Ordnung gebracht werden soll. Er ist seinem Wesen nach und seinem Totalitätsanspruch nach religiös, trägt die ganze Glut der religiösen Begeisterung für das grosse Endziel in sich, ist darum im tiefsten Grunde die Macht, die die Geschichte gestaltet. Die Reduzierung der Religion und auch des Christentums auf individuelle, innerseelische Erlebnisse bedeutet demgegenüber eine ungeheure Abschwächung. Und man kann sich deshalb nicht wundern, wenn ein Christentum, das den Reichsgedanken verloren hat, in seiner Hilflosigkeit und Widerstandsunfähigkeit gegenüber einem Reichsgedanken, sei es auch einem antichristlichen, offenbar wird. Man kann es als eine Fügung ansehen, dass durch die geschichtlichen Ereignisse uns der Reichsgedanke wieder nahe gebracht worden ist. Mir persönlich ist er am Bolschewismus aufgegangen. Hier tritt er in der Form der Herrschaft des Proletariats, also auch eines ganz bestimmten Menschentypus, ganz klar hervor und beansprucht die Schäden der Jetztzeit, im Grunde genommen aber die der Welt überhaupt, so wie er sie sieht und soweit er sie sieht, endgültig zu beheben und damit die Menschheitsgeschichte zu ihrem Ziele zu führen und sie zugleich endgültig abzuschliessen. So wie die Geschichte mit dem Sündenfall beginnt, so hört sie mit der endgültigen Erlösung auf, denn die treibende Kraft der Geschichte ist die Sünde, ganz gleich worin man sie sieht, und Erlösung ist das Thema der Menschengeschichte. Darum ist auch der Bolschewismus durch und durch endgeschichtlich, eschatologisch eingestellt. Man kann von einer Parallele des Christentums bis ins einzelne hinein nur mit umgekehrten Vorzeichen reden. Der Teufel ist auch hier der Affe Gottes. Das Schöpferische kommt immer Gott ganz allein zu.

Aber nicht im Bolschewismus allein, wo er gleichsam in der schärfsten Ausprägung zu Tage tritt, ist der Reichsgedanke zum beherrschenden Prinzip der Gegenwart geworden. Er liegt, so viel ich sehe, in zwei Abwandlungen vor, geistigen Bewegungen, die durchaus Totalitätsanspruch gehabt haben und noch haben: die eine ist der Fortschrittsglaube, der die Gemüter beherrscht und dem zufolge die Menschheit in unablässigem Streben sich der Vollkommenheit entgegenbewegt. Dieser evolutionistische Erlösungsgedanke ist heute unmodern geworden. Er hat seinerzeit durchaus religiöse Kraft besessen, war recht eigentlich die Religion, von der die europäische

Menschheit besessen war.—Die andere Form ist in den beiden grossen Revolutionen, der französischen und der bolschewistischen, zu Tage getreten, die beide durchaus eschatologischen Charakter tragen. Nur dass der Endzustand der Menschheit hier nicht durch Entwicklung (Evolution), sondern durch den Umsturz (Revolution) herbeigeführt wird, wo die Welt nach Vernichtung des Bisherigen vom Menschen nach seinem Willen aus seinem Kopf heraus neu gebaut wird. Es ist, wie Blüher es nennt, die Religion des Weltbaumeisters. Aber diese Unterschiede sind für das Wesen der Sache belanglos. Wesentlich ist vielmehr das, dass der Gestalter und Träger des Zukunftsreiches der Mensch ist und zwar der im Grunde gute Mensch, der deshalb keiner Erlösung bedarf und der darum durch sein Tun, sein Wollen, seine Gedanken die Erlösung selbst vollbringt und dabei immer wieder die Tragik erlebt, dass er auf die eine oder andere Weise nicht ein Himmelreich schafft, sondern merkwürdigerweise gerade das Gegenteil: einen Zustand, in dem, wie wir's erlebt haben, durch die Zerstörung der schöpfungsmässigen Gebundenheiten die letzte Spur der Gottesebenbildlichkeit getilgt und das Leben nicht gebaut, sondern vernichtet wird: denn der Spender des Lebens ist Gott, der Tod aber ist der Sünde Sold. Und in dem andererseits der Mensch als der Bauherr der Welt nicht in seiner Güte offenbar wurde, sondern als Bestie, als Teufel, losgelöst von der letzten Gebundenheit an Gott, in dem alle Güte besteht, sich selbst von der Gotteskindschaft lossagend.

Dieser Reichsgedanke muss notwendig zu Jesus, zu dem Christus im Gegensatz stehen. Er steht immer notwendig in einer Front mit dem Judentum, das alle diese Formen immer als Verbündete in seinem schicksalschweren Kampfesruf: «Kreuzige ihn!» empfunden hat. In dieser eingestandenen oder uneingestandenen Zuspitzung auf und gegen die Person Jesu liegt die Scheidelinie zwischen dem christlichen und dem widerchristlichen Reichgottesgedanken: ein Gegensatz, der bis in die letzten Einzelheiten der Lebenshaltung hineingreift. Wie schon gesagt, ist der Gegensatz nicht immer eindeutig zugespitzt, ja er verbirgt sich vielfach hinter christlichem Gedanken- gut; nämlich dort, wo das Christliche entpersönlicht wird, zu einem Neutrum, einer Sache wird, wo es sich eben nicht mehr um den uns persönlich anredenden, wollenden, wirkenden Gott, sondern um das Göttliche handelt; wo es nicht mehr um den gebenden und fordernden Christus selbst, sondern um unpersönliche christliche Gedanken handelt, mit einem Wort: um ein Christentum ohne Christus.



Von hier allein wird verständlich, was christlich heisst. Ein Christentum ohne Christus ist nicht christlich. Es ist sehr charakteristisch, dass es in der lettischen Sprache, bevor das lettische Volk von dieser bestimmten Geistesrichtung ergriffen wurde, für das Neutrum Christentum kein entsprechendes Wort gab, ein solches vielmehr erst in den letzten Jahren ad hoc gebildet worden ist (kristietība). Früher gab es dafür nur das Wort «Glaube» (ticība), welches eben die persönliche Beziehung zu Jesus dem Christus zum Ausdruck bringt.

Ist aber Jesus Christus der, in dem die ganze Rettung, das ganze Heil beschlossen liegt, so bedeutet das für alles Irdische ohne Ausnahme ein Urteil: die Sündhaftigkeit, die Erlösungsbedürftigkeit, so steht alles unter dem Gerichte Gottes und darum unter dem Tod, nur der Gekreuzigte und Auferstandene nicht. Das ist die erste zentrale Erkenntnis und Haltung, die man christlich nennen kann. Sie wird nie errungen werden können von einem selbstgeschaffenen Messiasbilde aus, ob nun der Heilbringer in dem von Natur guten Menschen oder einer Summe von Ideen, die schliesslich doch aus uns selbst stammen und unserm Zugriff zugänglich sind, oder im Volk oder in einer Klasse gesehen wird, oder in einem Gottesbilde, das wir uns selbst mit unsern Wünschen zurechtmachen aus einem unbekehrten und unbussfertigen Herzen. Vor solch einem Bilde lässt sich immer rechtfertigen, was in Wirklichkeit Sünde ist und schliesslich auch als unheilbringende Sünde sich entpuppt. Gericht kann auch von ihm aus ergehen, aber es ist menschliches Gericht, das die eigene Sünde unangetastet lässt. Die Sünde in ihrer ganzen Gestalt und Tiefe wird nur offenbar vor der nichterdachten, vor der konkreten Person Jesu. Das Johannisevangelium nennt Ihn die Wahrheit, d. h. nicht die Projektion eines subjektiven Wunschbildes in die Gegenständlichkeit hinaus, sondern die ganze objektive Gegenständlichkeit, an der der Mensch sich in seinem eigenen Wünschen und Wollen stösst und ärgert und die ihm zum Gericht wird. Sie steht uns also wirklich gegenüber («entgegen»), aber nicht so, dass sie dabei nicht unser Gewissen, unser Inneres zu treffen vermag, sondern dass ihr gegenüber unser eigenes Gewissen spricht und sie bejahen muss; dass es auch da spricht, wo es diese Wahrheit ablehnt. Denn selbst in der Ablehnung noch zeugt es für sie, gewinnt nicht den Gleichmut, den wir bei innerem Unbeteiligtsein haben, sondern trotz mit der ganzen Wut eines getroffenen Gewissens, eines verletzten Selbstbewusstseins, der Behauptung einer persönlichen Position, die in ihrer Selbstsicherheit erschüttert ist. Und das ist schliesslich immer der Fall, wo der Wille

Jesu in der persönlichen Zuspitzung von Person zu Person einem gegenübertritt. Über Normen lässt sich streiten, dem persönlichen Willen gegenüber gibt es nur ein Ja oder Nein. Wer nicht mit Mir ist, der ist wider Mich. Wo nicht Christentum, sondern Christus selbst vor die Völker und Menschen getreten ist, da ist dieser Gegensatz immer offenbar geworden, angefangen von der erbitterten Feindschaft des jüdischen Volkes bis zum offenen Antichristentum unserer Tage, in dem ein klareres Verständnis des Wesentlichen zutage tritt als in aller Neutralität, die noch nicht zum Wesen durchgedrungen ist.

Vor Christus gilt nichts als die Stellung der Busse und sie gilt nicht nur für den Einzelnen in seinen persönlichen Verfehlungen und Sünden, sie gilt ebenso für alle überindividuellen Gemeinschaftsformen und Bindungen, in denen wir stehen. Unserer Zeit sind wieder die Augen aufgegangen für die ungeheure Bedeutung der sogenannten Schöpfungsordnungen, an deren Zersetzung die Völker zugrunde gehn. An ihnen wird wieder verständlich, was Sünde ist; an ihnen wird der übergeordnete Wille Gottes in einer menschlichen Ordnung, die nicht unserer Willkür unterliegt, gleichsam konkret erlebt. Alles ist darauf gerichtet, diese Bindung in ihrer Unverletzlichkeit wieder zu sehen und zu halten. Aber es liegt darin auch eine Gefahr: denn diese Bindungen sind vorletzte und nicht letzte. Wir haben gar keine reinen Schöpfungsordnungen mehr, sondern die, die wir haben, sind Ordnungen einer gefallenen sündigen Welt und bedürfen selbst der Erlösung, der Unterstellung unter Gottes Willen. Dann dienen sie in Seinem Sinn als Damm gegen die groben Auswüchse der Sünde, als das, was den Antichristen vorläufig noch aufhält, das schrankenlose Austoben des Bösen gleichsam nicht zulässt. Sehen wir in ihnen aber die Messiasse, denen wir die letzte Rettung zutrauen, so werden sie gerade im Gegensatz zum Christus zu den Abgöttern, die dem Gericht Christi sich entziehen und darum nicht Ihm, sondern dem Gegenchristus dienen. Ein warnendes Beispiel bietet auch hierin das jüdische Volk, bei dem alle diese Ordnungen wie Ehe, Familie, Volk, Rasse durch die Jahrtausende hindurch aufrecht erhalten worden sind, in denen und mit denen sie aber gerade sich gegen Jesus den Christus verhärteten und dadurch erst ihre verhängnisvolle Bedeutung als Fluch erhalten.

Schon hier wird sichtbar, was es bedeutet, wenn Christus auch der heutigen Menschheit gepredigt wird, und dass hierin, und nicht etwa in der Verbreitung christlicher Gedanken und Ideen der entscheidende Punkt liegt.



Reich Gottes in der Gegenwart im christlichen Sinne ist Herrschaft Christi. Vor Ihm liegt die Welt nicht nur im Gerichte da, sondern auch unter der Verheissung. Wir glauben an Ihn als den Erlöser, und die Welt in diesem Glauben sehen heisst, alles, angefangen von den kleinsten persönlichen Anliegen bis hin zu den grossen Anliegen der ganzen Menschheit, in diesem Lichte schauen. Das allein gibt allem menschlichen Handeln, aller menschlichen Wirksamkeit die rechte innere Haltung. Sie ist nicht Passivität, ein Gehenlassen in blosser Zukunftserwartung, sondern ein Indienststellen aller Kräfte, des ganzen Willens. Und doch hört hier der Übermut auf, der die Welt neu zu bauen sich vermisst; an seine Stelle tritt Demut, die den Mut hat, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind, und die die Gelegenheiten zum Handeln wahrnimmt als Gnadengeschenk, wo und wie sie einem gegeben werden. Christliche Demut lernt den Erfolg als unverdientes Gnadengeschenk preisen und erhöht in diesem Dank nicht sich selbst, sondern den Geber. Christliche Demut allein vermag in allem Misserfolg, in der schmerzvollen Erkenntnis, dass alles, was wir in dieser Welt erreichen, doch nur Stückwerk ist, durchzuhalten und zu überdauern aus der lebendigen Hoffnung, dass Der, der in uns angefangen hat das gute Werk, es auch vollenden wird.

So gibt es gerade vom Glauben an Christus aus ein Arbeiten und Wirken in dieser Welt. Man könnte dies vielleicht die formale Haltung des Glaubens nennen. Was Inhalt unseres Arbeitens und Wirkens in dieser Welt wird, kann eben in christlichem Sinne nicht durch eine Summe von Paragraphen und Programmen ausgedrückt werden. Hier liegt vielleicht gerade ein Gegensatz zu dem antichristlichen Reichsgedanken. Den Zustand der Welt in ihrer Vollkommenheit zu schauen, ist dem Schöpfer und Erlöser allein vorbehalten. Wir gewinnen die Richtlinien, den Blickpunkt für die Schau dessen, was ist und was zu tun ist, nur durch den Glauben an Ihn, d. h. durch die Verbundenheit mit Ihm, dem wir zutrauen, dass Er das Licht fallen lässt auf das Stück Leben, das Er uns in unserer Beschränktheit als Aufgabe gegeben hat.

Es könnte scheinen, als ob wir damit doch wieder der Willkür eines individualistischen «christlichen» Gewissens ausgeliefert sind. Aber das wäre nur dann wahr, wenn Jesus der Christus eben keine Realität wäre, sondern ein menschliches Wunschgebilde. Es ist der übergeschichtliche Christus, dem wir verhaftet sind, der Herr der Geschichte, der gestern und heute und in alle Ewigkeit ist und doch

kein anderer als der geschichtliche, dessen konkretes Bild in der biblischen Überlieferung vor uns steht. Wer sich von diesem löst, der verfällt der Schwärmerei und damit der individualistischen Willkür. Darum hebt auch hier die Herrschaft Christi an mit der Verkündigung des geschichtlichen Christus, «dass Christus vor die Augen gemalt werde», dass an Ihm auch in unserer Zeit Busse und Glauben erwache und aus diesem heraus die Welt, in der wir leben und an der wir arbeiten, neu gesehen werde. Das ist das letzte und grösste Anliegen, um das es bei jedem Einzelnen und bei jedem Volke geht in der schicksalsschweren Entscheidung, in die wir durch die Frage nach dem Reiche Gottes gestellt sind.

## Kurländische Herzogsschlösser

*Von Anna Elisabeth Müller*

Zu den interessantesten und lohnendsten Aufgaben bei der Beschäftigung mit kurländischer Vergangenheit und Geschichte gehört ohne Zweifel die Erforschung des herzoglichen Bauwesens, besonders aber die Bautätigkeit der Biron als der reichsten und wertvollsten Periode. Trotz des leider oft sehr schlechten Erhaltungszustandes ihrer Baudenkmäler ist sie uns heute noch am besten fassbar und anschaulich zu machen, teilweise mit Hilfe alter Pläne, Urkunden und Abbildungen, während von Kettlerscher Architektur weitaus weniger und ziemlich unsicheres Material vorhanden ist. Die Verwüstungen der häufigen Kriege und natürlicher Verfall haben von den an und für sich schon nicht sehr zahlreichen Bauwerken der frühen herzoglichen Zeit wenig verschont gelassen.

Die Bedeutung der Bironschen Schlossbauten — denn diese kommen vor allem in Frage, da sie den grössten Raum im Bauschaffen der Herzöge einnehmen — erschöpft sich nicht nur in der geschichtlichen Tatsache, dass sie durch Aufwand und Prachtentfaltung ihren Bauherren, den Herzog von Kurland, in eine Reihe mit westlichen Souveräns rückten und sein Ansehen und seine Macht bei den Zeitgenossen stärkten; sie stellen darüber hinaus in künstlerischer Hinsicht einen Eigenwert und zugleich ein wichtiges Glied in der Entwicklung des Schlossbaus des 18. Jahrhunderts dar. Über den engeren lokalgeschichtlichen Rahmen hinaus behaupten sich diese Bauwerke im Kunstschaffen ihrer Zeit als hochentwickelte Schöpfungen, beson-



ders bemerkenswert aber als Träger westeuropäischer Stilideen im östlichen Raume.

Die beiden umfangreichsten und zugleich frühesten Bauunternehmungen des Herzogs Ernst Johann Biron, die Schlösser Rundale (Ruhental) und Jelgava (Mitau), von dem Architekten Graf Bartolommeo Rastrelli (1700—1771) gebaut, sind in ihrer uns erhaltenen Form nicht die getreue Ausführung des ursprünglichen Entwurfes. Äussere geschichtliche Ereignisse und nicht innere künstlerische Notwendigkeit erzwangen eine Änderung und Beschränkung der geplanten Gestaltung, und so sind sie im heutigen Zustand nur ein Teil einer grosszügig entworfenen Anlage, deren zwingende Wirkung sie uns trotz ihrer relativen Unzulänglichkeit ahnen lassen.

Der Grundstein zum Schlosse Rundale (Ruhental) wurde am 24. Mai 1736 im Beisein des «Russischen Kaiserlichen Hof-Architekten» Rastrelli nach der feierlichen Einweihungsrede des Mesothenschen Pfarrers Joachim von der Horst gelegt. Der Bauherr selbst, damals noch Reichsgraf, war nicht anwesend, er weilte zu dieser Zeit am Hofe in St. Petersburg. Die Steine eines alten auf dem Baugelände befindlichen Gebäudes, das gesprengt worden war, wurden zum Neubau mit verwendet. Bei der plötzlichen Verbannung des Herzogs im November 1740, die alle seine Bauunternehmungen unterbrach und stilllegte, war das Schloss im Aussenbau und auch teilweise im Innenbau vollendet. Nach der Rückkehr Ernst Johanns (Januar 1763) wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und bis zum Jahre 1767 völlig abgeschlossen.

Die Gesamtanlage von Hauptbau, Nebengebäuden und Park ist um eine durchgehende Mittelachse komponiert. In genau durchdachtem Rhythmus ordnen sich die Einzelteile dem Ganzen zugunsten einer einheitlichen, geschlossenen Wirkung unter. Als Auftakt das Halbrund der Stallgebäude, in dessen Mitte die Einfahrt liegt und das mit zwingender Notwendigkeit alle Aufmerksamkeit des Eintretenden, wie ein Hohlspiegel die Strahlen, auf einen Punkt konzentriert: das Schloss. Dieses, ein Flügelbau nach französischem Grundrisstypus, umschliesst mit drei Gebäudetrakten einen rechteckigen Ehrenhof, dessen Einfahrtsseite durch kurze Flügel und ein mit zwei Löwen geschmücktes Tor begrenzt wird. Eine mit leichtem Bogen ansteigende Auffahrt führt in die Säulenhalle des Mittelbaues und auf der Gegenseite eine ähnliche kleinere zum Park hinab. Auch die Landschaft ist ganz in den Bann des Bauwerkes gezogen. Ein Strahlenbündel von Alleen scheint die Kräftebahnen des weiten Raumes einzufangen, zu sammeln

und wiederum im Mittelpunkt der Anlage, dem Schloss, zu vereinigen. Der Gesamteindruck des Baues selbst ist fest und geschlossen und im Vergleich zu den späteren Bauwerken Rastrellis noch herb und einfach. Der grösstenteils massive, kräftig rustizierte Sockel wirkt altertümlich, er erinnert an den Schlosstypus des 17. Jahrhunderts. Die Schmuckformen an den Fenstern sind plastisch, aber sparsam; die wohltuende Wirkung wird nicht so sehr von dem Reichtum der Dekoration als von der sicheren Beherrschung der Baumassen durch geschickte Verteilung und Akzentuierung erreicht. Dass die Sparsamkeit der Formen bis zu diesem Grade jedoch nicht freiwillig und nicht ursprünglich geplant ist, zeigen die in der Albertina zu Wien aufbewahrten Originalpläne Rastrellis, die in dieser Hinsicht eine grosse Überraschung bedeuten. In der Grundform stimmt der heutige Zustand mit den Entwürfen überein, im einzelnen jedoch war eine reichere Ausführung vorgesehen. Die jetzt leeren Giebelfelder sollten mit Kartuschen gefüllt werden, an den Mittelrisaliten auch mit je zwei Putten oder liegenden Gestalten. Kleine Freifiguren stehen auf den Ecken der Giebel und auf der Balustrade der Treppe, die statt der Rampen zum Eingang hinaufführen sollte; vier hermenartige Stützfiguren beleben die Mitte der Parkseite. Statt des Löwentors ist ein reicher, dreiteiliger Turm mit Säulenstellungen geplant, der im dritten Stockwerk eine Uhr und auf der Spitze einen Adler trägt. Diese Entwürfe sind von Rastrelli eigenhändig signiert und teilweise mit dem Jahr 1736 bezeichnet.

Ein grosser Übersichtsplan, inschriftlich auf 1734 datiert, zeigt den Grundriss der gesamten Anlage und gibt vor allem ein eindrucksvolles Bild von der ursprünglichen, jetzt kaum mehr erkennbaren Gestaltung des Parkes. Der an die Rückseite des Schlosses anschliessende Teil, begrenzt von einem breiten Kanal, war von zahllosen farbenprächtigen Blumenrabatten, von kunstvoll verschlungenen Wegen, verschnittenen Hecken und drei Wasserbecken mit hochspringenden Fontänen belebt. Dahinter breitete sich weithin der Wildpark, fächerförmig von Wegen durchzogen. Der Blick von der Terrasse des Schlosses muss ein Bild von einer so harmonischen und kultivierten Schönheit geboten haben, dass wohl selten jemand unbeeindruckt geblieben ist!

Sehr zu begrüissen ist es deshalb, dass gegenwärtig der Park und auch das Schloss unter Leitung des Denkmalamtes an Hand der Originalpläne wieder in den ursprünglichen Zustand gebracht werden.



Die ersten, frühen Entwürfe der Stallgebäude weisen auch eine von der heutigen verschiedene Gestalt auf: ein vierflügler Komplex von derselben Breite wie das Schloss, der ausser den anderen erforderlichen Räumlichkeiten eine grosse Reitbahn enthält.

Am interessantesten jedoch ist im Schloss selbst die geplante Einrichtung einer Kapelle, die sich links vom Löwentor im ersten Stock anstelle des weissen Saales befinden sollte. Das anschliessende ovale Kabinett barg die Treppe; die drei kleinen Räume auf der Gegenseite fielen fort, dort stand der Altar. Die Gesamtlänge betrug also 9 Fenster (1 davon nur blind). Als Herzog Ernst Johann das Mitauer Schloss als Residenz wählte und es noch grösser und anspruchsvoller errichten liess, wurde die Ausführung der Rundaler (Ruhentaler) Kapelle unterlassen und der dafür bestimmte Altar auf herzoglichem Befehl vom 3./14. Juni 1740 nach Jelgava (Mitau) gebracht. Im übrigen ist die heutige Aufteilung der Räume bis auf geringfügige Änderungen dem frühen Entwurf gleich.

Von der Innenausstattung fallen besonders die Stukkaturarbeiten wegen ihrer meisterhaften Ausführung auf. Sie sind in der Hauptsache während der zweiten Bauperiode entstanden. Nur die beiden Treppenhäuser und der kleine Gang zwischen dem goldenen und weissen Saal, parallel zur Galerie, gehen, wie sich aus einem stilkritischen Vergleich ergibt, noch auf Entwürfe Rastrellis zurück und sind wahrscheinlich schon 1740 fertig gewesen. Von 1765—1767 hat der deutsche Stukkateur Johann Michael Graff im Schloss gearbeitet. Am 30. Dezember 1767 unterzeichnete Herzog Peter eine Assignation über 1644 Rthlr. Alb. an die Marmoristen Johann Michael und Joseph Graff nach Beendigung des Marmorierens im grossen Saal. Der hier erstmalig genannte Joseph Graff scheint ein Bruder des Johann Michael zu sein. Der weisse und der goldene Saal mit den anschliessenden kleinen Konsolenkabinetten, das Schlafzimmer der Herzogin und das Rosenzimmer: Schöpfungen von einer bezaubernden Anmut des Entwurfes und der Ausführung, die würdig neben dem Besten bestehen, was zur gleichen Zeit in Deutschland geschaffen wird!

Die zahlreichen Deckengemälde werden den Malern Graf Pietro Rotari und Francesco Fontebasso, die Herzog Ernst Johann aus St. Petersburg kommen liess, und dem Deutschen Barisien zugeschrieben. Bemerkenswert sind noch einige sehr schöne holländische Öfen in den zum Park gelegenen Räumen.

Das Rundaler (Ruhentalsche) Schloss war noch nicht lange im Bau, als Ernst Johann am 14. Mai 1738 nach Sprengung der alten Ordensburg

den Grundstein zum neuen Schloss zu Jelgava (Mitau) legen liess. Der erst vor Jahresfrist ernannte Herzog glaubte es sich schuldig sein zu müssen, durch grösste Prachtentfaltung seine neue Würde zu beglaubigen und zu festigen, und liess sein Residenzschloss noch grosszügiger und reicher anlegen als das zu Rundale (Ruhental). Ausführender Architekt war wiederum Rastrelli. Den regen, gut fortschreitenden Bauarbeiten bereitete aber auch hier der schnelle Sturz des Bauherrn ein unerwartetes Ende, ja mehr noch, er verhinderte die Ausführung in der geplanten Form und Ausdehnung. Als im Jahr 1763 die unterbrochenen Bauarbeiten wieder aufgenommen werden konnten, wurde auf die Fertigstellung der Anlage im ursprünglichen Umfange verzichtet und nur der schon stehende Bau in bewohnbaren Stand gesetzt. (Vollendet Ende 1772).

Ausserdem haben noch mannigfache Schicksale, von denen durchgreifende Umbauten und häufige Brände am verhängnisvollsten waren, den alten Zustand weitgehend verändert und vieles, so in unserer Zeit die gesamte Innenausstattung, völlig vernichtet. Dank den Bemühungen des lettländischen Innenministeriums wird auch Schloss Jelgava (Mitau) gegenwärtig nach alten Plänen wiederhergestellt.

Die dem Architekten gestellte Aufgabe war für diesen Bau weitaus schwieriger als für den Rundaler (Ruhentalschen). Hier galt es, auf gegebenem, beschränkten Raum, der Insel zwischen Lielupe (Aa) und Driksna (Drixe), eine Schlossanlage zu schaffen, die weder gedrängt noch zerrissen wirken durfte, während in Rundale (Ruhental) dem Entwurf in Längen- und Breitenausdehnung keine Grenzen gesetzt waren. Der ursprüngliche Plan der Gesamtanlage der Residenz (Kurl. Mus. III Nr. 18) überrascht durch die geschickte Lösung, die zwanglose Aufteilung und Ausnutzung des vorhandenen Raumes mit stilsicherer Formschönheit verbindet.

Auf drei verschieden grossen Inseln, die durch Aufschüttungen und Aushebung von Kanälen gebildet werden sollten, breitet sich der Schlosskomplex aus. Der Zugang führt von der Stadt in der Hauptachse des Schlosses (also auf die im jetzigen Zustand zugebaute vierte Seite zu), über eine Brücke zu der ersten Insel, welche die Stall- und Wirtschaftsgebäude in symmetrischer Anordnung trägt. Auf der durch eine weitere Brücke erreichbaren zweiten ausgedehnteren Insel steht das Schloss, dessen grossem Ehrenhof noch ein kleinerer vorgelagert ist. Die Bedingtheit des Raumes verbot nun eine Weiterführung der Bewegungsrichtung in der Hauptachse wie in Rundale (Ruhental); sie musste im rechten Winkel abgelenkt werden. Durch





die Durchfahrt im Nordflügel geht der Weg zur dritten und grössten Insel, zu dem kunstvoll angelegten Park. Am Ende der breiten Allee fängt als Schlusspunkt der gestreckte Bau einer Orangerie den Blick ab.

Ähnlich wie beim Schloss Rundale (Ruhental) war auch in Jelgava (Mitau) reicherer Fassadenschmuck geplant. Die Originalentwürfe Rastrellis vom Jahr 1738 zeigen Dachfiguren, runde Dachfenster, Giebelkartuschen und Wappen, hermenartige Stützfiguren an den Risaliten und reiche, schmiedeeiserne Gitter.

Nicht nur der Wunsch des Auftraggebers nach einem prunkvolleren Palast ist die Ursache einer differenzierteren Formbildung als beim ersten Bau, sondern sie ist ausserdem auch im Entwicklungsgang des Künstlers begründet. Mit der Beherrschung des Materials wächst die gestaltende Kraft, der Formschatz bereichert sich. Doch sind die kurländischen Bauten Rastrellis nur erst ein Versprechen, das die Zukunft einlöst, der Aufakt in seinem Schaffen, der aber bei aller Verhaltnenheit schon den grossen Meister erkennen lässt.

Der Riesenbau des Schlosses Jelgava (Mitau) ist nie in allen seinen Teilen ausgebaut worden. Für die herzogliche Familie wurden nur der Südflügel und die Hälfte des Corps de Logis möglichst schnell in Stand gesetzt. Die Stukkierung des Treppenhauses mit der eichenen Haupttreppe, die viel gelobt und bewundert wurde, ist von Johann Michael Graff ausgeführt, ebenso wie der grosse, 7 Fenster lange Tanzsaal im Südflügel von ihm im Jahr 1770 für den Preis von 700 Rthlr. Alb. ausgeschmückt wurde. Beide vernichtete der grosse Brand vom 22. Dezember 1788. Die durch zwei Stockwerke reichende Schlosskirche stattete Graff im Jahr 1771 aus; sie wurde von Herzog Peter schon 1782 aufgegeben. Die Stuckdecken der übrigen Räume waren ziemlich einfach gehalten und wurden zum Teil nebst einigen Deckengemälden während des Aufenthalts Ludwigs XVIII. von Frankreich durch Umbauten zerstört.

Herzog Ernst Johann nahm stets regen und verständnisvollen Anteil an dem Fortgang der Bauarbeiten. In der Zeit bis 1740 weilte er selten in Jelgava (Mitau), meist in Leningrad (St. Petersburg), liess sich aber von seinem Bevollmächtigten, dem Kammerherrn E. J. von Buttlar, durch eingehende Bauberichte auf dem Laufenden halten. In Blechkapseln wurden die Entwürfe Rastrellis auf schnellstem Wege nach Petersburg gesandt. Manche eigenhändige Bemerkung auf den Plänen, wie das häufige «Dieses würdt aprobird», zeugt



von seinem Interesse, manche praktische Ratschläge für technische Verbesserungen von seiner Sachkenntnis.

Diese genauen Fachkenntnisse brauchen uns nicht besonders zu erstaunen. In einem Jahrhundert, in dem das Bauen eine Passion ist, in dem viele Fürsten für diese Leidenschaft die wirtschaftliche Sicherheit ihres Landes unbedenklich aufs Spiel setzen, ist der Bauherr oft nicht weniger fachmännisch gebildet als der Baumeister. Am bekanntesten ist diese Erscheinung wohl beim Bau der Würzburger Residenz (1719—1746), wo die Auftraggeber, Mitglieder der Familie Schönborn, in gemeinschaftlicher Zusammenarbeit mit den verschiedenen Architekten die Entwürfe selbst förderten und bestimmten.

Das drittgrösste der herzoglichen Schlösser, *Virava* (Kronswürzau), südlich von Jelgava (Mitau) gelegen, ist in seinem ursprünglichen Zustand kaum noch zu erkennen. Was durch den Umbau zur Kaserne in den Jahren 1867—1870 noch nicht völlig entstellt war, ist durch Brand am Ende des Krieges fast zerstört worden. Ohne Dach ragen die kahlen Mauern empor, Schutt und Unkraut deckt das Innere. Wie schön einst dieses Landschloss gewesen sein muss, ahnt man nur noch aus alten Bildern und Beschreibungen. Es war der Lieblingssitz der Herzogin Dorothea. Nach dem Tode seiner Mutter, der Herzogin Benigna, im Jahre 1782 wählte es Herzog Peter als ständigen Aufenthaltsort. Zwei Töchter und ein Sohn wurden ihm hier geboren.

Der Bau ist nicht einheitlich entstanden. Herzog Peter liess um 1780 an das schon bestehende, zum Teil auf Rastrelli zurückgehende Gebäude von seinem Hofarchitekten Jensen zwei Flügel und den achteckigen Mittelturm anbauen. Die Innenausstattung verrät schon das endende 18. Jahrhundert: ein Fries von kleinen, tanzenden Figuren in antikem Gewand schmückt den Hauptsaal. Der Speisesaal zeigte eine originelle Einrichtung, die oft beschrieben wird: «Seine Decke öffnete sich in ihrer Mitte zu einem 3 Meter hohen Zylinder, durch den die Speisen unmittelbar auf den Tisch hinabgelassen wurden. Die Decke des Zylinders schliesst ein Spiegel ab mit eingelassenem Lorbeerkranz, der um das Haupt des von unten Hinaufschauenden zu schweben scheint».

Gleichzeitig mit dem Schloss liess Herzog Peter auch das dicht dabei gelegene alte Kettlerschloss zu einem Kavalierhaus umbauen, nach der Überlieferung ebenfalls von Jensen. Ob diese Tradition wirklich auf Wahrheit beruht, kann wegen der bis jetzt noch fehlenden urkundlichen Nachrichten nicht entschieden werden. Stilkritisch

gesehen lässt sich jedoch weder Gesamtaufassung noch Einzelform besonders einleuchtend in das Schaffen Jensens einordnen.

Oft gewürdigt in seiner ganzen Rokokograzie ist das Schloßchen Svētmuiža (Swethof), dessen Schönheit aber leider auch durch Umbau in eine Kaserne unwiederbringlich dahin ist. Ein Meisterwerk Johann Michael Graffs ging uns damit verloren: der ovale Hauptsaal, dessen Stukkaturen er im Sommer 1775 für 450 Rthlr. ausführte. Auch die Kapitelle an der Fassade sind sein Werk; sie gleichen fast wörtlich denjenigen am Gymnasium zu Jelgava (Mitau) und sprechen schon ohne schriftliche Belege für ein und denselben Meister. Das Gebäude besteht, wie Vircava (Würzau), aus einem Rastrellischen Kernbau und Erweiterungsbauten von Jensen. In den langgestreckten Flügeln befanden sich ausser den Wohnräumen eine Orangerie und die Gemäldegalerie mit einer sehr wertvollen Bildersammlung. Als der Reisende Bernoulli am 12. Juli 1778 Svētmuiža (Swethof) besucht, ist die Galerie von 10 Fenstern Länge noch nicht ganz fertiggestellt. Bald darauf muss aber der Bau vollendet worden sein. Ein Jahr später, am 19. Oktober, wird in der Orangerie die Verlobung Herzog Peters mit Dorothea von Medem gefeiert.

Einige Kilometer nordöstlich von Dobeles (Doblen) liegt am Pienava (Poenaubach) Schloss Lustesmuiža (Friedrichslust), das seinen Namen im Jahr 1780 auf Veranlassung Herzog Peters zu Ehren des durchreisenden Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen erhielt. Bis dahin hiess es Alt-Poenu; das Gut war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in herzoglichem Besitz. Das Gebäude in seiner heutigen Gestalt ist kurz vor 1780 entstanden und wohl der letzte Schlossbau Herzog Peters in Kurland.

Überraschend und unvermutet der Anblick des reizenden, fast würfelförmigen Baues, der von einem spitzen Zeltdach mit Mittelschornstein überdeckt ist. Vier kleine, quadratische Türmchen betonen die Ecken, ein dreifenstriges Halbgeschoss die Vorder- und die Rückfront, je ein Dreieckgiebel die Seiten. Stilistisch ein Vertreter der französisch beeinflussten Form des Lustschloßchens im späteren 18. Jahrhundert, das den bisherigen Flügeltypus reduziert und zu einem geschlossenen, villenartigen Komplex zusammenzieht, und zwar hier eine durch sicheres Proportionsgefühl besonders reizvolle Lösung dieser Aufgabe.

Leider fehlt heutzutage der Rahmen für die kleine bauliche Kostbarkeit: der Park! Er ist bis auf einen geringen Baumbestand abgeholzt. Wie aber Park und Schloßchen kurz nach ihrer Entstehung



ausgesehen haben, schildert der Kammerherr Reichsgraf Ernst Ahasverus von Lehdorff in seinen Tagebüchern unter dem 30. August 1780: «Nachdem ich dann beim Landmarschall Medem zu Mittag gegessen habe, fahre ich in Begleitung des jungen Grafen Keyserlingk nach Friedrichslust, wo wir um 4 Uhr eintreffen. Ich sehe mir sogleich den Garten an, der wirklich reizend ist. Man findet hier schattige Plätze, Tempel, Brücken, ein chinesisches Haus, ein englisches Kabinett und hundert andere nette Sachen, die einen Spaziergang sehr genussreich machen. Das Spalier ist vorzüglich gezogen, auch lässt der Herzog ringsum einen Eichenpark anlegen, was in diesem Lande, wo man fast nur Birken und Fichten antrifft, eine grosse Seltenheit ist. Dann sehe ich mir das Haus an, das mit chinesischen Möbeln, Basalten, schönen Spiegeln, einer grossen Bibliothek, Kupferstichen und Porzellan prächtig ausgestattet ist. Alle Räume weisen reiche Vergoldung und getäfelten Fussboden auf. Man muss gestehen, das Haus und die Orangerie sind wirklich entzückend».

Von der Innendekoration sind jetzt nur noch einige Stuckdecken, ein prächtiger, holländischer Ofen und zum Teil ein mit Kacheln ausgelegter Raum erhalten.

Ein am wenigsten als herzoglich bekannter Bau ist Schloss *Zalasmuiža* (Grünhof), das auch in der Reiseliteratur nur ein einzigesmal, und zwar bei Schlippenbach 1806, erwähnt wird. Der staatliche, 17 Achsen lange Bau ist charakteristisch durch kräftige Gliederung und plastische Einzelformen. Die Fenster des Obergeschosses sind mit ihren starken Verdachungen fest in den Baukörper eingespannt. Für die Entstehungszeit gibt es ausser stilistischen keine anderen Anhaltspunkte. Der Bau mag als Auftrag Herzog Peters in den sechziger bis siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Eine Änderung haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Mittelbau und Dach erfahren. Die Anlage des wundervollen Parks stammt aus der späteren Medemschen Zeit.

Nun noch einiges über die herzoglichen Architekten und Künstler, soweit sie überliefert sind. Die Hauptmeister sind unstreitig Rastrelli und Jensen. Was die, ausser diesen beiden noch derzeitig in herzoglichen Diensten stehenden Baumeister betrifft, so haben sie ausser gelegentlichen kleineren Entwürfen kaum eine ganz selbständige Tätigkeit ausgeübt, sondern waren unter der Oberaufsicht von Rastrelli und später Jensen als Bauleiter bei den Schlossbauten beschäftigt. Nur einige Namen: Joh. Chr. Forler, Hochfürstlicher Schlossbaumeister Schlossbaumeister Voller (vielleicht identisch mit Forler?); Joh.

Christoph Barnickel und Jakob Christian Schirmeister, herzoglich Kurländische Baudirektoren; ferner der fürstliche Architekt Seydell.

Bei einem Künstler von der Bedeutung Rastrellis muss es vor allem interessieren, die Herkunft seiner Kunst aufzudecken und den wechselseitigen Beziehungen nachzuspüren, die sein Schaffen mit dem Kunstwillen seiner Zeit verbinden. Die ersten Anregungen erhielt Rastrelli von dem päpstlichen Architekten Michetti, der seit 1718 in St. Petersburg tätig war, und der die Entwürfe für das Schloss Katharinental bei Reval und das Schloss in Strelna lieferte. Entscheidend wurden dann aber die Studienreisen, die der junge Architekt unternahm: 1719—1723 nach Paris, wo er bei Robert de Cotte arbeitete, und 1724—1732 nach Italien und Deutschland. Diese zweite Lehrzeit scheint für seine künstlerische Entwicklung am wichtigsten geworden zu sein. Sein Formenschatz ist an der reichen, plastischen Dekorationskunst oberitalienischer Paläste geschult. Es ist dieselbe Quelle der Formvorstellung, aus der auch Pöppelmann und weiterhin das deutsche 18. Jahrhundert schöpft. Nicht ausgeschlossen ist es, dass Rastrelli während seiner Pariser Zeit mit Balthasar Neumann in Berührung kam, der im Jahre 1723 wegen der Vorstudien zum Würzburger Residenzbau dort weilte. In der Art der Auffassung des Baukörpers und der Behandlung der Einzelform weisen beide Künstler oft überraschende Übereinstimmungen auf; dass Rastrelli die Entstehung des Würzburger Schlosses, eines der grössten Bauunternehmen seiner Zeit, mit starker, innerer Beteiligung verfolgte, ist wohl als sicher anzunehmen. Auch schon die kurländischen Schlossbauten Rastrellis lassen bei aller Einfachheit der Gestaltung die eigen-gesetzliche Schöpferkraft und starke Künstlerpersönlichkeit erkennen.

Neben einem solchen Meister der Baukunst ist es schwer für jeden anderen, sich zu behaupten; doch hat sich Severin Jensen durch kluge Anwendung seiner Fähigkeiten eine auch künstlerisch recht beachtliche Stellung gehalten. Jensen trat schon zu Anfang des Jahres 1766 in herzogliche Dienste und hat noch als Gehilfe Rastrellis an der Vollendung der Schlösser Rundale (Ruhental) und Jelgava (Mitau) mitgearbeitet. Bei seiner Anstellung wurde der bisherige fürstliche Architekt Seydell nach zweijähriger Tätigkeit entlassen. Im Jahre 1772 erhielt er den Titel «Hof-Architect» mit einem jährlichen Gehalt von 400 Rthlr. Alb. Für das gute Einvernehmen Jensens mit seinem Auftraggeber, dem Herzog Peter, sprechen die gelegentlichen reichen Geschenke des Herzogs an seinen Architekten. Nach der Auflösung



des Herzogtums Kurland 1795 trat Jensen als Kurl. Gouvernementsbaumeister in russische Dienste und war nach Schlippenbachs Bericht im Jahre 1809 noch am Leben. Einer alten Überlieferung zufolge soll er in Jelgava (Mitau) gestorben und begraben sein.

Über Jensens Tätigkeit vor seiner kurländischen Zeit ist nur eine ziemlich unsichere Angabe vorhanden: er soll in Italien am Schlossbau von Caserta mitgearbeitet haben, das von Vanvitelli im wesentlichen in der Zeit von 1752 bis 1776 errichtet wurde.

Jensens künstlerische Handschrift ist schon etwas von der Stilwende des sich zum Ende neigenden Jahrhunderts berührt, obgleich er durchaus nicht zu den Neuerern gehört. Formgeschichtlich wurzelt er zwar noch ganz im Spätbarock, jedoch in der Ausnutzung der Mittel ist er im Vergleich zu Rastrelli schon in der Richtung des beginnenden Klassizismus orientiert. Die dem Spätbarock eigene virtuose Beherrschung und Gliederung grosser Baumassen ist ihm schon nicht mehr so selbstverständlich wie etwa Rastrelli.

Noch einen ausgezeichneten Künstler, der an den herzoglichen Schlossbauten einen entscheidenden Anteil hat, gilt es kurz zu würdigen: den Stukkateur Johann Michael Graff. Leider ist über sein Leben und Wirken bisher wenig Material vorhanden. In herzoglich kurländische Dienste trat er durch einen Kontrakt, der in Berlin am 10. Mai 1765 geschlossen wurde. Bis dahin war er im Haus des Berliner Kaufhändlers Daniel Andreas Wegelin mit Stukkaturarbeiten beschäftigt. In Kurland war er tätig mit der Ausschmückung der Schlösser Rundale (Ruhental), Jelgava (Mitau) und Svētmuiža (Swethof) und der Akademie Petrina in Jelgava (Mitau). Nur kurze Zeit nach Vollendung der Stukkaturen in Svētmuiža (Swethof) erbat sich Graff von Herzog Peter seine Entlassung und reiste am 25. August 1775 von Kurland ab. Der Herzog liess ihm zur Rückreise nach Berlin 60 Rthlr. auszahlen. Über sein weiteres Schicksal ist leider nichts bekannt.

Zehn Jahre war Graff in herzoglichen Diensten tätig, zehn Jahre, in denen er, nach der Qualität seiner Werke zu schliessen, in der vollen Schaffenskraft und -lust seines Künstlertums stand. Denn dass er nicht nur ein nach fremden Entwürfen arbeitender Handwerker war, sondern ein selbständig schaffender Künstler, zeigen die Einheitlichkeit und persönliche Note seiner Schöpfungen. Graffs Innenräume gehören zum Schönsten, was die deutsche Dekorationskunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt hervorgebracht hat, und es ist deshalb besonders bedauerlich, dass wir über seine

Herkunft, Ausbildung und weiteren Werke nichts wissen. Die Art seiner künstlerischen Handschrift deutet auf Verbundenheit mit der preussischen Kunsttradition, mit dem friderizianischen Rokoko hin.

Ein reiches Kapitel Schlossbaukunst liegt somit vor uns. Mag man auch sonst vieles an der Regierung und Persönlichkeit der Bironschen Herzöge auszusetzen haben, eine anerkennende Würdigung ihres Bauschaffens kann ihnen niemand versagen — ihre Schlossbauten sprechen für sie!

## Die Musik der Letten

*Von Joseph Wihtol*

Die lettische Musik entsteht in zwei Strömen, die erst getrennt fließen, um sich in der jungen Republik Lettland, geleitet von den beiden Zentren des Musikbetriebes, der Nationaloper und dem Konservatorium, zu vereinigen. Der erste ist das Volkslied, der zweite die ausserhalb Lettlands entstandene Kunstmusik.

Das Volkslied — die Volksinstrumente, die Kokle, d. i. eine Lautenart, das Āžurags, ein Horn, u. a. sind von geringerer Bedeutung — ist das Mark der lettischen Musik. Die primitivsten Lieder (Sprechlieder) bewegen sich im Umfang des Tetrachords verschiedenen Aufbaues bis zum Umfang der Oktave; selten darüber. Das ältere Volkslied bevorzugt die dorische, mixolydische Tonfolge; nicht gerade selten sind aber auch die phrygische und aeolische mit ihren Plagaltönen. In der Bewegung ist das Lied meist getragen; eine Ausnahme davon machen allenfalls die «Schimpf- und Spottlieder» (apdziedāšanas dziesmas). Der Text umfasst meist 1—3, mitunter auch mehr Vierzeiler; davon heben sich ab die mitunter weit ausgespannenen «Balladen», epische Gedichte. Anzutreffen sind nur reimlose Verse, wobei die erste Zeile des zweiten Zweizeilers meist an die vorhergehende zweite Zeile des ersten Zweizeilers anschliesst, bis zu wörtlicher Wiederholung. Der Rhythmus ist ausschliesslich trochäisch; Jamben gibt es im lettischen Volkslied nicht. Dagegen treffen wir neben den geraden und ungeraden Taktarten sehr häufig auf gemischte:  $\frac{5}{4}$ ,  $\frac{7}{4}$ , in periodisch wiederkehrenden Mischungen. In ursprünglicher Form, dann aber in den sehr zahlreichen Bearbeitungen — meist für den Chor — war das Volkslied in vorlettländischer Zeit das ganz überwiegende Hauptstück lettischer Musik, und heute beeinflusst es auch noch alles entscheidend, was auf dem nun



breiten Felde der neuen Musikkultur entsteht. Auch in der Kunstmusik überwiegen der Gesang und die Gesangsliteratur, unter den Künstlern die Sänger so sehr, dass man die Letten noch heute ein ausgesprochen singendes Volk nennen kann.

Die Volkslieder sind in einer Volkskundesammlung des Bildungsministeriums zu Tausenden gesammelt; aber die wissenschaftliche Verarbeitung steht erst in den Anfängen.

Andrej Jurjāns (1856—1922) war der erste, der dazu den Mut und das Können besass. (Vier Hefte: Materialien der Volksmusik 1894—1913). Er analysierte die Lieder und teilte sie nach Gattungen und nach der musikalischen Struktur ein, behandelte aber auch die volkskundliche Seite, Texte, Sitten und Bräuche u. a.

Er ist auch der bedeutenste Bearbeiter der Volkslieder. Seine Vorgänger, der Walksche Seminardirektor Jānis Zimse, (1814—1881 «Dziesmu rota», etwa «Liederkranz») der mit seinen Zöglingen Lieder zu sammeln begann, dann der Petersburger Lehrer Kārlis Baumanis (1835—1905, Komponist der lettländischen Nationalhymne «Dievs, svēti Latviju») waren musikalisch nicht geschult genug. Über ihre einfachen Strophensätze gingen die späteren Bearbeiter hinaus, individualisierten auch die Begleitstimmen, brachten Antiphonien an, kombinierten Lieder zu balladenhafter Gestalt. Neben Jurjāns haben sich Ernests Vīgners und Adams Ore hervorgetan; heute Emīls Melngailis und Jēkabs Graubiņš. Daneben zahlreiche Unbedeutendere. Anschliessend an diese Volkslieder hat sich eine ungeheure Gesangsliteratur für Chöre wie Solo entwickelt, an der alle namhaften Komponisten beteiligt sind.

Die Beeinflussung der Kunstmusik durch das Volkslied zeigt sich einmal in der buchstäblichen Verwendung von Volksliedern (in Kompositionen freier Form im ganzen seltener); sodann aber auch in der Übernahme der Volkslied-Tonfolgen (Kirchentonarten) und Rhythmen, auch der gemischten. Jedoch ist dieser Einfluss natürlich bei den verschiedenen Autoren keineswegs in gleichem Masse zu konstatieren.

\*

Ein Netz von Chören überzieht heute das ganze Land, deren Tätigkeit zumal seit der Staatsgründung überaus intensiv ist. Sie finden sich zu allgemeinen Sängerfesten zusammen, auf denen die einzelnen Chöre wetteifern und Riesenchöre sich zusammentun. (1931 in Riga: 11 000 Sänger). Das erste Sängerfest fand schon 1873 in Riga statt. Daneben gibt es überall Gebietssängerfeste. Neben den





Volksliedbearbeitungen von Zimse wurden in früherer Zeit fast ausschliesslich a cappella Gesänge deutscher Muster der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesungen. Ein rein lettisches Repertoire wiesen allerdings erst die letzten Feste auf, das sechste Sangesfest 1926, das siebente 1931 und das achte 1933, obwohl ein Bestreben danach von Anfang an spürbar ist.

Unter den Chorleitern ragen Teodors Reiters (dessen Chor auch in Westeuropa starken Beifall fand) und Pauls Josuus (Oper) hervor.

Nach der Begründung des selbständigen Lettland entstanden auch gleich die Anstalten lettischer Kunst, die Nationaloper und das Konservatorium. (1918/19). Aus ganz kleinen Anfängen, in denen der Begründer Pāvuls Jurjāns mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, erwuchs die Oper schnell zu einem Kunstinstitut von beachtlichem Niveau, dessen guten Ruf Kräfte von Weltrang als Mitarbeiter und Gäste zu mehren halfen (Schaljapin, Petrauskas, Max Reinhardt, der Dirigent Emil Cooper). Den Namen «Nationaloper» rechtfertigten auch bald lettische Opern, die zum Teil sehr erfolgreich waren. Die erste, Alfred Kalniņš «Banuta» (1920), romantisch-national in Form und Inhalt, erlebte viele Wiederholungen, ebenso die beiden Werke von Jānis Medīņš «Feuer und Nacht», zuerst zwei Abende füllend, dann auf einen gekürzt (1921/25) und «Sprīdītis», die durch farbige Märchenhaftigkeit wirken. Die lettische Volksmusik klingt deutlich durch, bei Kalniņš direkt, bei Medīņš indirekt. Das zunächst erfolgreichste Werk wurde die «Vaidelote» von Jāzeps Medīņš, dem Bruder des genannten (1927). Lyrisch-romantisch begabt, ein geschickter Stimmenkenner und Orchestrator, gestützt auf die Formen der italienisch-französischen Oper, erscheint Jāzeps Medīņš sehr klar, abgewogen, verständlich; seine dramatischen Steigerungen verdichten sich zu bedeutender Kraft. Obwohl Libretto und Musik nicht modern sind, wird die «Vaidelote» sich auf der Rigaer Bühne lange halten können.

Unter den Solisten der Oper haben sich einige auch im Ausland erfolgreich betätigt, der Sopran M. Brechmann-Stengel, der Tenor Friedniek-Cavarra, der Bariton A. Kaktiņš, der Bass Jānis Niedra.

Hoch steht die Dekorationskunst der Oper, dank den Verdiensten von A. Kūga, L. Liberts u. a. Gleichfalls einen bemerkenswerten Rang nimmt das Ballett ein, einer der wenigen Haupterben der Kunst des klassischen russischen Balletts; das Verdienst daran kommt der Prima-Ballerina Alexandra Fedorowa zu, die das Ballett bis vor kurzem leitete. Es ist auch im Ausland mit grossem Erfolg aufgetreten.

Neben der Rigaer Oper besteht eine solche in Liepāja, die durch materiellen Schwierigkeiten stark behindert wird, und eine Wanderoper, die, bei aller natürlichen Beengtheit und Primitivität, mit gutem Solistenbestande sich bemüht, Opernmusik in die Provinz zu tragen.

Das Konservatorium, 1919 gegründet, entwickelte sich schnell zu einer vollausgebauten Anstalt mit Ensemble-, Opern-, Chorklassen. Sein guter Ruf wächst auch im Ausland, wohin es gute Beziehungen pflegt (Estland, Polen, Litauen, Tschechoslowakei). Die Hauptaufgabe des Konservatoriums ist nicht, Virtuosen von Weltruf zu züchten, sondern dem Lande eine breite, gediegene Musikkultur zu geben. Lettische Musikkultur war noch vor kurzem ein fremder Begriff; in Riga herrschte deutsche Musik, die die Letten kaum erfasste, und auf dem Lande gab es nur den Chorgesang. Da setzte das Konservatorium an und hat schon reiche Früchte seiner Arbeit zeigen können. Vor allem heisst es da für musikalisch gebildete Lehrer in den Schulen sorgen, die es auch in den Städten noch nicht überall gibt; ferner muss den Orchestern gutgeschulter Nachwuchs geboten werden.

Rektor des Konservatoriums ist Prof. J. Wihtol. Es hat mehrere hundert Zöglinge, in der Mehrheit Letten.

Natürlich gibt es in Riga und den anderen Städten auch andere Musikschulen, die in der Provinz meist die Mittelpunkte des Musiklebens sind, so das lettgallische Volkskonservatorium in Daugavpils. Wichtig ist auch das Volkskonservatorium in Riga.

\*

An symphonischen Kompositionen ist die lettische Musik bisher nicht reich, sodass es bis vor kurzem schwer fiel, mehrere Konzertprogramme zusammenzustellen, ohne zu wiederholen. Doch bessert sich dieser Zustand von Jahr zu Jahr. In Riga pflegen drei Orchester die Symphonie: das Opern-, das Rundfunkorchester, beide natürlich vorwiegend mit anderen Aufgaben belastet; dazu treten in jüngster Zeit die sogen. Heimat-Symphoniekonzerte. Früher gab es oft längere Zeit gar keine Symphoniekonzerte, und es war schade, dass der Staat sich dafür nicht in dem Masse einsetzte, als er Oper und Konservatorium zu erhalten pflegte. Konzerte fanden meist statt, wenn gerade Ausländer, Dirigenten, Solisten, seltener ein Ensemble, zu Gäste da waren. Die sommerlichen populären Konzerte in Riga und am Strande kann man wohl nicht ganz voll rechnen.

Aus dem Repertoire älterer Zeit beanspruchen nur noch die lettischen Tänze von A. Jurjāns Interesse. Er lehnt direkt an das Volkslied



an. Der Führer der Lebenden ist J. Wihtol; bekannt vor allem durch seine Schilderungen und Ouverturen («Ligofest»; Ouverture zu «Sprīdītis»; «7 lettische Volkslieder»; «Edelsteine»). Von A. Kalniņš «Am Staburags», «Lettland», «Lied von der Heimat»; von Melngailis «Die Riege des Teufels», «Der blaue Berg». Der Fruchtbare ist neuerdings Jānis Mediņš («Imanta»; «der blaue Berg»; drei Suiten). Jāzeps Mediņš schrieb u. a. eine Symphonie in si min. und ein Konzert für Violoncello. Jünger sind A. Ābele («Legende», «Herbstskizze», «Hirtenslied», «Vision») und der originelle Jānis Kalniņš («Regenabend»). Andere, etwa Jānis Vitolis, halten sich an bekannte Vorbilder. Die letzten Jahre haben aber auch von ihm immerhin viel Neues gezeitigt. Die Kammermusik liegt vorläufig noch darnieder. Oper und Konservatorium haben sich recht erfolglos um sie bemüht. So gibt es auch wenig lettische Kammermusik, nur einige Werke von J. Wihtol, Jānis Mediņš, Harij Ore. Dieselben Namen finden wir in der soeben aufblühenden Instrumentalmusik kleinerer Form, wo die «Dainas» (Volkslieder) für Klavier von Jānis Mediņš am populärsten sind.

Schon fast übertrieben erscheint dagegen die Liederproduktion, oft auf Kosten der Qualität. Jeder Sänger will ein ganz neues Programm bilden; aber dabei kann sich kein fester Bestand herausbilden. Wie in aller Kunst heute, gibt es auch hierin keine einheitliche Richtung. Von den Älteren ist J. Wihtol Neoklassizist, A. Kalniņš nationaler Romantiker. E. Melngailis liebt lakonische Klarheit. Jāzeps Mediņš ist vielseitig von der Klassik bis zur Atonalität. Tiefer schürft, kraftvoller ist sein Bruder Jānis Mediņš. J. Zālītis schreibt in transparent-französischer Manier. A. Ābele strebt nach orchesterlicher Breite. Jēkabs Graubiņš scheint im Chor mehr zu leisten. Von den Jüngeren ist der ungestüme Modernist Jānis Kalniņš zu nennen; von Komponistinnen Lūcija Garute und Lauma Reinholde.

Andrējs Jurjāns hatte auf das Sololied nur vorübergehend Einfluss. Dagegen nimmt der lyrische Emīls Dārziņš (1875—1910; sehr bekannt ist sein «Melancholischer Walzer») im Repertoire immer einen weiten Raum ein.

Direkte fremdvölkische Einflüsse auf die lettische Kunstmusik sind schwer nachzuweisen, obwohl alle lettischen Komponisten älterer Prägung ihre Ausbildung in Petersburg erfuhren. So sind denn auch die Beziehungen zur russischen Musik (Skrjabin, Mussorgski, Rimski-Korssakow) heute noch am lebendigsten, wiewohl eine direkte Unterwerfung unter deren Einfluss abgestritten werden muss.

Bei manchem der Jüngerer endlich macht sich eine Neigung zu französischen Komponisten (Ravel, Debussy) geltend. Deutsche Einflüsse, die in den ersten Stadien der lettischen Kunstmusik (Chorliederkomposition) noch deutlich spürbar wären, sind heute fast vollständig geschwunden. Ganz allgemein lässt sich sagen, dass der Lette seiner Natur zufolge der romantischen Musik zuneigt, während er der neueren Zweckmusik fern steht.

\*

Unter den ausübenden Künstlern überwiegen die Sänger. Am bekanntesten, neben den schon genannten Opernsängern, sind der Tenor Pauls Sakss und die Volksliedsängerin Malvīne Vīgner-Grīnberg.

Die Versuche, eine Muzikzeitschrift herauszugeben, sind früher alle gescheitert; es fehlte an Publikum. Am längsten hielt sich die «Mūzikas nedēļa» (Musikwoche) 1923—26. Dabei gäbe es schon Mitarbeiter genug, Wissenschaftler wie Belletristen. Seit 1932 erscheint der «Apskats», in Monatsheften, unter Mitwirkung aller bedeutenderen Musikern und Musikologen. Herausgeber — der Sängereisenverein.

Am traurigsten steht es um den lettländischen Musikverlag. Die Firma P. Neldner in Riga, vor dem Kriege die einzige, die neben leichter, gängiger Ware auch manchmal ernstere Musik verlegte, ist jetzt sehr zurückhaltend; E. Rode ersetzt sie auch nur zaghaft. So bleibt das meiste Manuskript und kann dadurch keine Verbreitung finden, besonders im Ausland. Selbstverlag ist nicht jedermanns Sache; Künstler sind keine Geschäftsleute.

Noch ungeklärt sind auch viele Fragen des Verlags- und Urheberrechtes. Besonders aber ist es höchste Zeit, dass Lettland der Berner Konvention beitrifft, was bislang nicht der Fall war, zumal die lettische Musik, an ihrer Spitze der Chor- und Sologesang, durchaus schon einen Platz im Konzert der Welt beanspruchen kann! Wenn sie diesen Platz heute noch nicht einnimmt, so spielt neben den genannten Übelständen sicher auch der Umstand eine Rolle, dass die lettischen Komponisten grossenteils nicht für Übersetzungen ihrer Liedertexte sorgen und ihren Werken damit den Weg in die Welt selbst versperren.



# Die bildende Kunst der Esten

*Von Axel Plath*

## 1.

Blättert man in den letzten Seiten europäischer Kunstgeschichte, so wird man sich dem Eindruck nicht entziehen können, dass im Zeitalter eines Kubismus und Abstraktivismus nur sehr wenig völkisch bestimmte Kunst geschaffen worden ist. Was man vorfindet, ist ein allen Ländern mehr oder weniger gemeinsamer Geschmack an bunter Vermischung des künstlerischen Willens. Während man sogar noch deutlich etwa zwischen einem französischen und einem deutschen Impressionismus unterscheiden kann, ist eine solche Unterscheidung bei Erzeugnissen kubistischer Art nicht mehr ohne weiteres möglich: diese Arbeiten sind nämlich absichtlich volksfremd gehalten, sie sind einer internationalen Gleichmacherei verfallen. Von den Jüngern dieser Kunst wurde solche Nivellierung als eine Tat im Sinne internationaler Verständigung gefeiert.

Das Ergebnis dieser weltbürgerlich-abstrakten Kunst wird heute als bis zum Überdruß abgestanden und fade empfunden, so dass der Ruf nach einer im Volkstum wurzelnden Kunst wieder laut geworden ist. Viele waren in bewusste Primitivität, in ein kindliches Gestammel oder in Brutalität geflüchtet, um wenigstens auf einem solchen Niveau sich ganz ausleben zu können, andere versuchten das Fehlen des Könnens durch die verschiedensten Täuschungsversuche zu verdecken — alles Zeichen eines Zerfalls europäischer Geistigkeit, der mit seinen schnell heruntergepinselten Erzeugnissen kein Ruhmesblatt für die Kunstgeschichte bedeutet.

Bei einer Wiederbesinnung ist es da nicht leicht, den richtigen Anknüpfungspunkt zu finden; eine nationale Note kann ja auch nicht künstlich erzeugt werden. Überall findet man ein Suchen nach Werten. Aber je stärker man sich in die Netze der Kunst des Untermenschen verstrickt hat, umso schwieriger ist die Befreiung.

In besonderem Masse müssen sich bei einer Besinnung die Schwierigkeiten in einem Lande wie Estland türmen, in dem das eigentliche Aufleben der Kunst in eine solche Epoche des allgemeinen Niedergangs gefallen ist und das vorher noch kaum zu einem eigenen Stil gekommen war.

Man kann sich die Frage vorlegen, ob in dieser Kunst schon etwas zu finden ist, das eine neue Farbe im Mosaik europäischer Kunst

bedeutet, ob unter den lauten Tagesmoden eine Kunst erwächst, die von Menschenschlag und Landschaft bedingt ist. Trotz der angedeuteten Schwierigkeiten lässt sich tatsächlich schon heute sagen, dass die Frage in positivem Sinne beantwortet werden kann, dass wirklich unter den Trümmern fremder Unkunst eigenes Sehen zum Licht drängt.

Dass die Kunst nicht als isoliertes Teilgebiet menschlicher Kultur betrachtet werden kann, sehen wir nirgends deutlicher als in der estnischen Kunst. Sie lässt sich nicht vom Schicksal des Landes und seiner Bewohner trennen. Von einer estnischen bildenden Kunst kann man eigentlich erst sprechen seit dem in den letzten Jahrzehnten erwachenden völkischen Bewusstsein, das seinen starken Kulturwillen nicht zuletzt in einem ungeheuren Anschwellen der Kunstproduktion bekundete.

In den ersten Jahren der Selbständigkeit ergoss sich die Flut der Kunstwerke wie bei einem gestauten Damm über das ganz unvorbereitete Publikum, das recht ratlos den neuen Dingen gegenüberstand. Denn die junge dahinstürmende Generation suchte begreiflicherweise nicht Anschluss bei der eigenen allzu primitiv erscheinenden Volkskunst oder gar der unmodern gewordenen klassischen Kunst anderer Völker; sie fand ihre Vorbilder dort, wo die Jüngsten, die scheinbar Fortschrittlichsten standen. Wurde im Auslande das Neue durch ein Neuestes abgelöst, so gab es auch dafür bald Anhänger. So sah man fast für jede neue Richtung auch in Estland Vertreter, und es stellt solcherart die estnische Kunst ein recht getreues Spiegelbild der letzten Phasen der Kunstentwicklung dar.

Man kann sagen, dieses Spiegelbild ist wirklich gut, und es zeugt von der Begabung und der Leichtigkeit der Künstler, fremdes Gut zu assimilieren. Bunt schillernd wie das Bild westeuropäischer Kunst sieht es auch hier aus. Während aber dort etwa der moderne Expressionismus als geistesgeschichtlich bedingte Phase einer Entwicklungsreihe verstanden werden muss, übersprang man hier alles Frühere und warf sich den allerletzten Neuheiten in die Arme. Abgesehen von diesem Mangel organischer Entwicklung und der Bindung an Landschaft und Volkstum bargen die Bemühungen um eine internationale Modekunst die Gefahr, in der Wahl der Vorbilder auf ganz wesensfremde, ja verfehlte Wege zu geraten. Diesem Fehlwege ist denn auch ein grosser Teil der Künstler nicht entgangen. Bei näherer Betrachtung kann aber erfreulicherweise auch festgestellt werden, dass neben den Moderichtungen eines Impressionismus und Expres-



sionismus, eines Kubismus und neuer Sachlichkeit still und wenig in ihrem Werte erkannt eine Kunst einhergegangen ist, die in der letzten Zeit mehr und mehr an Bedeutung gewonnen hat und berufen sein dürfte, die Grundlage für die Linie volksechter Kunst abzugeben. Worum es sich hierbei handelt, wird deutlich bei einem Blick auf die zeitlich einander ablösenden Faktoren der Kunstentwicklung.

## 2.

Bis zur Selbständigkeit des estländischen Staates waren es nur wenige, nämlich nur die stärksten Talente, denen es gelungen war, sich durchzusetzen. Als derartige Pioniere estnischer Künstler kann man die Maler J. Köler (1826—1899), L. Maibach (1833—1886) und die Bildhauer A. Weizenberg (1837—1921), A. Adamson (1855—1929) u. a. ansehen. Für die zähe Energie und das starke künstlerische Wollen dieser späteren Akademiker spricht der Umstand, dass die meisten als Handwerker beginnen mussten. Als Bildungsstätte kam für sie naturgemäss in erster Linie die Petersburger Kunstakademie in Frage. Diese war in starkem Masse von deutscher Kunst befruchtet, und dorthin wandte sich denn auch die nächste Malergeneration, u. a. T. Grenzstein (1863—1916), O. Hoffmann (1851—1911), A. Laipman (geb. 1866), Paul Raud (1865—1930), Christian Raud (geb. 1865). Sie sind die Lehrer der heutigen Künstler gewesen, doch, wie schon gesagt, wandte sich die Jugend später ganz anderen Führern zu. Hier könnte die Frage aufgeworfen werden, welcher Einfluss für die Entwicklung der estnischen Kunst fördernder gewesen ist, der deutsche oder der französische. Eine endgültige Antwort kann wegen der noch nicht übersehbaren Entwicklungsmöglichkeiten der estnischen Kunst kaum gegeben werden, doch so viel ist klar, dass die in Düsseldorf und München erworbenen soliden technischen Grundlagen und der Ernst der Einstellung dem lernenden Künstler und vor allem für jeden selbständigen Kunstwillen von grösserem Werte sind als die Formproblematik und spielerische Oberflächekunst der Pariser Schule. Es wäre allerdings eine zu hohe Forderung, wollte man schon bei den ältesten Künstlern viel nationale Eigenart voraussetzen. Vielleicht aber gehören hierher die schwermütigen Stimmungen der nordisch betonten Landschaft bei Köler, die herben Farben bei Maibach, die Wahl der Motive bei Hoffmann. Im ganzen aber kann bei diesen Künstlern kaum von einer nationalen Note gesprochen werden. Dasselbe gilt von den einem übervölkischen Klassizismus verfallenen Bildhauern.

Anders verhält es sich mit einem Künstler der älteren Generation, dem bald siebzigjährigen Maler Christian Raud, der heute sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat und nach einer längeren Pause auf der Herbstausstellung dieses Jahres durch neue Arbeiten überraschte. Mit einem in München und Düsseldorf erworbenen Rüstzeug hat dieser Maler seinen ganz eigenen Stil gefunden. Von anderen lernen konnte er nur die Technik, alles andere entstammt dem eigenen inneren Schauen. Eine selbstverständliche, schlichte Gläubigkeit untermalt sein Werk. Er wendet sich mit Vorliebe der Legende und Volks-sage zu und schafft mystisch-religiöse Visionen, die in expressionistischer Ausdruckskraft eine Welt für sich bedeuten. Die Linie beherrscht das Bildfeld, die Farbe tritt stark zurück — ein Zug, der auch für viele andere Künstler charakteristisch ist. Ein starkes ornamentales Empfinden ist mit einer tief angelegten Gemütslage verbunden. Die Struktur seiner Ornamentik scheint aus einer gemeinsamen Wurzel mit derjenigen der Volkskunst zu stammen: es ist dieselbe Schwere im Ton, dieselbe geballte Kraft und Schlichtheit der Formung, wie wir sie etwa in der Webkunst und den mannigfaltigsten Schmuckformen finden können. Raud ist einer der wenigen Künstler, die man nationale Töne anschlagen sieht. Hier war ein Anfang, der leider bisher nur ein Anfang geblieben ist.

Die Düsseldorfer Akademie hatte hier fördernd und belebend auf einen in sich selbst beruhenden Künstler eingewirkt. Ähnliches kann man auch vom Maler Ants Laipman sagen. Während Raud immer zurückgezogen gelebt hat und so noch heute schafft, ohne Schüler und ohne weiteren Wirkungskreis, hat Laipman als vielbeschäftigter Lehrer einem grossen Teil der jungen Maler seinen Stempel aufgedrückt. Wieviel Energie und Zielbewusstheit in dieser Künstlernatur lebt, ersieht man allein daraus, dass er als Jüngling aus seiner estländischen Heimat zu Fuss nach Düsseldorf wanderte, um dort die Grundlagen für den Künstlerberuf zu erarbeiten. Auch bei ihm finden wir starke urwüchsige Kraft der Darstellung. Vielleicht mag es seinem Einfluss zu verdanken sein, dass die jüngere Generation im allgemeinen einen sicheren Blick für Gesamtkomposition und gute Raumverteilung besitzt. Grosse und starke Formkontraste findet man bei Laipman ebenso wie bei Raud. Es ist aber fraglich, ob seiner kraftvollen, aufs Ganze gehenden Art die wohl wegen der breiten und leichten Technik bevorzugten Pastellstifte wirklich gemäss sind. Laipmans Arbeitsweise erinnert an die des Bildhauers: wie dieser aus einem Block zuerst in grossen Zügen die wesentlichsten Formen roh herausmeis-





selt, so arbeitet der Maler vom Ganzen ausgehend sein Bild bis zur gewünschten Feinheit aus; dabei zeigt sich eine nicht nur für ihn allein charakteristische Sehweise: es ist ein Beachten der grossen Linie, des Wesentlichen der Tonwerte, ein Herausstellen des Starken und Breiten. Kleinmalerei im Sinne der Biedermeierzeit wäre hier undenkbar. Die Gefahr dieser Weite und Grosszügigkeit besteht in äusserlicher Flüchtigkeit und mangelnder Vertiefung.

Stark ist bei ihm und den anderen älteren Künstlern das Gefühl für plastische Formung, das im Zusammenhang mit dem Aufkommen reiner Flächenkunst bei den Jüngsten zur reinen Flächenschattierung abgeschwächt ist. Dieses plastische Denken findet seinen stärksten Ausdruck in den Arbeiten des Bildhauers Jaan Koort (geb. 1883). Dieser weit über die Grenzen seiner Heimat bekannte Künstler hat bisher wohl das Repräsentativste an estnischer Kunst geschaffen.

Koort entstammt einem alten gesunden Geschlecht, das seit vier Generationen einen eigenen Hof innehat. Aus dem Treffnerschen Gymnasium in Dorpat kam er an die Stieglitzsche Kunstschule in Petersburg und arbeitete dann 3 Jahre an der Pariser Akademie. Seine wahren Lehrer aber waren die alten Ägypter und die Meister der Gotik. Diese Vorbilder wurden ausschlaggebend für sein gesamtes Schaffen, so dass die anfänglichen Einwirkungen der Franzosen Rodin und Bourdell ganz verblassten. Bei seinen zahlreichen Reisen durch alle europäischen Kunstzentren — auch nach Australien führte ihn der Weg — hat er die mannigfaltigsten Anregungen in sich aufnehmen können, ohne aber dabei sich selbst untreu zu werden. Schon früh erregte sein Talent Aufsehen. Vom Achtundzwanzigjährigen erwarb das Museum von Buenos-Aires auf der Pariser Ausstellung eine Bildnisbüste. Bald darauf kaufte die Tretjakow-Galerie in Moskau zwei Granitköpfe und die Morosowsche Galerie eine Plastik. So folgten bald viele andere Galerien der ganzen Welt.

Eine grosse urwüchsige Schaffenskraft und viel schöpferisches Leben ist in diesem Künstler zu finden. Nicht nur, dass er fast alle Darstellungsgebiete vom Kinderbildnis bis zur Tierplastik beherrscht, er ist auch als Maler erfolgreich hervorgetreten. Die rein künstlerischen Vorzüge seiner materialgerecht in Holz ausgeführten faltigen alten Gesichter wie die grossen ruhigen Flächen seiner Granitköpfe halten den lebensvollen, beweglichen Tierplastiken die Wage. Alles aber trägt den Stempel einer selbständigen Persönlichkeit. Charakteristisch für ihn sind eine gewisse Schwere, kraftvolle Grosszügigkeit, eine aufs Ganze gehende Vereinfachung, Ernst und Herbheit



einer monumentalen Auffassung. Also viele Parallelen etwa zu Raud sind da, aber einen Zug zu verträumter Romantik wird man bei ihm vergebens suchen. Wie dem finnischen Maler Gallen-Kallela die harten Felsen und schweigenden Fichtenwälder ihren Stempel aufgedrückt haben, so empfindet man bei Koort den Erdgeruch estländischer Landschaft.

Als dritter ganz selbständiger Künstler muss der Maler Paul Burman (1888—1934) genannt werden, der allerdings nur bedingt unter die estnischen Künstler zu zählen ist. Er hat als reiner Impressionist weder Vorgänger noch Nachfolger in Estland gehabt. Wie alles Aussergewöhnliche war auch seine Kunst aus starker Einseitigkeit erwachsen: das ganze Sehen war auf Schauen und Gestalten abgestimmt, vielleicht als Kompensation gegen eine erschwerte sprachliche Mitteilung. Als Siebzehnjähriger arbeitete er bei Laipman in Reval und darauf unter dem Zügelschüler Roubeaud in Petersburg, um dann an die Pariser Akademie zu gehen. Nach dem Weltkriege machte er Reisen in die Krim und nach München, um dann auf immer nach Reval zurückzukehren. Immer ist Burman trotz der vielen Eindrücke seinem Impressionismus treu geblieben. Nichts ist bei seinen Landschaften oder Tierbildern gestellt oder berechnet, alles ist bis zur letzten Konsequenz geführte Eindrucks-kunst. Darin liegt seine Kraft, aber auch die Grenze, die allem Impressionismus gesetzt ist. Der Impressionismus, der den äusseren Reiz und das körperhafte Sein höher als die zeitlose Idee schätzte, für den etwa der Mensch auf einem Gemälde nicht mehr als jeder beliebige Farbfleck bedeutete, ist in Burman zu einem verspäteten und ganz einzigartigem Sehen erwacht. Die besonderen Komponenten seiner Kunst sind seine absolute Problemlosigkeit, die Breite und Grosszügigkeit des Vortrags, die fast naiv anmutende Schlichtheit der Technik. Ebenso gross gesehen und aufs Ganze gehend wie Koorts Plastik sind seine Bilder, ebenso sich selbst genügend, ebenso formal geschlossen und gedanklich unbeschwert. Estländische Erde ist nicht nur das Motiv seiner Bilder, sie ist auch massgebend für den Charakter seines Impressionismus geworden.

### 3.

Kein weiterer estnischer Künstler hat es gewagt, Burman auf seinem Weg zu folgen. Es mag dafür abgesehen von der Mode das instinktive Gefühl vorgelegen haben, dass für den Wesensausdruck estnischer Kunst der Impressionismus nicht geeignet ist. Man ver-

suchte es anders und ging mit wehenden Fahnen zu den ganz Europa überflutenden formzerstörenden Richtungen über. Dass man auch hierin grosse Anpassungsfähigkeit bewies, will nichts gegen die künstlerischen Kräfte sagen. Sie zeugt viel mehr von innerer Beweglichkeit und Jugend, die sich selbst noch nicht ganz gefunden hat, der aber noch alle Möglichkeiten eigener Formfindung offen stehen.

Beachtenswert ist bei der im ganzen gleichmachenden Wirkung dieser Kunst der Umstand, dass auch hier eine kaum merkbare nationale Note, wenn auch verzerrt, spürbar bleibt. Den Sinn für Modellierung liess das flächenhafte Bildmosaik allerdings nicht aufkommen. Reine Flächenkunst wurde von einer Gruppe von Künstlern gepillegt, die sich Konstruktivisten nannten und eine Richtung einschlugen, wie sie sich etwa durch Emil Filla, Picasso und Léger begrenzen lässt. Es ist das ausdrückliche Ziel dieser Maler, alle nationalen Züge zu verwischen, um die Kunst «ebenso international zu machen, wie es die mathematischen und chemischen Formeln sind». Heute sagt die estnische Kritik selbst von dieser Kunst: «Alle hatte sie wie ein Taumel ergriffen, und niemand wusste mehr, was eigentlich Malerei bedeutet.» Zum Glück löste sich der grösste Teil der Maler noch rechtzeitig aus dem Netz des Konstruktivismus.

Einigen dieser Künstler gelang später noch so mancher gute Wurf; z. B. dem begabten E. Ole (geb. 1898), der sich rasch in die ersten Reihen der Porträtisten emporarbeitete. Sein im Jahre 1931 gemaltes Porträt des Komponisten Simm erregte viel Aufsehen und gab zu grossen Hoffnungen Anlass. Wenn bei diesem Bilde in kompositioneller und rein ästhetischer Hinsicht auch nicht alles ganz befriedigend ist, so muss man doch die Kraft des Ausdrucks, die fast zur Brutalität gesteigert ist, anerkennen, zumal auch hier alles ohne wirksame Mitwirkung der Farbe geschieht. Die sonst gern auf Moll abgestimmte Gemütslage war hier zu verhaltener Leidenschaftlichkeit erwacht. Noch ein anderer junger Maler sei genannt, der zu den besten Hoffnungen Anlass gibt und von Ausstellung zu Ausstellung reifer geworden ist, nämlich A. Johani (geb. 1906). Noch reicht die Erfahrung für grössere Kompositionen nicht aus, noch merkt man bei Figuren zu stark das Modell durch, aber gut ist das Wesentliche der Form erfasst, sehr plastisch wirken die Körper, verhalten ernst und in sich geschlossen ist die Gesamtstimmung. Ob es dem vorzüglichen Zeichner noch gelingen wird, die Farbe zu erobern, wird die Zukunft lehren.



Aus der grossen Zahl fast gleichwertiger Maler seien noch einige herausgegriffen, die mehr oder weniger selbständig arbeiten. Im Porträt herrscht im Gegensatz zum impressionistisch beeinflussten Laipman bei den Malern A. Kalmus (geb. 1882) und N. Triik (geb. 1889) eine auf Objektivität und Formenstrenge ausgehende Darstellung. Ein Realismus lebt hier weiter, der sich im wesentlichen mit der Erfassung des äusseren Tatbestandes begnügt, wenn man nicht gerade die Jugendwerke Triiks im Auge hat, die noch eine beredte Seelensprache haben. Genannt sei z. B. das Porträt des Schriftstellers Liiv, das in schlichtester Linienführung viel innere Spannung verrät. Als Lehrer an der Kunstschule «Pallas» in Dorpat ist sein Einfluss nicht gering anzuschlagen. Überhaupt wirkt diese Kunstschule als mächtiger Faktor auf die jungen Künstler.

Viele Jahre wurde die Schule vom Maler A. Wabbe (geb. 1892) geleitet. Dieser war aus Italien als begeisterter Futurist zurückgekehrt und verfocht schon vor dem Weltkriege als erster im Lande die neuen Ideen. Die unter dem Einfluss Severinis und Boccionis gemalten Bilder zeigen, wie wenig solche Flächenmalerei einem andersgearteten Formgefühl entspricht. Auch er ist wie mancher andere von diesem Irrwege wieder zurückgekehrt. Nicht ohne Einfluss war an derselben Kunstschule der begabte Maler P. Aren (geb. 1889). Er folgte etwa den Spuren A. Derains. Schöne Ansätze hatte der früh verstorbene K. Weeber (1898—1929), dessen Figurenkompositionen sich durch gute Flächenkomposition, Plastik und Kontrastwirkung auszeichnen. Ähnliches finden wir beim stärker von Matisse und Delauney berührten Landschaftler K. Mägi (1878—95), der viele Stilwandlungen durchgemacht hat und mit einer Art Expressionismus endete. Von den erfolgreicherer Malern seien noch genannt J. Grienberg, A. Jansen, F. Johanson, R. Nyman, W. Ormison, P. Sepp.

Sehr beachtet wird der in Paris arbeitende virtuose Graphiker E. Wiiralt (geb. 1898), der mit gleichem Können die Radierung und Lithographie, den Holz- und Linolschnitt wie die Federzeichnung beherrscht. Doch bei aller äusseren Bravour stört bei ihm der wurzellose Weltsinn der Pariser Bohème, die wohl Orgien der Phantasie, aber keine repräsentative Kunst zuwege bringen kann. Schon lange hat man den Irrtum eingesehen, der aus dem Satz erwuchs, dass es ganz einerlei sei, was der Künstler darstellt. Der konsequente französische Impressionismus hatte diesen Grundsatz aufgestellt, und an ihm ist er auch gescheitert.

An das technische Können Wiiralts reichen die anderen Graphiker kaum heran. Da die Farbe bisher nicht zu den Stärken der estnischen Kunst gehört, betätigt sich mancher Maler auf diesem Gebiet mit mehr Erfolg als in der Welt der Farben. Erfolgreich waren T. Liwak, H. Mugasto, P. Kirnman u. a.

Nicht ungenannt bleiben sollen die Karikaturisten O. Krusten, F. Johansen-Redo und G. Tönnisson, die diesen Zweig der Graphik auf ein beachtliches Niveau gehoben haben. Bei ersterem findet man grosse stilisierte Formmassen, etwas gewaltsame Vereinfachungen, kraftvolle Charakterisierung. Bei Tönnisson sieht man mehr Psychologie und gute drastische Charakterdarstellung.

#### 4.

Ist die Malerei und Graphik im allgemeinen wenig einheitlich und den verschiedensten Strömungen unterworfen gewesen, so ist das auf dem Gebiete der Plastik anders. Es wird hier weniger experimentiert, wie wir das schon bei Koort sahen; die Zahl der Künstler ist viel geringer, das Gesamtbild ist einheitlicher. An die Meisterschaft Koorts reicht bisher noch kein anderer heran, doch ist eine Reihe strebsamer Künstler am Werk, die eine Kunst von herbcharaktervoller Formkraft pflegen.

Als ein älterer wäre hier W. Melnik (geb. 1887) zu nennen, der seinem ruhigen Temperament entsprechend klassischen Vorbildern zugeneigt ist. Mit Sorgfalt und Sachkenntnis ist bei ihm die Form durchgearbeitet, ohne dabei zu weit ins Detail zu gehen. Der grosse Linienfluss Koorts macht sich hier überall geltend. Als Lehrer ist er seines auf sachliche Arbeit dringenden Einflusses wegen sehr positiv einzuschätzen. Eine starke Begabung ist auch A. Starkopf (geb. 1889), der als Kriegsgefangener in Leipzig Gehilfe von Metzner war und dann seine Ausbildung in München, Paris, Berlin vervollständigte. Zu nennen wäre noch J. Raudsepp (geb. 1896), dessen Bildwerke sich besonders durch geschlossene Kraft und wirksame Grosszügigkeit auszeichnen, und die nachrückenden jüngeren Bildhauer F. Sannamus, H. Halliste, E. Jöesaar, A. Womm u. a. Viel Originalität ist im allgemeinen in der Plastik nicht zu finden. Sie zeichnet sich aber durch Sachlichkeit und künstlerischen Ernst aus. Man versucht hier weniger als in der Malerei durch Effekthascherei zu blenden, wie das zeitweilig in allen Ländern Mode gewesen ist. Auf diesem Gebiet kann die estnische Kunst durch die ruhige Entwicklung sicher fort-



schreiten, und dass sie hierin ihre stärksten Ausdrucksmöglichkeiten finden wird, scheint allein schon durch die Kunst eines Koort bestätigt, wie denn auch in der Malerei das plastische Denken immer wieder in Erscheinung tritt.

## 5.

In der Malerei ist als Reaktion gegen eine zuchtlose Willkür die sogenannte Neue Sachlichkeit aufgekommen, die sicher wichtig auf dem Wege zu einer Gesundung der Kunst gewesen ist. Das Positive an ihr ist in erster Linie die Wertung der technischen Arbeitsleistung und die Versenkung in das Studium der Naturformen. Auch in Estland ist ihr Einfluss spürbar, wie man das deutlich auf der grossen Herbstausstellung dieses Jahres sehen konnte. Es wird aber dauern, bis das Versäumte und Liegengelassene wieder durch zähen Fleiss eingeholt worden ist. Leicht geht der vorhandene Fleiss mehr in die Breite als in die Tiefe, was in der grossen Kunstproduktion seinen Ausdruck findet. Sehr positiv aber ist die Tatsache zu werten, dass die Künstler in der letzten Zeit sich wieder schwereren Aufgaben zuwenden, dass sie nicht mehr durch dreiste Pinselhiebe oder rohe Lehmformen Virtuosität vorzutäuschen suchen. Die Menschendarstellung kommt mehr und mehr wieder zu ihrem Recht. Jedes Jahr merkt man ein Abnehmen der extremen Richtungen und ein zunehmendes Tasten in den Raum des Realismus. Dass dieser bereits das erlösende Wort für eine ganz selbständige estnische Kunst bedeutet, scheint nicht wahrscheinlich. Bedeutungsvoll wird er als Übergang sein, um wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen. Von dort her aber könnte eine Kunst erwachsen, die wert ist, Ausdruck der Volksseele zu sein.

Es ist, als wollte in der gegenwärtigen spannungsreichen Zeit die Kunst nicht recht gedeihen. Es fehlt etwas, was alle Künstler verbindet, es fehlt an einer grossen künstlerischen Richtschnur, die der vielen Arbeit mehr Sehen und Wachstum verleihen könnte. Und doch pulsiert unter der grossen vielgestaltigen Oberfläche ein Leben, das nach eigenem künstlerischen Ausdruck drängt und für das alles Heutige vielleicht nur eine notwendige Vorarbeit bedeutet, um dann auf der ganzen Linie vorzudringen. Wir können dieser Entwicklung mit Interesse entgegensehen.

# Um den Standort des Films

*Von Ingolf Wachler*

## 1.

Von den Filmgegnern wird immer wieder behauptet, der Film sei keine Kunst, ja, es wird ihm sogar jegliche künstlerische Möglichkeit abgesprochen. Man begründet diese Aberkennung des Kunstwertes vielfach mit dem recht zweifelhaften Argument, der Film sei «mechanisiertes Theater». Weiterhin wird immer wieder auf die Verflachung und die Seichtheiten hingewiesen. Die Einwände sind im allgemeinen nur so leichthin gemacht worden. Man hat sich kaum Mühe gegeben, sie ernstlich zu begründen. Beim genaueren Hinsehen zeigt sich darin aber sofort eine Fülle von Problemen verborgen, die allerdings alle um die Kernfrage kreisen: Ist der Film eine Kunst?

Vom Filmproduzenten aus gesehen, ist der Film eine «Ware», für die es immer grössere Absatzmärkte zu gewinnen gilt. Beweis: das Reklamegetriebe, das bei jeder Neuerscheinung in Bewegung gesetzt wird. Der Film wird dadurch zur Massenware. Bezeichnend ist, dass es überhaupt eine «Filmindustrie» gibt, dass das Wort Industrie gebraucht werden kann, wo man doch auch gerne von Kunst spricht. Damit ist der Film in die Nähe der Schuh-, Schwer- und Textil-Industrie gerückt. Hier steht Hollywood und dort Chicago; hier werden Filme gedreht und dort Fleischkonserven hergestellt.

Die Zusammensetzung Film-Industrie ist nicht zufällig. Der Film ist unter dem Gesetz: Industrie angetreten, und es gehört einiger Optimismus dazu, zu hoffen, dass er sich davon jemals wieder befreien kann. Schliesslich ist der Film ein Kind der Technik und ohne eine gewisse Apparatur gar nicht denkbar.

Es erweist sich, dass der Film ähnlichen Gesetzen unterworfen ist, wie andere Industriezweige. Die Filmproduzenten bemühen sich, um den Umsatz zu steigern, den Film an immer breitere Massen heranzubringen. Es kommt ihnen aber auch darauf an, den laufenden Film möglichst schnell unterzubringen, damit der «Markt» wieder Neuerscheinungen aufnehmen kann. So jagt ein Film den anderen, denn «der neueste Film muss notwendig auch der beste sein». Damit kommt man dem Sensationshunger der Massen entgegen, wie man sich überhaupt in der Stoffwahl von dem Publikum abhängig macht. Was aber die Menge der Kinobesucher zu sehen verlangt, ergibt sich



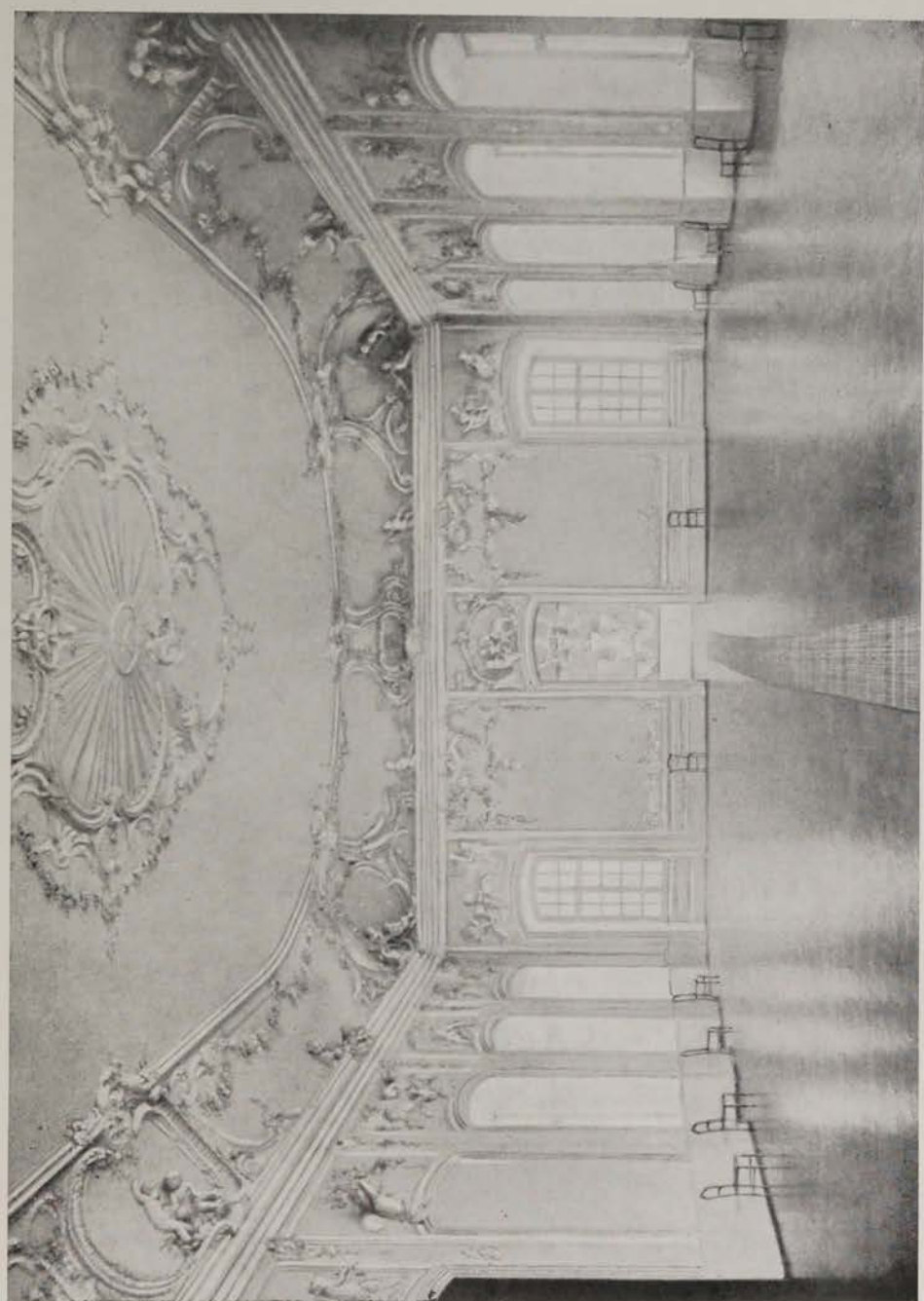
aus einer Rundfrage in einer europäischen Grosstadt. «Das Publikum», so heisst es gleichlautend, «erwarte heute, in einer Zeit zunehmender wirtschaftlicher Besorgnis, mehr denn je vom Kino Ablenkung, Zerstreuung und Phantasieanregung, weiche aber der Möglichkeit, sich mit ernsten oder wegweisenden Problemen auseinanderzusetzen zu müssen, aus.»

Es zeigt sich, dass an der Verflachung Filmproduzenten und Filmkonsumenten in gleicher Weise beteiligt sind. Führt doch die Industrialisierung des Films so weit, dass er denselben internationalen Zug trägt, der sich in der europäischen Industrie und Wirtschaft nachweisen lässt. Ein boshafter Journalist stellte fest, dass «sich in unseren Tagen der fortschreitenden nationalen Autarkie in Politik und Presse der europäische Geist in die Kinos geflüchtet zu haben scheine: Englische, amerikanische, deutsche oder österreichische Filme teilen sich an die Gunst des Publikums, die meist in internationaler Besetzung und manchmal leider auch in synchronisierter Sonorität vorgeführt werden.»

Das Publikum im eignen Lande genügt nicht mehr, man möchte am liebsten, dass der Film noch im letzten Hottentottenkraal aufgeführt und auch verstanden wird. Das führt zur scheusslichsten Barbarei, die sich die Filmtechnik nur ausdenken konnte — zur Synchronisierung. Paul Wegener öffnet den Mund, und je nach Verfügen des geschäftstüchtigen Filmproduzenten kann das englische, französische, oder, gar japanische Publikum ihn in der eigenen Muttersprache sprechen hören. Es führt zum internationalen Austausch der Schauspieler, und schliesslich zu weiteren Verflachungsmöglichkeiten; denn man kann sich wohl unbedenklich an die Formel halten: Je breiter das Publikum, umso dünner der Aufguss.

Es werden heute schon viele Filme gleich in verschiedenen Sprachen aufgenommen. Da jeder Film ein Kollektivwerk ist, so muss man wohl annehmen, dass schon beim Entwurf, geschweige denn bei der Abfassung des Drehbuchs und bei den Aufnahmen auf verschieden-nationales Publikum Rücksicht genommen wird. Wie tief die Internationalität im Film sitzt, sieht man besonders deutlich daran, dass viele Filme international besetzt sind, dass also Schauspieler verschiedener Nationalität gleichzeitig vor dem Objektiv stehen.

Wir fanden also als Quellen der Verflachung den industriellen Charakter des Films, der sich dahin auswirkt, dass es dem Filmunternehmer um einen möglichst grossen Absatz der Ware Film geht, und auf der anderen Seite die Massen, deren Geschmack auf





Unterhaltung gerichtet ist. Weiter fanden wir im Film jenen eigentümlichen internationalen Zug wieder, der sich im ganzen europäischen Wirtschaftssystem zeigt. Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang das wegweisende Ergebnis der internationalen Filmkunstwochen 1934 in Venedig: «Bemerkenswert ist, in welchem Verhältnis sich die Filme der einzelnen Länder in unserer Statistik auf Unterhaltungsfilm und Pionierfilm (wir verstehen darunter den künstlerisch wertvollen zukunftsweisenden Film) verteilen. Holland und die Tschechoslowakei stehen obenan: sie sandten je vier Filme, die wir zu 100 Prozent zum Pionierfilm rechnen. Von 8 deutschen Filmen gehören 75 Prozent in diese Klasse; von 4 englischen und 4 russischen Filmen je 50 Prozent; von 15 amerikanischen Filmen 27 Prozent; von 4 italienischen 25 Prozent und von 5 französischen 20 Prozent. Die Zahlen zeigen uns, was auch der lebendige Eindruck der Ausstellung war: einen Weg der kleinen Länder, ein Fiasko der Amerikaner. Anders ausgedrückt: einen Weg des nichtindustriellen oder halbindustriellen Films über das rationalisierte Produkt der Grossfirmen.»

## 2.

Der Film trat als stummer Film auf. Zunächst war er also ganz und nur Bild. Ausdrücke wie «lebendes Bilderbuch» sind oft genug auf den stummen Film angewandt worden. Es wurde eine Handlung durch die sinnvolle Aufeinanderfolge von Bildern dargestellt. Der Text diente als Unterschrift zur Erklärung dessen, was vorging. Der Text hatte also nur eine sekundäre Bedeutung. Er konnte wegfallen und fiel auch oft genug weg.

Im Theater war — jedenfalls von der Zeit an, wo wir im heutigen Sinne von Theater sprechen können — das Wort von primärer Bedeutung. Das Wort hatte immer und hat auch heute noch den Vorrang vor dem (Bühnen)-Bild. Das Wort beherrscht den Bühnenraum.

Um sich das zu verdeutlichen, stelle man sich zwei Aufführungen von — sagen wir — «Was Ihr wollt» vor; das eine Mal in ganz grosser Aufmachung, das andere Mal vor Vorhängen oder auf der Shakespeare-Bühne. Beides ist durchaus denkbar. Der moderne Zuschauer empfindet das Fehlen der Dekorationen, das Fehlen jeglicher Aufmachung als eine Verarmung. Immerhin ist eine dekorationslose Aufführung möglich. Ja, wenn man genau hinsieht, erweist sich sogar, dass von dem eigentlichen Wert des Werkes nichts verloren

geht. Eine Darstellung von «Was Ihr wollt» in Form von Bildern ohne Worte oder als Pantomime wäre absurd. Ja es wäre das Aufgeben dessen, was man Theater nennt.

Ein Film ohne Worte ist ebenso denkbar, wie ein Film ohne Bilder absurd ist. Dadurch, dass der Film heute zum Ton- und Sprechfilm aufgerückt ist, hat sich daran nichts Wesentliches geändert. Zunächst allerdings glaubte man, nun ganz richtiges Theater machen zu können. Man denke an die Verfilmungen der «Dreigroschenoper», der «Brüder Karamasow», der «Maria Stuart» usw. Ja, man nahm sogar Opern in der Originalfassung auf. Wenn heute in Frankreich der Plan besteht, die Werke Molières und Racines im unverkürzten Text in der Aufführung des Ensembles der Comédie française zu verfilmen, so kann das nur einen akademischen Wert haben; sonst ist es eine Geschmacklosigkeit. Wohin die Entwicklung geht, entnehmen wir einem Bericht über die internationalen Filmkunstwochen 1934 in Venedig, der sogar die Forderung nach dem dialoglosen Film aufstellt: «Kaum ein Film bediente sich mit Glück des Dialogs: sie waren stumm oder hatten so wenig Dialog, dass die Wenige umso überflüssiger wirkte («Ekstase»), bedienten sich der Worte als eines blossen Geräusches («Palos Brautfahrt»), oder hatten ihre Mängel gerade dem Dialog zu verdanken («Totes Wasser», «Man of Aran»). Nimmt man dazu die Greuel des normalen Industriesprechfilms, so kann die Folgerung für die Zukunft nicht zweifelhaft sein«. Daraus geht hervor, dass das Wort im Tonfilm in erster Linie akustisch zu werten ist, was eine noch weitere Entfernung vom Theater bedeutet.

Als Bindeglied zwischen Theater und Film bleibt nun noch der Schauspieler. Aber auch hier können verschiedene Dinge nachdenklich stimmen. Man verlangt z. B. vom Filmschauspieler das Filmgesicht, d. h. ein Gesicht, das bei der Schwarz-Weiss-Wirkung nicht verliert. Das ist etwas, worauf das Theater gar keine Rücksicht zu nehmen braucht. Wer das Geschehen innerhalb des modernen Films aufmerksam verfolgt, wird eine immer stärker werdende Neigung bemerken, die vom universellen Schauspieler (Theaterschauspieler) weg und zum einmaligen individuellen Charakter hindrängt. Zunächst macht sich das praktisch in einer fühlbaren Abkehr vom Starwesen bemerkbar. In der Konsequenz kann es aber zur Bevorzugung des Laien vor dem Schauspieler führen. Und in der Tat waren ja schon einige Filme zu sehen, in deren Nicht-Fachschauspieler tragend waren («Sturm über Asien», «La Maternelle»).



Sicherlich können bei der Gegenüberstellung von Theater und Film in der bisherigen Betrachtungsweise noch die verschiedensten gemeinsamen Erscheinungen gefunden werden, zu denen beide ganz verschiedene Stellungen einnehmen; sicherlich gibt es eine grosse Zahl von wichtigen Zügen, die bei dem einen auftreten und bei dem anderen ganz fehlen; aber in irgendeiner Art werden sie sich alle um den Gegensatz Wort — Bild herumgruppieren und ihn nur noch verstärken.

### 3.

Theater und Film haben wesensverschiedene Einstellungen zum Leben und Geschehen. Das Theater ist daran mehr universal, der Film mehr stofflich-umweltlich interessiert. Was universales Interesse bedeutet, mag am besten ein Beispiel verdeutlichen.

Wenn Faust Gretchen verführt, so bedeutet das, dass der faustische Mensch schlechthin in den traditionsgebundenen Kreis (Gretchen — Marthe — Valentin) eindringt. Das muss zu einer Katastrophe führen; entweder Faust zerbricht, oder er zersprengt den traditionsgebundenen Kreis. Dabei ist es ganz uninteressant, dass dieser Faust nun gerade der Faust des Mittelalters ist. Die Ermordung Valentins und die Verführung Gretchens sind der sichtbare Ausdruck des Konfliktes zwischen dem faustischen Menschen und der traditionsgebundenen Gemeinschaft. Das Wichtige dabei ist das Zwingende: Es muss so sein. Der Zusammenstoss dieser beiden Welten muss zur Katastrophe führen, wo und wann er auch immer stattfindet.

Dieser universale Wesenszug lässt sich in der ganzen repräsentativen Theaterdichtung nachweisen, ja man kann sogar weitergehen und sagen, dass nur dort von Kunst gesprochen werden darf, wo sich diese universale Einstellung finden lässt. \*)

Dem gegenüber steht die stofflich-umweltliche Einstellung des (durchschnittlichen) Films, zu deren Verdeutlichung ein zweites Beispiel dienen soll.

Wenn ein Tippmädchen die Privatsekretärin und später gar die Frau des Chefs wird (ein häufiges Motiv), so identifiziert sich das Tippmädchen im Zuschauerraum mit dem Tippmädchen auf der Leinwand und erlebt dessen Schicksale mit. Es liegt also rein stoffliches Interesse an dem Geschehen vor. Ausdruck davon ist der Gedanke:

---

\*) Vgl. dazu K. Stavenhagen: »Zum Problem des Gegenstandes der Volkskunde« im Jahrbuch der Volkskunde, Kap. 4.

«Wie schön, wenn es mir doch auch einmal so ginge!» Das Tippi-mädchen ist durch die Identifizierung mit dem Tippi-mädchen auf der Leinwand an seiner eigenen Umwelt interessiert. Es sieht seine Umwelt vor sich mit allen möglichen Steigerungen ins Glückhafte und Prachtige. Es ist also ganz anders wie beim Faust, wo ein Interesse an einem allgemein gültigen aus der Umweltsphäre herausgehobenen zwingenden Schicksal erregt wird. Dem Zwingenden steht hier die Zufälligkeit gegenüber.

Wo das stoffliche Interesse in dieser oder einer anderen Art überwiegt, sprechen wir von «primitiven Kunstformen». Damit ist gesagt, dass mit dem Film volkskundliches Gebiet betreten wird.

Es stehen sich also in Theater und Film Hochkunst und eine primitive Kunstform gegenüber, das Theater will universal, der Film mehr stofflich interessieren. Ganz streng genommen kann der Film mit solcher Ausrichtung niemals «Kunst» im eigentlichen Sinne sein, womit ihm aber noch nicht jegliche künstlerische Möglichkeit abgesprochen werden soll.

Von «mechanisiertem Theater» kann daher beim Film gar nicht die Rede sein. Wo der Film «mechanisiertes Theater» ist, ist er eine Geschmacklosigkeit. Film und Theater sind zwei ihrem Wesen nach vollkommen verschiedene Dinge.

Damit ist auch erwiesen, dass der Film im eigentlichen Sinne niemals zu einer ernsten Konkurrenz des Theaters werden kann. Wenn das bisweilen der Fall war, so lag das daran, dass das Theater sich selbst vergass und Werke auf die Bühne brachte, die auf die Leinwand gehören und umgekehrt der Film «in Theater machte». Sie können schon deshalb niemals ernsthaft konkurrieren, weil sich jeder von beiden an eine andere Publikumsschicht wendet: Der Film eben an Menschen, die an der Kunst vorwiegend stoffliches Interesse haben, das Theater an die, die von der Kunst mehr als nur ein stoffliches Erlebnis erwarten.

#### 4.

Die letzte Betrachtung hatte den Film in die Nähe volkskundlicher Untersuchungen gerückt. Wir gewinnen damit die Möglichkeit, ihm eine andere primitive Kunstform: das Märchen zur Seite zu stellen.

Es lässt sich auf Grund neuerer Forschungsergebnisse \*) heute die

---

\*) Vgl. dazu Mackensen: »Das deutsche Volksmärchen«. Akad. Verlagsgesellschaft Athenäum, Berlin 1934.



Feststellung machen, dass das Märchen so etwas wie ein universales Interesse gar nicht kennt. Es ist stofflich-umweltlich interessiert.

«Der Held im Wunder: Das ist das Thema des Märchens. Alles ist auf den Helden bezogen; nur in ihrer Haltung zu ihm, ob sie sich feindlich oder freundlich zu ihm stellen, interessieren die anderen Personen und Dinge, von denen erzählt wird.»

Beim Zuhörer des Märchens liegt dieselbe Identifizierung mit dem Helden vor wie beim Tippmädchen im Kino. Wir finden also dasselbe umweltlich-stoffliche Interesse. Der Held im Wunder: Zufällig trifft er im Walde die Fee, zufällig kommt er in das verzauberte Schloss. Es liegt dafür keine innere Notwendigkeit vor. Ebenso zufällig und nicht zwingend wird das Tippmädchen die Frau des Chefs. Man denke gar an die Rolle, die der Zufall in Abenteuerfilmen spielt. An Stelle der Wunderwelt tritt im Film häufig die moderne Wunderwelt der Technik («Gold», Metropolis» usw.) «Was er (der Held) tut, ist recht und gut, es sei, wie es wolle, wenn es ihm nur weiterhilft; so diktiert er dem Märchen seine ethische Haltung, die eine Ethik des Erfolgs ist — eine andere «Ethik» kennt das Märchen nicht». Die Erfolgsethik dürfte wohl schon genügend für die rein stofflich-umweltliche Interessiertheit des Märchens zeugen. Dazu kommt ein eigentümlich moralisierender Zug: Der gute Held muss belohnt werden, die böse Hexe muss grässlich bestraft werden. Bezeichnend für die umweltliche Einstellung ist seine moralische Parteinahme. Sie zeigt sich in der «auffälligen Holzschnittart des Märchenstils, die keine Übergänge zwischen ganz gut und ganz schlecht, wunderschön und abgrundhässlich, schwerreich und bettelarm kennt; auch diese «Schwarz-Weiss-Technik» gehört hierher.»

Die Verwandtschaft zwischen Film und Märchen ist so auffällig, dass es sich fast erübrigt, auf sie in allen Einzelheiten nochmals besonders hinzuweisen. Die Schwarz-Weiss-Technik begegnet uns fast in jedem Film.

Es handelt sich bei den Gemeinsamkeiten wesentlich um die stofflich-umweltliche Einstellung, ausgedrückt durch die Zufälligkeit des Geschehens, den moralisierenden Zug und die «Schwarz-Weiss-Technik».

Den Feinden des Films sei damit gesagt: Wenn sie den Film durchgehend ablehnen, müssten sie eigentlich auch das Märchen ablehnen; die Gemeinsamkeiten sind zu offensichtlich, um übersehen werden zu können. Und schliesslich gibt es gute und schlechte Märchen, wie es gute und schlechte Filme gibt.

## 5.

Nirgendwo hat eine seichte Internationalität solche Blüten getrieben, nirgendwo hat sie zu so wenig Gutem geführt, wie im Film. Der Industriefilm amerikanischer Herkunft hat sich in dieser Hinsicht am schwersten versündigt; das liegt in seinem Wesen begründet.

Als wir dagegen den René Clair-Film «Unter den Dächern von Paris» sahen, mussten wir gestehen, dass alles, was dort geschah, auch uns anging. Und dennoch, wie französisch war das alles, ja wie pariserisch! Einen wesentlichen weiteren Schritt nach vorwärts bedeutet dann die neuere deutsche Filmkunst. Es sei nur an Bildstreifen wie «Reifende Jugend» oder auch «Gold» erinnert. Ihre Stärke und Kraft liegt darin begründet, dass die nationale Sonderart nicht vom Milieu bedingt ist, sondern in der ganzen seelischen Haltung zum Ausdruck kommt, von der der Film ein Zeugnis ablegt, um sie prägend weiterzugeben. Man braucht sich bloss im Gegensatz dazu die gewollt «deutsche» Kulisse amerikanischer Alt-Heidelbergromantik zu vergegenwärtigen. Über diese Kluft gibt es keinerlei Brücke!

Die moderne Märchenforschung hat uns den Begriff des «Ökotyp» beschert, d. h. sie hat festgestellt, dass jede Landschaft und jedes Volk seine Eigenform von einem Märchen herausbildet, selbst wenn stofflich Gemeingut noch so vieler Völker vorliegt. Wir können solche Ökotypen beim Film ebenso gut finden. Das ist wichtig, da wir heute nach einer Eigenform des Films streben. Die Forschung stellt fest, dass der Ökotyp etwas Gewachsenes ist, dass er in einer besonderen rassischen, sozialen und wirtschaftlichen Struktur begründet ist. Was sie uns aber nicht sagt, ist, wie wir eine solche Eigenform erringen können.

Der Wille, etwas Allgemeingültiges zu schaffen, und das vollkommene Vergessen des Verhaftetseins an die Umwelt machten aus Kants Philosophie die repräsentative deutsche Philosophie und aus dem Faust das deutsche Dichtwerk. Dennoch wäre es vergeblich, Kant und Goethe ein willentliches Bemühen um eine deutsche Eigenform der Philosophie bzw. der Dichtung nachzuweisen. Die Hochkunst gibt uns auch keine Antwort auf unsere Frage.

So bleibt uns nur übrig, aus der Geschichte zu lernen, was unsere Eigenart ist, und das Eigenständige sorgsam zu pflegen und weiterzuentwickeln. Mit Freude lässt sich heute feststellen, dass eine filmische Eigenform im Werden ist. Dem deutschen Film aber er-



wächst aus seinem Vorsprung eine besondere Aufgabe. Denn vom völkisch geformten Film wie von jeder nationalen Kunst wird dies eine gelten müssen, nämlich: dass jedes Volk der Welt manches zu sagen hat, was sie nicht weiss.

## L ö n s

### Gegenwartschau auf einen toten Dichter

*Von Lutz Mackensen*

Am 26. September 1914, zehn Tage, nachdem der Achtundvierzigjährige den Schützengraben vor Reims bezogen hatte, fällt Hermann Löns, der Niedersachsendichter. Infanterieangriff oder Patrouille, Herz- oder Kopfschuss — man weiss das nicht so recht; aber es ist sein erster Vorstoss aus dem Graben, und er hat ihn sich gegen die Absicht seiner Vorgesetzten, die ihn zu schonen wünschten, ertrotzt. Mit einem Jägerwort auf den Lippen — «Nun haben sie mich auch angebleit!» — stirbt er; Kameradenhände bereiten ihm auf freiem Feld, abseits der Strasse, die von Reims nach Loivre führt, das erste Grab: Eichenkreuz und Niedersachsenvers. Es ist fast, als sollte sich sein letzter Wunsch erfüllen:

«Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,  
Kein Hügel soll dorten geschüttet sein,  
Kein Kranz soll liegen da, wo ich starb,  
Keine Träne fallen, wo ich verdarb.

Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn;  
Wie ein totes Getier, so will ich vergehn.  
Und darum kein Kranz und kein Stein:  
Spurlos will ich vergangen sein!»

Über sein Grab hinweg tobt jahrelang die schwere Schlacht um Reims; als der Krieg beendet ist, bedarf es langen Suchens, bis es gefunden werden kann. Auf dem Luxemburger Militärfriedhof findet, was sterblich an ihm war, eine zweite, befriedetere Ruhestatt.

\*

Wer war dieser Hermann Löns? Was wusste man von ihm, als die französische Kugel seine hellen Augen, seinen männlichen Mund für immer schloss? Er besass damals eine kleine Gemeinde: meist Niederdeutsche, Menschen der weiten Ebene, denen seine lebendigen

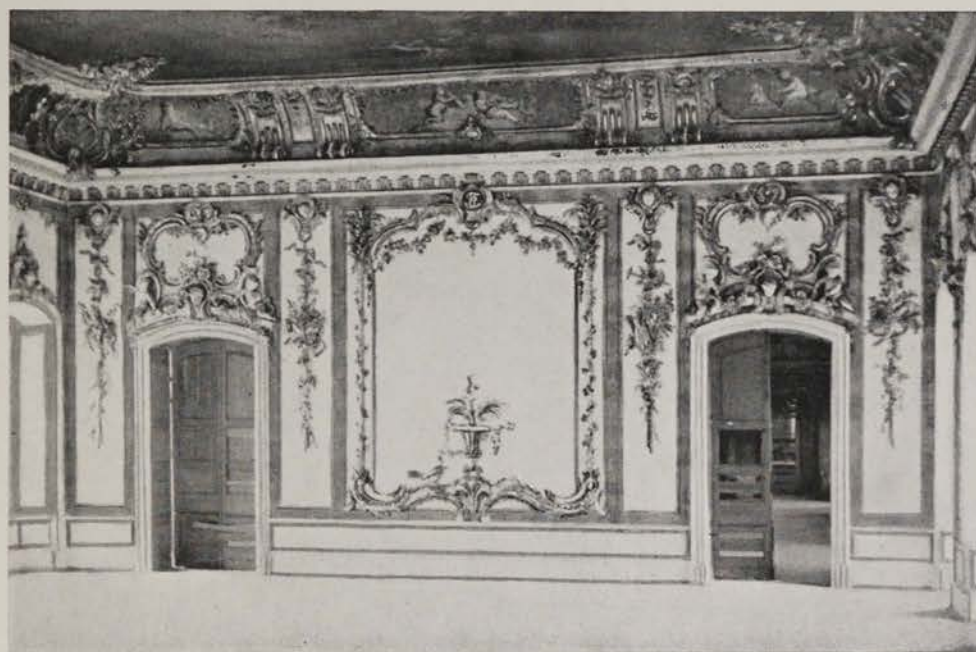
Naturschilderungen die Augen für die Wunder ihrer Heimat geöffnet hatten, Jäger und Wanderer, die in seinen Zeilen Sehnsucht und Liebe ihrer stillsten Stunden in göltiger Formung gefunden, Jugend, der sich seine Lieder aus dem «Kleinen Rosengarten» in Ohr und Herz geschmeichelt hatten. Die Literatur des Tages hatte von ihm kaum ernsthafte Notiz genommen, und die zünftigen Geschichtsschreiber der deutschen Dichtung ordneten ihn, wenn sie ihn überhaupt einer Erwähnung für wert hielten, gern unter dem damals etwas anrühigen, weil primitive Kunstfertigkeit andeutenden Stichwort «Heimatkunst» ein. Man räumte ihm wohl den Titel eines Schriftstellers ein und war bereit, ihn als federgewandten, oft witzigen, ja geistreichen Journalisten mit dem Spezialgebiet «Naturschutz» gelten zu lassen. Die Unruhe seiner Lebenslinie, die durch Alkohol und Rauflust etwas zackig geraten schien, wurde bedauert; was hätte aus diesem zweifellosen Talent bei gestraffter Lebensführung werden können! Seine beiden letzten Romane, «Werwolf» und «Zweites Gesicht», schienen einigen, die genauer hinzuhorchen verstanden, verheissungsvolle Anfänge, Ansätze, deren Fortentwicklung man gern seine Anteilnahme geschenkt hätte. Aber nun hatte der Tod einen endgültigen Schlussstrich gezogen; unvermittelt brach dieses anschieer unbegreiflichen Überraschungen reiche Leben entzwei.

Aber es ist, allen literarhistorischen Überlegungen zum Trotz, dieser Tod gewesen, dieser Soldatentod des Jägerdichters, der den Namen Löns ins Bewusstsein seines Volkes riss. Ins Bewusstsein der Jugend zuerst. In den tausend grauen Regimentern marschierten Tausende junger Menschen, Arbeiter und Studenten, die gesunde Gärung gegen die Satttheit der letzten Friedensjahre zu einer ersten wirklichen «Bewegung» zusammengeschweisst hatte, ehe sie die Klampfe mit dem Gewehr, den Fahrtenkittel mit der Uniform vertauschten. Für sie wurde Löns ein Programm. Seine Skizzenbücher zauberten ihnen, wandernd von Hand zu Hand, die Farben und Stimmungen der fernen Heimatlandschaft in die Schützengräben; sein «Werwolf» enträtselte ihnen am Beispiel niedersächsischen Schollentrotzes inmitten dreissigjährigen Kriegstobens den ewigen Sinn jedes Ringens um die Heimat; seine Lieder erwiesen sich vor allen anderen fähig, den einfachen, starken Gefühlen von Männergemeinschaften Ausdruck zu leihen. Als sie wieder zurückfluteten in die Ungewohntheit zivilen Lebens, nahmen sie ihr Lönserlebnis mit und trugen es in die Gruppen der Jungen, die sich nun ihrer Führung anschlossen. Auf den Heimabenden wurde Löns vorgelesen, in den Singkreisen





6a



6

klangen seine Lieder auf. Weil die Jugend Löns liebte, weil sie immer wieder seinen Namen nannte, blühte, nun er tot war, sein literarischer Ruhm auf.

Fast möchten wir sagen: leider. Denn was nun, abseits der Jungen, zunächst geschah, war nicht schön. Es ist bezeichnend für den Geist jener Nachkriegsgeneration, dass und — wie sie sich als Ansatzpunkt ihrer Lönsanteilmahme gerade das der Lönsbücher auswählte, das die persönlichsten und schrankenlosesten Bekenntnisse seines seelischen Ringens enthält. Diese «ehestörende Liebesgeschichte» \*) seines «Zweiten Gesichts» schien so recht dem geilen Geschmack jener Jahre angemessen. Und indem man beharrlich über alles, was an weltanschaulichem Gedankengut in dem qualvoll zwiespältigen Werke steckt, hinweglas, stocherte man mit schamloser Hand und prickelnder Neugier im Privatleben des Gefallenen und war begeistert, als, geschmacklos genug, zuerst das Mädchen, das er geliebt und dem er in jenem Roman ein erschütterndes Denkmal gesetzt, und dann auch (wie pikant!) seine geschiedene erste Frau Erinnerungen an ihre Beziehungen zu ihm veröffentlichten, die zwar inhaltlich ziemlich gleichgültig waren, aber eben doch den Klatsch freundlich unterstützten. Darüber wurde der «Werwolf» fast vergessen; er wurde — wie die Lieder und die Skizzen — der «reiferen Jugend» zur Lektüre überlassen. Und als das Thema seine Aktualität verloren hatte, glitt das dichterische Werk von Hermann Löns in die Kreise zurück, denen es von Anfang an gehört hatte: der Jugend und der niedersächsischen Heimatfreunde.

Diese Jahre sind vergangen; vielleicht mussten wir sie durchlaufen, um die richtige Einstellung zu dem heissblütigen Manne zu finden, dessen Leben wie ein Sturm über sein Volk dahinbrauste, wild und ungebärdig wie ein Sturm, aber auch klärend und säubernd wie ein solcher. Wenn wir heute, angeregt etwa durch die Marschlieder der braunen und grauen Kolonnen, die Lönsverse auf allen deutschen Strassen singen, sein Werk aufschlagen, sind wir überrascht über die Zeitnähe, die uns hier entgegenklingt, überrascht, einen Dichter zu entdecken, der vor mehr als zwanzig Jahren Dinge gesehen und gesagt hat, um deren Klärung wir heute ringen.

\*

Für Millionen deutscher Volksgenossen ist und bleibt Löns der Volkslieddichter unserer Zeit. Ich sage mit gutem Bedacht «Volkslied-

---

\*) so K. Borinski, Geschichte der deutschen Literatur II (1921), S. 644.



dichter». Denn zahllose seiner Verse sind heute namenloses Gut derer, die sie singen, werden zurechtgestutzt nach den jeweiligen Bedürfnissen, sind «Volkslieder» geworden.

«Auf der Lüneburger Heide,  
In dem wunderschönen Land,  
Ging ich auf und ging ich unter,  
Allerlei am Weg ich fand.  
Valleri, valleri,  
Und juchheirassa!  
Bester Schatz, bester Schatz,  
Denn du weisst es, weisst es ja!»

Oder das Matrosenlied:

«Heute wollen wir ein Liedlein singen,  
Trinken wollen wir den kühlen Wein,  
Und die Gläser sollen dazu klingen,  
Denn es muss, es muss geschieden sein.  
Gib mir deine Hand,  
Deine weisse Hand,  
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,  
Denn wir fahren gegen Engelland.»

Oder sein trauriges Feldwachenlied mit dem wehen Schluss:

«Und kann es nicht so werden,  
Und muss ich fort beim Morgenrot —  
O grüner Klee, o weisser Schnee,  
O schöner Soldatentod!»

Oder das Lied von den roten Husaren, die niemals, niemals Schritt reiten, oder das von der grünen Heide («aber rot sind die Rosen, wenn sie da blühen»), das noch kürzlich durch den Film über alle deutschen Lande getragen wurde. Wer kann sie alle nennen? Sie klingen auf, wo Jugend wandert, wo Männer marschieren, wo Deutsche im Lied ihre Heimat suchen. Volkslieder.

Die Tatsache ist erstaunlich. Wer einige Kenntnis vom Werden des deutschen Volksliedes hat, wer auch um die oft krampfhaften, meist ergebnislosen Bemühungen Wohlmeinender weiss, «im Volkston» zu dichten und zu singen, dem wird der Volkslieddichter Löns zum Phänomen. Und in diesem Phänomen greifen wir einen der wesentlichsten Schlüssel zum Verständnis des Menschen und Dichters. Hier schreibt ein in seinem tiefsten Sein unliterarischer Mensch, ein

Mann, dem alles, was Zeittliteratur ist, ekelhaft scheint, der aus Trotz gegen die verbildete Schreibseligkeit seines Jahrhunderts bewusst «unmodern» ist. Die Anette und Liliencron, Keller und Goethe ziehen ihn an und begeistern ihn; die literarische Mode ist ihm höchst verdächtig. So schreibt der Vierzigjährige gegen den Gorki- und Tolstojkult; so wirft er Ibsens «Dunkelheit» «Zielbewusstseinslosigkeit» und «Mangel an Richtungsgefühl» vor. Seine Augen, geschult und gefestigt für wirkliche Wertigkeit, mustern unbestechlich das Treiben um ihn herum. «Heute wollen wir keinen Realismus mehr, heute wollen wir Poesie!», ruft er schon 1904. Man muss die literarische Lage jener Jahre überschauen, um zu ahnen, weshalb Löns damals nicht in die Zeittliteratur eingehen konnte.

Man ahnt aber nun auch, weshalb ihn die Volkspoesie, die er auf seinen Jagd- und Wanderfahrten, zumal in der Heide, in ihren lebendigen Wirkungen erlebt, so mächtig anzieht. Hier findet er die einfachen, unverbogenen Linien, nach denen er in dem wirren Kunterbunt seines Stadtseins so sehnsüchtig verlangt, hier die gerade Natürlichkeit der Gefühle und Worte, die er im Gesellschaftsleben so schmerzlich vermisst, hier zumal die untrennbare Einheit von Dichtung und Weise, die für ihn das Merkmal jeder echten Lyrik ist. «Ich habe wenig Sinn für unsangbare Lyrik.» Der klassischen Musik steht er ebenso ratlos gegenüber wie der Modedichtung; Bach vermag ihm wenig zu geben. Aber wo eine gültige Stimmung Ausdruck in einer schlichten Melodie und in einfachen Worten findet, fühlt er den ewigen Rhythmus seines Volkes.

Ich will sagen: Löns ist Lyriker aus Instinkt. Kein Bildungserlebnis zwingt ihm die Feder in die Hand. Die meisten seiner Lieder und jedenfalls die, die geblieben sind, hat er gesungen. Versformung und Melodieführung wachsen im gleichen künstlerischen Entstehungsprozess. Löns ist seinem Wesen nach Volkslieddichter; das trennt ihn von den vielen emsigen Nachempfíndern. Er ist aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die, die seine Lieder als ihr Eigentum übernehmen; sein Volksliedton ist nicht angelernt, sondern Art. Er konnte nicht anders.

Dennoch: er hat viel vom Volkslied gelernt. Die Themenstellung, in der die Liebe und zumal das Liebesweh, der Schmerz des Scheidens vorherrschen, die derbe Schwarzweisstechnik mit ihren starken, eindeutigen Akzenten, die Flucht vor dem Abstrakten in das formelhafte, greifbare Wortsymbol (die grüne Heide, die weisse Hand, der rote Klee, die singende Nachtigall), die Vorliebe für den virtuos be-



handelten Kehrreim, für eingängige, stimmungsmalende Klangwörter (Kling klang und kloria, Widdewiddewitt bummbumm!, das Vögelein singt zipp und zapp), und für Wortwiederholungen (Rot wie der Klee, ja der Klee, der Klee) — das und manches mehr ist Eigenstil des Volksliedes, den er ihm ablauscht, weil er eigenem Bedürfen entspricht. Löns handhabt diese Stilmittel mit nachtwandlerischer Sicherheit; sie sind ihm selbstverständlich. Darum sind seine Lieder so gut zu singen, weil sie von allem Anfang an den Rhythmus des Gemeinschaftssingens in sich tragen, weil sie Stimmungen und Erlebnisse ausdrücken, die in ihrer Allgemeingültigkeit Symbolwert besitzen, und weil sie für diese gültigen Stimmungen und Erlebnisse eine Form finden, die in Wortfügung und Tempo vertraut und wie selbstverständlich anmutet. Man höre diese Verse:

«Herzblatt am Lindenbaum,  
Du grüner Maientraum,  
Es sang die Nachtigall  
Ihren süßen Schall.  
Sang Liebe, sang Leide,  
Sang Freud und sang Leid.  
Lang ist das Leben,  
Aber kurz die Maienzeit.»

oder:

«Der rote, der weisse und der blutrote Klee,  
Die Liebe, die Treue und das Herz tut mir weh.  
Und mein Herz, das ist traurig,  
Und mein Herz, das ist schwer,  
Denn die eine, die ich meine,  
Und die liebt mich nicht mehr!»

oder:

«Es geht ein Licht im Dunkeln  
(Anna, Susanna, wie schön bist du!),  
Das hat einen trüben Schein.  
Es fliegt eine weisse Taube  
(Anna, Susanna, wo findest du Ruh?),  
Die weiss nicht aus noch ein.»

Das sind Lieder, die jeder versteht, die jedem eingehen, deren Stimmung sich niemand entziehen kann, weil jeder solche Stimmungen kennt. Da jauchzt unverfälschte Lebenslust, da schiesst sprudelnder Witz seine Purzelbäume, da klagt einfaches Menschenleid

sich aus. Wie durch ein Wunder steht die deutsche Landschaft hinter diesen Liedern: die weite Heide, der grüne Wald, das kleine Dorf, abseits der See. In diesem Dichter hat das Volk einen Mund gefunden, der zu sagen wusste, was es bewegte, weil er selbst diesem Volk angehörte. Das ist das Geheimnis seiner Wirkung.

Löns hat leicht geschaffen — manchmal zu leicht, möchte man sagen. Viele seiner Verse sind zu schnell hingeschrieben; manchen spürt man bedauernd den bewussten Wunsch des Dichters an. Oberflächliche und gequälte Reime klingeln dazwischen. Löns hat das selbst sehr wohl gewusst und viele seiner Verse später verleugnet. Nicht jede Stimmung, die ihn packte, war echt; aber wenn eine Stimmung ihn packte, musste er ihr Genüge tun. Die Besessenheit des Dichters hat er wie wenig andere gespürt. Und mit der gleichen erschütternden Offenherzigkeit, die ihn zur Enthüllung letzten Seelenringens zwang, gab er die Ergebnisse seiner dämonischen Stunden seiner Umwelt preis; was er sich abgerungen hatte, lag hinter ihm und gehörte ihm nicht mehr. So hat es übelwollende Kritik leicht, ihm aus dem eigenen Werk allzu grosse Leichtigkeit und Sorglosigkeit der Produktion vorzuhalten. Der Vorwurf verkennt seine Wesensart. Wie ernst er an seinen Dichtungen gearbeitet hat, das mag besser als alle langatmige Gelehrsamkeit die Nebeneinanderstellung zweier Fassungen des gleichen Gedichtes ausweisen. 1885 schreibt der neunzehnjährige Primaner diese Verse:

«Winter.

Über die Heide geht mein Gedenken,  
Du kleines Mädchen,  
Nach dir, nach dir allein.  
Über die Heide möchte ich wandern,  
Du kleines Mädchen,  
Bei dir zu sein.

Über die Heide flogen die Schwalben,  
Du kleines Mädchen,  
Sie grüssten mich von dir.  
Über die Heide krächzten die Raben,  
Du kleines Mädchen,  
Antwort von mir.

Über die Heide fallen die Flocken,  
Du kleines Mädchen,



Und fusshoch liegt der Schnee.  
Über die Heide ging mein Hoffen,  
Du kleines Mädchen —  
Ade, ade!»

Es fällt nicht schwer, in diesen anspruchslosen Reimen Löns wiederzufinden. Die leise Mollstimmung des Themas, die Schlichtheit der Gedanken und des Ausdrucks, die Neigung, typische Wortsymbole zu gebrauchen — es ist hier alles schon vorgebildet. Wir sehen: Löns hat den Volksliedton nicht erst auf seinen Heidewanderungen gelernt; er ist ihm von Anfang an arteigen. Aber nun nimmt, sechs- und zwanzig Jahre später, der reife Löns die Verse seiner Jugend in die Hand und schliesst die ein wenig Zerfliessenden mit ein paar Federstrichen zu reifer Wirkung zusammen:

«Über die Heide geht mein Gedenken,  
Annemarie, nach dir, nach dir allein.  
Über die Heide möchte ich wandern,  
Annemarie, bei dir zu sein.

Über die Heide flogen die Schwalben,  
Annemarie, sie grüssten dich von mir.  
Über die Heide riefen die Raben,  
Annemarie, Antwort von dir.

Über die Heide pfeifen die Winde,  
Annemarie, und alles ist voll Schnee.  
Über die Heide ging einst mein Lieben,  
Annemarie, ade, ade!»

Wo der Junge im gegenwärtigen Gefühl schwelgte, birgt der Mann sein Erleben hinter der Neutralität vergangenen Geschehens, das so symbolische Geltung erfährt. In seinen Versen findet sich jeder wieder. Und das ist ihr Zauber, und darin liegt das Lönssche Wunder begründet, dass er ewigen Stimmungen ganz einfache Worte zu leihen wusste. So wurde sein Mund Volksmund; und Volksmund singt ewig.

\*

Wir geben hier nicht die literarhistorische Analyse eines Dichters. Wir fragen vielmehr danach, was der, der vor nun zwanzig Jahren sein Blut für sein Volk verströmte, uns heute gibt und gilt. Seine Lieder haben, eingehend in die Anonymität der Volksdichtung, die Probe der Zeit bestanden; wir suchten anzudeuten, woher ihnen

die Kraft dazu kam. Es hängt mit diesem ihrem besten und tiefsten Wesen zusammen, dass der Mensch Löns mit seinen persönlichen Ansichten und Meinungen in ihnen so weit in den Hintergrund tritt, dass er für Tausende, denen diese Lieder heute gehören, kaum noch spürbar scheint. Wenn wir ihn finden wollen, müssen wir in seinem Prosawerk Umschau halten, in seinen Skizzen und Romanen, und dazu in der Handvoll Balladen, die er uns hinterliess.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Dichtungen aus dem Lebensgang des Schöpfers heraus zu entwickeln und einzeln zu würdigen. Wie gesagt: wir wollen kein geschichtliches Bild malen, Nur die wesentlichen Grundzüge müssen angedeutet werden. Die Skizzen erwachsen Löns unmittelbar aus seiner journalistischen Tätigkeit; beruflich verpflichtet, durch regelmässige Essays sein Zeitungs- und Zeitschriftenpublikum zu unterhalten, findet er hier zu einer künstlerischen Form, für die er besondere Eignung verspürt: zur Kurzgeschichte. Sie wird sein persönliches Instrument, auf dem er seine eigensten Weisen spielt. Was ihn bewegt und erschüttert, die vor heimlichem Erleben bebende Stille eines Bachlaufes, die Dämmerung über Heide und Moor, das geheimnisvolle Farbenspiel des offenen Herdfeuers, die zitternde und jauchzende Seligkeit eines Püschganges, alles hat er in dieser Prosakurzform zu blutvollem Leben gestaltet. Löns besass Augen, die mehr sahen als die gewöhnlicher Menschen, die mit letztem liebenden Verstehen alle Dinge, die sie entdeckten, zu umfassen wussten. Mehr: er besass die Gabe, das selbst Erlebte andere miterleben zu lassen. Wie er sich in grosser, kindlicher Natürlichkeit immer so gab, wie er war, unbekümmert um den Eindruck, den er hinterliess, ein Mann ganz ohne Pose, liess er, was er sah und dachte, andere, die es sehen wollten, mitsehen. Gänge mit ihm waren Feierstunden für seine Freunde. Und wie er auf solchen Gängen sprach, schrieb er auch: der augenblicklichen Stimmung hingegeben, sehr einfach und unliterarisch, aber dafür sehr tatsächennah und lebendig. Dadurch zwingt er den Leser zum Mitgehen, und seine Kurzgeschichten werden zu Führern mitten in die Landschaft hinein, die er durchstreift, mitten in das Naturleben hinein, das er beobachtet bei Tieren und Pflanzen, mitten in das Volkstum hinein, das ihm auf seinen Gängen begegnet, um ihn nicht mehr loszulassen, um ihn hineinzuziehen in das Leben der Heidjer.

Das ist sehr viel, ist ein gewichtiges Lob seiner vielen Kurzgeschichten, das sie weit über das Nurliterarische heraushebt. Aber es ist nicht alles, ist nicht einmal das Wesentlichste, was über sie zu



sagen ist. Wichtiger, als der pädagogische Wert, den sie als Erzieher zu Volkstum und Heimat besitzen, ist die Tatsache, dass sie nicht nur formal und inhaltlich, sondern auch ihrer Gesinnung nach eine geschlossene Einheit bilden. Ihre Fülle, die der seiner Lieder kaum nachsteht, wächst auf einer einheitlichen Grundhaltung; es ist bewusste Weltanschauung, was Löns in seinen Skizzenbüchern bietet. Er hat es einmal (in einem Brief an F. Castelle vom 27. II. 1909) ausgesprochen, weshalb ihn die neue Kunst so abstösst, die alte so anzieht: «Nach der Reformation ging es reissend bergab mit der Kunst: es fehlt das Grundgebälk — die Weltanschauung.» Löns wäre nicht Löns, wenn er einen Fehler sähe, ohne ihn abstellen zu wollen.

Er hat sich seine Weltanschauung in einem harten Lebenskampf ertrotzt, und auf seinen zahllosen Wanderungen hat sie sich ihm gefestigt. Seine Weltanschauung heisst «Volkstum» und immer wieder «Volkstum». Er weiss aus seinem Werdegang, seinem wiederholt gewechselten, schliesslich doch unbeendigten Studium, aus seinem Beruf, der ihn von der Pfalz nach Thüringen, von Hamburg nach Hannover wirft, er weiss aus seinen beiden zerbrochenen Ehen, was es mit dem kulturellen und moralischen Bildungsbegriff seiner Zeit auf sich hat. Und er sieht, schärfster Gegensatz zu allem, was ihn peinigt und innerlich zu zerreißen droht, dem gegenüber die ruhige, feste Geschlossenheit und Sicherheit bäuerlichen Lebens und sieht: hier sprudeln die alten Quellen in unvermindertem Reichtum, hier ist gerade, was dort verbogen, hier fest, was dort fadenscheinig ist; hier schafft Arbeit Werte, während dort Beschäftigung sich in sich selbst spiegelt. «Überall lachte sie ihn an, die Seele seines Volkes, die ein Kunstwerk aus jedem Gerät gemacht hatte, und nur deshalb, weil sie an Kunst nicht dachte. Ob es nun ein Kugelfusstisch war oder ein Stuhl mit dem Sitze aus Schilf, die Tranlampe oder der Tellerkranz, jedes Stück erzählte oder sang in seiner leisen Art; desgleichen der Rosmarienstock vor dem Fenster der Dönze und der grüne Topf, in dem das Allwundheil wuchs. Das war die Welt, in die er hineinpasste, in der er hätte leben müssen, wenn auch nur als kleiner Handwerker... Da gab es keine Seelenvermanschung, Persönlichkeitsverquickung, nur ein Zusammengehörigkeitsgefühl.» («Das zweite Gesicht»). So kommt er zu der Einsicht: «Auf dem Bauerntum beruht jedes Volkes Kraft!» («Der Naturschutzpark»). Und: «Grossgrundbesitzer haben wir mehr als genug, was uns fehlt, das sind Bauern. Ein Musterwirt von Gutsbesitzer ist nicht so viel wert für die Erhaltung der deutschen Volkskraft als zehn Kleinbauern, die nach der



7a



7



alten Art wirtschaften. Er kann zehn Kinder haben, meinetwegen, denn haben aber die zehn Bauern hundert» («Dahinten in der Heide»).

Man sieht: es ist keine ästhetisierende Romantik, die Löns das Lob des deutschen Bauern singen lässt; es ist der klare Blick vielmehr eines Erkennenden, der von der Not seines Volkes mehr wusste als mancher, der vom grünen Tisch ihr zu steuern suchte. Das trennt ihn auch so meilenweit von der «Heimatkunst» und «Heimathbewegung», wie sie damals verstanden wurden, und für die er Spott genug übrig hat. Er will nicht sentimentale Gefühle merken oder einen landschaftlichen Kirchturmsdünkel kitzeln. Er will erkennen lehren, was und wie «Volk» eigentlich ist, will, die in die Irre gehen, zu ihm zurückführen, will dem ganzen Volk zeigen, wo die verborgenen Quellen seiner Kraft, fast schon verschüttet, rauschen, indem er ihm wie in einem Spiegel den Teil seiner Heimat und seines Menschenschlages vorhält, den er am besten kennt, weil er sich ihm am verwandtesten fühlt. «Meine Tendenz ist: meinem Volke den Rücken mit Franzbranntwein einzureiben, es mit Freude und Grimm zu füttern und mit Wonne und Weh zu tränken, damit es so bleibt, wie es ist, sich nicht verplumpert in fremde Art.»

Löns bekennt sich also zu einer «Tendenz»; wir sprachen vorhin mit gutem Grunde von einer «Weltanschauung». Und wieder muss, wie schon bei den Liedern, betont werden, dass die Erfahrung seines Lebens nur die vorhandene, angeborene Kernanlage vertiefte und festigte. Derselbe Löns, den in jungen Jahren sein Lehrer warnte: «Gewöhnen Sie sich die Tendenz nach unten ab!», bekennt später von sich: «Mein Interesse, oder mein Herz ist bei dem breiten Unterbau meines Volkes geblieben, auf dem das Leben der Nation schliesslich beruht, bei den Bauern, Handwerkern und Arbeitern.» («Von Ost nach West»). So liest er aus den Runengesichtern von Kiepenklaus und Köhlershannes erschütternde Deutungen deutschen Arbeitslebens, so wird ihm das Tagewerk des Heidhauers zur Volksstat:

«Ein jeder Ruck, ein jeder Schlag,  
Ein Stückchen Land, ein Stückchen Brot,  
Ein Schritt mehr hin zum Licht und Tag,  
Ein Schritt mehr fort aus Nacht und Not.  
Ein jeder Fleck ein Stückchen Land,  
Ein Stückchen Feld, ein Stückchen Grün;  
Hellgrüner Saaten lichtetes Band  
Sieht er aus braunem Unland blühn.»

Aber er bleibt mit beiden Beinen auf der Erde; er beschönigt nicht, er hat den schönen Mut, Gegebenheiten in die Augen zu sehen. «Es ist ein Unding, von dem Bauern zu verlangen, dass er bei Rauchhaus und Strohdach bleibe; wir können die Industrie und den Verkehr nicht aus der Landschaft verbannen. Aber wir müssen dahin streben, dass die Kultur, während sie reale Werte schafft, nicht noch wichtigere ideale vernichtet. Einen solchen Heimatschutz brauchen wir — nicht den romantischen oder den bürokratischen... Vom Heimatsinn soll der Heimatschutz getragen werden, nicht von der Heimatsimpelei.» (Hannov. Tageblatt vom 14. 9. 1910).

Es ist diese Weite der Lönsschen Heimatidee, die seine Schriften so weit über das Nurliterarische erhebt. Das hat seine eigene Zeit, die nur die Flüssigkeit ihres Stils, die gesättigte Buntheit ihrer Farben, die intuitive Wiedergabe ihrer Stimmungen und die Echtheit ihrer Einzelbeobachtungen bewunderte, nicht verstanden. Die damaligen Zeitschriften und Zeitungen haben es ja auch abgelehnt, seine Rosengartenlieder abzdrukken. So dämmert erst heute das Wissen um die kulturpolitische Bedeutung dieses Dichters, der einst als «Heimatschriftsteller» knapp abgetan werden konnte. Unter diesem Gesichtswinkel erhalten seine Dichtungen, und zumal seine Kurzgeschichten und Aufsätze, für uns einen neuen ganz eigenen und, wie man sagen muss, äusserst tagesnahen Wert. Wenn wir heute Löns lesen, lassen wir uns von ihm nicht nur stimmen und begeistern, sondern mehr: belehren und festigen in dem, worum wir selber ahnend ringen.

\*

Löns ist nicht nur Naturbeobachter und Naturschilderer, er ist auch Naturforscher; eine ganze Handvoll wissenschaftlicher Studien über die ostdeutsche, westfälische und hannöversche Fauna legen Zeugnis für den Gelehrten ab. Er geht so in die Weite wie in die Tiefe; es ist ihm sehr ernst um das, was er tut. Es zeigt sich immer mehr, dass dieser Mann nicht mit einem ordnenden literarhistorischen Schlagwort abzutun ist. Und wiederum ist es ein Wesenszug, kein versteinertes Studienerlebnis etwa, auf das wir stossen: denn ebenso folgerichtig, wie der Tierschilderer zur Zoologie kommt, wird der Kulturpolitiker Löns zum Historiker. Landschaft ist ihm so wenig nur Stimmung, wie nur Einzelbeobachtung, und Volkstum ist ihm keineswegs nur das, was er auf seinen bunten Fahrten findet und woran er sich begeistert. Erst durch die Einordnung in ihre grossen gewachsenen Zusammenhänge erhalten die einzelnen Dinge, erhalten



die Gegenwartsformen einen tieferen Sinn. Löns strebt zur Totalität seines Weltbildes; er hält sich von geschäftstüchtiger Tagesschreiberei so fern wie von opportuner Oberflächenpolitik. Er weiss, dass er auf festen Füßen stehen muss, um das sagen und tun zu können, was er sagen und tun will.

So kommt Löns zur Geschichte — nicht als zünftiger Forscher und eingeengt durch irgend eine starre Methodik des Denkens und des Suchens, sondern sehr geöffnet für alle Deutungen, die ihm das reiche Bilderbuch der Vergangenheit für die Rätsel um ihn herum anbietet, und einzig erpicht, das, was an Tatsachen die Entwicklung seines Volkes bedingt, erhöht und erniedrigt, gereckt und verbogen hat, mit den Augen des jubelnden oder leidenden, siegenden oder geschlagenen Volkes zu sehen. Was seine Lieder zu Volksliedern, seine Kurzgeschichten zu gültigen Wegweisern zum Volkstum macht, formt auch hier das Bild entscheidend: die angeborene Gabe, zu denken, zu sehen und zu sprechen wie das Volk, das er zu enträseln sucht. Nicht durch exakte Untersuchungen, sondern in fanatischen Visionen türmt sich der Weg seines Volkes vor seinen Augen. Den «Werwolf» hat er in zwölf Tagen, ein Fiebernder, ein Rasender, heruntergeschrieben. Wir sprachen schon an anderer Stelle von seiner «Besessenheit»: nirgend zeigt sie sich so erschütternd monumental wie hier. Es ist, als ob nach langem Suchen ein Vorhang vor ihm entzweireisst, dass ihm der Blick ins Letzte plötzlich freiliegt; in prophetischer Ekstase muss er von dem künden, was er sah. Es ist der Mythos vom germanischen Menschen, den er sucht und erblickt, und in dem er nun die Entwicklung seines Volkes zu greifen und zu deuten wagt.

Er beginnt, tastend noch und etwas unsicher, mit Balladen. Die Gattung liegt ihm nicht sonderlich; der drängende Rhythmus seiner geladenen Zeilen zerklopft manchmal die epische Breite. Die notwendig strenge Form ist ihm nicht gelockert genug; sie bietet ihm wenig Gelegenheit, seine Melodien auszusingen. So bekommen seine Verse leicht eine getragene Schwere, eine Wucht über Gebühr, die nicht immer dem Inhalt sich anpasst. Aber wo der Gegenstand in gleicher Wucht einherschreitet, gelingen grossartige, lapidare Bilder wie das von Blee de Bluthands, des Wikingers, Rachetod:

«Und sie banden ihn in sein Drachenboot  
Und stiessen's hinaus in die Flut;  
Und sie sangen das Lied von der Rune rot,

Von der Blutrune Lust, von der Blutrune Not,  
Drei Runen sie gaben ihm mit in den Tod,  
Drei Runen, so rot wie das Blut.»

Das ist der gleiche Ton, die gleiche Stimmung, die gleiche seelische Haltung, die seinen modernen Helden auszeichnen, den Duellanten, der seinen Gegner über den Haufen geknallt hat:

«Drei Jahre Festung wurden sein Lohn;  
Es machte ihn wenig verdrossen;  
Er sang jeden Tag: «Louis Veit ist tot,  
Und ich hab' ihn totgeschossen!»

So findet er im Typ des trotzens, kämpfenden und sterbenden Mannes die Verbindung zwischen den Zeiten, findet er in der Gesinnung des instinktfrohen Bauernhelden, in seiner natürlichen Gradheit und frohen Schlichtheit, seinem kampflichen Trotz und seiner Todesverachtung das lebendige Erbe der grossen Vorzeit.

«Unsere Götter, die hiessen einstmal's Liebe und Kraft,  
Kraft, die Leben erzeugt, Liebe, die Wonnen schafft.  
Unser Gesetz war kurz, unser Gesetz war das:  
Liebe um Liebe, aber auch Hass um Hass.  
Treuhand jedwedem Mann, der sich erwies als Freund,  
Bluthand dagegen dem Wicht, so sich da naht als Feind...  
Und ich stand und stand und sah nach dem Feuerschein,  
Hörte der Mädchen Gejuche, der Jungkerle gellendes Schrein.  
Und ich lachte und dachte: der Urväter fröhliche Art  
Hat sich trotz alldem mein Volk immer noch treulich bewahrt.  
Immerdar lobt es noch nach der Vorväter schönem Brauch  
Seinen Gott mit Glühglut und weissem Wirbelrauch.  
Immer noch blieb es, wie es vor Urzeiten war,  
Blau von Auge und Sinn, hell von Herzen und Haar.  
Immer noch hielt es sich am Leibe und Geiste stark,  
Immer noch blieben gesund ihm Bein und Blut und Mark.»

Man mag das Beiwort «grimmig» wählen, um den Grundton der Lönsballaden zu kennzeichnen. Sie sind grimmig, wenn sie, gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen, von Blut und Tod und Knechtselend singen, aber auch ihr Witz ist grimmig, mehr laut als fein, aber männlich und sehr echt. Man lese einmal die Geschichte von Simon von Beckeln, der seine Bauern zu necken wagte und darob vor ihrer Wut sich Zeit seines Lebens im Stift verkriechen musste, oder die zwerchfellerschütternde Ballade von der Mammutjagd mit den köst-



lichen Einzelbildern, die wie aus einem heutigen Danzefest herausgeschnitten scheinen, oder den Bericht, den Wulfke abends beim Torfffeuer von der Varusschacht, wie er sie erlebte, gibt —

«Er spuckte in das Feuer hinein  
Und trank sein Warmbier aus,  
Die andern plinkten sich heimlich zu  
Und gingen dann alle nach Haus.  
Doch ehe sie abseits bogen  
Zum Moor und nach der Heid',  
Da hiess es: «Na, der hat gelogen  
Nach der schweren Schwierigkeit!»»

Das ist eine andere Art von Vorzeitballaden, als etwa Scheffel sie schrieb: dort bleibt die Modernisierung urzeitlichen Geschehens im Studentenulk stecken; hier wird die Blutsverbundenheit der vergangenen und der lebenden Generation aufgezeigt. So entstehen Dichtungen, deren zeitlichen Gehalt man zuweilen schwer bestimmen kann, weil sie in dieser Markierung des Germanenmythos schlechthin überzeitlich wirken. Ob der gellende Jeduchschrei der Jungferwitwe, die über den erschlagenen Verlobten Weh und Rache ruft, im germanischen Altertum, im deutschen Mittelalter oder in der Gegenwart aufgeheult ist, wird man aus der zu eddischer Seelenhaltung aufgesteilt Lönssballade kaum feststellen können.

Das aber ist die geschichtliche Tat dieser Verse, dass sie den Bogen schlagen zwischen Einst und Heute, weil sie um das Geheimnis von Blut und Art wissen. Und hier wurzelt die Lönssche Gläubigkeit: weil er dieses Geheimnis erfahren hat, glaubt er an die Dauer seines Volkstums.

Mit aller Insbrunst, deren seine stürmende Seele nur fähig war, klammert sich der Ringende an die Ewigkeit, die er selbst gefunden und die ihm gerade darum unveräusserlicher Besitz geworden war: an die Ewigkeit dieses Volkstums. Darauf hofft er, und dafür lebt er — nicht im Hass gegen das Gewordene und Bestehende, sondern in einem zwingenden Glauben an die guten Kräfte, die unverfälscht und unzerstörbar die Seele seines Volkes formen, und an die Jugend, die nach ihm kommen wird, um zu vollenden, was noch zu vollenden bleibt. Schon der Vierundzwanzigjährige ruft beschwörend und gläubig die «Ungezeugten» zum Kampf auf:

«Euch, welche noch zum Leben nicht  
Der Samen hat geweckt,

Euch, die noch vor dem grellen Licht  
Der Mutterleib bedeckt,  
Euch gilt unser Schreiben und Schreiten,  
Die Wege euch vorzubereiten.

Wir fasten und wir frieren gern  
In Schmach und Schmutz gebannt,  
Uns stiehlt ein heller Hoffnungsstern  
Die arbeitsschwarze Hand.  
Was liegt an uns Verlorenen —  
Es leben die Ungeborenen!»

\*

Zum Roman hat Löns erst in der Reifezeit gefunden; er wird für ihn die Form, in die er seinen Kampf um die Weltanschauung am nachdrücklichsten und überzeugendsten hineinträgt. Das gilt sowohl für seinen Gegenwartsromane aus der Heide wie besonders für den «Werwolf» und das Bekenntnisbuch des «Zweiten Gesichts». Er ist nun ganz bewusst geworden; die Linie, in der er zu stehen hat, ist ihm endgültig geklärt. Keines seiner Romanbücher ist zur Befriedigung eines seichten Unterhaltungsbedürfnisses geschrieben, ihn leitet immer die Absicht, «der weichlichen Folgerung, die so viele modische Schriftsteller aus der Vererbungstheorie ziehen, indem sie ihre Helden zu willenlosen Werkzeugen von Veranlagung und Schicksal machen, das Gegenteil entgegenzusetzen, nämlich Menschen zu zeichnen, die mit sich selber und dem, was man Schicksal nennt, den Kampf aufnehmen.» So setzt er an die Stelle einer mechanistischen Weltbetrachtung den Mythos vom germanischen Menschen. Nur unter diesem Blickwinkel sind die Lönsromane richtig zu verstehen. Pseudophilologie hat das «Zweite Gesicht» zur Fundgrube für Entdeckungen aus dem Privatleben des Dichters herabgewürdigt und dabei übersehen, dass hier die Tragödie eines Menschen abrollt, der an seiner verbildeten Stadtkultur zugrunde zu gehen droht, während draussen das unverfälschte reine Leben, fast unerreichbar für ihn, vorüberzieht. Es ist die Heimwehtragödie jedes modernen deutschen Städters, der über die Kluft seiner Erziehung und Umgebung hinweg nach den Wurzeln der Bodenständigkeit greift, an denen allein er sich halten kann. So gesehen, ist das «Zweite Gesicht» Spiegel einer unglücklichen Zeit, an deren Überwindung wir zu arbeiten wünschen. «Den Acker zu bestellen, das ist der wahre Beruf des Menschen» —



über allen brandenden Nebeln dieses Buch leuchtet diese Erkenntnis klar und hell wie ein Wegweiser.

Am Beginn seines Schaffens steht immer die Vision, die Besessenheit. Mitten in der Nacht erwacht Löns, springt auf und fühlt: er muss schreiben. In fliegender Hast wirft er, ohne eigentlich zu wissen, was da entsteht, hundertzwanzig Konzeptseiten aufs Papier. Am nächsten Tage sieht er die Fülle der Nachtarbeit, streicht, ergänzt und weiss: er hat das Kernkapitel eines neuen Romanes geschrieben. Es ist die Schilderung des Püschganges aus dem «Zweiten Gesicht», das nun in raschen Würfeln entsteht. Zu Wilhelm de Witt hat der Dichter einmal gesagt, die Gestalten seiner Dichtungen sässen manchmal nachts an seinem Bett und glotzten ihn mit ihren Kalbsgesichtern an, bis er sich durch Niederschreiben von ihnen befreie. Es ist mit den Romanen nicht anders als mit den Liedern: hier schafft ein Mensch aus seinem Dämon heraus — nicht er schafft, sondern es schafft aus ihm.

Künstlerische und menschliche Krönung des Lönswerkes wird immer der «Werwolf» bleiben, diese in zwölfitägigem Sturm geschriebene «Bauernchronik», in der er in grossartiger Schau den Gemeinschaftskampf der Heidebauern gegen die Not und Qual des Dreissig-jahrekrieges aufleben lässt. Gewiss ist das keine Geschichtsdarstellung; was da passiert, hat sich in dieser Form nie zugetragen. Aber es ist göltig, weil es mit verblüffendem Instinkt Zeittypisches und Volkstumstypisches zu einem monumentalen Gemälde einigt, wie wir es sonst in der deutschen Literatur kaum besitzen. Der klare Holzschnittstil der Sprache, die festen, eindeutigen Umrisse der Gestalten, die starken, männlichen Stimmungen, der sichere, unbeirrt fortschreitende Gang der Handlung, alles ist hier zur höchsten Vollendung gediehen. Nicht, dass ein erschütterndes Bild einer quälenden Kriegsnöte ersteht, ist der Ruhm dieses Buches, sondern dass es in den Typen kämpfender und siegender Menschen das Heldenlied des germanischen Bauern singt. Das zieht wie eine isländische Saga vorüber, ruhig und unerschütterlich; das könnte im Sachsenkampf oder im Bauernkrieg geschehen sein; das könnte heute wieder zur Wirklichkeit werden. Ewiges Volkstum, das ist der Titel dieses einzigartigen Buches; mutig und gläubig wird, wer es liest. Es ist die schönste Deutung unseres besten Wesens, die uns der um uns Ringende geschenkt hat. Sie ist ihm nicht leicht geworden: «Ich habe bis an den Mund im Blut gehen müssen. Was wisst ihr denn davon, was es heisst: den Werwolf schreiben müssen!» Aber als 1914 der Krieg

ausbricht, weiss er, dass, was kommen würde, die ewigen Bahnen ziehen müsse, die das Heldentum seines Volkes von je gewandelt ist und die zu blutvollem Leben zu erwecken seine Lebensaufgabe war: «Mein Kriegslied von 1914 habe ich 1910 geschrieben, im Werwolf!»

\*

Und nun werden sie ihn heimholen, um ihm im Hünengrab auf seiner Heide die letzte, allerletzte Ruhestatt zu bereiten. Tausende werden zu ihm wandern, junge Menschen, denen er Wege zur letzten Besinnung auf sich selbst wies, reife Menschen, die sich ihm verbunden fühlen, weil sie im gleichen Ringen stehen, das ihn erschütterte. Und ein Volk wird lesen, wie einer, den Not und Kampf seiner Zeit die ewige Kraft des Volkstums gläubig erkennen liess, Wege bereitete, die nun wir alle begehen.

## Eingliederung des Studenten

*Von Kurt Moritz*

Unsere studentischen Lebensformen entstammen einer Zeit, in der eine fest geschlossene Gesellschaft unser baltisches öffentliches Leben bestimmte. Heute ist diese Gesellschaft in der Umbildung begriffen, und mit ihr sind auch die von ihr geschaffenen Formen und Wertungen in Frage gestellt. Es regt sich ein Neues.

Es ist das Erlebnis der völkischen Gemeinschaft, das mit spontaner Gewalt die Herzen der Menschen erfasst hat und sich als gestaltende Kraft in ihnen auswirkt. Volk ist nicht Masse, Chaos. Volk ist Organismus, Leben. Und wie jeder Organismus hat es seine Glieder, die Stände, deren jedem seine Funktion innerhalb der Gemeinschaft zugewiesen ist. Der Gedanke der völkischen Gemeinschaft schliesst also die Stände nicht aus. Er bejaht sie als notwendige Glieder. Sie sollen ein starkes Gemeingefühl, ein starkes «Wir» der Standesgenossen züchten, das Gefühl für Standesehre heranbilden. Aber dieses Wir darf nicht das grössere Wir des Volkstums verdrängen. Es soll dienen, nicht herrschen. Der Stand dagegen, der sich als Selbstzweck empfindet, der sich autonom vom Ganzen glaubt lösen zu können, steht der werdenden Volksgemeinschaft im Wege und verliert seine Daseinberechtigung.

In diese werdende Volksgemeinschaft ist nun auch die Studentenschaft hineingestellt. Als Stand neben anderen Ständen. Und auch





für sie gilt, dass sie dienen soll. Eine Autonomie der Studenten, wie sie im Burschenstaat von einst verkörpert wurde, erkennen wir heute nicht mehr an.

Dennoch hat auch heute noch der Student eine besondere Stellung innerhalb der völkischen Gemeinschaft. Eine bevorzugte Stellung. Hat er doch wie kein anderer die Möglichkeit, den Problemen seiner Zeit auf den Grund zu gehen, ihren Geist voll auf sich wirken zu lassen. Hat er doch in stärkster Masse die Möglichkeit, das Neue in persönlicher Anschauung kennen zu lernen. Die Möglichkeit, Landdienst, Schulung und die anderen Formen neuen Gemeinschaftswillens mitzumachen. — Das alles legt ihm andererseits auch besondere Pflichten auf, die nämlich, diese Möglichkeiten auszunutzen und wirksam werden zu lassen. Die gewonnenen Energieen weiterzutragen in Familie und Freundeskreis. Als praktisches Beispiel etwa: Neues lebendiges Liedgut bei uns in der Heimat durchzusetzen. Und Vorbild zu sein für die neue Haltung. Vorkämpfer der kommenden Volksgemeinschaft.

Richten wir unsern Blick über die Grenzen der engeren Heimat hinaus, so sehen wir, dass der Student tatsächlich dieser Vorkämpfer geworden ist. Gleichzeitig aber sehen wir noch ein anderes: dass wohl der Student als einzelner, nicht aber die studentische Korporation dieser ihrer Aufgabe gerecht geworden sind. Insbesondere sehen wir, dass die in alten Formen erstarrten deutschen Corps der neuen Zeit gegenüber versagt haben. Dass sie heute, mit Aktivenzahlen von 3 und 6, einen langsamen Tod sterben. Sie haben den Sinn der Zeit in ihrem totalen Anspruch gar nicht erkannt. Sie haben sich nicht zum Umbruch in ihrer Lebenshaltung entschliessen können. Sie haben sich, starr und unschöpferisch, in gewordene Formen verkrampft. Die beste Jugend kam nicht mehr zu ihnen. Und wer die Qualität verliert, verliert auf die Dauer auch die Quantität.

Damit ist auch für unsere baltischen Korporationen die Entscheidungsfrage aufgerollt. Es geht hier um Sein oder Nichtsein. Wir wissen, dass es heute bereits Kreise unserer Volksgenossen gibt, die die Korporationen, als einer vergangenen Epoche angehörig, ablehnen.

Wir wissen andererseits, dass sie in ihrer Tradition manches haben, was gut und echt ist, was auch vor dem neuen Geist der Zeit in Ehren bestehen kann. Es ist dies die Erziehung zum Wir, zur Gemeinschaft — wenn auch zunächst noch immer zu der begrenzten Gemeinschaft der Korporation. Dazu trat noch die Vorbereitung auf den Landesdienst, die ein überpersönliches Element in



die korporelle Erziehung hineinrug. Dann aber kamen Krieg und Revolution. Die Möglichkeit, Volksdienst zu üben, ist geblieben. Auch in Landdienstgruppen und Volkshilfe dienen wir dem Lande. Und gerade dort.

In der Nachkriegszeit überwucherte der Individualismus. «Werde, der du bist», das war der positive Ausdruck des Erziehungsideals, dass die Fuchserziehung der Nachkriegszeit beherrschte: Wenn du willst, so trink; wenn du willst, sei Antialkoholiker, sei Duellant oder Antiduellant, Christ oder Heide, sei vor allem du selbst. Und was du bist, sei ganz! «Fuchs, setz dich durch!» — das war die immer wiederkehrende Formulierung.

Es war dies ein starkes Erziehungsideal. Ihm verdanken wir die markigen Gestalten der baltischen Geschichte, die wirklich im guten Sinne dieses Wortes «Herrenmenschen» waren. Aber täuschen wir uns nicht: es war durch und durch ein individualistisches Ideal, und damit ein Ideal von gestern. Dies müssen wir uns ganz klar machen.

Es ist überflüssig, darauf hinzuweisen, dass diese Erziehung eine Menge gut veranlagter, aber schwacher Menschen über den Kopf hat gehen lassen, und dass wir uns heute vom Standpunkt des Volkstums diesen Luxus nicht mehr leisten können. Überflüssig, weil das Ideal der «freien Burschen» heute seine werbende Kraft — und seine werbenden Vertreter — bereits verloren hat. Heute ist es dazu noch gut genug, um Schwäche, Gleichgültigkeit und Unfähigkeit zu beschönigen. Die Jugend aber, oder ein grosser Teil dieser Jugend, hat schon diesem Ideal den Rücken gekehrt. Nicht die Persönlichkeit ausbilden und ausleben will sie, sondern durch Zucht und Dienst in die Gemeinschaft hineinwachsen und in der und für die Gemeinschaft leben!

Eine Überspitzung? Vielleicht. Es gilt aber die Schwerpunktsverlagerung deutlich zu machen! Natürlich hat man weder früher den Nutzen der Volkstumsarbeit leugnen wollen, noch heute die Bedeutung der Persönlichkeit. Früher sagte man etwa «Werde eine ausgesprochene Persönlichkeit, so nützt du deiner Korperation (Volk, Heimat und ähnl.) am besten!» — Heute sagen wir: «Diene der Gemeinschaft! Der Gemeinschaft deines Volkes und den Gemeinschaften, in die du hineingestellt bist».

Ums Jahr 1915 sagte man etwa: «Füchse, meldet euch zur Volkstumsarbeit, von unserem Convent sind zu wenig da, wir dürfen uns vor den anderen nicht blamieren». Die Arbeit an der Volksgemein-

schaft wurde als korporelle Pflicht gedeutet und damit «schmackhaft gemacht!» — Heute aber heisst es: «Tretet ein in den Sportverein, Gesangverein, es ist notwendige Arbeit am Volkstum!» Heute wird also umgekehrt die Arbeit am engeren, kleineren Wir als Arbeit am grösseren Wir gedeutet. Die kleine Gemeinschaft erhält ihre Würde vom grösseren, umfassenderen Wir. Insofern es eben ein Teil dieses grösseren Wir ist.

Und damit kommen wir an den entscheidenden Punkt. Wir werden die Korporationen in Zukunft anders ansehen und werten! Früher war die Korporation ein selbständiges, autonomes Gebilde, mit stark betonter innerer Unabhängigkeit. Sie konnte es sich leisten, gelegentlich gegen den Strom des Volksganzen zu schwimmen.

In Zukunft wird sie ein dienendes Glied sein im Ganzen. Die Stätte, in der der Student auf den Dienst an der völkischen Gemeinschaft vorbereitet wird, wird Einheit, Formation im Kampf um die Durchsetzung des Neuen. Damit verliert sie nicht etwa ihr eigenes Gesicht. Hinter allem Wollen und Handeln aber steht als kategorischer Imperativ: Dienst am Ganzen!

Denn nicht daher hat die Korporation ihre Daseinsberechtigung, dass sie 50, 100 Jahre lang bestanden hat und dass so und so viele bedeutende Männer ihr angehört haben, sondern dass sie Organ, Formation ist der werdenden Volksgemeinschaft und innerhalb derer ihre festumrissene Funktion hat!

Diese Umwandlung wird für viele schmerzlich sein. Aber sie ist notwendig. Und nur die Korporation, die genügend innere Substanz für diese Umstellung aufbringt, wird bestehen bleiben. Die anderen werden zerbrechen und zu Grunde gehen.

Hand in Hand mit der Durchsetzung des neuen Erziehungsideals geht auch eine Revision aller Lebensformen. Eine bloss platonsche Anerkennung des neuen Geistes genügt nicht. Denn jede wirkliche Weltanschauung ist total: sie beansprucht den ganzen Menschen und prägt alle seine Lebensäusserungen neu um. Diese Äusserungen sind also nicht «Äusserlichkeit», etwas Unwesentliches, sondern sind Ausfluss der neuen Haltung. — Die alte Form zerfällt — etwas Neues müssen wir schaffen. Denn nicht Chaos ist das Wesen unserer Weltanschauung, sondern Ordnung und neue Form, und zwar eine strengere, unbedingtere als die von gestern.

Sport, Schulung, Landdienst, Kameradschaft sind die Formen des neuen deutschen Studenten. In ihnen wird die Gemeinschaft erzogen. Nicht einer kritiklosen Übernahme wird dabei das Wort



geredet. Aber wir sollen uns mit den alten Formen auseinandersetzen. Sie, wenn nötig, durch bessere, der Situation besser angepasste ersetzen. Wesentlich ist: dass wir durch das Chaos der Auflösung zur neuen Form durchfinden. Zu einer strengen, klaren Form, die Ausdruck und Ausfluss ist einer inneren disziplinierten Haltung.

Wir leben in einer Zeit des Ringens gewaltiger Weltanschauungen, die sich im Ringen der Völker widerspiegeln. In diesem Kampf, der zwischen dem zerbröckelnden Individualismus und der heraufsteigenden neuen sozialen Haltung geführt wird, gibt es keine Neutralität, gibt es keine Neutralität vor allem für uns Deutsche. Denn dieser Kampf ist unsere eigenste Sache.

Es geht um die Zukunft unseres Volkstums. Es geht aber auch um Sein und Nichtsein der baltischen Studentenkorporationen. Diese Jahre sprechen das Urteil. Von der heute studierenden Jugend, von ihrer Leidenschaft, aber auch von ihrer Selbstzucht und Disziplin wird es abhängen, ob unsere Korporationen verkümmern sollen, oder ob sie eine Entwicklung einschlagen, die in eine ferne Zukunft führt.

---

## Aus dem Schrifttum der Zeit

### Wir Wende

Wir ragen kräftig in die Zeit,  
Ein hoher, Dir erbauter Turm,  
Und willst Du, sind wir schüttelnder Sturm  
Durch morscher, verdorrter Wälder Gebreit,  
Und willst Du, sind wir sengende Glut  
In tausend Feuern und reissende Flut.  
Wir sind ein betender Turm in der Nacht,  
Aus dem Fluch ein jauchzender Lobgesang,  
Wir sind ein heisser, stammelnder Dank,  
Mitten aus Hass Dir dargebracht,  
Wir sind ein Gottesstreitergeschlecht,  
Ein Kreuzzugsheer für Dein göttliches Recht.

(Aus dem Bande: »Wir tragen ein Licht«)

### Ehr Kind

Un as ick weer so lütt as du,  
so lütt,  
dunn wahn'n min Öllern op de Heid

so wid.  
 Un as ick noch nich lopen kunn  
 alleen,  
 dunn sett min Moder mi int Gras  
 so grön.  
 Un as ick t rut harr, weer de Heid  
 je min!  
 Un Holt und Heben un de Sünnesschin!  
 Un wat hest du, min leewes Kind?  
 Veer Wänn.  
 Un an de Dör is dine Welt  
 to Enn.  
 Un kummst eers rut, min Kind, du magst  
 mi duern.  
 Denn finnst du buten nicks as Steen  
 un Muern.  
 Ganz buten — wull! — dor is de Welt  
 so wid!  
 Man ich mut neihn. Wi hewwt keen Tid,  
 keen Tid!

(Aus dem Gedichtbände von Hermann Claudius: »Mank Muern«)

## Die Stille

Nach einer Weile begann Roppel Blank. Er hatte als Melder am meisten gesehen und war verurteilt worden, anzufangen. Er rückte seine Brille zurecht, richtete den Blick nachdenklich in die Ferne und sprach stockend:

«Was mich am tiefsten bewegte? Wie soll ich's doch sagen? Man läuft so dahin, den Befehl in der Tasche; über Tote und Lebendige läuft man dahin und achtet nur auf die Trichter. Und nachts läuft man dem weissen Bande nach, das über die Erde gespannt ist, dass sich keiner verirrt. Es ist schlimm, wenn einem die Brille zerbricht.

Was mich am tiefsten bewegte? Ich bin ja nicht viel im Graben unter Kameraden, ich sause so hin und her und merke gar nicht recht, was geschieht... Was mir unheimlich ist, das ist die Stille.

Ja, lacht nur, ich meine es im Ernst. Ihr habt es gut. Ihr könnt mit euren Kameraden reden, Tag und Nacht, wenn es euch gefällt,



ihr könnt Handgranaten werfen und Lärm machen, aber ich muss laufen, mein Stück Papier in der Tasche, das wichtiger ist als ich. Die Nacht ist kohlschwarz, und die Spitzen der Granaten glühen, ein Zug Ablösung hastet an mir vorbei, ich höre die Männer keuchen, sie werfen sich hin, springen auf und rasen weiter — ich kenne sie nicht. Das ist die Stille.

Ich sause durch einen zersplitterten Wald, über handhohe Sümpfe. Ich greife in die Luft, fasse nicht, dass schwere Nacht da ist anstatt der Bäume; ich greife ins Leere und erschrecke. Das ist die Stille.

Ihr kennt die Schluchten bei Nacht. Sie könnten alle Totenschluchten heissen wie jene eine. Da liegt am Eingang ein zerschossenes französisches Geschütz, die Speichen eines Rades ragen seit Monden gen Himmel. Alle sechs Sekunden fegt eine Artilleriesalve an jenen Ort. Die Ablösungen müssen dort hindurch. Ein Toter wächst in den andern. Die drei Speichen starren im Leuchtkugelschein. Das ist die Stille.

Trotzdem sitze ich jetzt öfter in jener Schlucht und ruhe aus. Der Pfad verändert sich von Nacht zu Nacht. Mein Fuss kannte anfangs jeden Toten, der dort lag. Jetzt sitze ich nur noch nieder und mustere die grauen, unkenntlichen Hügel. Ich sehe, wie sie wachsen. Das ist die Stille.

Freilich, sie schiessen oft; ich liege manchmal stundenlang im Sperrfeuer. Aber es gilt mir nicht, und es hat mich auch noch keine getroffen. Manchmal in der Nacht mache ich einen Umweg; ich schleiche zu einer Wasserstelle im Grunde, um einen Schluck im Vorbeigehen zu erhaschen. Schon von ferne höre ich unbekannte Kameraden mit ihren Kochkesseln klappern. Sie werfen sich hin, wenn eine Lage kommt. Manche kommen bis an den Rand und können schöpfen, aber die nächste erwischt sie. Andere springen in das Wasser, wenn sie das Brausen in der Luft hören; aber dann sehe ich eine haushohe Fontäne, ich denke, es regnet Blut, und wenn ich dann langsam hinuntergehe, ist alles wieder still. Der Sumpf ist mit Toten eingefasst, einige schwimmen oder liegen gedunsen im Schilf, und ich suche mir eine Stelle und trinke. Nie noch habe ich dort einen Verwundeten schreien hören, den ich hätte tränken können. Ich bin allein. Das ist die Stille.

Nur einmal habe ich mein Gegenüber getroffen, und das ist, wie sagtest du doch, Robert Buchholz? ... ja, das, was mich am tiefsten bewegte.

Es war im März zwischen Douaumont und Vaux. Wieder einmal waren alle Sprechdrähte zerrissen, und ich musste eine Meldung weit zurücktragen. Der Franzose funkte heftig, und ich musste mich die ganze Nacht im Totenreich herumtreiben. Dazu regnete es in Strömen, es war stockfinster, und wäre ich in ein Granatloch gesprungen, so hätte kein Mensch mehr etwas von mir erfahren. Ihr wisst, wie der Lehm hier schluckt. So kroch ich Schritt für Schritt, putzte meine Brille, und der Morgen graute schon, als ich aus den Toten heraus war und ins Paradies der gefallenen Pferde kam. Diese Zone riecht ja schärfer, aber es beklemmt den Atem nicht so, und man erwischt doch manchmal einen Hauch frischer Luft. Ich ging jetzt aufrecht und hatte bald die Batterien hinter mir.

Da — ich stehe gerade auf einem Hügel — sehe ich eine Munitionskolonne heranfahren. Sie haben es schwer, durch den Schlamm zu kommen. Wahrscheinlich sind sie schon die ganze Nacht unterwegs, und nun hat sie der Tag überrascht, und sie müssen noch weit vor, um die Kanonen zu füttern. Ich glaube, es waren drei Gespanne. An das vorderste Pferd erinnere ich mich noch genau, ein schöner breiter Apfelschimmel, den ein Unteroffizier ritt. Am Schlusse ging der Rittmeister. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und trieb seine Leute an.

Ich hatte sie schon von weitem kommen hören, durch die nasse Luft, die Granaten, und ich wusste genau, sie würden mitten in die Kolonne einschlagen. Ich winkte und schrie, es war natürlich umsonst, denn die Reiter hingen in den Bügeln, und die Pferde hingen im Geschirr, und unten war der klebrige Lehm. So kam es denn.

Kurz bevor sie aus dem Himmel niederfielen, sah man sie als schwarze Klumpen, von einer unsichtbaren Hand aus den Wolken geworfen. Dann gaben sie Feuer und zerrissen, was sie erreichten. Doch hörte ich keinen Laut; sah nur, wie einige herrenlose Gäule herumliefen, unter ihnen der Apfelschimmel, sah schwarze Menschen im Lehm liegen und sah, wie die Überlebenden die unverletzten Pferde neu einspannten an den einzigen noch unversehrten Wagen, und der galoppierte weiter zu den Batteriestellungen. Ich lief schnell zu den Verwundeten hinab; es waren drei Leute; doch sie taten gleichmütig und sagten mir, die Kameraden hätten ihnen versprochen, sie auf der Heimfahrt mitzunehmen, und das könnten sie noch erwarten. So ging ich weiter, hörte aber nach hundert Schritten eine neue Lage heranbrausen, doch wandte ich mich nicht mehr um.

Nach einer Stunde etwa kam ich wieder an dem Orte vorbei.



Ich hatte meine Meldung abgeliefert und eilte zum Fort. Dort wollte ich warten, bis ich herauspringen könnte.

Die Stelle, an der die Kolonne zu Fall gekommen war, hatte ich mir genau eingeprägt. Schon von ferne sah ich ein Pferd unter dem Himmel stehen und wunderte mich. Später erkannte ich den Apfelschimmel, und zehn Schritt von ihm entfernt sass ein Mann in seinen Mantel gewickelt. Er konnte kaum sprechen, sagte, er habe seine Kolonne heimfahren lassen, und der Unteroffizier sei ein prächtiger Mensch gewesen. Dann sah er sich um, als würde er beobachtet, und liess beide Arme über das Feld fahren. Es war leer. Man sah weder Pferd noch Mann, nicht einmal ein Stück Holz trieb auf der Lehmbrühe eines Granattrichters. Ob er seine Verwundeten bergen können? fragte ich verhöhlen. Sie hätten nichts mehr gefunden, sagte er, nur den da, und das sei sein Unteroffizier, und so habe er ihn gefunden.

Der Apfelschimmel stand reglos da und beugte seinen Kopf über einen schlammgefüllten Trichter. Aus dem Maul hing ihm der zerrissene Zügel, und dessen Ende hielt eine menschliche Hand, ein Arm, der vom Ellenbogen an aus dem Schlammloch ragte. Sonst sah ich nichts mehr. Es regnete, ich musste das Wetter nützen und machte mich auf den Weg zum Fort. Von oben herab sah ich mich noch einmal um.

Ich sah den Rittmeister über dem Trichter stehen. Er breitete seine Arme über dem Toten aus. Dann nahm er sein Messer, schnitt den Zügel von der ragenden Hand ab und führte den Schimmel nach Norden. Er schwang sich nicht hinauf, und so sah ich beide hinter einem Hügel verschwinden.»

(Aus dem Roman von Josef Magnus Wehner: »Sieben vor Verdun«.)

# KLEINE BEITRÄGE

## Roderich von Engelhardt

### zum Gedächtnis

Mit dem Menschen Roderich von Engelhardt, in dem wir etwas von der Schönheit, Kraft und überlegenen Geistigkeit einer idealistischen Epoche spüren durften, versinkt das Abendrot einer Zeit, die nicht mehr wiederkehren wird, aus deren Elementen ein neues zu bauen wir aber berufen sind. Die Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu machen, dem historisch übernommenen Lebensfähigkeit einzuhauchen, das Bestehende zu entwickeln und nicht in Formen, sondern im Wesen das Ziel zu sehen — dahin ging das Streben Engelhardts, dieses warhaft aristokratischen und konservativen Menschen, dem Konservativismus eine Verpflichtung für das Heute bedeutete, der mitten im Seienden das Bleibende und Überdauernde erkannte und seine grosse und räumliche Sehweise über den kleinen und zeitlichen Gesichtspunkt stellte.

Roderich von Engelhardt war einer der echten und bedeutendsten Repräsentanten einer baltischen Geistigkeit, welche die Kraft zur Tat aus vierfacher Wurzel gewann. Diese Brunnenstuben baltischen Geistes waren das Luthertum, der spezifisch baltische Patriotismus, der klassische Geist von Weimar und der organische Entwicklungsge-  
danke.

Dankbaren Herzens haben wir es in der Zeit der Gleichgültigkeit und Verflachung miterlebt, wie aus dieser vierfachen Wurzel die reiche und wahrhaft einmalige Persönlichkeit Engelhardts erwachsen war. Die Persönlichkeit, die keine Kompromisse kannte, die sich kampfesfroh der geschlossenen Front

der Mittelmässigkeit und Konjunkturpolitik entgegenstellte und im radikalsten Eintreten für seine Idee, seine Weltanschauung, unbekümmert darum, dass nicht viele ihm gefolgt sind, seiner Aufgabe nachging: «den Geist zu retten vor der Überwucherung durch die Materie.»

Zwei Worte sind entscheidend für Engelhardts Wirken. Die sie aussprachen, haben Engelhardts Werdegang wesentlich beeinflusst. Mitte des vorigen Jahrhunderts fiel aus dem Munde des Professors der Philosophie an der Dorpater Universität Gustav von Bunge das Wort: «Das Geheimnis des Lebendigen liegt in seiner Aktivität»; und Goethe, die «Kultur Gewalt ohne Gleichen» sprach es so aus: «Solang man lebt, sei man lebendig».

Roderich von Engelhardt war in einer Weise lebendig, die uns Jüngere immer neu mit Freude und Bewunderung erfüllte. Es war etwas in ihm, das ihn nicht alt werden liess. Er wusste es: «Flamme bin ich sicherlich» (Nietzsche) und er glühte und verzehrte sich, so ungesättigt wie die Flamme für sein Ideal und seine Weltanschauung: die idealistische protestantische. Und das eben brauchten wir in einer Zeit, wo die Magie der Zahl weithin bestimmend war und man vergessen hatte, dass das Wort «es lohnt sich nicht», ein Wort der Schwäche und der Lieblosigkeit ist. Diese nicht verlöschende Flamme in Roderich von Engelhardt war uns unerlässlich in einer Zeit, da man glaubte, an Stelle des starken und unmittelbaren Erlebens den langen und nüchternen



Weg der Reflexion, der Blässe des Gedankens gehen zu sollen. Die vielen unbequeme Flamme sahen wir brennen in jenen Jahren, da man im Bemühen, das Dasein nur an seinem Nützlichkeitswert zu messen, erkleckliche Fortschritte machte, und wir liebten diese Flamme, die für das grössere Morgen brannte, deren Träger sich trotz Spengler zur «Feigheit des Optimismus und Idealismus» bekannte.

Denn in Roderich von Engelhardt war das Beste unserer protestantisch-idealistischen Vergangenheit lebendig, diese «geprägte Form, die lebend sich entwickelt» hatte, war länger als ein Jahrzehnt Kämpfer dafür gewesen, dass unter den Trümmern der alten Todeswelt «die ursprünglichen Lebenstendenzen unserer Kultur wieder leuchtend sichtbar wurden».

Während Burchard von Schrenk, der auf die Anfänge einer baltischen Jugendbewegung entscheidende Einwirkungen ausgeübt hat, mehr im «Sein» das Wesentliche anstrebt, sah Roderich von Engelhardt im Streben, ein beständiges Werden und Wachsen den Begriff des Glückes. Schon in einer frühen Schrift 1898 (Unser nervöses Jahrhundert) hatte der geschätzte Rigaer Arzt R. von Engelhardt diesen Gedanken anklingen lassen; über das Goethische «Stirb und Werde» hinweg, aus dem Gefühl heraus, selbst nie ein «Fertiger» zu sein, dem «nichts recht zu machen» ist, sondern ein Werdender, der aus dem Dunkeln ins Helle strebt — wurde in Engelhardt die Gewissheit immer deutlicher, dass der organische Gedanke mehr denn je eine «Errettung aus der Vorherrschaft des Verstandes . . . als einzige Lösung der immer schärfer werdenden Gegensätze zwischen Marx und Individuum, Kapital und Arbeit, Staat und Volk» bedeutet. In dem Mittelpunkt unserer geistesge-

schichtlichen Krisis stellte er das Problem des Lebens und das organische Denken, das wieder an die organologische Betrachtungsweise des deutschen Klassizismus anknüpft und sich einen Weg in die Geisteswissenschaft und Philosophie bahnt. Die Frage nach den Lebenswerten galt es in den Menschen zu erwecken. Heute ist das Lebensproblem, die Frage nach Sinn und Ziel, nach Weg und Gestaltungsgesetz des Lebens die Frage geworden in Philosophie, Biologie, Geschichte — in Natur- und Geisteswissenschaft ebenso, wie das Leben der einzelnen und der Völker. Mit seinem grundlegendem Werk «Organische Kultur» trat Engelhardt mitten in die Reihe der Männer, die gegenüber endgültiger Mechanisierung für die Erhaltung und Entwicklung jenes Restes intuitiven Vermögens kämpften, das noch im Volke, wenn auch verschüttet, erhalten war. Er hat sich damit einen bleibenden Platz in der Zahl der geistigen Führer gesichert, die die heutige Erneuerung des deutschen Volkes vorbereiten halfen.

Dieser Vorbereitung galt auch seine Arbeit am deutschen Hygiene-Museum in Dresden. Die Ausstellung «Der Mensch» und das gleichnamige Buch, in dem Engelhardt die umrahmenden Abschnitte mit ihren grundlegenden und weite Ausblicke gebenden Ausführungen schildert, wollen beide den Menschen verstehen lehren im Sinne des «Erkenne dich selbst», sie wollen Menschenkunde lehren, um Führer zur Menschwerdung zu sein.

Sie wollen — und das ist ein hohes Ziel — im Menschen das Verantwortungsgefühl wecken, ihn lehren in der Erhaltung und Förderung der leiblichen und geistlichen Gesundheit die besten und zukunftsreichsten Erbgüter der Menschheit zu stärken und zu festigen, um lebensstarke und tatenfrohe Ge-

schlechter heranwachsen zu lassen, die sich ihrer Menschenwürde bewusst sind. Dieser Vorbereitung galten seine Vortragzyklen über kulturpolitische Fragen auf Grund einer biologisch-organischen Weltanschauung, galt die 9jährige Arbeit seiner Zeitschrift «Aus deutscher Geistesarbeit», galten die einzigartigen Vortragskurse namhafter deutscher Gelehrter, die Engelhardt im letzten Jahrzehnt in Estland veranstaltet hat.

Hier auf baltischem Boden, wo er seine Arbeit begonnen, hat er sie auch vollendet. In den glanzvollen Hochschulkursen 1913 am Rigaschen Strande wagte Engelhardt den Versuch, «für die derzeitigen Problemstellungen in Geistes- und Naturwissenschaft einen gemeinsamen Generalnenner zu finden und den Geist deutscher wissenschaftlicher Forschung vor die Probe zu stellen, ob er trotz aller Arbeitsleistung, Spezialisierung und Mechanisierung der einzelnen Fachgebiete dazu berufen sei, eine Synthese aller divergenten Strömungen und Spannungen zwischen Wissenschaft und Leben, Individuum und Gemeinschaft, Gebundenheit und Freiheit, Kultur und Zivilisation zu finden.»

Dieser Versuch war möglich aus der Haltung heraus, aus der auf der Universität Alt-Dorpat's Wissenschaft «gesinnungsmässig» getrieben wurde: nämlich der Wert der Wissenschaft wurde gemessen an ihrem Charakter als Nährboden für den deutschen Gedanken, und der deutsche Student wurde von ihr zu Kultur und Charakter erzogen. Also es war hier — worauf Engelhardt immer wieder hingewiesen hat — im vorigen Jahrhundert bereits etwas vorgegenommen, was heute in der Erneuerung der Universität letzstens Endes erstrebt wird: Es wurde alle Wissenschaft von einem festen Standpunkt aus betrachtet.

In seinem Buch «Die deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschicht-

lichen Bedeutung», dessen Aufgabe der Verfasser darin sah, «die geistige Saat, das Erbe unserer Väter... auch in den kommenden Generationen lebendig und wachstumsfähig zu erhalten» hat er die Bedeutung jener «gesinnungsmässig» betriebenen Wissenschaft dargelegt. Er hat auch die vielfachen Beziehungen verfolgt, die Alt-Dorpat mit den gleichgerichteten Strömungen in Deutschland verbanden und gezeigt, wie stark deren Einfluss auf die hiesige baltische Bildungsanstalt war, um hier jene Sonderart deutschen Wesens zu prägen, die wir mit dem Begriff «baltischer Geist» verbinden. Das Buch hat Engelhardt die Ernennung zum korrespondierenden Ehrenmitglied der Deutschen Akademie gebracht.

Die Vielseitigkeit von Engelhardts Interessen und Fragegebieten hat ihn nicht zersplittert, sondern nur empfänglicher und reicher gemacht, die Persönlichkeit polyhon werden lassen. So war auch der Maler Engelhardt von grossem Reiz. Dieser Reiz lag im intimen Stimmungsgehalt seiner Bilder, den uns der Autor in neuen Aufsätzen über Expressionismus in der Zeitschrift «Aus deutscher Gedankenarbeit» nahe gebracht hat. Der Impressionismus ist der erste deutsche Versuch, «organisch zu sehen und zu malen». Die Dinge werden nicht mehr losgelöst in ihrer Eigengesetzlichkeit gegeneinander gesehen, sondern in einem Miteinander, in einer Ganzheit vom Künstler empfunden und dargestellt. Diese dargestellte Ganzheit erhält den «Reiz des Intimen»; aber auch der Künstler, der im selbständigen Ringen mit der Erscheinung schafft, gewinnt ein intimes Verhältnis zu den Dingen, die auf ihn stärker wirken (Impression). Er erfasst den Augenblick, wo die leblosen Dinge ihr Gesicht verändern und mit hineingezogen werden in das Erlebnis des Künstlers, das sich zu einem «stimmungsvollen» Lebensaus-



schnitt zusammenfügt. Diesem immer persönlichen Erlebnis des Künstlers Roderich von Engelhardt in seiner starken und originalen Persönlichkeit zu folgen, war eine Freude.

Für die Erkenntnis des deutschen Wesens sind wir Roderich von Engelhardt zu grossem Dank verpflichtet. Er hat uns die Wege gezeigt zu einer möglichen «organischen Kultur», die sich nicht anheischig macht, die letzten Schleier vor dem Unerforschlichen zu lüften, sondern in Erfurcht die Hand ergreift, die uns aus dem Dunkel unserer Tage in die hellere Zukunft führt. Er hat die Hand ergriffen und kannte die Grenzen des Möglichen wohl.

Er wusste aber auch von der Aufgabe, das Schicksal schöpferisch zu gestalten. Durch sein Wesen und Werk klang das Lebensgesetz als ewige Grundmelodie auch im Bereich des seelisch-geistigen Seins:

«Nach ewigen, ehernen  
Grossen Gesetzen  
Müssen wir alle  
Unseres Daseins  
Kreise vollenden.  
Nur allein der Mensch  
Vermag das Unmögliche:  
Er unterscheidet,  
Wählet und richtet,

Er kann dem Augenblick  
Dauer verleihen.

(Goethe, *Das Göttliche*)

So liegt Roderich von Engelhardts Leben als ein unendlich tätiges abgeschlossenes vor uns. Wir denken in vielem heute anders, als der Repräsentant einer früheren Zeit. Aber Roderich von Engelhardt stand auch in unserer Zeit und er hat uns alles mit vollen Händen ausgeteilt, was er in seinem reichen Leben erfahren und geschaut hatte: er hat uns die Grundlage gebaut, ein Freier, das heisst ein Mann, der immer bereit war Erstarrtes gegen lebendig Wachsendes zu vertauschen. Und wenn wir rückblickend seiner gedenken, so wollen wir uns — ganz in seinem Sinn — der Goetheschen Worte erinnern: «Was uns irgend Grosses, Schönes, Bedeutendes begegnet, muss nicht erst von aussen her wieder er-innert, gleichsam wieder er-jagt werden; es muss sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen der Vergangenheit gestaltet, und die echte Sehnsucht muss stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen.»

Herbert Petersen

## BÜCHERBESPRECHUNG

### Aus neuem lyrischem Schaffen

Lyrik war im Jahrzehnt von 1920—1930 eine mit immer grösserem Argwohn betrachtete Angelegenheit geworden. Jeder Verleger überdachte es dreimal, ehe er einen Gedichtband aufnahm, denn nach Versen stand der Sinn der Wenigsten. In diesem Jahrzehnt hatte der Roman die unbedingte Vorrangstel-

lung; er kam dem kalten, nüchternen Tatsachensinn jener Jahre am weitesten entgegen. Lyrik hat immer mit Begeisterung, Stimmung, Gefühl zu tun, und das war damals höchst verdächtig.

Nun aber sind Glaube und Hoffnung wieder da, die Gefühle sind frei geworden, und der Weg zu neuem, ausgebreitetem lyrischen Schaffen steht offen.

Nicht, als ob in jenem Jahrzehnt nicht in Versen gedichtet worden wäre! Doch im Verhältnis zu den anderen Dichtarten kam Lyrik erst in zweiter und dritter Linie an die Reihe, Lyrik kam weniger an die Oberfläche, Lyrik wurde wenig gelesen, Lyrik ging nicht neue Bahnen. George und Rilke schatteten zu sehr, den Ansätzen zum Neuen fehlte der Stimmungshintergrund.

Aber wie mit einem Male eine erstaunliche Fülle von Liedern hervorwächst, die alle singen und aller Ausdruck sind, so blüht auch unser schöner deutscher lyrischer Garten, wie von einem Zauberstabe berührt, in unerhörtem Reichtum. Langen und Müller in München, der angesehene deutsche Verlag für schöne Literatur, bringt nacheinander die überraschendsten Gedichtbände heraus; und da Langen und Müller sorgfältig auswählen und nur Gutes und Bestes bringen, liegt durch diese Tatsache bereits eine Wertung vor.

Eine schöne und dankerfüllende Tat sind die «Rufe und Lieder sudetendeutscher Studenten: Wir tragen ein Licht». Elf junge Menschen, aus elf verschiedenen sudetendeutschen Gauen, lassen ihren Ruf und ihr Bekenntnis erschallen. Herbert Cysarz, der wohlbekannte, sehr lebendige Prager Literaturhistoriker, hat eine begeisterte Einführung zu diesem kleinen, «Der Grossen Mutter» dargebrachten Band, (der wohl auf seine Anregung hin entstand), geschrieben. «Sudetendeutsches Schrifttum also ist ein Ding der Zukunft — obwohl es seine Geschichte hat», heisst es in ihr, und Cysarz weist ihm die Wege und tut den ersten Schritt in die Zukunft.

Nicht elf dichterische Genies, aber elf wollende, hingabebereite, gläubige junge Menschen, die um ihre Aufgabe und ihr Schicksal wissen, rufen und sin-

gen; «Funken vom Feuer der Kriegsbriege ihrer gefallenen Brüder» sind in die Herzen der jungen Dichter gefallen. Man muss das Bändchen als Ganzes erleben, nur dann offenbart es sein wahres Gesicht. So anregend und fesselnd die Verschiedenheit der einzelnen Beiträge ist, so überzeugend und leuchtend ist das einheitliche letzte Wollen und Fühlen, das aus ihnen allen herausstrahlt. Das eine Gedicht, das in diesem Heft als Probe seinen Abdruck findet, (oben S. 456), spricht für alle. Die enge innere Verbundenheit mit dem gemeindeutschen Erleben bringt es mit sich, dass eine tiefe Religiosität durch das Buch atmet. Gerade diese innerliche, Gott suchende Wärme gibt dem Band seinen frohstimmenden Glanz. Kameraden sprechen, Brüder im Geist.

Der Wunsch taucht auf, ob aus deutsch-baltischen Jugendkreisen nicht auch solch schönes, mutiges Bekenntnis erstehen könnte. Der sudetendeutsche Versuch regt an.

In der «Kleinen Bücherei» des Langen/Müller-Verlages, ist in neuer Auflage das zehnte Büchlein erschienen, Gedichte von Richard Billinger unter dem Titel: «Der Pfeil im Wappen». Viel Schönes ist in diesem Bande. Mit seiner herben, wilden Art gewinnt Billinger viele Herzen. Die Kürze und Unvermitteltheit seiner Sprache und Gedanken, die Kargheit der Gefühle, das Ungestüm seines Dahindrängens tun wohl nach soviel Schwaferei, die im letzten Jahrzehnt zu ertragen war. Aber er tut des Guten oft zu viel. Die Blöcke, die Billinger behaut, wirken durch ihre Wildheit; sie bleiben Stein, nur kurze, harte Schläge gibt er ihnen. Oft aber behaut er zu wenig, dann bleiben die Blöcke roh und ohne Gestalt, und er begeht Unrecht an der Sprache und dem inneren Aufbau.



In der gleichen Reihe ist als 31. Buchlein ein neuer Gedichtband von Hans Friedrich Blunck herausgekommen, der unter dem Titel «Fru Holle und de Mönk», 22 «Ungelehrte hoch- und plattdeutsche Balladen» vereinigt. Wenn je das Wort 'urhaft' Berechtigung hat, so für die Dichtungen Bluncks. Ein starker, wahrhaftiger, kerngesunder Mann schreibt diese handfesten Balladen, die so oft voller schmunzelnden Humors sind. Die Motive, ob sie Spuk- oder Heldenthemen sind, haben immer etwas Kräftiges, Männliches, Gerades. Dafür passt auch so gut das unabgenutzte Gewand der niederdeutschen Sprache — und auch das geschmeidigte, geschliffene Hochdeutsch erhält in seiner Hand viel von seiner und seinem Ungestüm zurück. Ein männlicher, frischer, starker Band.

Hans Grimm, der Dichter des «Volk ohne Raum», hat einmal einen Gedichtband herausgegeben, den er überschrieb: «Meine geliebten Claudius-Gedichte». Das ist einfach auch das einzige Beiwort, das man finden kann, um die Claudiusgedichte zu charakterisieren. In vermehrter Auflage ist sein niederdeutsches Gedichtbuch «Mank Muern» (Zwischen Grossstadtmauern) neugedruckt. «Meine geliebten Claudiusgedichte» — ihre Güte, Innigkeit, Wärme und Schlichtheit, vermehrt durch die meisterlich gebrauchte plattdeutsche Sprache, fangen die Herzen in Andacht und Stille ein. So düster oft auch ist, was Hermann Claudius zum Thema nimmt, niederschmetternd, erdrückend ist es nie, denn seine gläubige Güte gibt allem einen hoffnungsgewissen Schimmer. Und wie oft bricht ein warmer Humor durch, der noch lange ein stilles Leuchten zurücklässt — es macht reich und glücklich, Claudius-Gedichte zu lesen.

*Heinz Diewerge*

## Bücher vom Kriege

Die Hochflut der Kriegsliteratur ist nun längst abgeebbt. Das fiebernde Bedürfnis der breiten Schichten nach einer erlebnismässigen Abrechnung mit dem Kriege ist gestillt, die Aufmerksamkeit vielfach übersättigt, das Interesse geschwunden. Die Konjunktur in Kriegsbüchern ist zu Ende. Und das ist gut so. Denn was heute an späten Werken dieser Gattung noch erscheint, mag sich seinen Weg erkämpfen. Es wird sich durchzusetzen haben gegen Achselzucken und erneute Gleichgültigkeit. Es wird dabei aus dem Durchschnitt, dem der Erfolg versagt bleibt und versagt bleiben soll, das Gute und das Beste sich herauscheiden. Und dies wird eingehen in den Dauerbestand unseres völkischen Schrifttums.

Ein solches Spätwerk der geschilderten Art ist Josef Magnus Wehners Roman «Sieben vor Verdun» \*). In literarischen Urteilen wird das Subjektive immer eine grosse Rolle spielen. So werden Bestwertungen strittig bleiben, doch stehe ich nicht an zu behaupten, dass unter der gewaltigen Fülle der bisher bekannten Kriegsliteratur Wehners Buch den allernachhaltigsten und unauslöschlichsten Eindruck zu hinterlassen berufen ist. Ein ganz starkes, ein erschütterndes Zeugnis und Bekenntnis echten Soldatentums! Herausgehoben aus der Ebene tagebuchartiger Aufzeichnungen, atmet es doch in jeder Zeile das einmalige und unerhörte Erlebnis des Grosskampfes im Westen, das Grauen der Materialschlacht, der feuerzerrissenen, granatendurchwühlten «Mondlandschaft», in der alles Leben vernichtet scheint und dennoch der Mann, der Soldat besteht inmitten von Schlaflosigkeit, Hunger, Schlamm und

\*) Josef Magnus Wehner, Sieben vor Verdun. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. Leinen RM 3.60.

Kälte; schweigend, auch fluchend ob sinnloser Opfer und Rückzugsbefehle — aber nie versagend vor dem harten Ruf der Pflicht.

Berichtet wird das Schicksal von sieben Kameraden, gleichsam herausgelesen aus dem Schicksal der unzähligen Namenlosen, die vor Verdun mit hunderttausenden anderer eingesetzt wurden zum grossen Opfergang des deutschen Heeres: in den Todesschluchten und Schlammtrichtern, den Gräben und Panzerforts dieser Festung. Zwei von ihnen, darunter der Dichter selbst, kehren zurück, die andern sind geblieben, vom feindlichen Eisen getroffen, verwundet im Lehm versunken, von Schwarzen gemetzelt. — Durch diesen Bericht in seiner dichterischen Gegenständlichkeit und seiner männlich kargen Schlichtheit aber klingt bitter die Frage auf nach der obersten Führung, die das ungeheure Opfer scheinbar vergeblich bleiben liess in Widerspruchsfülle und Schwanken. Hier liegt eine Tragik, die ungemildert bleibt und nach dem Willen des Dichters wohl auch bleiben soll. Denn nicht auf dieser Ebene wird die Frage nach dem letzten Sinn des Opfers und Sterbens beantwortet. Dass aber Wehner um diese Antwort ringt, dass er sie findet und damit eine Tragik, die im harten geschichtlichen Sachverhalt begründet liegt, mit unerhörter Wucht zu meistern vermag, das macht die innere Grösse seines Buches aus, stempelt es zur Dichtung ewigen Soldatengeistes.

Wie Wehner in seinem Roman das heldische Opfer des Ringens um Verdun gestaltet, so hat Hans-Joachim von der Goltz («Der Baum von Clery»\*) das Buch der Somme-Schlacht geschrieben.

\*) Hans Joachim von der Goltz, *Der Baum von Clery. Roman.* Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. In Leinen RM 3,60.

«Es war im Westen, um die Zeit, als keine Truppe mehr sang.

Als in den Briefen der Männer stand: haben unsere Kinder noch Brot?

Als Mannes Mut und Treue sich verzehrte gegen des Materials wachsende Übermacht.»

In diesen gleichsam eddischen Eingangssätzen ist der Inhalt des Romans zusammenballend angedeutet. Von dem Artilleriebeobachtungsstande in der vordersten Linie weitet sich das Bild zu einer grossen Schau: erfasst die Kameraden, die verstört in tiefen Stollen den krachenden Einschlag ungekannter schwerster Kaliber erwarten, die Melder und kabelflickenden Telephonisten im Sperrfeuer, die Grabenmannschaften und Führer. Unmittelbare Aufzeichnungen wechseln mit Erzählung und Schilderung. Gestalten von bezwingender Kraft, wie der prachtvolle Leutnant Bruckner, der Soldat Karl, der Sergeant John erstehen, und ihr Handeln und ihre Wechselrede werden zum Ausdruck dessen, was bleibend hinter dem gewaltigen Geschehen sich verbirgt. Vielleicht hat der Verfasser, dem wir selbst im Artilleristen Siebenroth zu begegnen glauben, die Vielfältigkeit der Eindrücke nicht zu der notwendigen künstlerischen Geschlossenheit einzuschmelzen und zu überhöhen vermocht. Er mag es vermieden haben um der unmittelbaren Wahrhaftigkeit willen, der durch keinerlei Erfindung oder zusätzliches Gut Abbruch geschehen sollte. So bleibt dies Werk Zeugnis in erster Linie. Das ist nicht das Letzte. Aber es ist viel.

Vielfältig ist das Gesicht des Krieges. Während im Westen bereits die Materialschlacht zu brüllen begann, die den Mann, den «Kampfarbeiter», wie Ernst Jünger ihn einmal nennt, ausglüht bis auf den harten Kern, der Bestand hat über Tod und endloses Grauen, erlebt im Bewegungskriege des Ostens Klaus



Benno von Mechow das «Abenteuer»<sup>\*)</sup> als letzten Nachklang einstigen Rittertums. Abenteuer, sagt Mechow, und er meint damit das männlich-kämpferische Herausgehobensein des Reiterkrieges aus allen bürgerlichen Sicherungen und Gültigkeiten. Reiten, immer Reiten, ins Ungewisse und in die Gefahr, davon erzählt und singt sein Buch. Unnachahmlich, wie Mechow die Kunst beherrscht, den ganzen schwingenden Rhythmus dieses Daseins, wie er selbst es erfahren durfte, lebendig werden zu lassen: Junger Nachschub kommt aus der Heimat, Rekruten, einzelne, jeder noch in seiner gesonderten Eigenwelt lebend — und werden dann gewollt oder ungewollt eingeschmolzen zum Typus, zum Krieger, zum Soldaten, dessen Reiter-schicksal eins wird sich mit dem der Kameraden und Führer, verkettet mit dem der Gäule, hineingeworfen in die uferlose Weite der ostpolnischen Landschaft, in die erregende Ungewissheit des Auf-sich-selber-Gestelltseins — des Abenteuers.

«So war es, so ging es aus.

Die Reiter, nachdem sie immer nur geritten, traten hinter die Front, stiegen von den Pferden.

Und die Infanterie übernahm die vor-derste Linie . . .»

Wie eigentümlicher, rauchiger Fernendunst liegt es über den Gestalten und Bildern Mechowschen Schaffens. Und dieser besondere Stimmungsgehalt, der kein Einmalig-Zufälliges anerkennt, sondern nur Notwendigkeiten von einer sonderbar beseelten inneren Wahrhaftigkeit, schwingt nicht minder durch die kleine Novelle «Sorgenfrei»<sup>\*\*)</sup>, die inner-

halb unserer Heimat spielt, irgendwo an der estländischen Küste. Auf dem Hintergrunde der trüben Zusammenbruchsstimmung des roten Novembers 1918 zeichnet sich in ganz zarten Strichen die unendlich liebliche Frauengestalt ab, deren Schicksal nur im Vorübergleiten sich streift mit dem eines jungen deutschen Reiteroffiziers. Schwermütig ist diese Novelle, die in ihren angedeuteten Umrissen eine Liebesgeschichte voll verhaltener Trauer ist, aber sie gehört gewisslich zum Schönsten, was die Dichtung des Krieges unserem Volke geschenkt hat.

Zwei andere Bändchen noch hat der Langen-Müller Verlag anlässlich der 20-jährigen Wiederkehr des Kriegsbeginnes in seiner Kleinen Bücherei herausgebracht. Ein Denkmal für die Gefallenen von Langemark ist die Dichtung von Paul Alverdes «Die Freiwilligen»<sup>\*)</sup>. Als Hörspiel für den deutschen Reichssender geschrieben, beschwört es in gläubiger Schlichtheit den Geist einer Jugend herauf, deren erste Schritte ins Leben hinein bereits zum Opfergang werden sollten, die, ein Lied auf den Lippen, stürmend fiel und durch ihren Tod ein ewig mahnendes Vermächtnis in alle Zukunft hinein geworden ist. Drei Novellen von Ernst Wiechert<sup>\*\*)</sup>, dem starken ostdeutschen Dichter, endlich enthält das dritte Bändchen, in ihrer tiefen Einprägsamkeit wiederum ein Beweis, wie sehr das Kriegserlebnis gerade in der kurzen und knapp geschliffenen Novellenform künstlerisch wirksam werden kann. Neben der Titelnovelle «Der Todeskandidat» steht gleichwertig, ja an Gehaltstiefe viel-

\*) Klaus Benno von Mechow, Das Abenteuer. Ein Reiterroman aus dem grossen Kriege. Albert Langen/Georg Müller Verlag. München 1934. In Leinen RM. 4.80.

\*\*) Klaus Benno von Mechow, Sorgenfrei. «Die kleine Bücherei». Verlag Langen/Müller. München 1934. RM. 0.80.

\*) Paul Alverdes, Die Freiwilligen. «Die kleine Bücherei». Verlag Langen/Müller. München 1934. RM. 0.80.

\*\*) Ernst Wiechert, Der Todeskandidat. «Die kleine Bücherei». Verlag Langen/Müller. München 1934. RM. 0.80.

leicht noch voran die erschütternde dritte Erzählung vom «Vater». Ein urdeutsches altes Motiv klingt hier an, von der qualvollen Ferne zwischen Vater und Sohn, die bei aller heissen Liebe erwächst aus männlicher Verslossenheit und Selbstzucht, und die um solcher kargen Herbheit willen so schwer zu überwinden sein kann. Und es gehört vielleicht zu den feinsten Zügen künstlerischer Meisterschaft, wie es Wiechert gelingt, die harte Tragik aufzulösen in einer Liebe, die um des leidenden anderen Teils willen sogar ein Stück des eigenen hochgearteten Selbst schweigend zu opfern bereit wird.

*Bosse*

Hans Grimm, «Lüderitzland», Albert Langen-Georg Müller-Verlag, München, 1934. Sieben Begebenheiten nennt sie der Dichter. Es sind keine Novellen im Sinne einer kunstreich zugefeilten Erfindung. Tatsachenberichte, aber geboten und gefügt von der Hand eines unserer stärksten Dichter. Das aber ist Hans Grimms Grösse, dass sein begnadetes Können durchblutet ist von der Liebe und dem Verbundensein mit Volk und Boden. Einem fernen, sonnendurchglühten und leidgetränktem Boden freilich, jenem Südwest, das eingedeutscht wurde gerade durch die Härte der Pionierschicksale, von denen Hans Grimm erzählt. Da ist die Geschichte vom alten Blut und der ungeheueren Verlassenheit, in ihrer unerbittlichen und feierlichen Tragik bezwingend und ehrfurchtgebietend wie wenig in unserem Schrifttum; da ist der Bericht vom Händler, einem fleissigen Durchschnittsmenschen und einem deutschen Mann, der seinem unabwendbaren Schicksal gegenüber zum Helden wuchs; und endlich, karg und verhalten, von dem einsamen Hause in der Steppe mit seiner verfehnten Be-

wohnerin, die ihrem Manne die Treue brach mit farbigem Blut. Von deutscher Not und deutscher Grösse handelt jede dieser sieben Geschichten. Und jedes dieser sieben Schicksale ist wie ein Anker, mit dem ein kraftvolles, raumbedrängtes Volk sich in der weiten Endlosigkeit der Sand- und Grassteppe verhaftet. Kündet dieser Gewissheit zu sein, ist die Sendung des Dichters Grimm, des Dichters von Südwest, das deutsch wurde und bleibt, eben um des deutschen Leides willen, das es trank.

*B.*

Beiträge zur Kunde Estlands.  
Bd. XVIII, Heft 4/5.

Das vorliegende Heft bringt in Katalogform eine Übersicht über die Familienkundliche Ausstellung in Reval im Herbst des vorigen Jahres. Beim Durchblättern kann man mit Freude feststellen wieviel ausserordentlich interessantes Material zur Personalgeschichte Estlands doch noch trotz Krieg und Revolution erhalten geblieben ist. Wie im Vorwort gesagt ist, enthält das vorliegende Heft nur eine Teilübersicht über die zur Ausstellung gelangten Gegenstände, — und doch ist man schon über die Reichhaltigkeit der im Katalog erwähnten Gebiete überrascht. Die Initiatoren und Veranstalter der Ausstellung haben sich zweifellos ein grosses Verdienst um die Erweiterung der Kenntnis unserer Heimatgeschichte im allgemeinen und um die Belebung des familienkundlichen Interesses im besonderen erworben. Für den baltischen Genealogen bedeutet die Tatsache der Ausstellung und das Vorhandensein des vorliegenden Kataloges eine wesentliche Förderung seiner Arbeit. Die Hinweise auf bereits geleistete Forschungsergebnisse in Ahnentafeln, Stammtafeln und Bildersammlungen sind überaus wertvoll. Daneben findet sich ein umfang-



reiches Material in Leichenpredigten, Kirchenbuchauszügen, Familienanzeigen, Stammbüchern u. a. m. Die zweite Abteilung, — Heraldik, Sphragistik, Genealogie in ihrer Anwendung auf Kunst und Kunstgewerbe — bietet ein überaus interessantes Bild sowohl für den Kunsthistoriker als für den Genealogen und Heraldiker. Die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des hier Gebotenen zeigt, dass das Interesse für solche Arbeiten doch noch erfreulich rege ist. Dürfte diese Abteilung den Kunsthistoriker besonders fesseln, so bietet die folgende, — Ikonographie, — wiederum dem Genealogen eine Fülle interessanten Materials.

Es liegt auf der Hand, eine wie aus-

serordentlich reizvolle Belebung für jede Familienforschung das Vorhandensein von Familienbildnissen bedeutet und wie wichtig daher die Tatsache einer solchen Übersicht, wie sie durch den vorliegenden Katalog geboten wird ist. Wer zudem weiss, wie viel unerlässlich Material gerade auf diesem Gebiet verloren gegangen ist, wird jeden Versuch zur Erhaltung und Erweiterung des Vorhandenen aufs wärmste begrüßen. Den vorliegenden Katalog wird kaum ein baltischer Familienforscher entbehren können, er hat als Übersicht über Vorhandenes und als Anregung zu weiterer Arbeit für jeden einen bleibenden Wert.

B. v. Hehn

## DIE BILDBEILAGEN

- 1) Schloss in Jelgava (Mitau)
- 2) „ Rundale (Ruhental), Nordseite
- 3) „ „ „ Park
- 4) „ „ „ Treppenhaus
- 5) „ „ „ Weisser Saal

- 6) Schloss Rundale (Ruhental), Golden. Saal
- 6a) „ „ „ Stukkatur v. w. Saal
- 7) Vircava (Krons-Würzau)
- 7a) Svētmiža (Swethof)
- 8) Zajas muiža (Grünhof)

## MITTEILUNGEN

Beginnend mit dem vorliegenden Hefte werden die »Baltischen Monatshefte« unter der stehenden Überschrift »Aus dem Schrifttum der Zeit« Lese-  
proben aus den wertvollsten der besprochenen Bücher bringen. Massgebend ist dafür der Gedanke, dem Leser selbst durch auszugsweise Wiedergabe kleinerer Abschnitte einen unmittelbaren Eindruck zu vermitteln und ihm damit die Möglichkeit eigener Urteilsbildung zu geben.

Unter Anknüpfung an die bisherigen »Politischen Übersichten«, die in den beiden letzten Heften ausfallen mussten, wird ferner in Zukunft eine Berichterstattung über die wichtigsten politischen Ereignisse in den baltischen Staaten in Form einer kurz gefassten politischen Chronik wieder aufgenommen werden

*Die Schriftleitung*

### MITARBEITER DIESES HEFTS:

Pastor Dr. *Herbert Girgensohn*, Dozent am Herderinstitut, Riga / *Anna Elisabeth Müller*, Dessau / Prof. *Joseph Wihtol*, Direktor des lettländischen Konservatoriums, Riga / Mag. phil. *Axel Plath*, Reval / *Ingolf Wachler*, Riga / Prof. Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Ingenieur *Kurt Moritz*, Reval / Redakteur *Herbert Petersen*, Dorpat / Dr. *Heinz Diewerge*, Riga / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / *Bernd v. Hehn*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates“, Riga, Mazā Monētu ielā 18



Durchblick von der Vorgeschichtlichen Abteilung  
in den Kunstgewerbesaal — Dom-Museum



# Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga 1834—1934

*Von Bernhard Hollander*

Im Jahr 1819 begründete Freiherr v. Stein eine Gesellschaft zur Herausgabe der *Monumenta Germaniae historica* unter dem Wahlspruch: *Sanctus amor patriae dat animum*. Seine Absicht war, «den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtnis unserer grossen Vorfahren beizutragen». Auch die Berliner Akademie plante die Begründung von Arbeitsgemeinschaften zur Herausgabe von Werken zur deutschen Geschichte, wobei wissenschaftliche und patriotische Ziele verfolgt wurden. In jedem grösseren deutschen Staate wollte man Landesgesellschaften begründen, die mit einander in Verbindung stehen sollten. An die Spitze jeder Gesellschaft sollten «Männer von bekannten und geliebten Namen», von nationalen und wissenschaftlichen Interessen treten.

Wenn auch der ganze Plan nicht zur Ausführung gelangte, so sind doch damals nicht wenige Vereine für Geschichte und Altertumskunde begründet worden, die das Interesse für die Vergangenheit in weite Kreise zu tragen berufen waren. Derselbe Eifer, dieselbe Vorliebe hat auch, wie in der Eröffnungssitzung am 6. Dez. 1834 gesagt wurde, die Stifter der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands zu einem gemeinsamen Zweck vereinigt. So steht die Begründung unserer historischen Gesellschaft in engem Zusammenhang mit der geistigen Strömung im Mutterlande. Auch sie wollte, wie Georg Berkholz beim 50-jährigen Jubiläum sagte, «neben der strengeren wissenschaftlichen Arbeit, die auch ein solcher Verein allerdings in erster Linie zu pflegen hat, es sich ebenso sehr angelegen sein lassen,, überhaupt nur den historischen Sinn in weiteren Kreisen anzuregen und dadurch die heilige Flamme der Liebe zum Heimatlande zu nähren.» Es war namentlich der Pastor

Gustav Reinhold Taubenheim, der «mit dem unermüdlichsten Eifer und der grenzenlosesten Ausdauer» für die Begründung der Gesellschaft wirkte und 82 angesehene Männer veranlasste, am genannten Tage die Stiftung zu vollziehen. Welche besonderen Verhältnisse haben aber in Riga das Inslebentreten unserer Gesellschaft gefördert?

Dr. Georg Berkholz rechnet den Beginn einer wissenschaftlichen Bearbeitung unserer Landesgeschichte vom Jahre 1740, in dem Joh. Daniel Gruber die Chronik Heinrichs von Lettland (*Origines Livoniae* etc.) herausgab. Bis ins 19. Jahrhundert lagen die Geschichtsforschung und alle Geschichtsdarstellungen jedoch noch in den Händen von Dilettanten, Liebhabern der Geschichte, denen wir manche wertvolle Gabe zu verdanken haben. So hat der Oberpastor Liborius von Bergmann sich durch den Ankauf und die erste Herausgabe der Livländischen Reimchronik (1817) ein Verdienst erworben. Damals wurden auch auf Anregungen, die von der Literärisch-Praktischen Bürgerverbindung ausgingen, die so überaus wertvollen Sammlungen von Joh. Christ. Brotze angekauft und der Rigaschen Stadtbibliothek übergeben, wo dieser Schatz noch jetzt behütet und viel verwertet wird. Die Interessen der einheimischen Archive suchte besonders der General-superintendent Karl Gottlob Sonntag, der auch auf geschichtlichem Gebiete eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltete, zu fördern, wobei er mit dem damals noch jungen Privatdozenten Fr. G. v. Bunge in Verbindung trat. Sonntag hat auch die Rückführung von Archivalien, die 1710 in grossen Massen nach Schweden fortgebracht worden waren, ermöglicht und sie den hiesigen Archiven zuzuführen begonnen. Von grösserer Bedeutung aber war es, dass die Ritterschaften von Liv-, Est- und Kurland alle für die livländische Geschichte in Betracht kommenden Urkunden des ausserordentlich reichen Deutschordens-Archivs in Königsberg abschreiben liessen.

Nachdem der emsige, unermüdliche Brotze die der Livländischen Ritterschaft gehörenden Abschriften geordnet und soweit möglich, bearbeitet hatte, hat der Gouvernements-Schulendirektor Karl Eduard von Napiersky eine weitgehende und wissenschaftliche Verwertung dieses Urkundenschatzes durch sein Regestenwerk «*Index corporis historico-diplomatici*» (2 Bde, 1833 u. 1835) ermöglicht. Damit war, wie Georg Berkholz sagt, eine neue Epoche der livl. Geschichtsforschung eröffnet. Bei allen bisherigen Geschichtswerken war das Urkundenmaterial zu wenig gesucht und benutzt worden. Napiersky aber sagte damals: «Es ist ein ganz richtiger Grundsatz,



dass die Geschichte des Mittelalters und besonders der Völker deutschen Ursprungs auf dem Rücken einer alten Urkunde geschrieben werden müsse.» Weil dieser Grundsatz von unseren Geschichtsschreibern nicht genügend beachtet worden sei, sei einzelnes unvollständig und ungenügend, ungewiss und schwankend aus ihrer Feder hervorgegangen. Der jetzige Geschichtsforscher müsse die Urkundensammlungen mit Fleiss durchsuchen. Nachdem Napiersky auf die in den Archiven der 3 Provinzen vorhandenen reichen Urkundenschätze hingewiesen hatte, regte er als erster die Herausgabe eines baltischen Urkundenbuchs an. «Es ist daher», sagte er, «eine von den Ideen, die die Liebe zur vaterländischen Geschichtsforschung hervorruft, dass unser Vaterland sich eines Diplomatariums oder doch eines Inventarii diplomatici zu erfreuen hätte, in welchem der ganze Schatz von gedruckten und handschriftlichen Urkunden, den wir für unsere Geschichte besitzen, verzeichnet und selbst aus Privaturkunden das der allgemeinen Geschichte Dienliche ausgezogen wäre.» Napiersky legte seine Idee in der Eröffnungssitzung der Gesellschaft «zu künftiger Beachtung, Beratung und zur gütigen Unterstützung der Arbeit selbst» vor und sprach die Überzeugung aus, dass durch die Ausführung dieser Idee die rechte Grundlage für alles vaterländische Geschichtsstudium erst geschaffen werden würde. Napiersky wurde, indem er hier die rechten Wege wies und sie selbst auch einschlug, «der anerkannt bedeutendste unter unseren damaligen Historikern».

Nach ihm und Dr. G. F. Bunge, der ihn besonders in betreff der Rechts- und Verfassungsgeschichte ergänzte, wollte Georg Bergholz im J. 1864 den «letztdurchlebten Abschnitt unserer Geschichtsforschung benennen.» Karl Eduard v. Napiersky muss auch neben Pastor Taubenheim als Hauptgründer der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde bezeichnet werden. Er blieb auch, ohne das höchste Amt zu bekleiden, die «Seele der Gesellschaft, ihr eigentlicher Repräsentant nach aussen» und Herausgeber der «Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands». Erst nach 2 Jahrzehnten (1854—60) ist Napiersky als Präsident an die Spitze der Gesellschaft getreten. Die ersten 6 Präsidenten wurden nach dem Vorbilde der ähnlichen Vereine in Deutschland aus den angesehensten Vertretern unseres ersten Standes, des Adels, gewählt: Landrat Hermann Baron Campenhausen (1834—36), Hofgerichtsssekretär Karl v. Tiesenhausen (1836—37), Generalsup. Gustav Reinh. v. Klot (1838), Landrat Reinh. Joh. Ludwig Samson v. Himmelstjerna (1838—51), Dr. jur. et phil. Eduard v. Tiesenhausen (1851—54).

Bei der Begründung der Gesellschaft müssen noch zwei Momente besonders hervorgehoben werden: 1) sie hat zuerst und längere Zeit als einziger Verein ausschliesslich die Förderung der Heimatgeschichte sich zur Aufgabe gestellt und 2) sie hat ihr Wirkungsfeld zuerst über alle 3 Provinzen der Heimat ausgedehnt. Indem sie sich ganz der baltischen Geschichtsforschung widmete, übernahm sie eine Aufgabe, die eigentlich von der Universität Dorpat hätte erfüllt werden müssen. Diese hatte aber in dieser Beziehung bisher versagt, war doch auch nur ein einziger Lehrstuhl für allgemeine Geschichte vorhanden. Bunge klagte im J. 1836 darüber, dass Dorpat sich keiner Förderung des Studiums der vaterländischen Geschichte rühmen dürfe. «Die Vorträge Müthels über die Livländische Rechtsgeschichte etwa ausgenommen», sagte Bunge, «ist seit dem Bestehen der Universität keine einzige Vorlesung über die Provinzialgeschichte gehalten worden, es ist von der Universität keine einzige irgend bedeutende Schrift aus diesem Gebiete ausgegangen — und das dürfte doch wohl billig von einer Hochschule erwartet werden, welche, wie ihr Statut ausdrücklich sagt, besonders für die Gouvernements Livland, Estland, Kurland errichtet ist.» Wie damals, so hat 6 Jahrzehnte später unsere Gesellschaft unter ganz veränderten Verhältnissen wiederum die Aufgaben der versagenden Universität übernehmen müssen, als diese in das russische Jurjew verwandelt worden war.

Dass die neue Gesellschaft ihre Tätigkeit über die ganze Heimat erstrecken wollte, ist wohl besonders beachtenswert in einer Zeit, in der das Wort «baltisch» noch unbekannt war und von einem speziell livländischen, geschweige denn einem ostseeprovinziellen Landesbewusstsein noch nicht die Rede sein konnte. Ein Publizist der 60er Jahre hat in betreff unseres Landes in jener früheren Periode das Bild gebraucht von einem Hause, in dem die Bewohner der verschiedenen Stockwerke achtlos, ohne sich zu kennen, aneinander vorübergehen. Aber wenn dann etwa ein Feuerschaden ausbricht, dann vereinen sie sich rasch, um gemeinsam der Gefahr entgegen zu treten. So war es auch in jener Zeit des behaglichen «livländischen Stillebens». Es waren Jahre des inneren und äusseren Friedens, man fühlte sich ausserordentlich wohl und suchte nach Kräften in sozialer Fürsorge die unvermeidlichen Notstände der nächsten Umgebung zu bekämpfen, aber um weiterliegende Dinge kümmerte man sich wenig.

Doch gerade in den Jahren, in die die Gründung unserer Gesellschaft fällt, wurden unsere Vorfahren aus ihrer Ruhe aufgestört. Es zeigte sich die gemeinsame Gefahr, die von Osten drohte, und die



führte zu einer Annäherung der Provinzen. Es sei hier nur kurz erinnert an das Gesetz für die ev.-luth. Kirche in Russland (1832), an die Tätigkeit des Ministers Uwarow, die 1833 begann und durch die ersten Versuche der Russifizierung unserer Schulen gekennzeichnet ist, an den dem Kaiser erstatteten Bericht Uwarows v. J. 1838, der eine lebhafte Abwehr von baltischer Seite hervorrief. Zu gleicher Zeit richteten die russischen Zeitungen ihre Angriffe gegen die Ostseeprovinzen und deren Privilegien. Gerade hierdurch wurden die Livländer auf die Bedeutung und den Wert ihrer bisherigen Entwicklung hingewiesen. Die Berechtigung der eigenen Existenz musste aus der Geschichte erwiesen werden. In einer in Dorpat nur kurze Zeit erscheinenden Zeitschrift «Der Refraktor» wurde im J. 1836 ein Artikel veröffentlicht, in dem ein Ausländer die Geschichte des Landes verunglimpfte. «Ist das auch eine Geschichte?» — schrieb er — «Du armes, unglückliches Land, das ist ja nicht die Geschichte eines Lebenden, sondern die eines Sterbenden, nicht eine Tragödie, sondern nur der letzte Akt einer Tragödie . . . Hier ist keine Spur eines frischen Lebens, — kein Pulsschlag eines Herzblutes, — keine Ebbe und Flut der Begebenheiten, keine Fluktuationen eigener Ideen, kein Wechsel zwischen Schatten und Licht, keine Metamorphose und Regeneration, nichts, als das immer wiederkehrende Einerlei, der Spielball für andere Völker zu sein, die nach Schlachtenruhm und Siegen sich daran ergötzen, ihn aus einer Hand in die andere zu werfen. Nirgends findest du Originalität, nichts Eigenes, aus sich selbst Herausgebildetes, nirgends Selbstzweck — immer nur Mittelbares, Regiertes. Das ist aber ein ungeheures Unglück, immer nur Kopie zu sein». Gegen die hier geäußerten Anschauungen wandte sich Pastor Dr. P. A. Poelchau in einem Vortrage über den Gewinn und Genuss, den das Studium unserer Geschichte verspricht. Er will den Worten des Fremden nur insofern eine gewisse Bedeutung beilegen, als sie eine Denkungsart repräsentieren, «die sich hier und da auch unter den Gelehrten des Vaterlandes zum Nachteile unserer Bestrebungen geltend machen will». Poelchau hebt die Bedeutung der livländischen Geschichte auch als Provinzialgeschichte hervor und sagt dann: «Wahrlich, was die Geschichte überhaupt lehren kann und soll, das lehrt die Geschichte unseres Vaterlandes auch, und besser und reicher, als es bis jetzt anerkannt ist. Wir müssen das Studium desselben fördern, damit die Söhne Livlands aus der Vergangenheit die Gegenwart begreifen und würdigen lernen, damit sie nicht in vornehm tuendem Hochmute über die Heimat wegsehen, sondern in

treuer Liebe und Dankbarkeit ihre Kräfte ihr zuwenden; — damit sie den wichtigen Einfluss würdigen lernen, welchen diese Provinzen am Gestade der Ostsee auf das grosse Reich, dem sie jetzt angehören, schon ausgeübt haben, und welchen Einfluss sie, wie es scheint, durch ihre intellektuellen Kräfte nach dem Willen der Vorsehung noch auf dasselbe auszuüben berufen sind. Es ist kein vergebliches Beginnen, zu welchem wir in diesem Kreise die Hände uns gereicht haben; — wir können eine reiche Ernte machen. — Das Studium der Geschichte unseres Vaterlandes verheisst einen reichen Gewinn».

Dieses Hervorheben der Bedeutung der Ostseeprovinzen für das Russische Reich war nicht mehr eine Abwehr des soeben erwähnten Angriffs, sondern bezog sich wohl auf die Angriffe von Osten her. Schon im J. 1815 hatte bei Eröffnung der «Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst» Prof. K. Cruse auf die Aufgabe unseres Landes als Vermittlerin zwischen Deutschen und Russen hingewiesen, aber auch betont, dass wir diese Bestimmung nur erfüllen könnten, wenn wir uns nicht in dem grossen russischen Staate verlieren, sondern «unseres Vaterlandes Geist zu bewahren trachten». Etwa ein Jahrzehnt nach Poelchau — im Jahre 1845 — hielt am Jahrestage der Gesellschaft der damalige Präsident Landrat Reinhold Joh. Ludwig von Samson-Himmelstjerna, der im J. 1837 ganz besonders die Aufmerksamkeit der Ritterschaft auf die Russifizierungsmassregeln des Ministers Uwarow gelenkt hatte, eine beachtenswerte Rede. Es war damals in der Gesellschaft angeregt worden, alle auf die Glaubensveränderung bezüglichen Aktenstücke sorgfältig zu sammeln, um ein möglichst getreues Bild der Zeit zu überliefern und eine parteilose Darstellung der Verhältnisse vorzubereiten. Das war wohl die Veranlassung, dass der Präsident die Aufgaben der Gesellschaft näher darlegte. Ihre Bestrebungen zeugten von der Liebe zu unserem gemeinsamen Vaterlande. Diese Liebe scheine jetzt in den Gemüthern aller von neuem erwacht zu sein, einerseits veranlasst durch die Zusammenstellung der baltischen Rechte, Privilegien und Verfassungen, andererseits weil «das Drangsal der Gegenwart uns ungewiss darüber lässt, wie sich unsere Zukunft gestalten werde und wie aus seiner Asche der Phönix unserer Provinz von neuem erstehen möge». So gross auch unsere Sorge sein möge, wir müssten Mut schöpfen aus dem Vertrauen zu der Weisheit und Gerechtigkeit des Monarchen, «Ergebung und willige Fügung in Unabwendbares lehrt uns die Geschichte unseres eigensten Vaterlandes, das im Inneren neu gekräftigt, mehr als ein Mal aus seinen Trümmern wieder hervorging und —



wir sagen es mit stolzem Bewusstsein — an politischen Kräften klein und unscheinbar, immer so viele moralische Kraft sich erhielt, dass es, bedeutsam in sich selbst, anderen als Vorbild der Treue, des Gehorsams und der Gesittung diene. Erhalten wir uns dieses Bewusstsein! Es zu nähren und zu befestigen, sei die eigentliche Ausbeute der wissenschaftlichen Bestrebungen auch unseres Vereins». Eine parteilose Darstellung aus der geplanten Aktensammlung möge dereinst der Nachwelt bekunden — so schloss der Redner, «dass wir als dankbare Söhne der Vergangenheit auch den Enkeln derselben ein Denkmal würdiger Gesinnung hinterliessen und nicht mit schnödem Undank uns des Überlieferten als morsch und in sich zerfallen entäusserten».

\* \* \*

In den ersten vier Jahrzehnten ihres Bestehens hat die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde eine stille, ruhige, aber doch auch ergebnisreiche Arbeit geleistet. Es waren hauptsächlich drei Männer, die entweder selbst diese Arbeit auf sich nahmen oder andere Mitarbeiter heranzuziehen wussten: der schon genannte Dr. Karl Eduard v. Napiersky, der ausserordentlich zielbewusst durch grundlegende Editionen die heimische Geschichtsforschung zu fördern suchte (Recke-Napiersky, Schriftsteller- u. Gelehrten-Lexikon 1827—32, Index corporis historico-diplomatici etc. 1833 und 1835; Beteiligung an der Herausgabe der Monumenta Livoniae antiquae 1835—47 und der Scriptorum rerum Livonicarum 1848—1853, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland 1843—52 usw.), Dr. Karl Bornhaupt, der von 1841—89 das Museum verwaltet und namentlich die archäologische Abteilung nach dem damaligen Stande der Wissenschaft geordnet hat, und Dr. August Wilh. Buchholtz, dessen hervorragender Sammeleifer der Bibliothek, die er von 1839—60 verwaltete, zugute kam, der aber dann auch als Präsident (1860—75) mit grosser Würde die Gesellschaft leitete. Napiersky und Buchholtz haben in diesen Jahren auch die Redaktion der «Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands» als Organ der Gesellschaft in Händen gehabt. Sie erschienen im ganzen regelmässig, nur in den Jahren 1868—75 trat eine völlige Pause ein, und 1875—80 erschien nur ein Band (d. 12. Bd.). Erst vom Jahre 1873 an wurden auch die «Sitzungsberichte» für kürzere Referate und für Mitteilungen aus dem Leben der Gesellschaft herausgegeben. Sie wurden vom Sekretär redigiert.

Alle drei genannten Männer hatten bei ihrer Tätigkeit mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders in der Lokalfrage. Nachdem die Gesellschaft zuerst (1834—42) im Schloss gemeinsam mit der Lit. prakt. Bürgerverbindung ein Unterkommen gefunden hatte, wurde es im November 1856 als ein grosser Fortschritt begrüsst, dass ihr zusammen mit anderen Vereinen im Hause der Steuerverwaltung das «Museumslokal» zugewiesen wurde. Doch auch hier war nur ungenügend Raum vorhanden. Wie bisher, mussten manche Sachen in Privathäusern aufbewahrt werden, und die Bibliothek konnte nicht in sachgemässer Weise geordnet und aufgestellt werden.

Es muss hier mit besonderer Dankbarkeit hervorgehoben werden, dass nicht nur der ehrwürdige Vater Buchholtz 35 Jahre hindurch für die Gesellschaft gewirkt hat, sondern dass auch alle seine 4 Söhne: August, der frühzeitig verstarb, Anton, Alexander und Arend Buchholtz dem Vater nacheiferten und sich grosse Verdienste erwarben. Nur einer von ihnen, unser Ehrenmitglied Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekar der Stadt Berlin i./R., ist noch am Leben und noch immer bereit, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erinnerungen Auskunft zu erteilen.

Nach Dr. August Buchholtz übernahm Dr. Georg Berkholz das Präsidium (1875—85). Er hat in dieser Stellung und als Stadtbibliothekar alle wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern gesucht. Er war als geistvoller Gelehrter und als Mann von universeller Bildung ein nie versagender und stets liebenswürdiger Ratgeber. Er war nicht eigentlich produktiv, aber die von ihm gehaltenen Vorträge boten, wie H. Diederichs sagt, Proben seiner tiefen Forschungen, sowie seines seltenen Talentes, auch streng wissenschaftliche Gegenstände interessant zu behandeln. In die Zeit seines Präsidiums fallen drei bedeutungsvolle Ereignisse: die Rigasche kulturhistorische Ausstellung (1883), die Begründung einer besonderen Abteilung für den Dom-bau (1884) und die Feier des 50-jährigen Jubiläums (1884).

Das gute Gelingen der Ausstellung war der Mitarbeit vieler Mitglieder zu verdanken, in erster Linie aber wohl H. von Bruiningk, von dem die erste Anregung ausging, und den Gebrüdern Buchholtz, die auch für die Abfassung des vortrefflichen Katalogs von bleibendem Werte Sorge trugen. Die Ausstellung brachte reiche Belehrung und Anregung. Vielfach erkannte man erst jetzt den Wert so mancher bisher im Haushalte gering geschätzter Gegenstände. Sie hatte aber auch zahlreiche Darbringungen an das Museum zur Folge und regte damit die Lokalfrage von neuem an. Diese fand dann im Zusammen-



hang mit den damals veranstalteten Restaurierungsarbeiten am Dom eine günstige Lösung. In der Dombau-Abteilung wurde zuerst die Anregung gegeben, den Dom-Kreuzgang zu einem Museum auszubauen, und schon 1890 konnte der neue Bau bezogen werden. Von der erfolgreichen Tätigkeit der Abteilung für den Dombau, die bei aller Selbständigkeit doch immer in engster Verbindung mit dem Hauptverein arbeitete, — waren es doch meist dieselben Männer, die hier und dort wirkten — legen ihre Jahresberichte und der Dom selbst Zeugnis ab. Gerade im Zusammenhange mit dem sich damals innerhalb der Gesellschaft entfaltendem regem Leben gestaltete sich die Feier des Jubiläums im Jahre 1884 besonders glänzend. Die zahlreichen Glückwünsche, die der Gesellschaft von gelehrten Institutionen des In- und Auslandes, aber auch von Repräsentanten aller Stände und von Privatpersonen dargebracht wurden, bewiesen es, dass sie sich durch ihre Wirksamkeit allgemeine Anerkennung erworben hatte. Die wenigen Teilnehmer am damaligen Fest, die noch am Leben sind, werden gewiss die Erinnerung daran lebhaft im Gedächtnis bewahrt haben. Nicht nur die würdige Leitung des Aktus und des Banketts durch den Präsidenten, sondern auch die Teilnahme und das Hervortreten der bedeutendsten Vertreter von Stadt und Land und angesehenen Gelehrter machten uns das Fest unvergesslich. Und noch etwas trug hierzu bei. Wie zu Beginn der dreissiger Jahre stand auch jetzt wieder das regere historische Streben, die Belebung des historischen Sinnes in engem Zusammenhang mit ernstesten Ereignissen unseres politischen Lebens. Bereits im Jahr 1878 war die neue russische Städteordnung eingeführt worden, 1884 wurde Kapustin Kurator, 1885 Sinowjew Gouverneur, und beide führten den heftigsten Kampf gegen unser Volkstum. Es begann die rücksichtslose Russifizierung der Schulen, der Verwaltungs- und Justizbehörden, der Universität Dorpat. Eine der Folgen war die Auswanderung gerade führender Persönlichkeiten, die sich auch in den Kreisen unserer Gesellschaft bemerkbar machte. Diese verlor einige ihrer eifrigsten Mitarbeiter, und es war nur ein kleiner Trost, dass sie auch aus der Ferne die Interessen der Gesellschaft zu fördern suchten. Da war es eine glückliche Fügung, dass im Jahr 1890 ein Mann die Leitung der Gesellschaft übernahm, der die Forderungen seiner Zeit richtig erkannte und ihnen gemäss zu handeln vermochte: Hermann von Bruiningk.

Bruiningk hat bis 1902 das Amt des Präsidenten bekleidet, aber bis an sein Lebensende († 1927) unermüdlich für sie gewirkt. Man

hat die Jahre des Präsidiums Bruiningks als die glänzendste, die glücklichste Periode in der Geschichte der Gesellschaft bezeichnet trotz der sonstigen Ungunst jener Zeit. \*) Bruiningk hat nach der Russifizierung der Landesuniversität die Aufgaben der baltischen gelehrten Vereine klar gekennzeichnet. Sie mussten durch erhöhte Kraftanstrengung und Arbeit den Verlust auszugleichen suchen, und die Resultate der Arbeit mussten in ihren Schriften allen zugänglich gemacht werden, um ihre Existenzberechtigung zu erweisen. Es ist staunenswert, was Bruiningk, dieser «Fanatiker der Arbeit», der als Ritterschaftssekretär stark belastet war, damals für die Gesellschaft geleistet hat. Eine eifrige Unterstützung wurde ihm zuteil durch Männer, die schon bisher in der Arbeit gestanden hatten oder jetzt neu für Riga gewonnen wurden. Es sei nur erinnert an Dr. Anton Buchholtz, Constantin Mettig, Dr. Nikolaus Busch, Dr. Friedrich Bieneemann jun., Dr. Philipp Schwartz, Dr. Artur Poelchau, Dr. W. Neumann, Dr. Karl v. Loewis of Menar, Gustav v. Sengbusch, Robert Jaksch, Dr. Alfred v. Hedenstroem, Dr. August v. Bulmerincq u. a.

Neben den jährlich erscheinenden «Sitzungsberichten» und den «Mitteilungen», von denen unter Bruiningks Präsidium 3 stattliche Bände herausgegeben wurden, sind in jenen Jahren recht zahlreiche hervorragende Editionen der Gesellschaft zu verzeichnen: Urkundenwerke, Schragen, Chroniken, Darstellungen, Illustrationswerke. Eine genaue Aufzählung würde zu weit führen, aber erwähnt werden muss, dass die baltischen Standschaften im J. 1890 der Gesellschaft die Herausgabe des Livländischen Urkundenbuchs übertrugen. Bruiningk übernahm in erster Linie die Fürsorge für dasselbe und half die Mittel für die Herausgabe einer 2. Abteilung und der Akten und Rezesse der livländischen Ständetage herbeizuschaffen. Eine weitere grosse Aufgabe hatte die Gesellschaft zu erfüllen, nachdem die Übersiedelung ins Dommuseum stattgefunden hatte. Die Sammlungen des Museums, dessen Räume sehr bald erweitert werden mussten, und der Bibliothek mussten geordnet und sachgemäss aufgestellt werden, um sie der gelehrten Welt und dem Publikum zugänglich zu machen.

Eine Probe für die Leistungsfähigkeit der baltischen Historiker und speziell unserer Gesellschaft war der X. Russische Archäologische Kongress, der auf Befehl Kaiser Alexanders III. im J. 1896 in Riga stattfand. Wieder einmal übernahm unser Land die Vermittlerrolle

---

\*) Vergl. über diese Zeit B. Hollander, Erinnerungen an die Blütezeit der Gesellschaft für Gesch. u. Altertumskunde zu Riga 1883—1902. Jahrbuch des balt. Deutschtums für das Jahr 1934, S. 70.



zwischen dem Westen und dem Osten, jetzt auf dem Gebiete der Wissenschaft. Sorgfältig wurden die Vorbereitungen, zu denen die Gräfin Praskowja Uwarowa als Präsident die Direktiven erteilte, unter Teilnahme der bedeutendsten baltischen Gelehrten getroffen. Dank dem Entgegenkommen und der taktvollen Leitung der Gräfin wurden alle Schwierigkeiten, auch in der Sprachenfrage, glücklich überwunden. Es wurden hier auch für die Zukunft wichtige Beziehungen zu russischen und ausländischen Gelehrten angeknüpft, die die Bemühungen um das Gelingen des Kongresses dankbar anerkannten. Von bleibendem Werte waren die Publikationen des Kongresses und der ausgezeichnete Katalog der Archäologischen Ausstellung.

Ein Ergebnis des Kongresses war auch, dass die Regierung im Jahre 1897 eine Kommission «zur Eruierung des Inhalts und der historischen Bedeutung des im Rigaschen Schlosse aufbewahrten Schwedischen Archivs» einsetzte und Vertreter unserer Gesellschaft dazu einlud. Dr. Friedrich Bienemann wurde mit der Ordnungsarbeit betraut, und im Jahre 1908 konnte die Gesellschaft den von ihm verfassten «Katalog des Schwedischen Generalgouverneur-Archivs zu Riga» herausgeben. Es war Aussicht vorhanden, dass das wertvolle Archiv der Gesellschaft zur Verwaltung übergeben werden würde, aber während des Krieges wurde es nach Russland evakuiert und ist dann nach Dorpat gebracht worden, aber nicht mehr nach Riga.

Auf den späteren archäologischen Kongressen in Russland sind unsere historischen Vereine stets vertreten gewesen, mehrfach durch Mag. Arnold Feuerstein. Dieser war es auch, der im Jahre 1904 auf die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit der baltischen historischen Vereine und von häufigeren Zusammenkünften ihrer Mitglieder hinwies. Die Anregung hatte Erfolg. Vom gleichen Jahre an wurden die Jahresberichte der «Livländischen Geschichtsliteratur» gemeinsam von den historischen Vereinen herausgegeben, aber auch bei anderen Gelegenheiten suchte man die gleichen Ziele gemeinsam zu erreichen. Das kam am besten zum Ausdruck in den beiden Baltischen Historikertagen in Riga und Reval (1908 und 1912). Ein dritter war für das Jahr 1915 in Jelgava in Aussicht genommen, aber konnte nicht mehr stattfinden. Auf beiden Tagungen standen besonders Fragen der Volks- und Heimatkunde, der archäologischen Forschungen, der Denkmalspflege und des Denkmalsschutzes sowie des Archivwesens auf der Tagesordnung. Auf allen diesen Gebieten konnten Erfolge, zum Teil zeitweilige, zum Teil bleibende, verzeichnet werden. In der Denkmalspflege war auch eine erspriessliche Zusammenarbeit mit dem

Rigaer Architektenverein erzielt worden, und es war Aussicht vorhanden, auf die Gestaltung eines Reichsgesetzes für Denkmalschutz Einfluss zu gewinnen, aber wie auch bei anderen Bestrebungen bereitete der Krieg den Verhandlungen ein Ende.

In dieser Zeit — im Jahre 1910 — wurde das Präsidium dem Stadtarchivar Mag. Arnold Feuereisen übertragen. Er hat das Amt länger als irgend einer seiner Vorgänger bis auf den heutigen Tag verwaltet. \*) Er hat in den Kriegsjahren, während der bolschewistischen Schreckensherrschaft und beim Wiederaufbau im neuen Staate Lettland unter den schwersten Verhältnissen die Interessen der Gesellschaft zu vertreten gehabt, wobei nach Verlust oder Entwertung der Stiftungskapitalien grosse finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden waren. Feuereisen hat es unermüdlich hervorgehoben, dass unsere Gesellschaft in der neuen Zeit sich nur erhalten könne, wenn sie immer wieder neue Leistungen aufzuweisen habe. Ihr seien als Erbe der Väter bedeutende Schätze anvertraut worden. Diese müssten im Dienste der Allgemeinheit und Wissenschaft verwertet werden, und sie könne nur Opfer und Unterstützung beanspruchen, wenn sie auch etwas darzubieten vermöge.

Grosse Sorgfalt wurde in allen diesen Jahren dem Museum und dessen Neuordnung, insbesondere der archäologischen Abteilung, zugewandt. Durch Katalogisierung, durch Kurse von Fachgelehrten, durch gelegentliche Sonderausstellungen und Führungen wurden die Sammlungen vielen zugänglich gemacht. Die im Jahre 1918 veranstaltete «Livland-Estland-Ausstellung» in mehreren Städten Deutschlands erregte dort viel Interesse und führte zuletzt zu einer Bereicherung unseres Museums durch manche Gaben. Eine Ausstellung ländlicher Bauten (1924) führte zu einer systematischen Sammlung und zu der Publikation der «Baltischen Baudenkmäler» sowie zu der Begründung eines Denkmälerarchivs. Die sonstigen Veröffentlichungen der Gesellschaft haben aus Mangel an Mitteln nicht in dem gewünschten Umfange erscheinen können. Die Arbeiten für das Livländische Urkundenbuch und die Akten und Rezesse der Ständetage können glücklicherweise fortgesetzt werden, auch sind die «Mitteilungen» weiter erschienen und mehrere wertvolle Werke herausgegeben worden, wie das «Burgenlexikon» von Dr. h. c. Karl v. Loewis of Menar und «Kurland unter dem Einfluss des Merkantilismus» von W. Eckert, aber der Druck

---

\*) Vergl. die eingehenden Berichte von Arnold Feuereisen in dem «Jahrbuch des baltischen Deutschtums» für die Jahre 1923 u. 1929.



der «Sitzungsberichte» in grösserem Umfang musste unterbleiben und von der «Livländischen Geschichtsliteratur» wird eine Fortsetzung erst jetzt wieder vorbereitet.

Bei diesen Publikationen muss einer altbewährten Arbeitsgemeinschaft, wie sie wohl nur selten vorkommen wird, gedacht werden: während des ganzen Jahrhunderts ihres Bestehens hat die Gesellschaft ihre Arbeiten in der Buchdruckerei von W. F. Häcker drucken lassen, ohne dass je das gute Einvernehmen gestört worden ist.

Erfreulich ist es, dass sich in der letzten Zeit gerade jüngere Fachgenossen beiderlei Geschlechts an den Arbeiten und Bestrebungen der Gesellschaft beteiligt haben. Das gibt Hoffnung für die Zukunft. Mehr als je sind die baltischen Historiker verpflichtet, auf streng wissenschaftlicher Grundlage die Vergangenheit zu erforschen und rücksichtslos die Wahrheit zu verkünden, aber auch, falls erforderlich, für sie einzutreten. Möge die Jugend das, was viele ihrer Vorfahren, wie es auch die Geschichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde lehrt, mit grossem Idealismus in heisser Arbeit erstrebt haben, mit gutem Erfolge im kommenden Jahrhundert fortsetzen!

## Das Dommuseum zu Riga

*Von Heinz Loeffler*

Die Entstehung der kulturgeschichtlichen Sammlung des Dommuseums, ihr Werden und Wachsen ist auf das engste mit der Entwicklung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga verknüpft, deren Hundertjahrfeier am 6. Dezember 1934 festlich begangen wird. Von der Gesellschaft begründet, befindet sich die Sammlung, die sich im Laufe der Zeit zu einem selbständigen Museum von beträchtlicher Grösse und Bedeutung ausgewachsen hat, auch heute in ihrem Besitz und ihrer Verwaltung. Das Jubiläum unsrer Gesellschaft ist zugleich ein Gedenktag für ihre Schöpfung, das Dommuseum.

Der Grundstock zu den Sammlungen des heutigen Museums wurde schon in der ersten Zeit des Bestehens der Gesellschaft gelegt. Die Anfänge waren bescheiden. Einige vorgeschichtliche Funde, ein paar Münzen, eine Anzahl graphischer Blätter. Auch weiterhin waren es zunächst vorwiegend prähistorische Grabfunde und Münzen, die als Darbringungen eingingen. Die Sammlung wuchs langsam. Untergebracht war sie zunächst im Sitzungssaal der Gesellschaft in

einem Turmzimmer des ehemaligen Ordensschlosses. Als dieses geräumt werden musste, fand sie im Hause des Konservators der Gesellschaft, Dr. Karl Bornhaupt, Unterkunft; seit 1875 teilte sie mit den Sammlungen des Naturforschervereins zu Riga ein Zimmer im neuerbauten Hause der Steuerverwaltung. Eine Möglichkeit, die angehäuften Gegenstände auszustellen, bestand damals kaum — noch 1884 beklagt sich Karl Bornhaupt, er sei während der ganzen Zeit seiner Tätigkeit (seit 1841) zwar Museumsinspektor, aber ohne Museum gewesen. Der 1873 aufgetauchte Plan, den Pulverturm in ein Museum der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu verwandeln, musste wieder aufgegeben werden.

Entscheidend in dieser zunächst nur langsam fortschreitenden Entwicklung wurden die 80-er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Durch die kulturhistorische Ausstellung in Riga von 1883 erhielt das öffentliche Interesse für geschichtliche Denkmäler einen lebhaften Auftrieb und die Zahl der Darbringungen verschiedenster Art, die der Gesellschaft für ihr Museum zuzugingen, wuchs ständig. Damit wurde nun auch eine befriedigende Lösung der Raumfrage immer dringlicher.

Es waren die Jahre, in denen zugleich das Interesse an der Wiederherstellung der Domkirche und ihres verfallenen Kreuzganges rege wurde und zur Begründung einer besonderen Abteilung unserer Gesellschaft für den Dombau führte. Da lag denn der Gedanke nahe, durch einen Ausbau der über dem Kreuzgang befindlichen Räume die Möglichkeit zu schaffen, die Sammlungen der Gesellschaft in würdiger Weise unterzubringen und zur Schau zu stellen, und sie dadurch erst eigentlich weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Da die Stadt Riga und die Administration der Domkirche den Plan weitgehend unterstützten, konnten die Bauarbeiten 1888 in Angriff genommen und im folgenden Jahre vollendet werden. Am 13. März 1890 hielt die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde im Saale des neuen «*Dom museums*» ihre erste Sitzung ab und im Laufe des Sommers und Herbstes wurden die Sammlungen der Gesellschaft in die für sie bestimmten neuen Räume übergeführt. Diese umfassten den langen Saal über dem Südflügel des Kreuzganges, ein anstossendes Zimmer und Gewölbe und drei Zimmer im oberen Stockwerk. Dem Publikum wurden diese Räume am 2. Januar 1891 geöffnet. Erster Museumsinspektor in dem neuen Gebäude war Karl von Löwis. Dem Naturforscherverein wurde für seine Sammlungen der Westflügel zur Verfügung gestellt.

Für das neue Museum begann nun eine Zeit reicher Entwicklung



und Entfaltung. Schon 1889, kurz vor dem Umzug, war ein Teil des privaten sog. «Himselschen Museums», das von einem Rigaschen Arzt in der 2. Hälfte d. 18. Jhh. zunächst als Naturalien-Sammlung begründet und dann später zu einer Art Raritäten-Kabinett erweitert worden war, der Gesellschaft für Geschichte und Altertums-kunde übergeben und mit ihren Sammlungen vereinigt worden, die sich in den folgenden Jahren auch weiterhin durch wertvolle Stiftungen und Darbringungen rasch vermehrten. So waren auch die neuen Räume bald überfüllt und es erwies sich als notwendig, auch den Ostflügel des ehemaligen Klosters, in dem früher die Stadtbibliothek und eine Pastorenwohnung untergebracht waren, für das Dommuseum nutzbar zu machen. 1899 waren die erforderlichen Umbauten beendet und das Museum konnte unter der Leitung von Anton Buchholtz (Museumsinspektor von 1896—1901) in den Räumen, die es noch heute innehat, neu eröffnet werden. Die lebhafte und bedeutende Entwicklung des Dommuseums hielt bis 1914 an, gefördert besonders durch den Nachfolger von Anton Buchholtz, den verdienstvollen Museumsinspektor Carl Gustav von Sengbusch (1901—1924), der die Sammlungen persönlich durch zahlreiche Leihgaben und Schenkungen bereicherte und dem sie vor allem die Ausgestaltung ihrer Waffenabteilung verdankt.

Diese fruchtbare Aufbauarbeit wurde durch den Weltkrieg zunächst unterbrochen und in der Folge in neue Bahnen gelenkt. War vor dem Kriege das Hauptgewicht auf die Vergrößerung der Museumsbestände gelegt worden, so musste dieser Gesichtspunkt nun zurücktreten. Für einen weiteren systematischen Ausbau der Sammlungen fehlten fortan die Mittel und auch mit Schenkungen in größerem Stile war bei der allgemeinen Verarmung nicht mehr zu rechnen. Zwar ist auch in den letzten 15 Jahren das Museum um manch wertvolles Stück bereichert worden — aber das waren immerhin nur Ausnahmen. Dafür brachten die neuen Verhältnisse neue Aufgaben, deren Lösung dringlich erschien, wenn das Dommuseum sein altes Ansehen wahren wollte.

Bei dem schnellen Tempo der Erweiterung der Sammlungen hatte man bisher auf deren sinngemäße Aufstellung nicht immer genügend Rücksicht nehmen können. So ergab sich nun die Notwendigkeit, an eine durchgreifende Umordnung der Museumsbestände zu treten. Es war von vornherein klar, dass in den engen, zum Teil ungünstig beleuchteten und zudem schon wieder überfüllten Räumen eine allen Anforderungen moderner Museumstechnik entsprechende Aufstellung

der Objekte praktisch überhaupt nicht durchführbar war. Dennoch musste der Versuch gemacht werden, durch weitgehende Magazinierung des minder wichtigen und durch Gruppierung nach einheitlichen Gesichtspunkten die Exponate, ihrer eigentlichen Zweckbestimmung gemäss, in höherem Masse als bisher zur Geltung zu bringen. Auf die Notwendigkeit einer solchen Reorganisation des Museums hatte schon Dr. Wilhelm Neumann wiederholt hingewiesen; ihre praktische Durchführung wurde nun, sobald die Verhältnisse es gestatteten, von dem derzeitigen Präsidenten der Gesellschaft, Mag. Arnold Feuereisen als dringendste Aufgabe in Angriff genommen und unter seiner persönlichen Aufsicht und Teilnahme nach Massgabe der verfügbaren Mittel und des verfügbaren, immerhin sehr beschränkten Raumes durchgeführt.

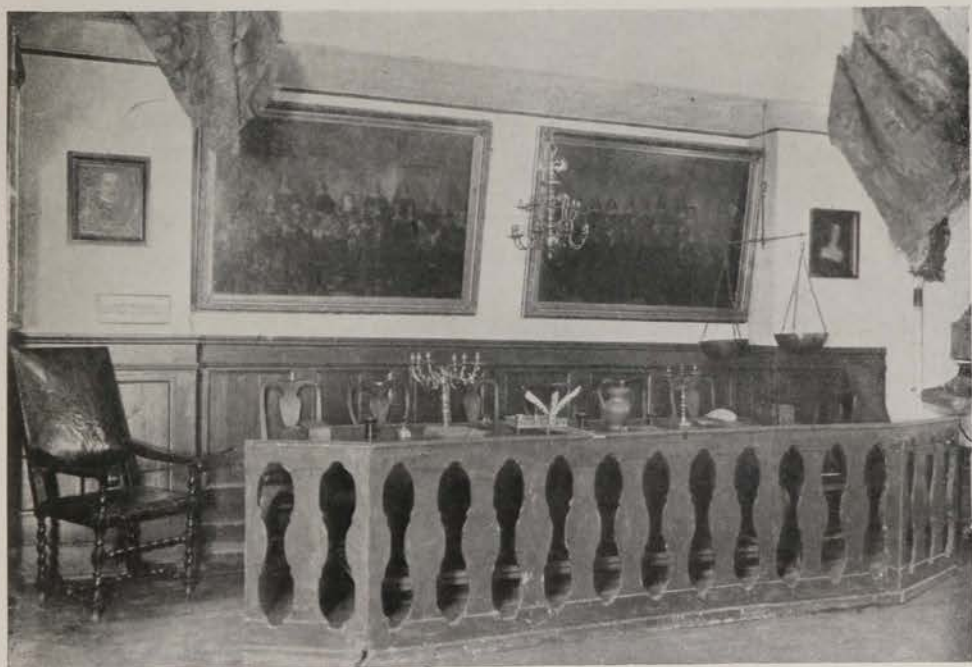
Durch diese Umordnungsarbeiten hat das Museum in den letzten Jahren allmählich sein Aussehen völlig verändert. Durch blosse Umgruppierung des vorhandenen Materials wurden einige ganz neue Räume geschaffen: das Kirchenzimmer, das Riga-Zimmer, das Zimmer für Gesellschafts- und Wohnkultur des 18./19. Jhh., das kleine Musikzimmer. In anderen Räumen wurde durch Magazinierung und Neuordnung eine grössere Übersichtlichkeit erzielt, so vor allem in der Historischen Porträtgalerie, in der die Gemälde, zum Teil sorgfältig gereinigt und restauriert, nach geschichtlichen Gesichtspunkten bzw. nach Berufskreisen neu gruppiert wurden. Die wertvolle vorgeschichtliche Abteilung, seit dem 10. Archäologischen Kongress in Riga 1896 ausgebaut, war noch 1913 von Professor Max Ebert geordnet worden und blieb daher zunächst unberührt. Aber die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung grade auf diesem Gebiet liessen seine Aufstellung kaum 20 Jahre später schon veraltet erscheinen, so dass 1932 unter Leitung von Dr. Carl Engel, Königsberg, eine Neugliederung des Materials nach neuzeitlichen Gesichtspunkten vorgenommen werden musste.

Die Reorganisationsarbeiten im Museum sind nun damit keineswegs beendet. Noch ist viel zu tun, um die Sammlungen in allen ihren Teilen so günstig zur Geltung zu bringen, wie das in den viel zu engen Räumen überhaupt möglich ist. So wird die umfangreiche Kunstgewerbesammlung, obwohl nach dem Kriege schon neu geordnet, in ihrer Wirkung stark durch die Überfülle des Materials beeinträchtigt. Das gleiche gilt von der Waffensammlung. Beide bedürfen einer gründlichen Sichtung ihrer Bestände — und einer Kapitalremonde, wozu freilich noch manches andere gehört, als guter Wille





Zimmer der Grossen Gilde — Dom-Museum



Rigasche Ratsstube aus schwedischer Zeit — Dom-Museum

und Arbeitslust. Aber der Weg ist einmal als richtig erkannt und beschritten worden und er wird weiter verfolgt werden.

Ein Gang durch die einzelnen Räumen des Museums mit einigen Hinweisen auf die wichtigsten Stücke soll diese allgemeinen Ausführungen ergänzen und ihnen einen konkreteren Inhalt geben.

Vom Sitzungssaal aus, der von den Museumsgesellschaften gemeinsam benutzt wird und mit den Porträts verdienstvoller Vertreter derselben geschmückt ist, gelangt man zunächst in das sog. Riga-Zimmer. Hier sind soweit als möglich alle die Gegenstände untergebracht, die in engerem Sinne auf die Geschichte und Kultur Alt-Rigas Bezug haben. Von diesem Gesichtspunkt aus will der Raum mit seinen ganz verschiedenartigen Dingen betrachtet werden. Dem Eingang gegenüber die Einrichtung einer Rigaschen Ratsstube aus der 2. Hälfte d. 17. Jhh. mit Ausstattungsstücken, die zum Teil aus der ehemaligen Stadtkämmerei stammen. Bemerkenswert sind die Gemälde, die eine Sitzung des Rats während der Verlesung der «Bursprake» und die Rigasche Akzisebude darstellen. Daneben die kleine Apotheke, deren Wände mit blauen bemalten holländischen Wandplatten belegt sind, wie sie noch im 18. Jhh. in Riga sehr beliebt waren. Der Gesamteindruck des Zimmers wird ferner wesentlich bestimmt durch die Rigaschen Stadtfahnen aus schwedischer und russischer Zeit (1676, 1700 und 1723), durch die an der Decke angebrachten alten Schiffsmodelle, von denen das älteste aus dem Jahre 1630 stammt, und die umfangreiche und wertvolle Sammlung alter Rigascher Normalmasse und -gewichte des 13.—19. Jhh. An den Wänden zwei Ölgemälde mit Ansichten von Riga aus dem 17. Jhh., die aus dem alten Rigaschen Rathause stammen, und einige neuere Rigaer Ansichten, vor allem aber das Unikum des grossen kulturhistorisch überaus interessanten Kupferstiches von Riga, der 1612 in der Offizin des Niclas Mollyn wahrscheinlich von Heinrich Thum geschaffen wurde. Die Schaukästen enthalten weitere Ansichten von Riga, angefangen mit dem Holzschnitt von 1547 aus Sebastian Münsters Cosmographie, Rigasche und andere ältere Drucke und in der Vitrine mit Siegelstempeln und Stadtschlüsseln als wertvollstes Stück das grosse vergoldete Majestätssiegel der Stadt Riga, wohl seit 1347 im Gebrauch.

Der lange Saal über dem Südflügel des Kreuzganges (Anton-Buchholtz-Saal) enthält die prähistorische Sammlung. Entsprechend ihrem geschichtlichen Werdegange ist sie zu einem nicht geringen Teile aus gelegentlich eingelieferten Einzelfun-



den zusammengesetzt; erst in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege traten zu diesen auch eine Anzahl planmässig gehobener Grab- und Siedlungsfunde. Trotz dieser sehr verschiedenartigen Herkunft gewährt der im Dommuseum aufbewahrte Fundstoff ein geschlossenes Bild der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung Lettlands. Gemäss der neuzeitlichen Forderung, dass ein Museum dem Bildungsbedürfnis weitester Volkskreise, zugleich aber auch der wissenschaftlichen Forschung zu dienen hat, sind jetzt die vorgeschichtlichen Funde in eine dem Publikum zugängliche Schausammlung und eine nur der wissenschaftlichen Arbeit dienende Materialsammlung geschieden. Eine derartige Teilung des vorhandenen Materials wird auch in den anderen Abteilungen des Museums angestrebt, sie konnte jedoch bisher nur hier systematisch durchgeführt werden.

In der Schausammlung ist versucht worden, unter Beschränkung auf die besonders kennzeichnenden Stücke, einen auch dem Nichtfachmann leicht verständlichen Überblick über den Gesamtentwicklungsgang der lettischen Vorzeit zu geben. Die Funde sind daher zunächst nach dem historischen Ablauf des Geschehens geordnet und innerhalb der grossen Entwicklungsperioden wieder nach den räumlich begrenzten Kulturkreisen und Kulturgruppen geschieden. Tabellarische Übersichten, Erläuterungen in lettischer und deutscher Sprache, Bilder und Zeichnungen sowie kartographische Darstellungen der jeweiligen Kultur- und Bevölkerungsverhältnisse beleben die an sich den Beschauer fremdartig anmutenden Objekte und sollen sie seinem Verständnis näher bringen. Nach Möglichkeit ist auf diese Weise versucht worden, die lettische Vorzeit in den Rahmen der Gesamtentwicklung des Ostbaltischen Kulturgebietes einzugliedern, wobei auch besonders wichtige in der Sammlung fehlende Originalstücke aus den Nachbargebieten durch Abgüsse oder Nachbildungen veranschaulicht werden.

Unter den in ganz Lettland noch sehr spärlichen Funden aus der Steinzeit vermitteln einige reiche Siedlungsfunde aus dem nordeurasischen Kulturkreise der Kammkeramik wertvolle Einblicke in Haushalt, Wirtschaft und Lebensweise der jungsteinzeitlichen Bewohner des Landes. Auch die in den ostbaltischen Ländern nur spärlich erschlossene vorrömische Metallzeit ist mit einigen Einzel-, Siedlungs- und Burgenfunden gut vertreten. Die Hauptmasse des im Museum gesammelten Fundstoffes gehört aber der nachchristlichen Eisenzeit, der Glanzperiode der lettischen Vorzeit, an. Die seit Christi Geburt auf lettischem Boden nachweisbaren Stämme und Völker lassen sich

auf Grund ihrer reichen kulturellen Überreste in allen Einzelstufen ihrer Entwicklung bis an den Beginn der geschichtlichen Zeit verfolgen. Sehr kostbare, zum Teil einzigartige Funde beleuchten die starken Einflüsse der Wikingerbewegung auf das Ostbaltikum im 9.—11. Jhh. Von hervorragendem Wert sind die Schatzfunde aus lettgallischem und semgallischem Gebiet, sowie zahlreiche wohlerhaltene Gewandreste vorzugsweise aus Latgale (Lettgallen). Einen besonderen Reichtum der Sammlung bilden die zahlreichen Altertümer aus der jungeneisenzeitlichen Kultur der Liven an der Gauja und Dau-gava (Aa- und Dūna-Liven). Eindrucksvoll erschlossen ist auch der Übergang von der vorgeschichtlichen in die geschichtliche Zeit: die mannigfachen Funde aus den Grabungen bei Ilškile (Ūxküll) und auf der früheren Burg Holme ergänzen und beleben die ersten frühgeschichtlichen Zeugnisse die von der deutschen Besiedlung des Landes künden. Schliesslich beleuchten zahlreiche Stücke alt-lettischen Bauernschmuckes das Fortleben der heidnischen Kultur in Mittelalter und Neuzeit.

An die vorgeschichtliche Abteilung schliesst das kleine «Runö-Zimmer» an, das eine Wohnstube dieser seit altersher von Schweden bewohnten Insel darstellt; vom anderen Ende aus gelangt man in das Musikzimmer. Hier verdienen die russischen Blasinstrumente erwähnt zu werden, die einem Typus angehören, wie er vor dem Aufkommen der Ventilinstrumente in Gebrauch war; ferner ein von Richard Wagner während seines Aufenthalts in Riga benutzter Dirigentenstab aus dem Besitz des Rigaer Männer-Gesangvereins. Durch eine Barocktür (Ende 17. Jhh.) mit reich geschnitzten Supraporten, die aus dem Besitz der Familie von Sengbusch stammt, wird das Musikzimmer mit dem folgenden Raum verbunden, der als Rigaer Wohnstube um die Mitte des 18. Jhh. eingerichtet ist. Da die Möbel z. T. aus dem ehemaligen Hause der S. Mariengilde stammen, wird er das «Zimmer der Grossen Gilde» genannt. Zu beachten sind auch der Ofen, die Messingkrone (1758) und das Stollenschränkchen.

Über dem Ostflügel des Kreuzganges sind die Kunstgewerbesammlung und die Waffenabteilung untergebracht.

Wenn man zunächst den langgestreckten Kunstgewerbesaal vom Zimmer der Grossen Gilde aus betritt, findet man einen kleinen abgeteilten Raum, der, gewissermassen als Einführung in diese Sammlung, als Zunftzimmer der S. Johannisgilde eingerichtet ist. Auf dem einfachen Tisch mit dem Stuhl des vorsitzenden Mei-



sters die «Lade» und eine Anzahl von Meister- und Gesellenstücken; dahinter an einem Wandregal das «Regiment» und andere dazugehörige Ausstattungsstücke. Es folgen dann, räumlich zu Gruppen zusammengefasst, die einzelnen Zweige des Kunsthandwerks: Kunstschmiede- und Schlosserarbeiten; Hausgeräte aus Messing und Kupfer, darunter als ältestes Stück der Prowestincksche Mörser von 1556; die beachtenswerte Kollektion von Zinngeräten, zum grössten Teil einheimische Arbeiten aus dem 17. und der 1. Hälfte d. 18. Jhh. (die ornamental und figürlich verzierten sog. Kurfürstenteller sind wahrscheinlich Nürnberger Herkunft); dann die Kachelsammlung, die einen allgemeinen Überblick über die Formentwicklung der Kacheln seit der Zeit ihrer frühesten Verwendung in Riga (etwa Anfang 16. Jhh.) bis zum 18. Jhh. vermittelt. — Sehr reich ist die Sammlung von Porzellan und Steingut. Die führenden europäischen Manufakturen sind hier alle mit guten Stücken vertreten. Auf die russischen Erzeugnisse (Kaiserliche Manufaktur Petersburg, Sofronow, Gardner) darf besonders hingewiesen werden. Die sog. Olbia-Vase, eine hellenistische Aschenurne des 3. Jhh. mit der stilisierten Darstellung eines Stillebens in Aquarellmalerei ist ein Fremdling in dieser Umgebung, freilich aber ein sehr kostbarer. Die Vasen dieses Typus gehören ausserhalb der Petersburger Sammlungen zu den grössten Seltenheiten. — Auch die Standvitrine mit Gläsern enthält viele wertvolle Stücke, die aber bei dem herrschenden Raummangel einzeln nur ungenügend zur Geltung kommen. Hier hat auch der kleine Römer Platz gefunden, den nach der bekannten Überlieferung der Zimmermeister Heinrich Wülbern von der Spitze des von ihm 1746 vollendeten Petriturms nach Verlesung des Richtspruches herabgeworfen haben soll. Von der hohen Blüte der Goldschmiedekunst in unserem Lande zeugt die Sammlung von Gold- und Silberarbeiten, meist Werken Rigascher Meister des 17.—18. Jhh. Auch unter den in einem besonderen Schaukasten aufgestellten Uhren, von denen das älteste Stück, ein «Nürnberger Eierlein», der Zeit um 1620 angehört, befinden sich Arbeiten einheimischer Meister.

Die Waffensammlung, eine Schöpfung Carl Gustavs von Sengbusch und seinem Andenken gewidmet, füllt die drei folgenden Säle. In dem ersten Rundzimmer, das mit Abgüssen der Figuren Wolters von Plettenberg und der Madonna (1515) vom Tor-durchgang zum inneren Schlosshof geschmückt ist, sind die ältesten Waffenstücke untergebracht: Helme, Schwerter (Ordensschwert von 1498), ein Beil mit dem Livländischen Ordenskreuz, Streitkolben, ein

Streithammer (Falkenschnabel) — dem 13.—15. Jhh. angehörend; ferner eine Bombarde und Zündkammern des 15. Jhh., Rüstungen aus dem 16. und 17. Jhh. Anschliessend dann in der beiden anderen Räumen die Handfeuerwaffen, die in ihrer zeitlichen Entwicklung von den schweren Wallbüchsen, Radschloss- und Steinschlossgewehren bis zu den Militärgewehren der neuesten Zeit angeordnet sind; eine Sonderkollektion von Armbrüsten, darunter einige Prunkstücke mit reichen Elfenbeineinlagen; eine Sammlung von Hieb Waffen aller Art, vom schweren Zweihänder und Flammberg bis zu den Gala- und Zierdegen des 18. und 19. Jhh. Auch einige Richtschwerter sind ausgestellt, — das eine mit der Jahreszahl 1752 stammt aus der Familie des letzten Rigaschen Scharfrichters Stoff. Eine kleine Gruppe «Weltkrieg» bildet den Abschluss.

Der Weg führt zurück in die Kunstgewerbesammlung und von hier aus in die erst in diesem Sommer neu geordnete Abteilung für Gesellschafts- und Wohnkultur des 18.—19. Jhh. Den Eingang bildet eine Flügeltür mit Rokokoschnitzereien aus dem Tanzsaal des ehemalig herzogl. Kurländischen Lustschlösschens Svētmiža (Schwethof). Es ist ein festlicher Eindruck, den man beim Betreten dieses Saales erhält, dessen vorderen Teil, in sich geschlossen, zwei Gesellschaftszimmer im Rokoko- und Empirestil einnehmen. Die Ausstattungsstücke dieser Räume sind sorgfältig ausgewählt und kommen durch eine neue Beleuchtungsanlage günstig zur Geltung. Man könnte hier fast jedes Stück besonders nennen; doch mag nur auf den «Bausker Schrank» von 1750 hingewiesen werden, der mit seinem reichen Intarsienschmuck das Werk zweier schlichter Handwerker einer kurländischen Kleinstadt ist. Der Saal enthält des weiteren, in Stand- und Flachvitruinen gruppenweise ausgestellt, verschiedene Kostüme des späten 18. und frühen 19. Jhh., Perlen-, Haar- und Seidenstickereien und andere Handarbeiten, Schmucksachen, Prunkkämmen, Fächer, bemalte und geschnitzte Tabaksdosen und Pfeifen und als Sonderkollektion zwei Vitruinen mit Freimaurerinsignien, meist aus den Rigaschen Logen «Zur kleinen Welt» und «Zum Schwert».

Das obere Stockwerk des Museums, vom Riga-Zimmer aus zu erreichen, wird von der Historischen Porträtgalerie und der kirchlichen Abteilung eingenommen.

Die Porträtssammlung enthält in übersichtlicher Anordnung Bildnisse und Büsten von Personen, die sich um unser Land hervorragend verdient gemacht oder in seiner Geschichte eine besondere Rolle gespielt haben. Es sind das nach den Hauptgruppen: im ersten Saal



schwedische, polnische, russische und kurländische Herrscher; Feldherren; Gelehrte und Künstler; Ärzte; im zweiten, dem sog. Landratszimmer, die bedeutendsten Vertreter der Livländischen Ritterschaft von Gustav Baron Mengden († 1688) bis Friedrich Baron Meyendorff († 1911), gegenüber verdiente Vertreter der Stadt Riga und russische Gouverneure.

Die ganze Sammlung muss von historischen und nicht von künstlerischen Gesichtspunkten aus gewertet werden. Eine grössere Anzahl der Gemälde sind gute Kopien; aber auch die Originalwerke sind meist Durchschnittsarbeiten. Rein künstlerisch interessieren am meisten die Pastellporträts des Pastors Johann Friedrich Schilling und seiner Gattin von Karl August Senff; die aquarellierten Bleistiftzeichnungen des Professors Johann Wilhelm Krause und seiner Gemahlin von Gerhard von Kügelgen, das Selbstbildnis des jungen Eduard von Gebhardt, das Porträt des Rigaer Stadtkommandanten von 1656 Valentin von Meyer und auch das grosse Bildnis des Herzogs Wilhelm von Kurland, ein prächtiges Kostümbild aus der 1. Hälfte des 17. Jhh., das recht eigentlich den Mittelpunkt dieser ganzen Sammlung bildet. In einer Doppelvitrine sind Miniaturporträts und Silhouetten des 17.—19. Jhh. ausgestellt, unter denen sich manch gutes Stück befindet. Die Sammlung galvanoplastischer Siegelnachbildungen aus dem 13.—16. Jhh. von Dr. Joh. Sachssendahl, und ebenso eine kleine Schausammlung von Münzen gehören eigentlich nicht in diese Abteilung, doch hat sich einstweilen kein besserer Platz für sie finden lassen.

Die kirchliche Abteilung, erst in neuerer Zeit in einem besonderen Raum vereinigt, wird ganz beherrscht von dem mächtigen und künstlerisch hervorragenden Triumphkreuz von 1380. Dieses Stück verdient umso mehr Beachtung, als sich Triumphkreuze aus so früher Zeit aus dem norddeutschen Kunstkreis nur ganz vereinzelt erhalten haben. Der Vergleich mit einem weiteren Triumphkreuz aus dem 17. Jhh. ist stilistisch und psychologisch sehr lehrreich. Zu den grössten Kostbarkeiten des Museums gehört ferner die sog. Kaiser-Otto-Schale, wahrscheinlich ein Kirchweihbecken, aus dünnem Bronzeblech gefertigt und mit Medaillons Kaiser Ottos I. und reichen Ornamenten verziert. Die Schale ist wohl eine Magdeburger Arbeit der 1. Hälfte des 12. Jhh. und in der Nähe von Fellin gefunden. Auch zwei mittelalterliche Aquamanile müssen besonders genannt werden. Ein Unikum nicht nur bei uns im Lande ist das Kapitell mit der Darstellung der Legende des Mönchs von Heisterbach, eine einheimische Arbeit

des 14. Jhh. aus Wassalemer Marmor. Der Raum enthält auch sonst noch viel Sehenswertes — Kirchenglocken, mittelalterliche Holzskulpturen, alte Messing- und Kupfertaufschalen, Altargeräte des 17.—18. Jhh., Epithaphgemälde, ein Fragment des zerstörten Grabmals Bischof Meinhards (um 1390). Einen jeden älteren Rigenser wird besonders auch die wohlbekannte Figur des «Grossen Christoph» interessieren, der früher als das dritte Wahrzeichen Rigas galt und in seiner Bretterbehausung am Stromufer Gegenstand der Verehrung zahlreicher Gläubiger war. Stark beschädigt zwar, geniesst er nun im kirchlichen Zimmer des Dommuseums sein otium cum dignitate.

Der Rundgang durch die Schausammlungen unseres Museums ist beendet. Es gehören aber zu ihm noch einige wertvolle Sonderkollektionen, die der öffentlichen Besichtigung entzogen, nur auf Wunsch zugänglich gemacht werden.

1) Die Numismatische Sammlung, die von dem Münzward der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde verwaltet wird. Sie geht in ihren Anfängen in die 40-er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, gewann jedoch erst 1901 einen ansehnlichen Umfang, als nach dem Tode von Dr. Anton Buchholtz dessen Münzsammlung laut Vermächtnis in den Besitz der Gesellschaft kam. Die Buchholtzsche Sammlung bildet auch heute noch den reichhaltigsten und wertvollsten Teil unseres Münzkabinetts. Sie umfasst folgende Gruppen: Baltische Münzen und Medaillen; im Baltikum gemachte Funde von Münzen verschiedener Herkunft; schwedische, polnische und litauische Münzen; römische und griechische Münzen und Varia. Über die baltischen Münzen und Medaillen der Buchholtzschen Sammlung liegt ein von dem verstorbenen Münzward Heinrich Jochumsen verfasster Katalog im Manuskript vor; die Drucklegung dieser Arbeit war bisher noch nicht möglich. Dem Jochumsenschen Katalog sind die folgenden Daten entnommen, die ein Bild von der Reichhaltigkeit dieser Sammlung geben sollen. Es sind vertreten: Das Bistum Dorpat mit 655 verschiedenen Stempeln, der Livländische Orden mit 813, das Erzbistum Riga mit 391, das Erzbistum Riga gemeinsam mit dem Orden mit 183, das Bistum Ösel mit 56, die Stadt Riga in der Freiheitszeit (1561—1582) mit 393 verschiedenen Stempeln. Ferner sind vertreten: aus der Zeit der polnischen Herrschaft — das Herzogtum Livland mit 27, Riga mit 538, Kurland mit 294 Stempeln; aus der schwedischen Zeit — das Herzogtum Livland mit 129, Riga mit 541, Reval mit 384, Narva mit 37 Stempeln; dazu Livo-Estonica 23 Stem-



pel; zusammen 4464 verschiedene Stempel. Dazu kommen 345 Medaillen, von denen 131 Personenmedaillen sind.

Anhangsweise mag erwähnt werden, dass das Museum auch eine grössere Sammlung von Siegelabdrücken und Siegelstempeln besitzt.

2) Die graphische Sammlung. Sie umfasst mehr als 2000 Blätter ausser den Dubletten, davon rund 700 Handzeichnungen, das übrige Kupferstiche, Stahlstiche, Holzschnitte und Litographien. Inhaltlich sind es vorwiegend Porträts (1043 Blatt) und Ansichten baltischer Landschaften und Städte; daneben Kirchen, Trachten, Karrikaturen, Pläne und Grundrisse, Varia. Die sorgfältig durchgearbeitete und übersichtlich geordnete Sammlung, deren Benutzung durch einen besonderen Zettelkatalog erleichtert wird, ist eine Fundgrube für jeden, der sich mit baltischer Kulturgeschichte beschäftigt.

Dem Dommuseum angegliedert ist endlich 3) Das Baltische Baudenkmäler-Archiv (B.B.A.), das durch Erweiterung einer von Friedrich Baron Wolff-Lettin angelegten Sammlung von photographischen Ansichten baltischer Baudenkmäler entstanden ist, die später in den Besitz der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde übergegangen ist. Neuerdings sind auch aus der graphischen Sammlung des Museums die älteren früher dort aufbewahrten Bestände an Photographien verschiedenen Inhalts ausgeschieden und dem Baltischen Baudenkmäler-Archiv eingereiht worden, und so ist das Archiv heute bereits weit über den ursprünglichen Rahmen hinaus angewachsen.

Unter den Beständen unseres Museums befinden sich Leihgaben von Privatpersonen und solche aus dem Besitz der Stadt Riga. Der grösste Teil aber ist Eigentum der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, die seit jeher bestrebt war und es auch heute als eine vornehme Aufgabe betrachtet, dieses wertvolle Kulturgut, das ihr gehört oder ihr zu treuen Händen anvertraut ist, weitesten Kreisen zugänglich zu machen und es so in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen.

## Das Baltische Baudenkmäler-Archiv

*Von Burchard von Ulrichen*

Der I. Baltische Historikertag, welcher 1908 in Riga stattfand, stellte bei der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga den Antrag, eine Denkmalpflegekommission ins Leben zu rufen.

Dem Antrag wurde Folge geleistet und 1909 trat diese Kommission zusammen. Die russische Regierung plante damals die Einführung eines staatlichen Denkmalschutzes und die Kommission nahm an den Beratungen hierzu regen Anteil durch Referate auf mehreren Kongressen in Petersburg und Moskau und Mitarbeit bei der Redaktion der Vorlage für die Reichsduma. In der Heimat wurde gemeinsam mit dem Architekten-Verein in Riga, der auch seine Vertreter in der Kommission hatte, gearbeitet. Eine 1911 im Einvernehmen mit dem Konsistorium veranstaltete Kirchenenquôte in Liv-, Est- und Kurland brachte zum ersten Mal einen Überblick über das wertvolle Material, das in den baltischen Kirchen vorhanden war. Zugleich war mit einer Sammlung von Aufnahmen und Aufmessungen älterer Rigascher Bauten begonnen worden. Der Ausbruch des Weltkrieges unterbrach die begonnenen Arbeiten und während der Bolschewikenzeit ging leider ein grösserer Teil des angesammelten Materials verloren.

Als dann endlich wieder ruhige, geordnete Verhältnisse im Baltikum eintraten, gab es nicht mehr drei zusammengehörende Provinzen — sie gehörten der Vergangenheit an. An ihre Stelle traten die neubegründeten selbständigen Staaten Lettland und Estland. Der Denkmalschutz und die Denkmalpflege wurden in beiden Ländern staatlich organisiert und gesetzlich festgelegt. Die in Lettland hierfür begründete Institution, «Izglītības Ministrijas Pieminekļu Valde», hat im Rahmen der ihr zur Verfügung stehenden Mittel eine rege Tätigkeit entwickelt und sich zunächst den ihr naturgemäss näherliegenden vorgeschichtlichen Denkmälern zugewandt. Sie hat aber auch Anregungen auf anderen Gebieten stets ein freundliches Interesse entgegengebracht und private Arbeiten in dankenswerter Weise unterstützt und gefördert. Für das Interesse der lettischen leitenden Kreise an der Erhaltung hervorragender Baudenkmäler spricht die allmählich durchgeführte Wiederherstellung des 1919 abgebrannten Herzogschlosses Jelgava (Mitau) und die Arbeiten zur Erhaltung des Schlosses Rundale (Ruhental).

Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga hat ihre oben geschilderte und durch den Krieg unterbrochene Arbeit mit der Begründung des dem Dommuseum angegliederten Baltischen Baudenkmäler-Archivs wieder aufgenommen. Bei der Anordnung dieser, in erster Linie historischen Zwecken dienenden Sammlung konnte der Umstand nicht ausser Acht gelassen werden, dass bis 1918 die baltischen Provinzen eine mehr oder weniger gemeinsame Entwicklung gehabt haben und dieses sich auch in den Bauten, mit Ausnahme des



Bauernhauses, deutlich ausspricht. Um daher einen Überblick über das baltische Bauwesen gewinnen zu können, musste möglichst alles Material, also auch das estländische, in einer Hand gesammelt werden, wozu die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, welche für die Erforschung der gesamten Heimatgeschichte so viel getan hat, die berufene Stelle war.

Die Begründung des Baudenkmäler-Archivs stand in unmittelbarem Zusammenhang mit einer kleinen Ausstellung von «Bildern landdischer Bauten», die Baron Friedrich Wolff in den Räumen des Dommuseums im Frühling 1924 veranstaltete. Baron Wolff hatte seit 1920 seine beruflichen Fahrten auf dem Lande in Estland dazu benutzt überall photographische Aufnahmen zu machen; von Kirchen, Gutshäusern, Gehöften usw. Der Estländische Gemeinnützige Verband unterstützte diese Arbeit, und der damals das Kunsthistorische Institut der Dorpater Universität leitende Professor Kjellin stellte sie in den Dienst und zugleich unter den Schutz seines Instituts. Um weitere Kreise mit seiner Arbeit bekannt zu machen und die Mittel zur Erweiterung seiner Sammlung zu gewinnen, veranstaltete Baron Wolff an verschiedenen Orten kleine Ausstellungen, denen ein lebhaftes Interesse entgegengebracht wurde. Durch die Besucher wurden ihm vielfach sehr seltene Bilder von bereits vernichteten oder umgebauten Baulichkeiten zugebracht, teils als Geschenk, teils zur Anfertigung von Reproduktionen für die Sammlung, die auf diese Weise wesentlich bereichert wurde. In Riga hatte die Ausstellung einen ganz besonderen Erfolg, neues Material wurde von allen Seiten zur Verfügung gestellt und der Anteil namentlich aller deutschen Kreise war ein unerwarteter. Vereine und Privatpersonen spendeten Mittel zur Vervollständigung der Sammlung, vor allem zur Erweiterung ihres Rahmens auf das ganze baltische Gebiet. Daraufhin gab Baron Wolff seinen Plan, ein Album von Bildern des nordbaltischen Gebiets zu veröffentlichen auf. Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga übernahm seine Sammlung, die, mit den im Dommuseum vorhandenen Beständen vereinigt, den Grundstock des neu begründeten baltischen Baudenkmäler-Archivs bildete. Baron Wolff blieb auch weiter die treibende Kraft dieser Sammlung, die er in unermüdlichem Eifer zu vervollständigen suchte. Seiner zähen Energie ist es zu danken, wenn sie heute gegen 10.000 Nummern erreicht hat und auch die Ordnungsarbeiten, trotz der immer wieder fehlenden Mittel, so weit gediehen sind, dass der weitaus grösste Teil des Materials eingeordnet ist und benutzt werden kann. Die Aufstellung der

Bilder in der Art einer Kartothek in Kästen, nach einzelnen Typen wie Städte, Gutshäuser, Kirchen, Bauernhäuser usw. gegliedert, ermöglicht die Benutzung auch ohne Katalog, doch stehen auch Verzeichnisse nach verschiedenen Gesichtspunkten angeordnet zur Verfügung. Wie schon erwähnt, gehören zum Baudenkmäler-Archiv auch die bereits im Dommuseum vorhanden gewesenen Photographien und Pläne. Unter diesen ist auch das Material der 1918 veranstalteten Liv-Estland-Ausstellung und eine über 1000 Bilder verschiedensten Formats umfassende Riga-Sammlung, deren Einordnung noch nicht beendet ist, die aber sehr wertvolle Bilder von zum Teil nicht mehr bestehenden Bauten und heute gänzlich veränderten Strassenzügen und Plätzen enthält. Als Leihgabe ist dem Baudenkmäler-Archiv eine Sammlung von älteren Photographien des weiland Oberlehrers Emil Schmidt («Album Balticum») angegliedert worden. Durch einen Zettelkatalog ist sie bequem zu benutzen und besonders wertvoll, weil sie in einer Reihe von Alben viele nicht mehr existierende Objekte enthält, die Oberlehrer Schmidt, der die Heimat viel bereist haben muss, im Bilde festgehalten hat.

Die reiche graphische Sammlung des Dommuseums bildet eine willkommene Ergänzung zum baltischen Baudenkmäler-Archiv.

Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga hatte bereits bei der Gründung des Archivs den Plan gefasst, von Zeit zu Zeit Veröffentlichungen einzelner Bautypen, je nach der Reichhaltigkeit des angesammelten Materials, mit fachmännischen Erläuterungen in geschmackvoller Form herauszugeben. Mit unsäglichen Mühen, besonders bei der Mittelbeschaffung, ist es dann auch gelungen in den Jahren 1926—1930 das «Baltische Herrenhaus» in 3 Bänden, bearbeitet von Architekt Heinz Pirang drucken zu lassen. Dies Werk ist so bekannt, dass es nicht nötig erscheint hier näher darauf einzugehen. Die ins Auge gefassten weiteren Veröffentlichungen mussten der wirtschaftlich schweren Zeiten wegen aufgeschoben werden, wenn auch das vorhandene Bildermaterial dafür genügen dürfte.

Es ist hier stets von «Bauten» die Rede gewesen, darum sei noch besonders darauf hingewiesen, dass im baltischen Baudenkmäler-Archiv auch die Landschaft gebührend vertreten ist. Zum Bauwerk gehört die Landschaft, in der es liegt, ebenso wie die Einrichtung und der Hausrat der Innenräume uns den Eindruck des Lebens vermitteln, das sich dort abgespielt hat und daher im Baudenkmäler-Archiv nicht fehlen dürften.



Das Dommuseum bietet uns an Hand schöner Einzelstücke den Überblick über den historischen Entwicklungsgang des Kulturlebens unserer Heimat. Das baltische Baudenkmäler-Archiv bildet die natürliche Ergänzung dazu.

## Die Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga

*Von Albert Bauer*

Nur in ihrem Kern erscheint die Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde heute als eine Spezialsammlung der auf Lettland und Estland bezüglichen Literatur. Im Ganzen ist sie ein ausserordentlich vielseitiges Gebilde. Die Voraussetzung für diese Vielseitigkeit schuf bereits der weite Rahmen, der den Aufgaben der Bibliothek bei ihrer Gründung im Jahre 1834 gegeben wurde: die Bibliothek sollte ihrem Statut gemäss «eine vollständige Sammlung aller gedruckten und handschriftlichen Werke enthalten, welche im weitesten Sinne auf die Geschichte, Altertümer und Literatur der Ostseegouvernements, auf ihre Bewohner im Allgemeinen, sowie insbesondere hinsichtlich verschiedener ausgezeichneten Personen, mit Inbegriff alles zu den Hilfswissenschaften Gehörenden Beziehung haben. Damit war nicht nur die Literatur über die benachbarten Völker und Staaten dem Bereich der Bibliothek eingegliedert, sondern in gleicher Weise das Schrifttum einer jeden Wissenschaft, deren Gegenstand in gleichwelcher Hinsicht die baltische Heimat und ihre Bewohner bildeten, und ein jeder Forschungszweig, der mittelbar diesem Gegenstande dienen konnte.

Dieser in seiner Grosszügigkeit dem weiten Interessenkreise des gebildeten Livländers von 1834 entsprechende Plan liess sich, da die Mittel der Gesellschaft dem Druck des rasch und ständig anschwellenden Stromes wissenschaftlicher Literatur auf die Dauer nicht gewachsen waren, freilich nicht verwirklichen. Er verlieh jedoch der Bibliothek die Möglichkeit, sich in Anpassung an die Umstände, unter denen die Sammlung vor sich gehen musste, organisch zu entfalten, d. h. unbengt durch in's Einzelne gehende beschränkende Bestimmungen alles in sich aufzunehmen, was die wissenschaftliche Teilnahme der Glieder der Gesellschaft wie auch des Kreises der Gebildeten überhaupt in Anspruch nahm. Sie konnte sich zu einer Bibliotheca Livonica in umfassendem Sinne entwickeln, als sie ursprünglich gedacht wor-

den war, und in ihren vielen Lücken wie in manchem Überfluss — jedoch mit dem stets dominierenden Grundton des historischen, auf die Heimat gerichteten Interesses — ein treues Spiegelbild der wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft und zugleich der diese gelegentlich fördernden, häufiger aber hemmenden Bedingungen wirtschaftlicher Natur werden.

Die ersten Erwerbungen der Bibliothek fallen in eine Zeit, in der die wertvollen Bücher und Handschriften erst zu einem verhältnismässig geringen Teil in den Besitz öffentlicher bzw. Vereinsbibliotheken gelangt waren (neben der Stadtbibliothek in Riga und der Universitätsbibliothek zu Dorpat war als erste Vereinsbibliothek die Sammlung der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst damals erst im Entstehen). Das Meiste dagegen lag noch gleichsam herrenlos, unerkant und ungeschätzt in Stadt und Land zerstreut oder aber befand sich im Besitz einzelner gelehrter Sammler. Erinert sei, um nur die grössten und wertvollsten dieser Privatbüchereien zu nennen, an die Sammlungen von Johann Christ. Brotze, Liborius Bergmann und Joh. Fr. v. d. Recke, die nachmals in den Besitz der Stadtbibliothek zu Riga, der Bibliothek der livländischen Ritterschaft und des Museums zu Mitau übergegangen sind. Zwei solcher Privatsammlungen waren es, die bald nach der Gründung der Gesellschaft von ihr als Grundstock für die Bibliothek angekauft wurden. Die eine hatte Johann Gotthard Schweder, Pastor zu Loddiger und Treiden († 1833), bei den Zeitgenossen als Liebhaber der vaterländischen Geschichte bekannt, zusammengebracht; die andere stammte aus dem Besitz des Pastors Gustav Bergmann in Rujen († 1814). Beide Sammlungen, insgesamt etwa 6000 Bände zählend, enthielten in der Hauptsache in Livland gedruckte bzw. auf livländische Geschichte und Literatur bezügliche Bücher und Handschriften; vorzüglich die Bibliothek Schweders stand im Rufe, eine in seltenem Masse vollständige Sammlung von Livonica zu sein, wertvoll besonders durch ihre zahlreichen Drucke aus der Mollinschen Offizin.

In rascher Folge sind dann weitere Sammlungen, ganz oder in Teilen, auf dem Wege des Ankaufs oder durch Schenkung hinzugekommen. Um den Wert dieser Erwerbungen zu kennzeichnen, genügt es, die Namen einiger der Männer zu nennen, aus deren Besitz sie stammten: Generalsuperintendent Karl Gottlob Sonntag († 1827), Landhofmeister Friedrich Sigmund von Klopmann († 1856), Mitstifter und Direktor der Gesellschaft, dessen Sammelarbeit auf dem Gebiete der Genealogie und Gütergeschichte Kurlands den Anfang zur Er-



schliessung der Gutsarchive, einer der wichtigsten Quellen der Landesgeschichte, gemacht hat; Johann Friedrich von der Recke († 1846) dessen bereits erwähnte Urkunden- und Bücherkollektion der Grundstock der Bestände des Mitauer Museums wurde; der Geschichtsforscher Theodor Kallmeyer, Pastor zu Landsen († 1854). Es liegt auf der Hand, dass diese, aus den individuellen Neigungen und Interessen ihrer Schöpfer — Männer von weitem geistigen Horizont — hervorgegangenen Sammlungen weder auf die livländische Literatur im Besonderen beschränkt, noch auch im Wesentlichen untereinander völlig gleichartig gewesen sind. So bilden beispielsweise die Werke zur Geschichte und Geographie Russlands einen beträchtlichen Bestandteil der Bibliotheken von Sonntag und Bergmann; Schweder weist seinerseits viel Polnisches auf, und bei Klopmann, Recke und Kallmeyer dominieren naturgemäss die kurländischen Interessen. Der Bestand der Bibliothek ist durch die Eingliederung dieser Privatsammlungen jedoch nicht etwa buntscheckig geworden: die Sammlungen ergänzten sich vielmehr gegenseitig und auch die hier und da entstehenden Aussenposten standen, als Zeugen für die Interessen oder die Lebensumstände eines baltischen Gelehrten, mit dem Ganzen in einem organischen Zusammenhang.

Auf dieser, durch die Sammlungen der ersten Zeit geschaffenen Grundlage hat die Gesellschaft dann ihre eigene Bibliothek errichtet. Es hiesse das Wesen dieses Instituts völlig missverstehen, wenn man sich mit der Feststellung zufrieden gäbe, dass hier durch Schenkung, Tausch und Ankauf im Laufe von hundert Jahren so und soviel Bücher und Handschriften mehr oder weniger einheitlichen Ursprungs und Inhalts zusammengebracht worden seien. Schenkung, Tausch und Kauf haben bei dem Aufbau der Bibliothek lediglich als äussere Handhabe der Besitzergreifung gedient. Die Schaffung der Bibliothek geschah durch Arbeit und von hier aus gesehen, erscheint sie als eine wissenschaftliche Leistung, die neben den anderen Leistungen der Gesellschaft, dem Museum, den Urkundeneditionen, den «Mitteilungen» und «Sitzungsberichten», der Arbeit auf dem Gebiete der Organisation der historischen Wissenschaft usw. einen besonderen Platz einnimmt.

Die Arbeit, die von den Privatsammlern früher geleistet worden war, wird von der Gesellschaft übernommen und in weiterem Rahmen fortgeführt. Und in gleicher Weise wie bei jenen das individuelle Interesse, die persönlichen Bedingungen massgebend für den Bestand ihrer Sammlungen waren, so formt sich die Bibliothek im Ganzen

wie in ihren einzelnen Teilen gemäss den Aufgaben, die sich die Gesellschaft stellt, und nach den Interessen, die ihr von ihren tätigen Gliedern mitgeteilt werden. Aus der Arbeit und für die Arbeit an der Erhaltung und Pflege der Überlieferung und an der Erforschung der baltischen Geschichte entsteht der Kern der Bibliothek, die Sammlung der «Livonica». Ein aufmerksames, mit gründlicher Personenkenntnis verbundenes Studium der Bibliotheksberichte und Akzessionskataloge würde zweifellos eine Reihe von Beispielen dafür erbringen, wie die persönliche wissenschaftliche Arbeit dieses oder jenes Mitgliedes zur Erwerbung einer kleineren oder grösseren Sammlung von Literatur geführt hat. Von den umfangreichen und wertvollen, mit den Namen hervorragender Mitarbeiter aufs engste verknüpften Einzelsammlungen sei, um einige Beispiele anzuführen, zunächst etwa die grosse Urkundensammlung erwähnt, die mit ihren 31 Folianten in Königsberg und anderen Archiven hergestellter Urkundenabschriften, ferner den Abschriften von Hermann Hildebrand, Philipp Schwartz, Leonid Arbusow sen., Oskar Stavenhagen, Hermann v. Bruiningk die Grundlage der von der Gesellschaft geleiteten Urkundenedition bildet; dann der Nachlass von Anton Buchholtz, eines der fruchtbarsten Glieder der Gesellschaft, mit seinem reichen Material zur Topographie des alten Riga, die Nachlässe von Georg Berkholz, Carl Schirren, Hermann v. Bruiningk, Leonid Arbusow sen.; in der Büchersammlung die wertvolle numismatische Bibliothek desselben Buchholtz und die sprachwissenschaftlichen und ethnographischen Bestände aus dem Nachlass von Berkholz. Auch die zahllosen Autorenexemplare sind ein Zeuge für das starke persönliche Moment, das im Aufbau der Bibliothek eine Rolle spielte. Eine Leistung der Gesellschaft als solcher, bei der der persönliche Anteil der Mitglieder mehr in den Hintergrund tritt, ist der Erwerb weitschichtiger Büchermassen auf dem Wege des Austauschs mit den Schwestergesellschaften und einer Reihe öffentlicher und privater Institute, ferner durch die zahlreichen Schenkungen aus dem weiteren Kreise der an der historischen Forschung interessierten Freunde der Gesellschaft.

Ähnlich ist auch die Entstehungsgeschichte der übrigen Abteilungen: Bibliographie, Sprachwissenschaft, die Sammlungen zur deutschen, russischen, polnischen und skandinavischen Geschichte. Wie in der Abteilung für Sprachwissenschaft die Sammlung für deutsche, lettisch-litauische und estnisch-finnische Philologie nicht etwa planmässig bevorzugt, sondern gleichsam durch die natürliche Auswahl die umfangreichste geworden ist, so überwiegen in der Geschichte die



Russica, Polonica, Scandinavica und in der deutschen Geschichte die Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte des Ordenslandes, Preussens und der nord- und mitteldeutschen Landschaften, m. a. Worten: es sind das Nebensammlungen, entstanden und ausgebaut im Interesse der von der Gesellschaft gepflegten baltischen historischen Forschung. Das persönliche Moment tritt in diesen Abteilungen naturgemäss schwächer in Erscheinung, der Austausch, dem vorzüglich die russische Sammlung ihre für die Forschung unentbehrlichen Reihen der Publikationen gelehrter Gesellschaften verdankt, steht im Vordergrund. — In engster Verbindung wiederum mit dem Grundstock der Bibliothek steht schliesslich der Handapparat; entstanden aus dem zunehmenden Bedürfnis nach Benutzung der wachsenden Büchersammlungen in einem der fortschreitenden Wissenschaft sich anpassenden Sinne, enthält er die unentbehrlichen Nachschlagewerke, Zeitschriften, Quellenpublikationen und Handbücher aus dem Gebiet der Hilfswissenschaften.

Den Bestand einer Bibliothek von 70.000 Bänden zu schildern, ist ein schwieriges Unternehmen: man läuft dabei Gefahr, entweder den Akzessionskatalog vorzutragen oder aber die Raritäten anzupreisen und damit irrige Vorstellungen von der Bedeutung des Ganzen zu erwecken. Mir schien es nützlicher und zugleich im Anlass der Jahrhundertfeier der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde angemessener, den Versuch zu machen, über das Wesen der Bibliothek, ihr Werden, und damit auch darüber, was sie künftighin sein wird, Klarheit zu verschaffen. Nicht selten hört man über sie klagen. Als «Tal der Tränen» ist sie gelegentlich bezeichnet worden, wenn das gewünschte Buch nicht vorhanden war, oder noch schlimmer, als «Spezialbibliothek für Desiderata». In der Tat — sie ist kein Bücher-silo, in welchem man ein jedes erdenkliche Buch finden kann. Sie ist ein Organismus, dem, wie das ja nicht anders sein kann, manche Unzulänglichkeit anhaftet, dessen Erbmasse jedoch als geistige Arbeit eines Jahrhunderts nicht nur einen Kulturwert von Rang darstellt, sondern, worauf es vor allem ankommt, heute noch lebt und entwicklungsfähig ist. Es ist unsere Aufgabe: die Aufgabe der Gesellschaft und eines jeden ihrer Mitglieder, ihr durch unsere Arbeit neuen Inhalt zuzuführen, sie als Arbeitsinstrument und zugleich als Bewahrerin geschichtlicher Überlieferung zu erhalten.



Empirezimmer — Dom-Museum



Rokokozimmer — Dom-Museum



# Lettische bildende Kunst

von Theodor Kraus

## 1.

Fassen wir die bildende Kunst der Letten in ihrem Verlauf ins Auge, so scheint es schwer, dem Vielartigen gegenüber den richtigen Standpunkt einzunehmen. Die Kritik des Tages darf hier nicht gelten; aber welche?

Ein kleines Mädchen, dem ich neulich mein Atelier zeigte, war sichtlich durch die Menge der Bilder beunruhigt, und fragte schliesslich ganz unglücklich: wozu macht man das alles eigentlich? Auf meinen erstaunten Blick hin antwortete sie sich dann selbst mit den Worten: «Ach so, um es an die Wände zu hängen.» Da uns eine solche Begründung nicht genügen kann, wollen wir auf die Frage eingehen. Wozu macht man so etwas, -- und was und warum ist Kultur überhaupt? Fühlen wir uns gezwungen, Kultur als Auswirkung eines Seelentriebes, je nach Eigenart ihrer Träger, anzusehn, so fällt das «Warum» damit in den Papierkorb alles Unbeantwortbaren. Kultur geschieht sozusagen auf höheren Befehl. Wäre sie nur diesseitig, aus dem Nahrungstrieb herzuleiten, so stünden nicht Religionen und Künste an ihrer Spitze. Die Kunst als das Ergebnis eines unwiderstehlichen Seelentriebes bedarf also keiner Begründung und unsere Berechtigung zur Kritik ihr gegenüber begrenzt sich eigentlich mit der Frage, wie weit dieser Trieb rein zum Ausdruck kommt.

Ein Volk sowohl, als auch der einzelne Künstler, hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zur eigenen Form. So trennen uns auch die einzelnen Sprachen, und dienen doch der Bereicherung des Ganzen; so weichen die Kulturen von einander ab, und erfüllen das Dasein mit umso grösserer Farbigkeit. Der Künstler hat also das Recht zum eigenen Ausdruck, sofern dieser seinen Seelengehalt am reibungslosesten äussert und am reinsten widerspiegelt. Aber so wie die Sprachen nicht der Willkür, sondern einem Übereinkommen unterliegen, so öffnen sich auch die Kulturen einander und befruchten sich gegenseitig. Das lettische Volk sah sich in seinem nationalen Entwicklungsdrang zwei grossen Nachbarn mit reichem Kulturgut gegenüber und neigte aus naheliegenden Gründen Russland zu. Unter russischer Begünstigung wuchs der lettische Nationalismus; die räumliche Nähe und die frischerblühende russische Kunst, sowie der üppige Nährboden des weiten Reiches gaben dem Betätigungsdrang der Letten ein weites und lohnendes Feld. So kam es, dass zu der bis-

herigen deutschen eine französisch-russische Beeinflussung Geltung gewann.

## 2.

Die Petersburger Akademie der Künste, vorher noch pseudoklassisch befangen, hatte von Frankreich her den frischen Wind des Impressionismus aufgefangen und entwickelte eine volkstümliche Malerei, die sich würdig neben die machtvolle Dichtung stellen durfte. In diese Zeit eines leuchtenden Aufstiegs führte ein günstiges Geschick viele junge lettische Talente. Die lettische Kunst beruft sich auf zwei Vorläufer. Professor Karl Huhn, 1830—1877, und Professor Julius Fedders, 1836—1909. Beide gehören zur Petersburger Akademie. Ihre Kunst steht auf der Höhe der Zeit, aber national betont ist sie nicht, wenn auch Fedders heimatliche Motive bevorzugt. Dem erwachenden lettischen Nationalismus geben erst Alksne und Baumann einen bildlichen Ausdruck.

Adams Alksne, 1864—1897, und Arturs Baumanis, 1866—1904, Beide sind mehr zeichnerischer Qualität. Viele ihrer Bilder dienen der Beleuchtung lettischer Vergangenheit, aber zu voller Entwicklung sind sie nicht gekommen, da ein früher Tod ihr Schaffen unterbrach. Zu diesen beiden gesellen sich Rosentāls, Walters, Purvits, Sarrinš, Romans, Tilbergs und andere. Diese ersten Künstler hatten es schwer; viele mussten sich aus ärmlichen Verhältnissen zum Erfolg durchhungern, was manchem von ihnen auch den frühen Tod gebracht haben mag. Diejenigen, welche durchhielten, konnten es der robusten Kraft danken, welche die Arbeit von Generationen aus der heimatlichen Ackerscholle gewinnt.

Die erste Phase der lettischen Malerei unter Führung der russischen zeigt gleich dieser dieselbe herbe Naturverbundenheit, dieselbe schwungvolle Breite des farbensatten Pinsels, dieselbe Bevorzugung schlichter Motive und dieselbe Allgemeinverständlichkeit. Sie ist die Sprache des Landmenschen zum Landmenschen und findet daher weiten Widerhall. Trotz der Anlehnung an die grosse Nachbarkunst zeigen sich aber schon Unterschiede, etwa wie der lettische Bauer sich vom russischen unterscheidet, nicht rein äusserlich, sondern durch den Ausdruck des Gesichts. Der junge lettische Staat konnte daher mit offenen Armen auch eine lettische bildende Kunst begrüßen. In ihrem Vordergrund stehen die Namen Rosentāls und Purvits.

Jānis Rosentāls, 1866—1914, hat als Sohn eines armen Dorfschmiedes in Kurzeme (Kurland) sich durch kümmerlichste Brotberufe durcharbeiten müssen, um zur Kunst zu gelangen. Als er endlich seinen



Platz an der Petersburger Akademie gefunden hatte, stieg er schnell auf, wandte sich aber mit seinem ersten grösseren Bilderfolg, «Nach dem Gottesdienst», wieder der engeren Heimat zu und hat ihr und seinem Volk in hingebender, vielseitiger Arbeit redlich gedient. In Genre, Portrait, Landschaft und dekorativer Malerei übt er denselben weichen Schwung in feiner Farbigkeit und vertritt auch schriftstellerisch seine Überzeugung. Der Weltkrieg treibt ihn wieder ins weite Reich und schon 1914 ereilt ihn der Tod.

Wilhelms Purvits (1872 geboren), trifft ein günstigeres Los. Als einer der besten Schüler des ersten impressionistischen Landschafters Kuindschi, erhält er ein Stipendium der Petersburger Akademie, bereist Deutschland, Frankreich und Italien, und trägt durch Ausstellungen seinen Ruf über die engeren Grenzen der Heimat. In Riga findet er grossen Schülerzulauf, wird Lehrer und später Direktor der städtischen Kunstschule und erhält nach der Gründung des lettländischen Staates mit der Professorenwürde die Leitung der neuerrichteten Akademie. Seine Künstlertätigkeit wird zwar auch noch durch den Direktorposten am städtischen Museum und Verpflichtungen an der Hochschule beschränkt, doch bei seinem treibenden Schaffensdrang nicht unterbunden. Besondere Bewunderung erregten seine Vorfrühlingsbilder, die in ihrer Naturwärme und ihrer von Jahr zu Jahr gesteigerten Farbigkeit das ganze Entzücken des Nordländers am überwundenen Winter und der siegreichen Sonne atmen.

Alexanders Romans, 1878—1911, ist Rosentāls in seiner Kunst verwandt, erliegt aber früh drückenden Verhältnissen. Jānis Walters übt einen feinen, hauchigen Impressionismus, doch siedelt er schon vor dem Kriege nach Deutschland über. Roberts Tilbergs, 1880 geboren, erweist sich als machtvoller Techniker. Im Portrait und Genre zeigt er glänzende Zeichnung und Farbigkeit und beweist auch als Bildhauer seine Vielseitigkeit. Seine beiden grossen Portraits von Rainis und Linde gehören zum Besten, was das Rigaer städtische Museum aufzuweisen hat. In naturnaher Richtung folgen noch Kalve, der als Maler und Dichter gleichbekannte Jaunsudrabiņš und Lielaus. Der kräftige Miesnieks, der farbenfrohe Elias, der wuchtige Annus, der vielseitige Brencens, wie auch Kundziņš sind schon auf der Suche nach neuen Wegen, mit stark betonter Zeichnung und Farbe, halten aber noch den Zusammenhang mit dem Bisherigen.

Die Reihe der Graphiker eröffnet Richards Sarrinš, 1864 geboren. Schwer um sein Dasein ringend, hat auch er den Weg zur Kunst erklommen und schliesslich durch ein Reisestipendium der

Stieglitzschen Kunstschule in Petersburg eine weitere Ausbildung in Wien und Paris gefunden. Als Leiter an eine Abteilung der Expedition der Kaiserlichen Staatspapiere berufen, hat er langjährig dort gewirkt, um später dem lettländischen Staat in gleicher Arbeit zu dienen. Er arbeitet darüber hinaus auch als Professor an der Akademie. Seine Naturliebe treibt ihn zu träumerischen Waldwinkeln und rieselnden Bächlein, die er in mehr deutscher als russischer Fassung gibt. Üders, † 1915, schildert Volksleben mit düsterem Einschlag. Julius Madernieks, 1870 geb., entwickelt das lettische Ornament und ist als Kunstkritiker geschätzt. Einen besonderen Platz beansprucht Sigismunds Widbergs, der seine drastische Erotik so fein ästhetisch überspinnt, dass sie kaum anfechtbar erscheint.

Rudolfs Pērle, in zarten Farbenphantasien, und Hermanis Grünbergs als vielversprechender Dekorateur, erhoben sich zu leider kurzem Fluge. Auf dem Gebiet der Theaterdekoration wirken mit schönstem Erfolg Jānis Kuga und Ludolfs Liberts, und in der beachtenswert aufstrebenden Keramik bemüht sich Cīrulis um einen lettischen Stil.

Mit der Malerei vollzieht sich mittlerweile ein Wandel. Der im Westen kühn aufspringende Expressionismus gewinnt auch in Russland an Boden und wird von den jungen lettischen Künstlern leidenschaftlich aufgegriffen. Es waren nicht unfähige Leute, die sich mit ihm befassten: Woldemars Matvejs, 1877—1914, in Russland unter dem Namen Wladimir Markow dem Sojus Molodeschi angehörig. Mit Pinsel und Feder kämpfte er für eine neue Richtung, deren Wurzelboden er aus dem Studium der Kunst primitiver Völker herleitet und zieht als starkes Farbentalent seine jungen Volksgenossen auf diese Bahn. Josefs Grosswalds folgt in Paris den neuesten Kunstwegen, wird dann durch die Unruhen der Kriegsjahre in der weiten Welt umhergetrieben, und erliegt, nach Paris zurückgekehrt, einem frühen Tode. In einer Gruppe folgen die Namen Kasaks, Cielavs, Ubans, Tone, Skulme, Markuads, Filka u. a. Alle diese fraglos talentvollen Leute gehen unter hartem Denken und Wollen für den Expressionismus mutvoll in den Kampf. Viele von ihnen erkennen heute aber schon die Kürze dieser Bahn und kehren zu lebenswärmerem Ausdruck wieder zurück.

### 3.

Der Kampf der Ismen ist ausgekämpft. Im Grunde nur Teile eines Ganzen, wurden sie von der Hast einer endenden Periode zum Einzeldasein aufgerufen. Welcher Schaffende bewegte sich nicht zwischen



Impression und Expression, zwischen Eindruck und Ausdruck? Nur einseitige Betonung ergab die Richtungen und Gegensätze. Während aber der Impressionismus noch lebenswarm und naturnah einen letzten Aufstieg bedeutet, sind alle seine gegnerischen Ausstrahlungen schon mit dem Stempel des Abstieges gezeichnet. Der Expressionismus läutet einen Abend aus, nicht einen Morgen ein. Eine übermüdete Zeit ruft mit der Vorahnung einer kommenden erregt nach neuen Formen, ist aber nicht im Stande, sie hervorzubringen. Sie erreicht nur Konstruktionen. Das Zukunftsbild sozialer Einigung wird zu internationaler Gleichmacherei verzerrt, und deren geistige Exponenten können einer völkischen Kunst nicht mehr dienen. Alle extremen Richtungen wachsen aus dem gärenden politischen Boden, aus der Ablehnung eines seichten Naturalismus und öder Nachahmerei. Aber sie wachsen auch aus dem Geltungsbedürfnis der Vielzuvielen.

Die in dieser Übersicht genannten Künstler sind nicht ranggemäss angeführt, sondern als Beispiele richtungsgebender Energien für den Gang der lettischen darstellenden Kunst; die Zahl der Tüchtigen ist mit ihnen noch lange nicht erreicht. Nun denke man sich zu dieser Menge noch deutsche, russische und jüdische Maler, und man wird einsehen, dass das kleine Land reichlich mit Kunst versorgt ist. Alle diese vielen tun sich zu Gruppen zusammen und rufen in Ausstellungen jahraus, jahrein das nicht sehr grosse Publikum an.

Es ist auffallend, wie freigebig das Schicksal Perioden bestimmter Kulturzweige durch Geburten schöpferischer Kräfte zu versorgen pflegt. In Lettland scheint das besonders überreich der Fall. Die ersten lettischen Maler haben als Sendlinge ihrem Rufe treu den Lorbeer schwer erkämpft und wohl verdient. Ihr endlicher Erfolg trieb so viele auf die gleiche Bahn, weil ein junges Volk, der Scholle noch nah, mit frischen Sinnen und willigen Händen Talente für die bildende Kunst reichlich hergibt. Der neue eigene Staat erfüllte zudem die Jugend mit manischem Auftrieb, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie durch den Erfolg der älteren Maler und die eigene Menge eingengt, auch im Wunsch, den europäischen Entwicklungsgängen nicht nachzustehn, die grellen Ausdrucksmittel übernahmen, sich damit freilich von einer Heimatkunst entfernten. Sie sind, der Zeit hingegeben, intellektuellen Kombinationen nachgegangen, und nicht der schlichten Schau innersten Triebes; doch ihre Arbeit ist nicht ohne Frucht geblieben. In der Betonung von Komposition, Linienführung und Farbe haben sie der dekorativen Kunst viele Werte zugeführt und dieselbe zu frischer Blüte angefacht. Mit Goethe, der seine jungen dichtenden

Zeitgenossen bedauert, da ihnen schon alles vorweggedichtet sei, könnte man meinen, dass auch die jungen lettischen Maler in ähnlicher Lage seien; doch bleibt auf manchen Gebieten noch viel zu tun, und der Verinnerlichung ist nicht so bald eine Grenze gesetzt.

Eines befremdet an der lettischen Malerei: dass sie sich nicht mit demselben natürlichen Interesse der reichen Quelle des Bauernlebens hingibt, wie die Dichtung. Lielavs schien mit seinem derben Humor in dieser Richtung zu schönen Hoffnungen zu berechtigen, doch fand er wohl nicht viel Anklang und ist nach Russland verzogen. Vielleicht treibt eine brünstige Verstädterung von dieser Kraftquelle ab, und nur die Landschaftsmalerei, die allerdings bei weitem vorherrscht, bringt uns in immer wechselnder Fassung den Duft des Heimatbodens nah.

Die Plastik gibt naturgemäss weniger Künstlern Raum, weist aber sehr beachtliche Kräfte auf. Die Namen Gustavs Škilters, Teodors Zalkalns, Emils Melders, Konstantins Ronczewski, Burchards Dzenne, Richards Maurs, Kārlis Sahle u. a., gehören zu den stärksten Trägern lettischer Kunst; ihre Werke schmücken Museen und Bauten und werden in kommender Zeit wohl den Stadtbildern noch grösseres Ansehn verleihen. An der Akademie wirken der robust-ruhige Dzenne und der feine, bewegliche Ronczewski. Am Heldenfriedhof ragen die machtvollen, monumentalen Gestalten Sahle's in schlichter Würde. Viele dieser Künstler konnten von einer Leuchte wie Rodin nicht unbeeinflusst bleiben, haben sich aber zu einer eigenen Sprache durchgearbeitet, und suchen in monumentaler Vereinfachung ihren Weg. Auch die spielerischen Experimente der letzten Epoche haben nicht gefehlt, doch lässt das Gebiet der plastischen Gestaltung freilich solchen schon aus praktischen Gründen keinen weiten Raum.

Ob wir von der Zukunft ganz neue Formen zu erwarten haben, wer kann das sagen? Von der Natur, der sichtbaren Welt darf sich die darstellende Kunst nicht zu weit entfernen, ohne die Gefahr, in Leerlauf zu geraten. Es sei denn, sie entschlösse sich dazu, eine rein dekorative Richtung anzunehmen. Sollte aber unser Leben sich zu begeisternden Wandlungen erheben, so wird auch die Kunst Formen finden, dasselbe zu preisen.



## POLITISCHE CHRONIK

### LETTLAND

#### *Aussenpolitik*

Über die Probleme der lettländischen Aussenpolitik hielt am 11. Oktober d. J. nach seiner Rückkehr aus Genf der Generalsekretär des Aussenministeriums Munters eine Rundfunk-Rede von grundsätzlicher Bedeutung. In dieser Rede wurde der Zustand Europas einem Kaleidoskop verglichen. Jeder Tag könne ein neues Bild durch wechselnde Anordnung der einzelnen Bestandteile ergeben. Innerhalb dieser Umgruppierung, von der nur der Ausgangspunkt bekannt ist, d. h. der durch die Friedensschlüsse des Weltkrieges geschaffene Zustand, nicht aber das Endziel oder auch nur die inneren Gesetzmässigkeiten der Bewegung, wird Lettland an seiner Völkerbundslinie festhalten. «Die kleineren Staaten können das Anwachsen der Zahl der Völkerbundglieder nur begrüssen, weil damit die Bedeutung und die Autorität des Völkerbundes wächst. Mit seiner moralischen Autorität schützt der Völkerbund die prinzipielle Gleichheit seiner Glieder, ohne Rücksicht darauf, dass nach dem Masstabe der realpolitischen Kräfte solch eine Gleichheit nicht besteht . . .»

Die zweite Konstante im Zuge der lettländischen Aussenpolitik ist die Zusammenarbeit der baltischen Staaten. Sie hat im Abschluss des Freundschaftsvertrages zwischen Lettland, Litauen und Estland ihren äusseren Ausdruck gefunden. Mit Absicht wurde die Unterzeichnung dieses in Riga abgeschlossenen Vertrages in Genf vorgenommen. Grade an diesem Orte muss die Zusammenarbeit der baltischen Staaten eine Vergrösserung des gemeinsamen Gewichts erbringen: «Es ist ein Vertrag, der unseren Bestrebungen entspricht, der mit dem Willen unserer drei Völker und dem Instinkt der nationalen Selbständigkeit zusammenfällt. Welchen Inhalt wir ihm geben werden, wird von uns selbst abhängen».

#### *Keine „intelligenten Arbeitslosen“*

In den Jahren 1930—1933 hat in Lettland Arbeitslosigkeit bestanden. Es handelte sich um etwa 20.000 registrierte Arbeitslose, die zwecks Linderung der Not von der Regierung bei Notstandsarbeiten beschäftigt wurden. Heute ist die Zahl der Arbeitslosen stark gesunken, so dass von einer Arbeitslosigkeit nicht mehr gesprochen werden kann. — Eine Ausnahme bildeten bis vor kurzem die als «Intelligente Arbeitslose» Registrierten, die ein bestimmtes Mass an Schul-

bildung aufweisen konnten. Es handelte sich um etwa 4000 Personen. Laut Beschluss des Ministerkabinetts vom 25. Oktober werden die als arbeitslos registrierten Studenten aus der Zahl der Arbeitslosen gestrichen und gleichzeitig der Universität 500 Stipendien in der Höhe von Ls 50.— monatlich zur Verteilung an diese Studenten übergeben. Ferner wurden von etwa 2300 «intelligenten Arbeitslosen», die bisher als Hilfsarbeiter in staatlichen Institutionen untergebracht waren, 1800 Personen diesen Ressorts als ausseretatmässige Beamte zugeteilt. In Zukunft wird die gesonderte Registration der intelligenten Arbeitslosen nicht mehr vorgenommen werden. — Die Anzahl der deutschen intelligenten Arbeitslosen ist infolge von Entlassungen gestiegen. Diese scheuen nach wie vor eine offizielle Registration.

### *Staatsfeiertage*

Das Gesetz über die Staatsfeiertage ist am 25. Oktober durch die Regierung einer Änderung unterzogen worden. Der 26. Januar, zum Andenken an die de jure-Anerkennung Lettlands ist aus der Zahl der Feiertage gestrichen. Der 15. Mai ist zum Staatsfeiertag erhoben worden zum Andenken an die Bildung der nationalen autoritären Regierung. Der 22. Juni, der als Gedenktag des Sieges der lettischen Nordarmee über die Landeswehr gefeiert wurde, wird gestrichen. An seiner Stelle wird der 11. August resp. der nächstfolgende Sonntag, der Tag des Friedensschlusses mit Russland als Feier der Befreiung festgesetzt. Die letztgenannte Massnahme wird in der Presse so motiviert, dass der 22. Juni als Episode anzusehen ist und durch die Teilnahme der Esten zu verschiedenartiger Beurteilung Anlass gegeben hat. Der 11. August besiegele jedoch die Loslösung Lettlands von Russland, welches über 200 Jahre Herrscher im Lande war.

### *Meliorationen*

Untersuchungen des Tirul-Sumpfes südlich von Riga und Meliorationsversuche haben ergeben, dass eine Trockenlegung technisch durchführbar ist, da die tiefsten Stellen etwa 5 m über dem Meeresspiegel liegen. Es wird daran gedacht, dieses Gebiet, das heute der Stadt Riga gehört, durch Tausch in staatlichen Besitz zu bringen. Die Meliorisierung dieses Sumpfigebietes würde weite Flächen ausserordentlich günstig gelegenen Landes der Landwirtschaft zuführen.

Das flache Land steht im Zeichen der Realisierung der Ernte. Berge von Zuckerrüben erheben sich an den Stationen. Karawanen von Fuhren ziehen zu den Städten. Allein Brotgetreide ist schon für



15 Mill. Lat von der Regierung angekauft worden. — Im ganzen Lande haben im Oktober die neuen von der Regierung ernannten Gemeindeverwaltungen ihr Amt angetreten.

### *Presse*

In einer Rede vor den Vertretern der Presse umriss am 29. Oktober Ministerpräsident K. Ulmanis die Aufgaben der Presse. Die Einheitlichkeit des gemeinsamen Arbeitszieles, dass «alles für Lettland» getan werde, hätte auch der Presse eine grosse Verantwortung auferlegt. Die Presse müsse im Kontakt mit der Regierung für eine richtige Information des Volkes über die Massnahmen der Regierung sorgen. Gleichzeitig sei eine positive Kritik zugelassen. Das Hauptaugenmerk solle die Presse aber der Erziehung des Volkes zuwenden, und hierbei vor allem an der Hebung des Selbstbewusstseins des Volkes arbeiten.

### *J. Rubert †*

Am 1. November verschied Prof. Dr. J. Rubert. Professor J. Rubert studierte in Dorpat Medizin, war Landsmann der «Lettonia». Nach erfolgreicher Arbeit in Russland, wo er in Kiew Direktor der Universitätsklinik und Professor für Ophthalmologie war, kam er als Professor an die Lettländische Universität. Prof. Rubert wurde allgemein und auch in deutschen Kreisen als Wissenschaftler und Mensch geschätzt. Als Rektor der Universität trat er für eine Verständigung der deutschen und lettischen Korporationen ein.

### *Schwarze Börse ausgehoben*

Durch eine gründlich vorbereitete Aktion der Polizei wurden am 2. November in Riga 41 Glieder der schwarzen Börse, durchweg Juden, auf frischer Tat beim Valutahandel ertappt. Während der grösste Teil administrativ mit insgesamt etwa 73 000 Lat bestraft wurde, sollen etwa 15 Personen dem Untersuchungsrichter zugeführt werden. Wie verlautet, soll die Aktion gegen den unerlaubten Valutahandel mit grosser Energie fortgesetzt werden.

### *Baltischer Vertrag*

Am 3. November wurden in Riga die Ratifikations-Urkunden des Verständigungs- und Zusammenarbeits-Vertrages zwischen Lettland, Estland und Litauen ausgetauscht. Dieses kann positiv als Beginn der

Politik bezeichnet werden, die Ministerpräsident K. Ulmanis als grundlegend für die lettländische Aussenpolitik bezeichnet hat. Ganz zweifellos hat das internationale Gewicht der Baltischen Staaten durch diesen Vertrag zugenommen. Der Vertrag sieht die Durchführung einer gemeinsamen aussenpolitischen Linie vor in allen Fragen, die gemeinsame Bedeutung haben. Desgleichen soll für die Schaffung eines Geistes der Freundschaft zwischen den vertragschliessenden Staaten gesorgt werden. Eine engere Zusammenarbeit könnte bald greifbare Resultate auf wirtschaftlichem Gebiete ergeben.

### ***Luftfahrtgesetz***

Am 6. November erliess die Regierung ein Gesetz über das zivile Flugwesen. Das zivile Flugwesen gliedert sich danach in das Verkehrsflugwesen, welches dem Verkehrsministerium unterstellt ist, das Flugwesen der Schutzwehr, welches dem Innenministerium angegliedert ist und das Sportflugwesen, welches im «Lettländischen Aero-klub» organisiert sein muss. Das Flugwesen der Schutzwehr und das Sportflugwesen werden der Aufsicht des Inspektors des zivilen Flugwesens am Kriegsministerium unterstellt, dem als beratendes Organ ein Rat für das zivile Flugwesen an die Seite gestellt wird. Die starke Konzentration des zivilen Flugwesens soll eine einheitliche Förderung des Flugwesens ermöglichen. Alle bestehenden Vereine für das Flugwesen haben sich aufzulösen.

## **ESTLAND**

### ***Das Parlament ausgeschaltet***

Ende September machte die Regierung einen Versuch, zu einer Zusammenarbeit mit dem Parlamente zu kommen, und berief dasselbe zu einer Tagung zusammen. Hierbei ergab sich zuerst die Frage, auf Grund welcher Bestimmungen der Verfassung das Parlament zusammenzutreten habe. Tatsächlich liegen die Dinge doch so, dass die derzeitige Staatsversammlung eigentlich kein Lebensrecht mehr hat. Vielmehr hätte sie unter normalen Zuständen längst einer neuen, nach den Bestimmungen der neuen Verfassung gewählten Staatsversammlung Platz machen müssen. Da nun aber die Regierung bekanntlich mit der Verlängerung des Ausnahmezustandes auch die Neuwahl des Parlaments bis auf weiteres hinausgeschoben hat, wurde die Staatsversammlung in ihrem bisherigen Bestande noch



weiter am Leben gelassen, obgleich sie nach den Vorschriften des neuen Verfassungsgesetzes eigentlich schon gestorben war.

Nun war es aber fraglich, wer eigentlich darüber zu bestimmen habe, wann die jetzige, aushilfsweise noch künstlich am Leben erhaltene Staatsversammlung zu einer Tagung zusammenzutreten hätte. Die Regierung stellte sich auf den Standpunkt, dass die derzeitige Staatsversammlung nicht mehr von sich aus zu ordentlichen Tagungen zusammentreten könne (§ 41 der neuen Verfassung), sondern nur noch vom Staatsältesten zu ausserordentlichen Tagungen zusammenberufen werden kann (§ 42 Absatz 2 der neuen Verfassung). Nach der Verfassung (§ 41) tritt die Staatsversammlung normalerweise am ersten Montag des Oktober eines jeden Jahres zu einer ordentlichen Tagung zusammen. In den Kreisen der Staatsversammlung war man vielfach der Ansicht, dass das auch in diesem Jahre zu geschehen habe. Entsprechend ihrer entgegengesetzten Auffassung wartete die Regierung diesen Termin aber nicht ab, sondern der Staatsälteste berief die Staatsversammlung zu einer ausserordentlichen Tagung zum 28. September zusammen. Vorher wurden die Führer der Parlamentsfraktionen zum Staatsältesten gebeten, wo ihnen von der Regierung ausgearbeitete Richtlinien für eine Zusammenarbeit zwischen Regierung und Staatsversammlung vorgelegt wurden. In diesen Richtlinien wurde unter anderem vom Parlament eine sachliche Zusammenarbeit mit der Regierung verlangt, jegliche unsachliche Kritik sollte unterbleiben, von jeder Partei sollte nur ein Redner sprechen usw. Dabei betonte der Staatsälteste, dass er eine Zusammenarbeit mit der Staatsversammlung wünsche.

Am 28. September trat dann die Staatsversammlung tatsächlich zusammen, ohne den 1. Oktober abzuwarten. Dadurch gab sie in der Frage, wer über den Zusammentritt der Staatsversammlung zu bestimmen habe, schon nach und unterwarf sich dem Wunsche der Regierung. Auf der Tagung am 28. September verlas der stellvertretende Ministerpräsident K. Einbund die Regierungsdeklaration. Nachher sprachen noch der Wirtschaftsminister und der Aussenminister über laufende Fragen ihrer Sachgebiete. Bei den folgenden Debatten wurde die Regierung von den Rednern einiger Fraktionen recht scharf angegriffen. Bedingungslos hinter die Regierung stellten sich eigentlich nur die Altlandwirte. Die Regierung machte daraufhin kurzen Prozess und erklärte die Tagung der Staatsversammlung für geschlossen.

Zu dieser Massnahme der Regierung gab der stellvertretende Ministerpräsident und Innenminister Einbund am nächsten Tage der Presse gegenüber Erklärungen ab, in denen u. a. folgendes gesagt war:

«Allgemein ist es bekannt, dass der Staatspräsident den Wunsch geäussert hat, das Parlament möge bei der ausserordentlichen Session in den Grenzen des Anstandes und der guten Sitten bleiben, da jetzt vor allem Ruhe notwendig ist. Und was noch wichtiger ist, der Staatspräsident hat bezüglich des Verhältnisses zwischen der Regierung und dem Parlament um eine einmütige Mitarbeit des Parlaments gebeten. Während der Debatten im Parlament hat sich aber genau das Gegenteil gezeigt. Einzelne Fraktionen wie die Altlandwirte und die Russen haben sich mit allem Ernst zur Lage geäussert und erklärt, dass sie die Regierung unterstützen könnten. Auch die sozialistische Fraktion hat, wenn auch in zurückhaltender Weise, durch ihren Vertreter erklärt, dass sie zwar einen abwartenden Standpunkt einnehme, aber der Regierung keine Schwierigkeiten machen wolle. Der übrige Teil der Fraktionsvertreter hat hingegen einen Standpunkt eingenommen, aus dem die Regierung den Schluss ziehen musste, dass eine Zusammenarbeit mit ihnen nicht möglich sei. Nach alledem war bei der geschaffenen Lage kein anderer Schritt mehr übriggeblieben, als die ausserordentliche Session zu schliessen.»

Sehr aufschlussreich war es auch, wie sich die estnische Presse zu der Schliessung der Tagung des Parlaments verhielt. Das Organ der Altlandwirte, das «Kaja», war mit dieser Massnahme restlos einverstanden. Die Presse der Oppositionsparteien, d. h. in erster Linie die der nationalen Mittelpartei und die der Ansiedler äusserte hingegen die Ansicht, dass ein Grund zu dieser Massnahme gar nicht vorhanden gewesen wäre. So schrieb Jaan Tõnisson im «Postimees»:

«Unsre Leser hörten gestern, wie die Staatsversammlung, nach der Stellungnahme der grösseren Fraktionen zu urteilen, auf Grund der Erklärung der Regierung den festen Willen zeigte, die parlamentarische Staatsordnung zu schützen. Ein Gegensatz zur Staatsregierung war nicht beabsichtigt. Wenn auch von den radikal-marxistischen und parteilosen Gruppen, zu denen insgesamt nur sieben Abgeordnete gehören, einige scharfe Worte zu hören waren, so konnte dadurch der Gesamteindruck doch nicht gestört werden, der durchaus zurückhaltend war.

Dem gegenüber hörten wir aus den Erklärungen des stellvertretenden Ministerpräsidenten Einbund genau das Gegenteil. Die erwar-



tete einmütige Zusammenarbeit mit dem Staatsältesten und der Staatsregierung sei nicht eingetreten. Bei den Beratungen in der Staatsversammlung habe es sich herausgestellt, dass nur einzelne Fraktionen sich mit Ernst über die Lage geäußert hätten. Die übrigen Redner hätten aber eine Stellung eingenommen, aus der die Regierung die Schlussfolgerung habe ziehen müssen, dass eine Zusammenarbeit mit der Mehrheit der Staatsversammlung nicht möglich sei.

Und an einer weiteren Stelle dieses Artikels hiess es:

«Der Stellvertreter des Ministerpräsidenten scheint eine «einmütige Zusammenarbeit» mit der Regierung darin erwartet zu haben, dass das Parlament ohne Kritik mitarbeiten sollte. Wir können uns aber ernstlich darüber freuen, dass die Mehrheit der Staatsversammlung diesen Weg nicht beschritten hat. Denn dadurch hätte sie die letzte Achtung in den Augen der bewussten Staatsbürger verloren. Das hätte aber auch der Regierung keinerlei Vorteil gebracht.»

«So hat», kommt der «Postimees» zum Schluss, «nach unsrer Ansicht der Vertreter des Ministerpräsidenten keinen Grund, aus dem Verlauf der Sitzung der Staatsversammlung und aus den Erklärungen der Vertreter der Fraktionen die Schlussfolgerungen zu ziehen, dass die Staatsversammlung nicht arbeitsfähig sei, dass sie kein Verantwortungsgefühl habe usw.»

Nach der unfreiwilligen Beendigung der Tagung der Staatsversammlung wurde diese aber von der Regierung nicht für aufgelöst erklärt, sondern nur, wie es jetzt heisst, in einen «Schweigezustand» versetzt, d. h. das Parlament ging auseinander und durfte nicht mehr weiterarbeiten. Gleichzeitig erklärte der stellvertretende Ministerpräsident, dass diese Staatsversammlung wohl schwerlich noch einmal zusammentreten werde. So haben wir denn jetzt den aussergewöhnlichen Zustand, dass theoretisch zwar eine Staatsversammlung besteht, da Estland nach seiner Verfassung nicht ohne Staatsversammlung sein kann, dass aber die Staatsversammlung ausgeschaltet ist und nur ein Schattendasein führt. Um trotz Ausschaltung der Staatsversammlung eine Fühlungnahme mit breiteren Kreisen der Bevölkerung zu finden, will die Regierung besondere Kommissionen bei den Ministerien ins Leben rufen, welche die Regierung bei allen wichtigeren Fragen beraten sollen, und in welche Sachverständige aus allen Kreisen der Bevölkerung berufen werden sollen. Irgendwelche konkrete Massnahmen zur Durchführung dieses Planes sind bisher von der Regierung aber noch nicht ergriffen worden. In der Presse, und zwar zuerst im Organ der Altlandwirte, dem «Kaja», ist inzwi-

schen der Gedanke angeregt worden, an Stelle dieser von der Regierung geplanten Kommissionen ein «Oberhaus» ins Leben zu rufen, doch hat dieser Vorschlag einen sehr geteilten Widerhall in der Öffentlichkeit gefunden. Immerhin ist es interessant und für die Zeit symptomatisch, dass derartige Vorschläge überhaupt auftauchen konnten.

### *Staatliches Propagandaamt*

Um ihre Ideen und Pläne den breiten Massen der Bevölkerung besser nahebringen zu können, hat die Regierung beim Innenministerium ein staatliches Propagandaamt geschaffen. Zum Leiter dieses Amtes ist der Gehilfe des Innenministers H. Kukke berufen worden. Das Amt hat in erster Linie dafür zu sorgen, dass die Presse, und namentlich auch die Provinzpresse, richtig und sachlich über die Tätigkeit der Regierung und ihre Pläne informiert wird. Aber auch der Rundfunk ist in den Dienst der staatlichen Propaganda gestellt worden, und an den Donnerstagen ist der Regierung im Rundfunkprogramm eine bestimmte Stunde reserviert, wo Vertreter der Regierung über irgendeine akute Frage der Staatsverwaltung oder des staatlichen Lebens überhaupt sprechen. Mit dieser Organisation einer staatlichen Propagandatätigkeit hat die derzeitige Regierung eine fraglos vorhandene Lücke ausgefüllt.

Wie die Regierung die Aufgabe der Presse auffasst, erhellt aus einer Erklärung des stellvertretenden Ministerpräsidenten Einbund in welches unter anderm gesagt war: «Auch unsre Presse ist berufen, mit der Regierung eine gemeinsame Richtung zu halten. Wer mit dieser Richtung nicht einverstanden ist, der muss damit rechnen, dass die Notwendigkeiten der Zeit und die Interessen des estnischen Volkes in der heutigen Zeit eine solche Haltung nicht erlauben.»

Bezeichnend in dieser Hinsicht ist auch eine Verordnung des Bildungsministers, laut welcher auf Lehrertagungen keine Kritik an der Tätigkeit und an den Massnahmen der Regierung geübt werden darf. Auf Lehrertagungen wird in Zukunft nur über solche Fragen verhandelt werden dürfen, die vorher in die Tagesordnung aufgenommen sind, wobei die Tagesordnungen in jedem einzelnen Falle vom Bildungsministerium bestätigt werden müssen. Zu diesem Kritikverbot äusserte das «Vaba Sõna» den Wunsch, es möge möglichst vorsichtig gehandhabt werden, damit die Lehrerschaft auch in Zukunft die Möglichkeit hätte, sachliche Standpunkte auf den Lehrer-



tagungen zu äussern, auch wenn es sich dabei um eine Kritik von Massnahmen der Vorgesetzten handelt.

### *Neuregelung der Bestimmung der Volkszugehörigkeit*

Im Laufe der letzten Zeit sind vom Staatsältesten eine Reihe neuer Gesetze auf dem Dekretwege in Kraft gesetzt worden. Eines dieser Gesetze behandelt die Frage der Bestimmung der Volkszugehörigkeit. Dieses Gebiet ist durch das neue Gesetz einer grundlegenden Neuregelung unterzogen worden.

Schon Mitte Oktober erschienen in der estnischen Presse Artikel, in denen bei Mischehen das geltende freie Bestimmungsrecht der Eltern über die völkische Zugehörigkeit ihrer Kinder einer scharfen Kritik unterzogen wurde. So schrieb z. B. das «Vaba Söna» über diese Frage:

«Ein wunder Punkt war es, dass die völkische Zugehörigkeit der Kinder aus Mischehen nach eigenem Ermessen bestimmt werden durfte und dieselben in die Schulen der völkischen Minderheiten gegeben werden durften. Bei einem Teil unsrer sogenannten Gesellschaft findet sich eine starke Neigung, die estnische Sprache und den estnischen Sinn zu vergessen. Das ist eine aus der Vergangenheit überkommene Schwäche, deren Ausrottung noch etwas Zeit beanspruchen wird. Aufgabe der Staatsgewalt ist es, diese «verirrten Schafe» wieder auf den Heimweg zu führen. Als seinerzeit die Kulturautonomie der völkischen Minderheiten ins Leben gerufen wurde, hat man augenscheinlich nicht daran gedacht, dass man damit unsern völkischen Minderheiten ausser einer kulturellen Selbständigkeit auch in bestimmten Grenzen eine politische und administrative Selbständigkeit gab. Als man vielen unsrer Staatsbürger die Freiheit gab, ihre völkische Zugehörigkeit selbst zu bestimmen, hat man scheinbar nicht daran gedacht, dass durch diese übergrosse Freiheit bei der Bestimmung der völkischen Zugehörigkeit alle «Wege nach Rom» für eine Vertiefung des Prozesses der Entnationalisierung des Estentums geöffnet wurden. Unsre schwachen Menschen ergriffen die gebotene Gelegenheit.

Im Hinblick auf diese Tatsache hat unser Volk mit Befriedigung die Nachricht vernommen, dass die Staatsgewalt der Unterbringung von Kindern aus Mischehen in deutschen Schulen entgegengetreten will.» So das «Vaba Söna».

In den ersten Tagen des November wurde ein Gesetz durch Dekret des Staatsältesten in Kraft gesetzt, welches die Bestimmung

der Volkszugehörigkeit der estnischen Staatsbürger auf eine völlig neue Grundlage stellt, Bisher hatte nach § 20 der Verfassung jeder estnische Staatsbürger das Recht, selbst nach freier Wahl seine völkische Zugehörigkeit zu bestimmen. Dieser Grundsatz ist jetzt aufgegeben. An Stelle dessen sind durch das neue Gesetz folgende Bestimmungen über die Volkszugehörigkeit eingeführt worden:

a) Staatsbürger, deren Väter oder Grossväter in den Personalisten einer Landgemeinde geführt worden sind, gelten so lange zum estnischen Volkstume gehörig, als keine gegenteiligen Beweise vorgebracht worden sind. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden die Staatsbürger, die in den Personalisten von Landgemeinden gestanden haben, in welchen nach einer in der entsprechenden Verordnung des Innenministers enthaltenen Aufzählung eine völkische Minderheit die Mehrheit bildet.

b) Personen, die in die Staatsbürgerschaft des Estnischen Freistaates aus dem Grunde in vereinfachter Ordnung aufgenommen worden sind, weil sie zum estnischen Volkstume gehören, sind als zum estnischen Volkstume gehörig auch dann zu betrachten, wenn sie später ihre völkische Zugehörigkeit geändert und sich zu einer völkischen Minderheit bekannt haben.

c) Kinder aus Mischehen gelten als zum estnischen Volkstum gehörig, wenn der Vater estnischer Volkszugehörigkeit ist.

Wenn die Mutter zum estnischen Volkstum gehört, gehören die Kinder zum Volkstum des Vaters oder zu demjenigen der Mutter; die Bestimmung hierüber treffen die Eltern in freier Vereinbarung. Können sich die Eltern nicht einigen, so gelten die Kinder als zum Volkstum des Vaters gehörig, wenn der Vater fehlt, als zum Volkstum der Mutter gehörig.

Wenn die Eltern zwei verschiedenen völkischen Minderheiten angehören, so gehören die Kinder unter 18 Jahren entweder zum Volkstum des Vaters oder demjenigen der Mutter nach freier Vereinbarung zwischen den Eltern. Wenn die Eltern sich nicht einigen können, dann gelten die Kinder als zum Volkstum des Vaters gehörig.

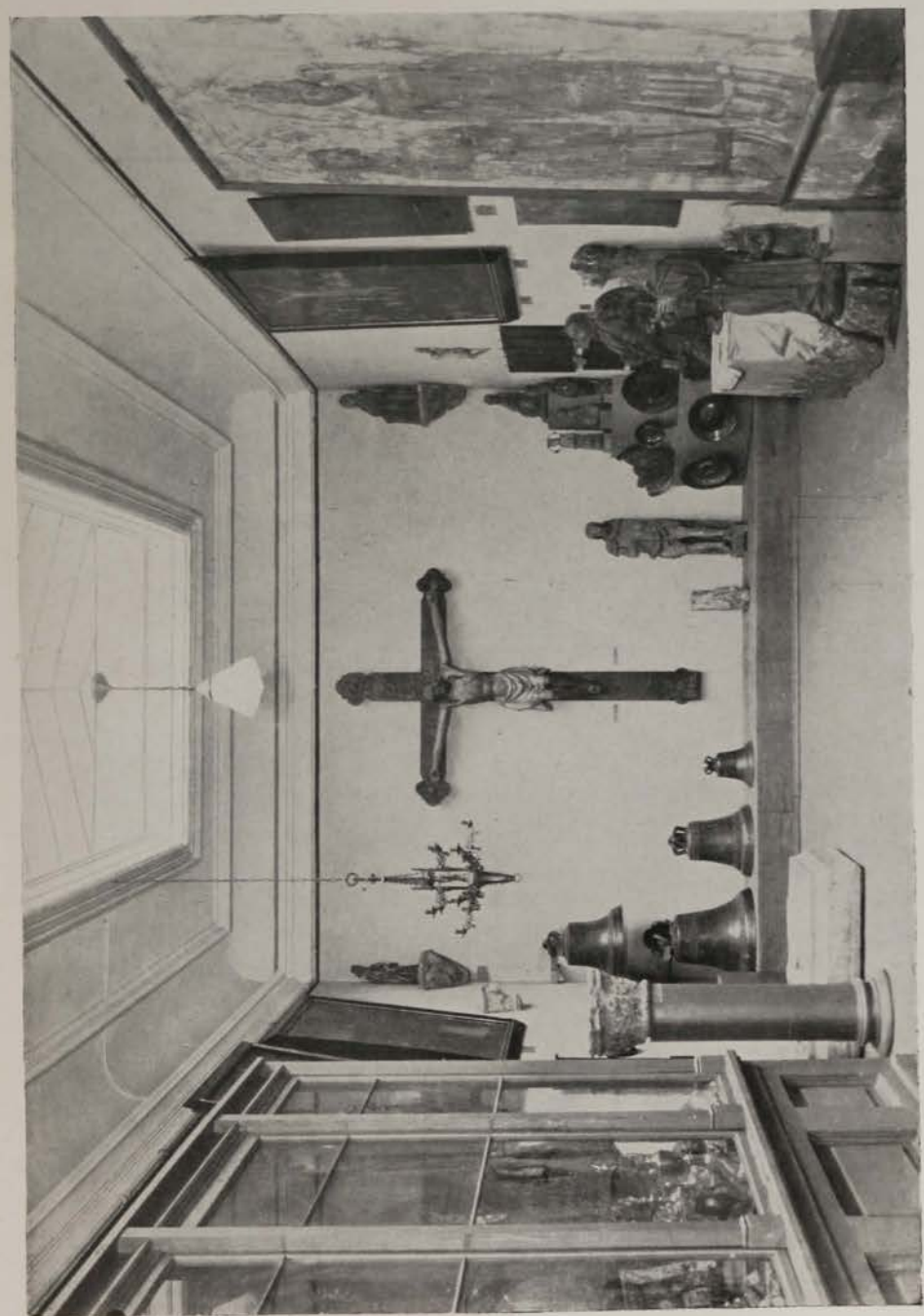
d) Uneheliche Kinder gehören zum Volkstum der Mutter.

e) Findelkinder gelten als zum estnischen Volke gehörig.

f) Die über 18 Jahre alten zu einer völkischen Minderheit gehörigen Staatsbürger können sich zum estnischen oder zu dem Volkstum eines ihrer Eltern bekennen.

g) Ein Staatsbürger, der sich einmal als zum estnischen Volks-





Das Kirchenzimmer — Dom-Museum

tum gehörig bekannt hat, kann seine Volkszugehörigkeit nicht mehr ändern.

h) Alle Staatsbürger, die zur Zeit des Inkrafttretens des neuen Gesetzes im Nationalkataster einer völkischen Minderheit verzeichnet stehen, gelten als zu dieser völkischen Minderheit gehörig, bis eine Änderung ihrer völkischen Zugehörigkeit nach den Bestimmungen des neuen Gesetzes erfolgt, oder bis sie sich aus dem Nationalregister, in welchem sie eingetragen sind, streichen lassen. In letzterem Falle bestimmt sich ihre völkische Zugehörigkeit nach den Vorschriften des neuen Gesetzes.

Eine weitere Neuerung besteht darin, dass in Zukunft Zeugnisse über die völkische Zugehörigkeit von estnischen Staatsbürgern, die nicht in den Nationalregistern einer völkischen Minderheit verzeichnet stehn, nur noch vom Innenminister ausgestellt werden können, und dass Neueintragungen von estnischen Staatsbürgern in die Nationalregister der völkischen Minderheiten nur noch auf Grund derartiger vom Innenminister ausgestellter Zeugnisse über die Volkszugehörigkeit erfolgen dürfen.

Dieses neue Gesetz bedeutet fraglos eine Abänderung des im § 20 der Verfassung jedem estnischen Staatsbürger gewährten Rechtes, seine Volkszugehörigkeit selbst zu bestimmen. Zum Erlass dieses Gesetzes wurden von massgebender Stelle folgende Erläuterungen gegeben:

«Nach der Verfassung steht es jedem estnischen Staatsbürger frei, seine völkische Zugehörigkeit selbst zu bestimmen. Hiermit ist in erster Linie der Grundgedanke ausgedrückt, dass keinem Staatsbürger, der fähig ist, über sich selbst zu bestimmen, eine bestimmte Volkszugehörigkeit aufgezwungen werden kann. Andererseits besagt aber dieses Grundprinzip der Verfassung nicht, dass der Staatsbürger seine Volkszugehörigkeit entgegen den naturgegebenen Bedingungen bestimmen darf. Wenn z. B. ein Mensch seiner Abstammung nach zu einem bestimmten Volkstum gehört, innerhalb dieses Volkstums aufgewachsen ist usw., so wäre es vollkommen naturwidrig, wenn er plötzlich erklären würde, dass er zu irgendeinem andern Volkstum gehöre. Ebenso unnatürlich wäre es, wenn jemand seine Volkszugehörigkeit mehrfach ändern würde, indem er heute zu einem, morgen zum andern Volke zu gehören behauptet. Es war dabei ein Spezialgesetz erforderlich gewesen, welches die Fragen der Volkszugehörigkeit so regeln würde, wie es die Verfassung verlangt. Diese Lücke soll nun durch das neue Gesetz ausgefüllt werden.



Das neue Gesetz ist also als eine Art Auslegungsgesetz zu dem § 20 der Verfassung gedacht. Die hier enthaltene Auslegung des betreffenden § 20 der Verfassung, der da wörtlich lautet: «Jeder estländische Bürger ist frei in der Bestimmung seiner Nationalität, ist jedenfalls eine sehr freie und weicht von der bisherigen Auffassung über den Inhalt dieses Paragraphen der Verfassung vollkommen ab.

Zu dem neuen Gesetz schrieb denn auch die «Estländische Zeitung» u. a. folgendes:

«Auf Grund des § 20 des Grundgesetzes, demzufolge jeder Bürger Estlands frei in der Bestimmung seiner Nationalität ist, war es bisher jedem freigestellt, durch freies Bekenntnis seine Volkszugehörigkeit zu bestimmen. Eine behördliche Kontrolle der Grundlagen dieses Bekenntnisses fand bisher nicht statt. Dieser Grundsatz soll jetzt aufgehoben werden. Es soll zwar auch jetzt jeder frei sein, seiner Nationalität anzugehören, die Feststellung aber, welches seine Nationalität ist, soll von Seiten der Behörden in bestimmten Fällen nach festen äusseren Regeln ohne Beachtung der Überzeugung des Einzelnen erfolgen. Hierbei fällt das Prinzip der Ungleichheit auf, das im Verhältnis von Mehrheits- und Minderheitsvolk aufgestellt wird. Im strikten Widerspruch zu dem § 6 (alle Bürger Estlands sind vor dem Gesetz gleich) und dem angeführten § 20 der Verfassung heisst es in dem neuen Gesetz, dass ein Glied eines Minderheitsvolkes zwar zum estnischen Volkstum übertreten dürfe, ein Glied des estnischen Volkes aber nie zu einem Minderheitsvolkstum. Bei Mischehen folgt das Kind, wenn der Vater estnisch ist, immer dem Vater, ist die Mutter estnisch, so kann das Kind bei entsprechender Einigung der Eltern auch der Mutter folgen.»

Dorpat, d. 11. November 1934

*Leo v. Middendorff*

## Aus deutschem Schrifttum

### Der Puchner

#### Der Egerländer-Marsch

Sie spielten den 73er, den Egerländer-Marsch, und hopsten dazu eine Polka. Ich lehnte unter dem Musikantenchor an der hölzernen Säule, weil mir die Polka zu geschwind war; und ich schloss die Lider und träumte mir zu dem Egerländer-Marsch, was dazu ge-

hörte. Und das war: Auszug aus den Städten der Heimat, schmetternd und mit dem Kriegsschmuck der Tschinellen, Marsch im Braus und Heilgeschrei der Gassen, wehend — schon wie eine zerfetzte Fahne im Sturm, da der Militärzug entschwindet; und Marsch beim letzten Vorbeizug, schon durchmischt von dem Donner der Front — «Und wenn die Welt voll Teufel wär...»; und Zuruf der Heimat und des Stammes im Kampf, und noch letzter Hall der versinkenden Schlacht, der verbrauchenden Welt...

Ich riss die Lider hoch, ich rieb mir die Augen, ich starrte in das Gebrodel, in den versoffenen, luderigen, absolut hirnlosen Betrieb, und ich erkannte ihn, wie er war. Und es wirkte gewiss mehr als der Stich Alkohol in mir, als ich da unter die Tanzpaare sprang und schrie: «Aufhören! Schweinerei! Zu einem Regimentsmarsch wird nicht getanzt! Tausende sind bei dieser Musik in den Tod gezogen!! — Aufhören sag ich!!»

Ich gab aus und nahm ein. Die Musik setzte aus, ein paar Runden eher, als gedacht war. Da konnten sich nun alle um mich annehmen. Die einen hielten mich für einen Besoffenen, den man nüchtern bleuen müsse; andere meinten, ich hätte die wilde Rauflust gekriegt, und da sei mit mir lustig zu raufen; wieder andere, und das waren die Gefährlichsten, glaubten, ich sei, wie das bei Überstudierten leicht vorkomme, einfach toll geworden und müsse niedergeschlagen werden; alle zusammen aber verübelten sie mir, dass ich den Tanz gestört hatte und jetzt so wild um mich schlug und strampelte. Ich schrie vielleicht zum zehnten Male: «Zu einem Regimentsmarsch — —», da vergingen mir die Sinne.

Als ich aufwachte, hatte ich den Druck von einem Felsen auf dem Schädel und stank nach Karbolineum. Ich lag in der hinteren Stube beim oberen Wirt, und der Doktor war gerade dagewesen.

Als ich mich ein wenig aufgesammelt hatte, sagte ich der Wirtin, es tue mir sehr leid wegen der Umstände, und wahrscheinlich habe ich die Tanzerei verpatzt. Aber die Mahm Wirtin sagte ziemlich unberührt: «Bis nur froh, dass es nicht so arg ist! Was die Musik betrifft, die ist weitergegangen bis früh. Wenn der Wirt nicht Schluss gemacht hätt, die Gäste wären noch lang nicht fort.»

Ich rälkelte mich bald auf, taumelte ein bisschen, spie auf dem Hofe, was alles von einem Hieb auf den Schädel herkam, und wie ich mich weiter auf das Gehen einrichten wollte, merkte ich da und dort einen Schaden.



Da kam der alte Pöschl und trug mir an, mich auf dem Wägel nach Kolletin zu schaffen. Und ich nahm es an, weil er sagte: «Weisst, Schorsch, es wär ja nicht so weit kommen, keine Spur, wenn unser-einer nur gleich gewusst hätt, wie du das gemeint hast. Ich bin ja im Stübel gesessen und hab den nämlichen Gedanken gehabt wie du. Es ist den Leuten erst nach und nach in dem Qualm aufgangen wie der Monden im Nebel. Und da hat einer nach dem andern gesagt: No ja, recht hat er ja gehabt.»

Und der Pöschl sagte unterwegs nach Kolletin: «Bist ein Sturmköppel wie deine Mutter. Das gibt bei Weibern einen schönen Gang und bei Burschen immer einmal einen Patzen auf den Schädel.»

Die Mutter schimpfte und weinte. Der Pöschl musste ihr den ganzen Hergang erzählen und sie trösten, und sie wurde wirklich mit der Zeit stad. Auf die Weis' behielt sie mich noch drei Tage daheim, ganz für sich allein. Weil man zum 73er-Marsch Polka getanzt hatte.

## Ruf der Heimat

Es kam der Egeth-Wilhelm zu mir; mit einem impertinenten Lächeln erkundigte er sich nach meinem Befinden. «Ihr habt es leicht», sagte er, «ihr, die ihr euere bessere Überzeugung ins Ausland gerettet habt. Aber unsereiner!... Diese Woche habe ich gleich zwei blaue Briefe vom Gericht bekommen.» Und dann stellte er sich ganz knapp zu mir und schrie mich an: «Wo bist du denn jetzt, hä?!»

Ich sagte feierlich: «Im Reich. Ich habe für meine Person entschieden.»

Der Landsmann schrie: «Für deine Person! Für deine Person! Was ist das, deine Person?! Kommt es auf die an, auf deine Person?!» Und er tobte: «Kerl, wie traust du dich ins Reich! Als ein Vagabund! Ein Davongelaufener! Kommt nackt aus dem Bade! Schorsch, gleich holst du —!»

Und drohend riss er den Revolver aus seiner Aktentasche und schoss mir am Arm vorbei.

Die Szene wurde albern, weil sie geträumt war. Die Bettstatt hatte gekracht, weil ich mich von einer Seite auf die andere warf. Und ich hatte nur meine eigenen Gedanken geträumt und dachte sie nun wach weiter und dachte sie zum tausendsten Male...

## Die Heimkehr

Dies will kurz und fest berichtet werden, ohne die Wiederholung des Zögerns und der Zeichen menschlicher Schwäche:

Ich fühlte, wie einst vor der Operation, weniger Mut im Herzen als die Hand der Pflicht im Genack. So fuhren wir nach Reichenberg. Wir konnten nicht beobachten, dass der tschechoslowakische Grenzgendarm meinen Namen irgendwoher kannte.

In Reichenberg half ich meiner Frau, die sich doch stark hergenommen zeigte, bei der Einrichtung mit unseren Siebensachen.

Am dritten Tage war es an der Zeit, dass ich uns anmeldete. Ich sagte: «Jetzt muss ich zum Meldeamt.» Helga sagte: «Da geh nur.» Und wir taten beide, als wäre nichts. Wir küssten uns und spürten unsere Herzen dabei. Ich ging zur Türe, aus der Wohnung, über die Stiege, durch die Gasse; ohne mich umzusehen, ging ich meinen Weg zur Polizeidirektion in der Laufergasse. Auf dem Tuchplatze hatte sich manches geändert. Der Häuserblock in der Mitte war eingerissen. An der Stirne des Platzes, auf der Stelle des schönen Alt-Reichenberger Deutschen Hauses, steht ein modernes Hochhaus, ihm gegenüber das Kaufhaus der Firma Bata, acht Stockwerke aus Beton und Glas. Also da ist der tschechische Schuhkönig auch schon. Aber so deutsch wird er da nicht tun wie in O.-K.... Ich dachte: Was wird da noch anders werden — in einem Jahr, in zwei Jahren, in drei Jahren? ... Ich bog in die Tuchgasse ein und linker Hand in die Laufergasse. Traumwandelte in glasklarer Wachheit über die Stiegen hinauf ins Meldeamt. Gab den Bogen ab. Der Beamte verlangte die Urkunden. Dann sah er in einer Mappe etwas nach. Dann ging er in einen Nebenraum. Nach einer Weile kam er mit dem Herrn Sekretär der politischen Abteilung wieder. Wir grüssten einander.

«Sie haben geheiratet, Herr Doktor Puchner?»

«Jawohl, Herr Sekretär!»

«Das tut mir leid.»

«Ach, wie können Sie das sagen?»

«No, ich meine anders. Sie werden erwartet, wissen Sie — Sie haben sich damals der Verhaftung entzogen, also jetzt sind Sie wieder hier.»

«Ich bin hier, weil ich nicht wüsste, dass ich mich der Verhaftung zu entziehen gehabt hätte.»

«Stellen Sie sich nicht so, Herr Doktor. Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet.»

Aus: Der Puchner, Ein Grenzlandschicksal. Roman.  
Langen / Müller Verlag, München 1934



# U M S C H A U

## Landwirtschaftliche Tagung

Am 10., 11. und 12. November fand in Kalnamuiža bei Cēsis die landwirtschaftliche Tagung der Gemeinnützigen und landwirtschaftlichen Gesellschaft für Süd-Vidseme statt, die von mehr als 100 Personen besucht war.

Der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Erich von Sivers eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in der er einen Bericht über die Arbeit der Gesellschaft im letzten Halbjahr gab. Der Staatsakt vom 15. Mai, so führte der Präses aus, hat auch uns deutschen Landwirten neue Freude zur Arbeit und Vertrauen in die Zukunft gegeben, «wissen wir doch jetzt die Leitung der Geschicke des Landes in den Händen einer von wechselnden Parlamentsmehrheiten unabhängigen tatkräftigen Regierung, die keinerlei Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung dulden wird, und insbesondere uns Landwirten weitgehendes Verständnis und tatkräftige Hilfe entgegenbringt. Unter diesen Umständen es mehr als je die Pflicht jedes einzelnen von uns, an dem Neuaufbau des Staates mitzuarbeiten, und alle Kraft aufzubieten, um die heimische Landwirtschaft zu neuer Blüte zu bringen.» In dem im laufenden Jahre zum ersten Male in grösserem Ausmasse angesetzten Landdienst erblickt der Vorsitzende ein unschätzbar wertvolles Mittel zur Heranbildung tüchtiger landwirtschaftlicher Arbeitskräfte nicht nur in technischer, sondern besonders auch in charakterlicher Hinsicht. Umso mehr sei die ablehnende Haltung zu bedauern, die noch in bestimmten Kreisen der deutschen Jugend dem Land-

dienst gegenüber festgestellt werden müsse. Es sei dringend zu hoffen, dass hierin ein Wandel eintritt. — Behufs einheitlicher Zusammenschliessung der landwirtschaftlichen Bestrebungen innerhalb der deutschen Bevölkerung pflegt der Vorstand gegenwärtig Verhandlungen mit der Kurländischen Ökonomischen Gesellschaft, die auf einen engeren Zusammenschluss beider Verbände abzielen und guten Erfolg versprechen.

Die Tagung brachte eine Fülle interessanter Referate, an die sich lebhaft Diskussionen schlossen. Der Stoff war so reichhaltig, dass in Anbetracht der Kürze der Zeit gesonderte Parallel-Tagungen der Damen und Herren anberaumt werden mussten. Dipl. Landwirt E. Ostwald sprach über die Frühjahrsbestellung mit besonderer Berücksichtigung des schweren Bodens; dipl. Landwirt A. von Hehn - Druweena über die Fütterung des Milchviehs während des Winters; dipl. Landwirt Dr. H. Buchholtz über die Bedeutung der Silagefutters für unsere Wirtschaften; Kultur-Ingenieur V. von Hehn über Wiese- und Weide-Meliorationen.

Dipl. Agr. G. Baron Oelsen referierte über aktuelle betriebswirtschaftliche Fragen, wozu Herr Prof. Berndt vom Herder-Institut eine Fülle interessanter und lehrreicher Hinweise gab. Frau Dagmar Starck demonstrierte an der Hand von Schaubildern den Nutzen einer systematischen einheitlichen landwirtschaftlichen Buchführung. Die hauswirtschaftliche Beraterin Frä. v. Hübschmann gab ein Referat über Hauswirtschaft und Gartenbau; Frau Klara Auter-

hoff sprach über den Nutzen der Bienenzucht. Ganz besonderes Interesse erregte der Bericht des Fräulein Margarete Mündel über den im August in Berlin stattgehabten internationalen Kongress für hauswirtschaftlichen Unterricht, an welchem Vertreter von 22 Staaten teilnahmen; die Arbeiten der lettischen Organisationen haben auf diesem Kongress besonders hohe Anerkennung gefunden.

Die Teilnehmer der Versammlung haben nicht nur eine Fülle neuer Anregung und Belehrung empfangen, sondern sind wohl alle in ihre zum Teil sehr einsamen Landsitze heimgekehrt mit dem neu wiederbelebten Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer festgeschlossenen und nicht nur durch gemeinsame Berufsinteressen sondern auch durch gleiche Weltanschauung verbundenen Gemeinschaft. Der Landwirt kann nicht Augenblicksmensch sein. Er schöpft aus der Vergangenheit und arbeitet für die Zukunft; und in den wechsellvollen Zufällen, denen er in Berührung mit den Natur-Elementen ausgesetzt ist, lernt er es erkennen, dass es eine höhere Leitung gibt, die über unsere Geschicke bestimmt und der wir vertrauen müssen. Mehr noch als bei anderen Berufen versagt bei dem des Landwirts der einseitig klügelnde Verstand, dessen Berechnungen nur zu oft über den Haufen geworfen werden. Der Entscheidende ist der Charakter, der seine Kraft aus dem Glauben gewinnt.

*H. v. Rosen*

## Die Kunst in der SSSR

Die Bolschewiken wussten sehr gut, dass die Kunst ein starkes Werbemittel ist, und liessen den Künstlern aller Gattungen jedwede Förderung zukommen. Anhänglich wenigstens. Am leichtesten fiel es ihnen mit den Musikern und Schauspielern, die sich mit wenigen Ausnahmen (Schaljapin, Strawinsky) in die

Dienste der Revolution stellten. Schwerer war es mit den Schriftstellern. Der beste Lyriker, Gumilew, wurde erschossen. Al. Block verkam und starb am Skorbut. Die ausserordentlich begabten Wl. Majakowsky und S. Jessenin, die ihre futuristische und prinzipienlose Perversität zuerst mit Hingabe für die Revolution schreiben hiess, verfielen sich in der künstlerischen Sackgasse und begingen Selbstmord. Von den Prosadichtern gingen Gorki, Serafimowitsch und Weressajew bedingungslos in die Dienste der Revolution über, schrumpften aber zusammen. Die neue Generation brachte einige blendende Talente, wie Pilnjak, Ehrenburg, Iwanow, Tichonow, Tynjanow, Babel, Bulgakow, Gladkow und andere. Ihr Licht flackerte hell auf zur Zeit der revolutionären Behauptung, im heroischen Abschnitt der Revolution. Als aber der sozialistische Alltag kam und man von den Künstlern verlangte, dass sie am «Aufbau» mitarbeiteten, da war es aus mit ihrem Schwung. Das Schaffen der Künstler wurde in ein Programm gezwängt, sie sollten nunmehr nur mit kommunistischen Scheuklappen schreiben und schaffen, und das bedeutete den Kapitalismus brandmarken und den Bolschewismus zur Perle der Schöpfung erheben. Was diesen Forderungen nicht entsprach, konnte einfach nicht im Druck erscheinen. Gelang es den Dichtern, die kommunistischen Verleger zu hintergehen und man kam später dahinter, so wurden die Dichter gemassregelt, bis zur Wegnahme der Brotkarte (dies besonders nach der offiziellen Organisation der Schriftsteller im Juni d. J.), und mussten jahrelang schweigen, wie Pilnjak und der treffliche Humorist Sotschenko.

Es wäre verfrüht, bereits den Epiker der russischen Revolution zu suchen. Dazu fehlt noch die Perspektive. Es ist aber von jeher ein Merkmal der russi-



schen Literatur gewesen, dass sie mit besonderer Ehrlichkeit, Schärfe und Kampfesmut des Lebens vollen geistigen und sozialen Inhalt festhielt. Diese Aufgabe kann die russische Literatur und Kunst von heute nicht erfüllen und hört somit auf, selbst zu sein. Es wird sehr viel geschrieben und verlegt, aber es ist nicht das Richtige. Es gibt viel glänzende Kleinmalerei, aber kein Gemälde. Es erscheinen sehr viele Bücher, aber das Buch der russischen Gegenwart ist noch nicht da. Man spürt immer die Hohlheit des Milieus, die Unfreiheit des Dichters, ihm fehlt der Schwung und Elan des richtigen Schaffens. Künstler und Schriftsteller sind nach der neuen Ordnung zu Funktionären der kommunistischen Partei gemacht worden.

... Diese Art der Bolschewiken trat besonders in ihrem Benehmen gegenüber dem Kunstvermögen von früherer Tage. Literarische Kunstwerke werden für den materialistischen Gebrauch genau so zugeschnitten, wie die Wissenschaft. Opern und Dramen werden marxistisch zurechtgemodelt. Die Lebenden biegen sich oder schweigen, die Toten werden gebrochen oder ausgestossen.

... In den ersten Jahren der Revolution, im Bürgerkriege, sind viele Kunstschätze aus privaten Händen und Sammlungen zugrunde gegangen. Vieles wurde gelaubt, vieles aus Unverständnis einfach vernichtet. Gleichzeitig aber lief eine Aktion der kunstliebenden Intelli-

gerz, die ihre Stellungen behauptet hatte, zur Wahrung der Kunstschätze, die früher verstreut bestanden hatten, jetzt aber auf dem Wege der Sozialisierung in die Museen gebracht werden konnten. In dieser Richtung ist von manchen Leuten mit grosser Hingabe gearbeitet worden.

(Estl. Ztg.)

Das Weihnachtsoratorium von Kurt von Wolfurt (Baron Wolff-Litene), das vor 2 Jahren in Berlin und vielen Städten Deutschlands so grossen Erfolg errang, wird auch dieses Jahr wieder in Berlin am 11. Dezember (im Saal der Singakademie) zur Aufführung gelangen. Es sei darauf hingewiesen, dass in dies Oratorium zahlreiche herrliche alte deutsche Volkslieder eingestreut sind, die besonderen Anklang gefunden haben.

Die Aufführung veranstaltet unser Landsmann Kapellmeister Waldo Favre mit seiner «Berliner Solistenvereinigung» — einem hervorragenden Kammerchor (30 Sänger), wie es deren wenige in Deutschland gibt, der auch bereits in einigen Konzerten der Akademie der Künste in Berlin sich rühmlichst hervorgetan hat. Es steht zu hoffen, dass die baltischen Landsleute in Deutschland recht zahlreich dies interessante Konzert besuchen werden.

## BÜCHERBESPRECHUNG

Wilhelm Pleyer, *Der Puchner*. Ein Grenzlandschicksal. Roman. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. RM 5.50; Ls 8.25.

Langsam, Schritt für Schritt beginnt sich das Ausland- und Grenzlanddeutschtum seinen Platz in der deutschen Dichtung zu sichern. Es hat Zeit gebraucht. Und es konnte erst dahin gelangen, als das deutsche Volk, in hundert Millionen über den Erdball verteilt, jene Vertiefung seines völkischen Empfindens erfahren hatte, wie sie aus gemeinsam ertragener und bitterster Not erwuchs und Wirklichkeit geworden ist. Ausland- und Grenzlanddeutsche Vertreter hat die deutsche Literatur freilich auch früher bereits aufzuweisen, und es sind Namen von gutem Klang darunter. Wir denken etwa an das kultivierte Schaffen eines Keyserling, dessen künstlerische Höhenlage in all seiner müden Resignation gewiss niemand anzuzweifeln bereit ist. Was aber fehlte; war die drängende, spannungsgeladene Kraft echter Volkheit, die aus seelischen Untergründen jählings hervorbricht. Was fehlte, war die wirkliche Schicksalsdichtung deutscher Volksgruppen auf eingesenem Heimatraume inmitten fremder Stämme. Was fehlte, war die brennende Flamme, die leidenschaftliche Glut; das Bekenntnis.

Hans Grimm hat den Wandel eingeleitet. In seinen Novellen und seinem grossen Roman erwuchs die Zähigkeit und die Tragik des deutschen Menschen von Südwest zu hartem Leben, dörrt die glühende Sonne der Kalahari und der Namib, dehnt sich die endlose Weite des jungfräulich drohenden Raumes. Der zweite war der Siebenbürger Adolf Me-

schendorf mit seiner «Stadt im Osten». Das Sudetenland hat nun den dritten gestellt.

Ein Grenzlandschicksal, so nennt Wilhelm Pleyer seinen Roman. Er ist mehr. Er ist die Dichtung des Grenzlanddeutschtums geworden. Die Form der lockeren Bildfolge ist dem zeitgemässen Tagesschrifttum entlehnt. Aber die darin sich bergende künstlerische Gefahr ist überwunden. Überwunden durch den unwahrscheinlichen Gestaltungsdrang einer verzweifelt ringenden Volkskraft, deren Kündler Pleyer wird. Der Puchner, von dessen Schicksal in losen Tagebuchblättern berichtet wird, ist ja kein einzelner. Er wird zur Gestalt des kämpfenden Grenzlanddeutschtums, so wie Grimms Männer und Frauen von Südwest keine einzelnen sind, sondern Verkörperungen einer gleichbleibenden Gestalt, des Volkes ohne Raum. Der Puchner und sein Schicksal, das ihm den Platz im Daseinskampf seines Volkstums zuwies, ist hundert- und tausendfältig im grenzdeutschen Siedlungsraume vertreten. Wie er, gehen sie alle ihren Weg, der ein schwerer Weg ist, ungekannt und unbeachtet. Vielleicht dass einer oder der andre zu flüchtiger Bekanntheit in einem künstlich hochgepeitschten Sensationsprozess gelangt. Dann schlägt das Schweigen wieder über ihm zusammen, rasselnde Türen schliessen sich und irgendwo zwischen vier kahlen Mauern kämpft ein Einsamer den grossen Kampf weiter, der ein Kampf der Treue ist und des Ausharrens, auf tausend Fronten zerstreut, in tausend Gefechten geschlagen und doch nie geworfen und niemals aufgegeben.

Bosse



Geht ein Ruf übers Land. Anthologie junger baltischer Dichter. Riga 1934, bei Ernst Plates, Ls 1.60.

Eher als erwartet hat sich der Wunsch erfüllt, der im vorigen Heft der Zeitschrift anlässlich der Besprechung der «Rufe und Lieder sudetendeutscher Studenten» ausgesprochen wurde; auch bei uns liegt jetzt eine Sammlung von Gedichten junger baltisch-deutscher Künstler vor.

Blättert man in dem von Plates hübsch ausgestatteten Band, der sich «Geht ein Ruf übers Land» betitelt, so gewinnt man als ersten grossen Eindruck: welche Fülle von Landschaftsgedichten! Das erscheint uns bedeutsam und ein Zeichen, zumal der tiefe Eindruck, den die baltische Landschaft auf jeden der Dichter gemacht hat, und die grosse Liebe zur Heimat, die aus jedem der Verse spricht, das Band ist, das die Gedichte der zehn Künstler einigend zusammenhält. Jeder von ihnen erlebt stark und innig, was ihm Land und Heimat bedeutend, und auch jeder erlebt in sich die andere gewaltige Urkraft: sein Volkstum. Das macht nun den Reichtum des schmalen Bändchens aus, dass zwar zehn verschiedene Menschen von den gleichen grossen Gewalten schöpferisch angeregt werden, aber jeder gestaltet und empfindet das Erlebnis nach seiner Eigenart. Der eine zart, weich und innig, ein anderer kraftvoll und trutzig, der dritte schmerzvoll und entsagend, ein vierter gläubig und hoffnungsfroh. Es ist der geschickt getroffenen Auswahl zu danken, dass sie es verstanden hat, neben dem Einigenden auch das Besondere zur kräftigen Geltung kommen zu lassen, und es ist ein schönes Zeichen, dass unter uns junge Dichter wirken, die einen kleinen Band so reich machen können.

Wir wünschten ihn wohl in die Hand eines jeden, dem seine Heimat und sein

Volkstum, und dem die werdende und wachsende Jugend seines Blutes am Herzen liegt. Er wird sich nicht stören lassen durch kleine Unebenheiten und Unschönheiten, die sich selbstverständlich auch finden, sondern wird seine grosse Freude haben an diesem schönen Bekenntnis junger Menschen zu Heimat, Volk und Kunst.

Heinz Diewerge

Jānis Volmārs, «Zollunion Lettland-Estland». Verlag Valters u. Rapa, Riga 1934 (320 Seiten).

Obschon das Thema seit vielen Jahren in weitesten Kreisen lebhaft diskutiert wird, so mangelte es bisher doch an einer gewissenhaften Zusammenfassung der Grundlagen für die vielen Fragegebiete, die dabei akut wurden. Durch das Erscheinen der vorliegenden Arbeit ist nunmehr eine schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt. Jeder, der am Thema interessiert ist, wird dieses mit Genugtuung anerkennen. Das Werk zerfällt in mehrere Teile, von denen der letzte, der «spezielle Teil», der entscheidende ist. Hier spricht der Wirtschaftspolitiker. Die Stärke des Werkes konzentriert sich hier. In den übrigen Teilen des Werkes liegt der Versuch zu einer historischen und theoretischen Unteraufbauung vor. Eine Reihe von Parallelen gegenwärtiger und überdauerter Zollunionen, wie auch verschiedene Lehrmeinungen über ihre Wesen führen in die Problematik des Themas ein. Der «spezielle Teil» befasst sich kurz mit den gegebenen Vorbedingungen geographischer, ethnographischer, politischer und psychologischer Art, um dann die Zollunion als wirtschaftspolitisches Problem eingehend zu erörtern. Handel, Landwirtschaft und Industrie sind einer gründlichen Betrachtung unterzogen. Sehr interessante Vergleiche weisen Vorteile, aber auch manche Schwierig-

keiten auf, die vor Abschluss einer Zollunion zwischen Lettland und Estland zu überwinden sein werden. In der Behandlung der weiteren einschlägigen Fragegebiete muss die allzugerings Beachtung der Valutafragen und der fast fehlende Vergleich in der Gesetzgebung (Handelsrecht u. a. m.) bedauerlicher Weise vermisst werden. Das Werk wird durch eine Reihe von Thesen und praktischen Hinweisen für die Verwirklichung der Zollunion gekrönt, die gleichermaßen diskutabel wie auch leicht angreifbar sind. Eine Tabelle der Wirtschaftsverträge zwischen Lettland und Estland, wie auch manche graphische Darstellung und Karte vervollständigen und beleben das wissenschaftlich gründliche Werk. Ein beneidenswerter Optimismus in Fragen der Zollunion liegt ihm zugrunde. Ein reichhaltiges, eifrig gesammeltes Material hat hier sachliche Musterung und wohlgeformte Gestalt gefunden. Sicher kann es nicht einem Zufall zugeschrieben werden, wenn trotz mehr als zehnjähriger Arbeit die Union noch nicht zustandegekommen ist. Wie dem auch sei, es bleibt das ungeschmälerte Verdienst des Autors, aus allem Trennenden das gemeinsam erstrebte Ziel herausgehoben zu haben. Es bleibt sein Verdienst, durch Klärung den Weg bereitet zu haben für das Ziel: eine «Zollunion Lettland-Estland».

*E. Walter*

Österreich und das Aus-  
landdeutschtum. Herausgegeben  
vom Österreichischen Verband für volks-  
deutsche Auslandarbeit. Wien 1934.

Um es ohne Umschweife rund heraus  
zu sagen: Wir lehnen diese Broschüre,  
deren augenfälliger Zweck es ist, die  
auslanddeutsche Volkstumsarbeit aufzu-  
spalten, kompromisslos ab. Wir ver-  
zichten auch absichtlich auf jede nähere  
Auseinandersetzung.

## Eingelaufene Bücher

(Besprechung vorbehalten.)

Hubert Schrade, Das deutsche  
Nationaldenkmal. Idee, Sehnsucht, Auf-  
gabe. Albert Langen/Georg Müller-Ver-  
lag. München 1934.

Knut Hamsun, Segen der Erde.  
Roman. Albert Langen/Georg Müller,  
München 1934. RM. 4.80.

Paul Ernst, Tagebuch eines Dich-  
ters. Albert Langen/Georg Müller-Ver-  
lag München 1934, 352 S.

Paul Ernst, Gedichte und Sprü-  
che. (Die Kleine Bücherei). Alb. Langen/  
Georg Müller-Verlag München 1934.  
RMk. —,80.

Max Mell, Mein Bruder und ich.  
(Die Kleine Bücherei). Albert Langen/  
Georg Müller Verlag, München 1934.  
RMk. —,80.

Martin Luserke, Das schnellere  
Schiff. (Die Kleine Bücherei). Albert  
Langen/Georg Müller Verlag, München  
1934. RMk. —,80.

Hermann Claudius, Armantje.  
(Die Kleine Bücherei). Albert Langen/  
Georg Müller Verlag, München 1934.  
RMk. —,80.

Josef Friedrich Perkonig,  
Der Schinderhannes zieht übers Gebirg.  
(Die Kleine Bücherei). Albert Langen/  
Georg Müller Verlag, München 1934.  
RMk. —,80.

Ludwig Thoma, Altaich. Eine  
heitere Sommergeschichte. Albert Lan-  
gen/Georg Müller Verlag, München 1934.  
RMk. 3.60.

E. G. Kolbenheyer, Gregor und  
Heinrich. Ein Schauspiel. Albert Lan-  
gen/Georg Müller Verlag 1934.

Hans Friedrich Blunck, Deut-  
sche Kulturpolitik. Eine Rede. Albert  
Langen/Georg Müller Verlag, München  
1934.



Kurt Escherich, Termitenwahn. Eine Münchener Rektoratsrede über die Erziehung zum politischen Menschen. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. RMk. —.75.

E. G. Kolbenheyer, Die volkswissenschaftlichen Grundlagen der Freiheitsbewegung. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. RMk. —.40.

Conrad Wandrey, Kolbenheyer und das neue Deutschland. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. RMk. —.50.

Hans Freyer, Der politische Begriff des Volkes. Kieler Vorträge über Volkstums- und Grenzlandfragen, herausgegeben von Dr. Carl Petersen, Kiel 1933. Bei Karl Wachholtz, Neumünster.

Gunther Ipsen, Blut und Boden (Das Preussische Erbhofgesetz). Kieler Vorträge 1933.

Carl Petersen, Deutschland und Schweden in ihrer geschichtlichen Wechselwirkung. Kieler Vorträge 1933.

Carl Petersen, Volk und Nation als geschichtliche Wirklichkeit. Kieler Vorträge 1933.

Alfred Manns, Der Warphof und das Sumpfmoor. Roman. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. RMk. 2.85.

Lene Bertelsmann, Die Moeller von Moellenbeck. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh.

Sabine Volkmar, Fischersfrau von der Nehrung. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. RMk. 3.—.

Friede H. Kraze, Land im Schatten. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh.

Friede H. Kraze, Die Meertrud. Das kleine Buch. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. RMk. 1.—.

Paul Albert, Die letzte Furche. Das kleine Buch. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. RMk. 1.—.

Mia Munier Wroblewska, Deutsch ist die Saar. Das kleine Buch. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. RMk. 1.—.

Heinz Steguweit, Die Harfe. Das kleine Buch. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. RMk. 1.10.

Briefe eines baltischen Idealisten an seine Mutter. Gestalten von Prof. Dr. Johannes Werner. Köhler und Amelung, Leipzig. RMk. 5.80.

Werner Bergengruen, Zwieselchens grosse Reise. Mit vielen schwarzen Bildern von Fritz Kredel. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1934.

Eva Scheibe, Siedlungsgeographie der Inseln Ösel und Moon. Schriften der deutschen Akademie. Verlegt bei Ernst Reinhardt, München 1934.

Album Neobaltorum, 1879—1934. Bearbeitet von Bruno von Lingen. Herausgegeben vom Verwaltungsrat des Philistervereins der Neobaltia.

#### MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. h. c. Bernhard Hollander, Riga / Dozent Dr. Heinz Löffler, Direktor des Dommuseums Riga, Herderinstitut / Burchard von Ulrichen, Riga / Dr. Albert Bauer, Riga, Stadtbibliothek / Theodor Kraus, Riga / Dr. Leo von Middendorf, Dorpat / Dim. Landrat Dr. Hans Baron Rosen-Straupe / Dr. Heinrich Bosse, Riga / Dr. Heinz Diewerge, Riga / Dr. Eginhard Walter, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: Maximilian Stender

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates“, Riga, Mazā Monētu ielā 18



Dr. hist. h. c. Georg Berkholz



# Aus der deutschen Bauernkolonie Heimtal in Estland

*Von Rudolf Hamkens*

## 1.

Am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts wuchsen und wuchsen die grossen gesunden deutschen Dörfer in Wolhynien immer mehr. Die Zahl der Seelen stieg von Jahr zu Jahr. Das Land wurde knapp und teuer. — Wie man dann immer wieder davon hörte, dass in den Ostseeprovinzen noch recht gutes Land preiswert zu haben sei, machten sich 1912—13 einige der Landlosen auf, sich die Verhältnisse anzusehen. Bald nachher holten sie sich die Familien, Pferde und Geräte nach, erzählten von der Gegend, in der sie sich niederzulassen gedachten, und dass die Eisenbahn ziemlich nahe sei. Da kamen denn im nächsten Jahre noch eine ganze Anzahl von Familien nach. — Das Land bekamen sie von einem Herrn von Moller, der vier kleine Beigüter an die deutschen Bauern aufteilte.

Es war nicht leicht, sich von der alten, schwer erkämpften Heimat zu trennen und sich eine neue zu suchen. Aber man hatte doch jedenfalls Boden unter den Füßen. Das so urdeutsche Suchen nach Heimat und das Bedürfnis, sich heimlich zu fühlen, drückt sich wunderbar in dem Namen Heimtal aus, denn die Benennung wurde erst nach Gründung der Kolonie genommen. Besonders auch deshalb, weil die grosse Kolonie in Wolhynien, aus der die meisten gekommen waren, denselben Namen trug.

Es ist wohl hart aber auch gesund, dass der Bauer in Heimtal sich alles allein schaffen muss, das Geschirr, die Geräte, den Stall und das Wohnhaus. Alles muss er sich selber erarbeiten. Aus der Natur holt er sich zum Haus seine Baustoffe. Holz, Feldsteine und besonders Sand und Lehm. Das Fundament wird mühsam aus Feldsteinen und Zement zusammengemauert. Darauf kommen die Wände aus Balken oder Lehm, der kunstvoll mit Wacholderzweigen

durchlegt wird, um den Zusammenhalt zu erhöhen. Wenn dann das Dach geschlossen ist, kann drinnen auch bei schlechtem Wetter gearbeitet werden. Die Keller werden gegraben, Fussböden gelegt. Die Türen und Fensterrahmen sind schon im Winter gemacht; sie brauchen nur eingesetzt zu werden. Manchmal werden die Öfen und die Schornsteine von fremden Handwerkern aufgemauert, sonst nichts.

So wird es wirklich ein eignes Haus. Nichts Schablonenhaftes ist dran. Es ist ja schon jahrelang durchdacht, wie man es zweckmässig baut und einrichtet. Während der Bauzeit muss die enge Badstube oder Kleete als Wohnung dienen. Aber der Tag, an dem man aus den so beschränkten Räumen und der Ungemütlichkeit herauskommt, um in das neue Haus überzusiedeln, ist dann ein wahres Fest.

Es kam der Weltkrieg. Er hemmte mit seinen Nachwirren die Entwicklung der Schule, des kirchlichen und des dödflichen Lebens. Nachher aber setzte die vielseitig aufbauende Arbeit am Menschen, an der Schuljugend, am Hof und am Acker wieder ein.

Einige wenige Zahlen: Heimtal hat ungefähr 200 Seelen. — Davon sind weit über die Hälfte unter 20 Jahre alt. In der Zeit vom Oktober 1933 — Oktober 1934 sind 18 Kinder geboren. Das wären auf das 1000 der Bevölkerung umgerechnet: 90 Lebendgeburten. In den Jahren vorher lautet das Verhältnis 40—50.

## 2.

Zum Dank dafür, dass das estländische Deutschtum während der schweren Zeit des Ruhrkampfes so viele Kinder aus dem Ruhrgebiet aufgenommen hatte, schenkten die Bochumer Eisenwerke 2 kleine Kirchenglocken. Davon eine hängt in Heimtal in einem freistehenden Glockenturm.

Mit ihrer hellen, klaren Stimme hilft sie, das Dorf zu gestalten. Und wer nur recht zu hören versteht, dem kann sie schon viel, so viel erzählen. Manchmal sind es Grüsse aus jener anderen weiten Welt, dann erzählt sie von deutscher Arbeit und redlichem Mühen nach den wirklichen Höhen des Lebens. Eine lange Zeit klang im Unterton aber auch die Sorge mit. So eine Glocke sieht und fühlt mehr, als wir Menschen, die wir den Blick gar zu leicht, nur auf die Erde gewandt, nie in die Höhe richten. Und es will scheinen, als wenn ihr unablässiges Mahnen zur Einkehr und ihr Verlangen nach Einigkeit mitgeholfen hätten, die Zeit und mit ihr die Menschen zu wenden. — Ihr Rufen ist froher geworden.



Heute hören wir sie wieder, schwerer und ernster als sonst. Jeder weiss, was sie zu sagen hat. Der alte Vater Missal lag ja schon im Sterben. Nun ist es vorbei. Ein schweres, hartes Leben voll Inhalt ist zu Ende. Nun liegen die knöchernen Arbeitshände ineinandergeschoben auf der Decke und rühren sich nicht mehr. Ein wirkliches Kolonistenschicksal hat sich erfüllt, denn es ist ein steter Kampf um Volkstum, Familie, Haus und Hof gewesen. Und von den 6 Söhnen ist keiner in seiner letzten Stunde bei ihm gewesen und keiner von ihnen hat ihn zu Grabe geleiten können: Einer fiel im russisch-japanischen Kriege, einer starb an den Folgen des Weltkrieges; einer lebt als Farmer in Amerika, und einer ist Lehrer an einer deutschen Schule bei Thorn. Ein anderer betraut eine deutsche Schule im Kaukasus und der letzte ist im Weltkrieg verschollen.

In Wolhynien war der Alte Dorflehrer. Sein Drang zu schaffen und vorwärts zu kommen, liess ihm neben seiner vielseitigen geistigen Tätigkeit keine Ruhe. So hat er für 3 deutsche Kirchen in Wolhynien Orgeln gebaut. Viele seiner Söhne und Enkelsöhne können stolz sein auf ihre guten Geigen, die ihnen ihr Grossvater verfertigte. — Wie es so einem suchenden, regen Menschen eigen ist, mühte er sich ab, sich mit allen Dingen auseinanderzusetzen. Durch viel gründliches Lesen hatte er sich einen weiten Horizont geschaffen. Und nur aus diesem Suchen ist es zu verstehen, dass dieser 80-jährige Greis so dem Zuge der neuen Zeit offen war. Eines Tages rief er seine Enkel-söhne zu sich ans Krankenlager: «Jungs, es ist eine grosse Zeit, in der wir leben.» Und dann nach einer kleinen Weile: «Und es ist schade, dass ich sterben muss, ohne auch nur einmal in Deutschland gewesen zu sein; und dass ich seinen Führer nie hab sehen können...»

Wie der alte Missal immer deutlicher merkt: es geht zum Sterben, da lässt er sich noch einmal das Pferd aufzäumen, das ihm am liebsten war. Seine Schwiegersöhne tragen ihn auf den Wagen, und dann fährt er noch einmal, zum allerletzten Male auf die Felder, zu sehen, wie die Wintersaat steht und um von jedem Acker Abschied zu nehmen, vom Kleeschlag, von den Wiesen, von dem Stück, wo im letzten Jahre Hafer war und nebenan, wo die Rüben standen. — Dann noch einen Blick zu den Pflügen und Wagen, die zum Teil noch aus Wolhynien stammen, in den Viehstall und zu den Pferden. Ach ja die Pferde, jedes hat seine eigne Geschichte, sie haben so manche Arbeit zusammen getan und sind rechte Kameraden gewesen. Er weiss genau: Nur ein einziges Mal werden sie mich noch fahren —

zum Friedhof. Wie er dann nach Hause kommt, hat er sein Zimmer auch nicht wieder verlassen.

Vom Fenster aus kann er seine Bienen sehen, seine kleine Baumschule und die grossen Obstbäume. Die Edelreiser hat er oft von weit her geholt, und nun tragen sie schon so reich. Wenn er das alles so sieht, durchrinnt ihn wärmend eine leise Freude, denn er hat ja doch alles selber gepflanzt und grossgezogen.

In Ruhe kann er den Tod erwarten. Seine Kinder sind gesund und tüchtig. Sie können das Erbe antreten, es hüten und mehren, bis sie es dereinst an ihre Kinder weitergeben werden.

### 3.

Die Glocke von Heimal, die manchmal so tieftraurig klingt, kann aber auch eine jauchzend frohe Stimme haben, wenn sie die Menschen zusammenruft; zur Taufe oder gar zur Trauung, denn alles junge Leben liebt sie.

Schon lange vor der Hochzeit ist im Hause der Braut grosse Aufregung. Es wird geschlachtet, gebacken, gebraten, Bier gebraut, Haus und Hof gescheuert und geputzt. Die Nachbarn helfen. Teller, Schüsseln, Löffel, Tische, Bänke werden zusammengeliehen. Das ganze Dorf gerät allmählich in Aufregung. Noch weiss niemand, ob er eingeladen wird. Die Spannung steigt. Bis dann endlich 3 Tage vor dem Fest auf dem schönsten Pferde, das mit eingeflochtenen Bändern geschmückt ist, der Einlader geritten kommt. Er muss ins Zimmer reiten, so verlangt es der Brauch. Während die Anwesenden ihn strahlend und erwartungsvoll besehen, sagt er seinen Einladungspruch her, den er schon so von seinem Grossvater gehört hat:

Ich komme hereingeritten, ich komme hereingeschritten  
auf mein schwarzbraun Pferdelein. —

Ach nein, ich lass es draussen stehn  
und komm zu Fuss hereinzugehen.

Ich bin ein abgesandter Bot

Von Braut und Bräutigam,

Ist der Herr drin oder ist er drauss,  
so bitt ich ihn herzlich hereinzukommen,

dass Sie mögen die Güte haben und kommen  
zum künftigen Sonntag zur Hochzeit bei — — — —

Noch möchte ich Sie bitten

Sie sollen sich zu bereiten,



dort wird ein Kalb und ein Schwein geschlacht,  
und wird Wurst gemacht.  
Das wird allen sehr schmecken,  
dass man die Finger wird belecken.  
Und wer die Gabel und Messer wird vergessen,  
der kann mit die Finger essen. —

Fast vollzählig wohnt die Gemeinde der Trauung ernst und schweigsam bei. Jeder spürt den Ernst des Augenblicks. Die ganz kleinen Kinder auf den Armen der Mütter freuen sich an den vielen brennenden Kerzen. Aber zuletzt werden sie doch ungeduldig.

Währenddessen haben im Hochzeitshause die Nachbarinnen alles hergerichtet. Eine riesige Tafel ist gedeckt. In U-form geht sie durch zwei Räume, die durch Entfernen einer Zwischenwand zu einem Saal geworden sind. Gut und reichlich ist das Hochzeitsmahl, aber nicht üppig. Das Tischgebet dankt für das Glück und die Freude des Tages, und dass alles so wuchs, so dass die Tafel wieder so reich hat gedeckt werden können. Dann wird es still, nur Messer und Gabeln klappern. Die Kinder hört man in den Nebenräumen toben. Das selbstgebraute schwere Bier wird gereicht. Reden werden gehalten. Das junge Paar, es lebe hoch!

Feste Tischplätze gibt es nicht. Die Jugend aber sitzt in bunter Reihe zusammen an einem Ende. Während neu aufgetragen wird, wird gesungen. Die Jungen stimmen an. So kommt es, dass das Landsknechtslied vorherrscht. Die Ungeduld steigt. Die Alten essen noch und die Jungen wollen doch tanzen.

Endlich. Alles hilft abtragen; Tische, Stühle, Bänke werden zur Seite gerückt und dann wird getanzt. Walzer, Polka, Rheinländer, Wengerka, manchmal auch ein «Schieber», aber damit ist nichts anzufangen, der ist so langsam und garnicht lustig. Später kommen die Volkstänze. Das macht doch am meisten Spass.

So geht es bis spät in die Nacht. Die Nachbarn gehen nach Hause. Die vielen andern, die einen weiten Weg haben, bleiben. Stroh wird in das Festzimmer getragen. So ist Platz genug. Dann dauerts nicht lange, und alles schläft. Aber am andern Morgen, es ist kaum wieder hell geworden, da wird die Gesellschaft schon wieder munter. Das Stroh wird in den Stall gebracht, die Zimmer ausgefegt und dann geht das Tanzen und Feiern wieder los. Die Nachbarsleute kommen allmählich auch, einer nach dem andern.

Wenn nachher das Singen und Tanzen keinen Spass mehr macht,

wird Theater gemacht und Kunststücke werden gezeigt. Die meisten können irgend etwas. Einer von den Männern wird mit Kummel und Krummholz vor eine Schiebkarre gespannt. — Das ist etwas für die Kinder! Am Nachmittag ist allmählich Schluss. Jeder will vor Dunkelwerden zu Hause sein. Fröhlich singend ziehn sie dann in alle Richtungen auseinander.

#### 4.

Am Sonntag ruht alle Arbeit. Er beginnt eigentlich schon am Sonnabend, wenn bei Sonnenuntergang die Glocke den Sonntag einläutet. Alles Geschirr wird beiseite gestellt, aufgeräumt. Auch die Spinnräder und im Winter die Webstühle stehen an diesem Abend still — jeder Mensch braucht Stunden der Ruhe und des Friedens zum inneren Besinnen und Sammeln.

Am Sonntag morgen ist Andacht. Der Betsaal ist im Lauf der Jahre mit viel Mühe und Fleiss sehr hübsch ausgestattet worden. Zwei grosse bronzene Kronleuchter, das Altarbild, die Kanzel, Decken, Leuchter und Teppich, alles kam so allmählich zusammen. Jeder weiss woher und zu welcher Gelegenheit, und alle freuen sich dran.

Die Gemeinde ist nur klein, aber eine leere Kirche gibt es Sonntags nie. Die Frauen mit ihren hübschen weissen Kopftüchern, die leider nicht mehr so viel getragen werden, sitzen auf der linken Seite. Die Seite der Männer ist nicht wie in mancher Stadtkirche fast leer. Und nicht nur alte gebrechliche Menschen kommen, Schutz, Hilfe und Trost zu suchen. Nein, die Jugend ist auch da. Sie braucht zu aller Arbeit des Alltags und zum Entwickeln so nötig Kraft und Richtung. Darum muss das Wort auch klar sein und greifbar. Stark ist die Macht des Gesanges, der durch die tiefen Bauernbässe eine niederzwingende Kraftfülle erhält. Anders als in manch grosser wohlhabender Kirche der Grosstadt, wo die wenigen, zart tastenden Stimmen alter Frauen ganz von der Orgel überdeckt werden.

Vor und nach dem Gottesdienst sammeln sich die Männer im Klassenraum. Es ist immer allerlei bekanntzugeben. Eine gemeinsame Fahrt wird beredet. Über den bevorstehenden Drusch wird gesprochen. Neuigkeiten sind zu berichten, Zeitungen und Bücher werden getauscht.

Am Nachmittag jedes Sonntags trifft sich die Jugend zum Ballspiel. Oft wird zuletzt in der Dämmerung gesungen und Volkstänze werden getanzt. Fein diese Art, so von Parkett und Musikkapelle unabhängig zu sein! Manchmal kommen die Bläser zum Üben zu-



sammen. Seit einem Jahre hilft nach wolhynischer Sitte der Posau-  
nenchor solche Tage, an denen eine Hochzeit oder eine Beerdigung  
stattfindet, feierlich zu machen. Wie sauer sind die Instrumente er-  
spart worden! 10 Jahre hat es gedauert. Nun endlich sind sie bei-  
sammen. Die Bläser üben fleissig, und immer besser spielen sie.

An einem Sonntag im Herbst ist in Heimtal ein besonders reges  
Leben. Es ist Erntedankfest. Das Pastorat ist voller Gäste. Die  
Schule, der Andachtsraum, alle Fenster und Türen und besonders der  
Altar sind wunderhübsch geschmückt mit buntem Herbstlaub, Ähren-  
sträussen und Kränzen. Auf dem Altar stehen rechts und links kleine  
Garben. Alle Deutschen aus der Umgebung kommen. Stammhofbe-  
sitzer, Handwerker, weitab einzeln lebende Kolonistenfamilien, alle  
haben doch gleichermassen teil an dem grossen Wachsen, Blühen und  
Reifen in der Natur. Und wenn im Herbst dann wieder einmal alles  
gut geborgen ist, das Korn, der zweite Schnitt Heu, die Kleesaat und  
auch die vielen Kartoffeln und Rüben, und wenn man dann überdenkt,  
dass Nahrung für Mensch und Tier für einen ganzen langen Winter  
da ist und noch weiter reicht, dann kann es garnicht anders sein,  
als dass man einen heissen Drang spürt, zu danken.

Aber grade an diesem Tage wird auch an die vielen Alten und  
Armen in der Stadt gedacht, die nicht so unmittelbar an diesem Glück  
und Segen teilhaben können. Und doch sollen sie ihn spüren. Es wird  
gesammelt für die Winterhilfe. Alle geben, manche wenig, sie haben  
selbst eine grosse Familie satt zu machen, die Zinsen drücken furcht-  
bar; aber dennoch geben diese oft am freudigsten denen, die es noch  
schlechter haben. So bringt manch einer ein ganzes Pud.

Wenn alles zusammen ist, dann haben die vielen Beutelchen eine  
stattliche Menge Mehl, Erbsen und Grütze ergeben. Wenn ein Armer  
froh gibt, kann der andere arme Bruder es auch leicht froh nehmen.  
In Heimtal ist niemand reich.

## 5.

In einem Hause liegt ein Mädchen von 16 Jahren seit 5 Monaten  
im Gipsbett. Sie will so gern bald wieder gesund werden, aber noch  
muss sie einige Monate liegen. Über ihrem Bett an der Wand ist ein  
kleines Bord, das trägt allerlei Dinge, die ihr lieb sind, Bilder, Blu-  
men, einen Ährenstrauss und manches andere. Dann und wann kommt  
die Jugend abends sie besuchen. Zuerst ist immer viel zu erzählen.  
Später wird vorgelesen und gesungen. Man merkt es gleich, es ist  
eine besondere Art der Lieder, die sie gerne hat. Es sind die takt-

festen, die kraftvoll alles Aufrechte und den männlichen Kampf verehren, nichts Flaches. So ein langes Krankenlager kann einen jungen Menschen wohl reifen.

Es gibt bei den Kolonisten so manche Arbeiten, bei denen viele Menschen nötig sind, wie zum Beispiel beim Dreschen, Dünger fahren und Kartoffeln aufnehmen. — Bei all diesem helfen sich die Bauern gegenseitig, da braucht man denn keine bezahlten, fremden Arbeitskräfte. So ist das «Helfen und Zurückhelfen» von sehr grosser Bedeutung. Hier ist diese Art von Gemeinschaft durch die Notwendigkeit schon lange zur Selbstverständlichkeit, ja sogar schon zum Brauch geworden, während man neuerdings in aller Welt um eine ähnliche Form ringt, gehemmt und begeistert durch unzählige Eigenbrödl.

Eines Abends kommt die Jugend aus einem besonderen Anlass zusammen. Morgen sollen zwei von den Jungs Soldat werden. Das ist ein besonderer Tag. Manch einer kommt dann zum ersten Male für längere Zeit vom Elternhause fort. Die anderen, die zurückbleiben, besonders die Mädchen, sind etwas traurig: Werden sie uns auch nicht vergessen, wenn sie nun in der Stadt sind? Damit sie viel zurückdenken, wird ihnen dieser Abend recht schön ausgerichtet. Es dürfen nur die Schulentlassenen kommen. Einmal soll es noch recht gemütlich sein! Die Ofentür steht auf, und das Feuer wirft einen rötlichen Schein auf die Gesichter der jungen Menschen, die auf dem Dielenzeug rund um den Ofen sitzen. Gesungen wird, Gespenstergeschichten erzählen sie sich. Dazu gibt es selbstgemachte Schmantbonbons. Aus allerlei Soldatenliedern sind Knittelverse zurechtgedichtet worden. Natürlich beziehen sie sich immer irgendwie auf die beiden Soldaten. Jeder der Verse wird durch Schattenbilder dargestellt. Dann kommen zuletzt wieder die Volkstänze. Recht spät geht's nach Hause. — «Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus...»

## 6.

Die Kolonisten, deren Dörfer ja als deutsche Neusiedlungen in Südrussland in einer fremden Umgebung lagen, klammerten sich ganz besonders an Sprache, Brauchtum und an alles, was sie von ihrer Heimat mitbrachten, um sich vor fremder Beeinflussung zu schützen und sich ihre Art zu erhalten. So kommt es, dass sich an Sprache und Sitten manches erhalten hat, was in jener fernen ursprünglichen Heimat längst erstorben ist. Und manchmal gewinnt man in den Kolonien eine Vorstellung von der Zeit vor 200 Jahren, als die Voreltern sich auf die weite Fahrt machten. — Die Kinder, auch die erwachse-



nen, reden ihre Eltern mit «Ihr» an: «Gebt, Vater, mir jenen Hammer!» Ziemlich abgeschlossen, ging natürlich die Sprache auch ihre eignen Wege.

Für «selbst» und «allmählich» sagen sie «selftig» und «bisacht». In Heimtal wird nichts gemessen, geschenkt, gefärbt oder bemerkt — es heisst «gemossen», «geschonken», «geforben» und «bemorken». Wenn jemand das Haus hüten soll, so hat er es «einzuwachten». Ein Fahrrad aber heisst «Reitwagen», freilich nur noch in der Sprache der Alten.

Altes Sprachgut lebt in den Spielen:

«Batemelk ist dänn on däck  
We sek emkikt, krekt ent Gneck».

Dabei stehen alle im Kreise, die Gesichter der Mitte zu, die Hände auf dem Rücken. Der Sprecher mit einem Taschentuch in der Hand geht aussen herum.

Ein andres Spiel lautet so:

«Ich trag, ich trag —  
Was trägst du?  
Ein paar rote Schuhe.  
Für wen denn so?  
Für mein Feinsliebchen.  
Wer soll es sein?  
Wenn ich werd nun kommen,  
werd ich schon wissen».

Und richtiger Volksliedton klingt in vielen der alten Heimtaler Lieder:

«Es sitzen zwei Fürsten am Tore  
zum Jagen auserkoren.  
Zum Jagen und zum Schiessen.  
Schöne Mädchen muss man küssen.  
Ja küssen muss man sie. —  
Spann Jäger dein Gefieder,  
schiess mir das Wild hernieder!  
Der Schuss der ist geschehn,  
ich kann das Wild noch sehn.  
Ja sehen kann ich's noch».

Oder:

«Wer steht da draussen an der Tür  
und klopft so leise an?

Das ist gewiss mein Schäferlein.  
Machet auf und lasst ihn ein.  
Alles hab' ich überwunden,  
dass ich hab' mein Schatz gefunden.  
Ja, ja freilich.  
Der ich bin, der bleib ich.  
Ade, ade mein Schatz».

Oder:

«Jammer, Jammer höre zu,  
was ich Dir will sagen.  
Halt an, halt an, hier steht mein Schatz,  
und werd ihn suchen müssen.  
Halt an, halt an, hier steht mein Schatz  
falle ihm zu Füßen.  
Und weil er sie geliebet hat,  
soll er sie auch küssen».

## Die natürliche Bevölkerungsbewegung des Deutschtums in Lettland in den Jahren 1932—1933

*Ernst von Bulmerincq*

Mancher wird vielleicht sagen, es heisst Eulen nach Athen tragen, wenn einem wieder einmal die natürliche Bevölkerungsbewegung der Deutschen in Lettland vor Augen geführt wird, da aber die Dinge nicht gerade sehr erfreulich liegen, so ist es gerade deshalb die Aufgabe der Statistik, immer wieder auf den tatsächlichen Zustand hinzuweisen. Es wird dadurch erstens eine feste Grundlage gewonnen, auf der Massnahmen zur Besserung des gegenwärtigen Zustandes aufgebaut werden können, und zweitens die breitere Masse mit dem gegenwärtigen Zustande und seinen Entwicklungstendenzen bekannt gemacht. Denn es geht hier, um es kurz zu sagen, um die Erhaltung des Volkstums in rein quantitativem Sinne, und dieses ist ebenso Angelegenheit der Volksgemeinschaft als Ganzen wie auch jedes einzelnen Gliedes derselben.



Tabelle 1

## Bevölkerungsbewegung in Lettland nach Nationalitäten 1933

Nationalität	Volkszählung nach der Zählung v. 11. Febr. 1930		Eheschliessungen		Geborene ohne Totgeborene		Gestorbene		Geburtenüberschuss (+) od. -unterschuss (—)	
	Lettland	davon in Riga	Lettland	davon in Riga	Lettland	davon in Riga	Lettland	davon in Riga	Lettland	davon in Riga
Letten	1.394.957	227.842	11.490	2.526	24.003	3.063	19.255	3.052	+ 4.748	+ 11
Deutsche	69.855	44.105	554	375	798	379	1.149	704	— 351	— 325
Russen	237.807	34.447	2.179	373	6.438	541	3.201	476	+ 3.237	+ 65
Juden	94.388	42.328	881	427	1.277	615	1.147	530	+ 130	+ 85
Polen	59.374	16.574	643	168	1.339	189	916	218	+ 423	— 29
Litauer	25.885	6.817	219	55	369	57	292	95	+ 77	— 38
Esten	7.708	2.443	50	13	92	20	110	40	— 18	— 20
Andere u. unbek.	10.071	3.361	47	24	260	89	249	65	+ 11	+ 24
Ingesamt 1932	1.900.045	377.917	16.063	3.961	34.576	4.953	26.319	5.180	+ 8.257	— 227
			15.104	3.654	37.366	5.307	26.342	5.081	+ 11.024	+ 226

Wie Tabelle 1 zeigt, hält sich das deutsche Volkstum in Lettland quantitativ nicht auf demselben Niveau, nein, es geht sogar von Jahr zu Jahr zurück. 1933 hat es um 351 Personen abgenommen, 1932 um 371, 1931 um 325, 1930 um 242, 1929 um 331 Personen. Es ist ausserdem eine deutliche Tendenz zur Vergrösserung der Abnahme festzustellen, die sich in Zukunft noch verschärfen wird. Angefangen von 1936 werden die geburtenarmen Kriegsjahrgänge ins Heiratsalter gelangen und somit die Anzahl der Eheschliessungen und damit im Zusammenhange auch die Anzahl der Geburten noch stärker zurückgehen. Hans Handrack<sup>1)</sup> berechnet, dass der Rückgang des Deutschtums in Lettland, Auswanderung und Entnationalisierung nicht gerechnet, von 1930 bis 1945 rund 7.000 Personen betragen wird. Bei diesem Bevölkerungsrückgang ist jedoch nur die natürliche Bevölkerungsbewegung in Betracht gezogen worden, über die zuverlässige Daten vorliegen. Das Deutschtum in Lettland verliert aber auch eine beträchtliche Anzahl von Gliedern durch Abwanderung, doch liegen über diese Erscheinung keine zahlenmässigen Unterlagen vor. Auskunft darüber wird uns erst die Volkszählung vom nächsten Jahre geben, die unter anderem zeigen wird, wie viel das Deutschtum neben der natürlichen Bevölkerungsabnahme im Vergleich zum Jahre 1930 noch durch Abwanderung verloren hat.

1) Hans Handrack „Die Bevölkerungsentwicklung der deutschen Minderheit in Lettland“, Jena 1932, S. 112.

Die natürliche Abnahme der Bevölkerung erklärt sich erstens durch ein verstärktes Absterben der älteren Jahrgänge unserer stark überalterten Bevölkerung, aber hauptsächlich durch den äusserst geringen jungen Nachwuchs. Die Geburtenanzahl ist zu klein, ist kleiner als die Anzahl der Sterbefälle im entsprechenden Jahre. Dabei ist jedoch die Anzahl der Eheschliessungen gar nicht so besonders gering (1933 — 8,0 auf 1000 Deutsche), aber in den Ehen werden zu

Tabelle 2

# Bevölkerungsbewegung der Deutschen in Lettland 1932 u. 1933

Stadt Riga Kreise u. Provin- zen	Zahl der Deutschen 11. Febr. 1930	Eheschlies- sungen		Lebend- geborene		Gestorbene (ohne Totgebo- rene)		Geburtenüber- schuss (+) od. -unterschuss (—)	
		1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933
Stadt Riga . . . .	44.105	400	375	384	379	725	704	— 341	— 325
Kreis Riga . . . .	1.724	23	17	23	25	32	36	— 9	— 11
„ Cēsis . . . .	451	5	2	4	3	12	7	— 8	— 4
„ Valmiera . . . .	449	3	6	8	4	11	8	— 3	— 4
„ Valka . . . .	400	3	4	8	6	4	10	+ 4	— 4
„ Madona . . . .	1.825	13	15	40	46	30	27	+ 10	+ 19
Vidzeme . . . .	4.849	47	44	83	84	89	88	— 6	— 4
Kreis Liepāja . . . .	6.548	58	53	71	69	122	109	— 51	— 40
„ Aizpute . . . .	1.741	22	13	54	58	16	18	+ 38	+ 40
„ Kuldīga . . . .	3.273	20	21	77	81	65	48	+ 12	+ 33
„ Ventspils . . . .	1.629	9	7	17	15	20	31	— 3	— 16
„ Talsi . . . .	1.024	9	6	26	29	18	22	+ 8	+ 7
Kurzeme . . . .	14.215	118	100	245	252	241	228	+ 4	+ 24
Kreis Tukums . . . .	1.623	9	9	50	34	22	16	+ 28	+ 18
„ Jelgava . . . .	3.311	26	18	41	35	91	89	— 50	— 54
„ Bauska . . . .	358	—	—	4	1	6	7	— 2	— 6
„ Jēkabpils . . . .	196	1	2	2	4	3	3	— 1	+ 1
„ Ilūkste . . . .	161	1	2	9	2	7	5	+ 2	— 3
Zemgale . . . .	5.649	37	31	106	76	129	120	— 23	— 44
Kreis Daugavpils . . . .	770	6	3	6	6	10	5	— 4	+ 1
„ Rēzekne . . . .	134	3	1	1	1	2	2	— 1	— 1
„ Ludza . . . .	78	—	—	—	—	—	1	—	— 1
„ Jaunlatgale . . . .	55	—	—	1	—	1	1	—	— 1
Latgale . . . .	1.037	9	4	8	7	13	9	— 5	— 2
Lettland . . . .	69.855	611	554	826	798	1.197	1.149	— 371	— 351



wenig Kinder geboren. Um ganz roh dieses hier zu charakterisieren, kamen 1933 in ganz Lettland auf eine deutsche Eheschliessung etwa  $1\frac{1}{2}$  Kinder, in Riga dagegen nur 1 Kind. Also Einkindersystem! Was es für die quantitative Grösse eines Volkstums bedeutet, wenn in Zukunft die Anzahl der Glieder um die Hälfte zurückgeht, dürfte wohl jedem ohne weiteres einleuchten. Besonders schlimm steht es hier, wie Tabelle 2 zeigt, mit der Stadtbevölkerung.

In Riga waren im Jahre 1932 sogar mehr Ehen geschlossen worden als Geburten verzeichnet. Der Sterbefallüberschuss ist besonders hoch und betrug im Jahre 1933 — 0,75 auf 1000, 1932 — 0,78 auf 1000 und 1931 — 0,73 auf 1000 Deutsche. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Liepāja und Jelgava. Die Städte haben sich zu Verbrauchern der besten und gesündesten Kräfte des Volkes entwickelt, sie leben nur vom Lande, selbst sind sie unfruchtbar und können oder wollen nicht zur Erhaltung ihrer selbst beitragen. Nicht nur die Deutschen, sondern auch die anderen Nationalitäten weisen in den Städten eine sehr mangelhafte Zunahme oder gar Abnahme auf. So ergibt sich in Riga für das Jahr 1933 eine Gesamtabnahme von 227 Personen als Resultat der natürlichen Bevölkerungsbewegung.

Auf dem Lande sind die Verhältnisse besser, was auch für die Deutschen zutrifft, besonders wo sie mehr oder weniger geschlossen siedeln, wie im Kreis Aizpute, Kuldīga, Tukums, Madona. Für das Deutschtum kommt aber das Land als volkserhaltendes Element nicht stark in Betracht, denn nach der Volkszählung von 1930 lebten von je 100 Deutschen 63,2 in Riga, 20,8 in den übrigen Städten und nur 16,0 auf dem Lande. So ist es auch der ländlichen Bevölkerung nicht möglich gewesen, für die Deutschen wenigstens ausserhalb Rigas einen Geburtenüberschuss zu erzielen. Der Todesfallüberschuss ist wohl viel kleiner als in Riga, aber immerhin vorhanden und stellt sich auf 1000 Deutsche ausserhalb Rigas im Jahre 1933 auf 0,10, 1932 auf 0,12 und 1931 auf 0,02. Diesen Todesfallüberschuss haben die Städte bewirkt.

Folgende Aufstellung gibt die absoluten Zahlen.

		Riga	Ausserhalb Rigas	Lettland insgesamt
Dt. Eheschliessungen .	{ 1933	375	179	554
	{ 1932	400	211	611
	{ 1931	415	219	634
Dt. Lebendgeborene . .	{ 1933	379	419	798
	{ 1932	384	442	826
	{ 1931	415	458	873

		Riga	Ausserhalb Riga's	Lettland insgesamt
Dt. Gestorbene . . . .	{ 1933	704	445	1.149
	{ 1932	725	472	1.197
	{ 1931	734	464	1.198
Dt. Geburten- (+) resp. Sterbeüberschuss (—)	{ 1933	— 325	— 26	— 351
	{ 1932	— 341	— 30	— 371
	{ 1931	— 319	— 6	— 325

Im weiteren Zusammenhange der Betrachtung der natürlichen Bevölkerungsbewegung dürfte die Frage der Mischehen besonders interessant sein.

Aus nebenstehender Tabelle ist ersichtlich, dass etwa 40% der deutschen Männer und etwa 35% der deutschen Frauen, die eine Ehe schliessen, sie mit Personen einer anderen Nationalität eingehen. Etwa  $\frac{3}{4}$  der Mischehen schliessenden deutschen Männer und Frauen gehen sie mit Lettinnen resp. Letten ein. Die übrigen Nationalitäten folgen in weitem Abstände. Russen, Polen, Litauer und auch einige Juden kommen als Ehepartner in Frage. Die Ursachen dieser grossen Anzahl von Mischehen dürfte vor allem in der relativen Kleinheit der deutschen Bevölkerung in Lettland zu suchen sein, wobei sie zudem noch stark in Standesgruppen gespalten ist und Heiraten zwischen den einzelnen Gruppen äusserst selten sind. Die Auswahl eines passenden Ehepartners wird dadurch immer schwieriger und es fällt die Wahl dann eben oft auf einen Standesgenossen einer anderen Nationalität. In diesem Zusammenhange sei ein Ausspruch von Hans Harmen<sup>2)</sup> angeführt, dass der Deutsche häufig das elegante lettische Mädchen wählt, während sich der in gesicherter Existenz und Lebensstellung befindliche Lette eine solide deutsche Frau sucht. Bei den deutschen Frauen kommt noch ein weiteres hinzu. Bei den Deutschen in Lettland kommen auf 100 heiratsfähige Männer 165 heiratsfähige deutsche Frauen, oder nach einer anderen Berechnung auf 1000 deutsche Männer über 21 Jahre etwa 1600 deutsche Frauen über 21 Jahre. Also dasselbe Bild. Auf 3 heiratsfähige Frauen kommen nur 2 heiratsfähige Männer, d. h. jede dritte deutsche Frau müsste bei der von mancher Seite ausgesprochenen Forderung der ausschliesslich paritätischen Ehe unverheiratet bleiben, das Zölibat auf sich nehmen. Ob damit aber dem deutschen Volkstum gedient ist, ist doch eine sehr grosse Frage. Folgende Ausführungen über weitere Kapitel der natürlichen Bevölkerungsbewegung beziehen sich nur auf

2) Die Bevölkerungsbewegung der deutschen Volksgruppen im osteuropäischen Raum. Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik 1933/34, Heft 4, S. 223.



# Die Eheschliessungen der Deutschen in Lettland 1932 u. 1933, nach nationalparitätischen Ehen u. nationalen Mischehen gesondert

Es verheirateten sich	Mit Personen folgender Nationalität														Es verheirateten sich Deutsche							
															insgesamt		Davon mit Personen anderer Nationalität					
	deutsch		lettisch		russisch		poln.		litauisch		jüdisch		And. u. unbek.		abso- lut		in o/ o d. Heiraten- den					
1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1933	1932	1933	1932	1931			
Deutsche Männer { in Lettland davon in Riga	334	344	151	184	31	39	22	20	3	6	5	1	8	17	554	611	220	267	39,7	43,7	39,0	38,0
	232	239	88	98	27	32	18	12	1	4	2	1	7	14	375	400	143	161	38,1	40,3		
Deutsche Frauen { in Lettland davon in Riga	334	344	146	109	27	27	11	13	3	7	2	2	13	10	536	512	202	168	37,7	32,8	35,0	
	232	239	73	62	18	22	6	8	1	—	2	2	11	6	343	339	111	100	32,4	29,5	34,4	
Deutsche überhaupt { in Lettland davon in Riga	668	688	297	293	58	66	33	33	6	13	7	3	21	27	1090	1123	422	435	38,7	38,7	37,8	
	464	478	161	160	45	54	24	20	2	4	4	3	18	20	718	739	254	261	35,4	35,3	36,0	

die Stadt Riga, mangels bearbeiteten Materials für ganz Lettland. Wenn im vorigen die Ehen behandelt worden sind, so ist es ganz naturgemäss, im weiteren die Früchte der Eheschliessungen aufzuzeigen.

Unter den in Riga deutschen ehelich Lebendgeborenen waren Kinder von:

	1933	1932
deutschen Vätern u. deutschen Müttern	238	254
„ „ lettischen „	70	76
„ „ russischen „	20	24
„ „ polnischen „	12	10
„ „ litauischen „	1	2
„ „ estnischen „	3	2
„ „ jüdischen „	1	1
„ „ anderen „	4	1

Insgesamt ehelich geborene Kinder deutscher

Väter . . . . . 349 370

Ausserdem waren geboren in Ehen deutscher Frauen mit Männern anderer Nationalität Kinder von:

	1933	1932
deutschen Müttern u. lettischen Vätern	57	54
„ „ russischen „	14	19
„ „ polnischen „	4	4
„ „ litauischen „	—	—
„ „ estnischen „	1	1
„ „ jüdischen „	—	—
„ „ anderen „	4	5

Insgesamt ehelich Geborene von deutschen

Müttern, aber Vätern anderer Nationalitäten: 80 83

Von sämtlichen ehelich Lebendgeborenen, deren Eltern ganz oder teilweise deutsch waren, stammen:

	1933	1932	1933	1932
	absolut		relativ	
aus rein deutschen Ehen . . . .	238	254	55,5	56,1
aus deutsch-lettischen Ehen . . .	127	130	29,6	28,7
aus Ehen Deutscher mit Angehörigen einer andren Nationalität (ausgenommen die lettische) . . . .	64	69	14,9	15,2
Insgesamt Kinder von beiderseits oder teilweise deutschen Eltern:	429	453	100,0%	100,0%





Theodor Bötticher



Alexander Faltn

Hierbei soll auf die äusserst geringe Fruchtbarkeit der Ehen, auf die eingangs schon hingewiesen wurde, nicht weiter eingegangen werden. Auch die Frage, ob die paritätischen oder die Mischehen fruchtbarer sind, dürfte bei der an sich schon so geringen Fruchtbarkeit keine erhebliche Rolle spielen. Es erweist sich jedoch bei ganz roher Gegenüberstellung, dass die paritätischen Ehen etwas fruchtbarer sind als die Mischehen.

Es kommt hier hauptsächlich darauf an zu zeigen, mit einem wie grossen Zugang wir in Zukunft für die deutschen Schulen zu rechnen haben werden. Es würden sich hier für Riga im günstigsten Falle, bei Hinzurechnung zu den Kindern rein deutscher Ehen auch noch solcher aus Mischehen (ausser mit Letten) bei der Geburt eine voraussichtliche Schüler- und Schülerinnenzahl ergeben — und zwar für den Jahrgang

1930 — 364	nach Abzug des Abganges	1930 — 335
1931 — 350	durch den Tod bis zum	1931 — 329
1932 — 323	schulpflichtigen Alter mit	1932 — 297
1933 — 302	etwa 8% aber nur	1933 — 278

Auch hier ist die Tendenz einer starken Abnahme deutlich zu erkennen. Als Minimum des Zuganges im schulpflichtigen Alter dürfte für die Jahrgänge 1932 und 1933 die Anzahl von 234 resp. 220 Schülkindern zu betrachten sein.

704 (725) Sterbefälle in Riga im Jahre 1933 (1932) verteilen sich nach Alter u. Geschlecht wie folgt:

Alter	1933			1932		
	männl.	weibl.	zus.	männl.	weibl.	zus.
unter 1 Jahr	6	10	16	15	6	21
1—9 Jahre	4	7	11	4	6	10
10—19 „	9	4	13	4	10	14
20—29 „	17	12	29	11	17	28
30—39 „	13	21	34	13	12	25
40—49 „	29	21	50	28	20	48
50—59 „	73	37	110	70	42	112
60—69 „	84	77	161	90	78	168
70—79 „	73	117	190	66	126	192
80 J. u. älter	15	75	90	20	86	106
unbekannt	—	—	—	1	—	1
Insgesamt	323	381	704	322	403	725



Aus der gegebenen Aufstellung ist wiederum der starke Frauenüberschuss ersichtlich und lässt sich auch die Überalterung der deutschen Bevölkerung im Vergleich zur Gesamtbevölkerung Rigas ablesen, denn der Anteil der Sterbefälle von über 50-jährigen bei der Gesamtbevölkerung betrug rund 60% sämtlicher Sterbefälle und bei den Deutschen 90% was sich nur zum kleinsten Teil aus einer längeren Lebensdauer der Deutschen erklären lässt. Die Überalterung ist der hauptsächlichste Grund<sup>3)</sup>.

Die Aussichten für eine Erhaltung des zahlenmässigen Bestandes der deutschen Bevölkerung sind nach dem Angeführten nicht sehr tröstlich, denn man kann naturgemäss von einer überalterten Bevölkerung nicht dieselbe Fruchtbarkeit verlangen wie von einer Bevölkerung mit einem normalen Altersaufbau. An dem Zustande der Überalterung lässt sich zur Zeit nichts ändern, nur durch allmähliches Absterben der alten Jahrgänge wird ein normaler Altersaufbau erreicht werden. Wohl aber lässt sich gegen die materialistisch-individualistisch-egoistische Gebärungslust ankämpfen, die hauptsächlich psychologisch aufzufassen ist und durch entsprechende Massnahmen, wie das andere Länder zeigen, in eine Gebärfreudigkeit umgewandelt werden kann. Massnahmen materieller Natur spielen eine nur untergeordnete Rolle. Die Hauptsache bleibt die innere Umstellung auf eine neue Lebensauffassung!

## Die nationale Frage in der Dorpater Studentenschaft um 1850

Ein Beitrag zur baltischen Geistesgeschichte

*Von Harald Becker*

### 1.

Wer den Versuch macht, sich über Haltung und Wesensart, über Geist und Lebensformen der Jugend eines Volkes oder einer Volksgruppe während eines bestimmten Zeitraumes zu unterrichten, erwartet dabei zumeist ein Bild keimhaften Treibens von Kräften und Strebungen, die in der Folgezeit, mehr oder weniger sichtbar entfaltet und ausgereift, das Wirken der in Frage stehenden Generation

---

3) Vergleichszahlen für die Bevölkerungsbewegung der Deutschen in den Jahren 1927—1930 in meinem entsprechenden Artikeln in den Jahrbüchern des baltischen Deutschtums 1930, 1931 und 1933.

bestimmt haben; hofft kommende Taten sich ankündigen zu sehen und über die innersten Beweggründe dieser Taten aus dem Jugendtreiben der Täter neue Aufschlüsse zu erhalten. — Das Studium der Geschichte des studentischen Lebens an der Landesuniversität Dorpat wird dem, der an seine Arbeit Erwartungen der angegebenen Art knüpft, manche Enttäuschung bringen. Jahrzehnte hindurch bietet die Dorpater Studentenschaft dem Betrachter das Schauspiel einer verwirrenden Fülle von Streitigkeiten, denen insgesamt nur ein Zug gemeinsam zu sein scheint: die Unwesentlichkeit der Dinge, um die es dabei geht. Geistige Triebkräfte, organisierende Prinzipien höherer Art scheinen lange Zeit völlig zu fehlen.

Und doch zeigt sich bei näherem Zusehen, dass es auch für die akademische Jugend Dorpats Zeiten gegeben hat, in denen die Geister sich schieden und aufeinandertrafen. Freilich — die Leidenschaftlichkeit, mit der an den Universitäten des Deutschen Bundes um weltanschauliche und politische Ziele gerungen wurde, wird man in Dorpat vergeblich suchen.

Nur als leiser Hauch berührten die Stürme der Burschenschaftszeit das von Anbeginn in seiner Grundhaltung konservative Leben an der östlichsten deutschen Universität. Auch in Dorpat hat es eine Allgemeine Burschenschaft gegeben, die im Jahre 1818 von den Universitätsbehörden vorsorglich aufgehoben wurde, aber im geheimen fortbestand. Dass diese Burschenschaft im Vergleich zu ihrem Jenaer Vorbilde bei aller Verwandtschaft der Tendenzen recht harmlos war, zeigt sich in einer ganzen Reihe von zeitgenössischen Berichten.<sup>1)</sup> Man schwärmte für Deutschtum und Freiheit, man hasste Tyrannen und Reaktionäre und war dabei doch dem russischen Kaiserhause gegenüber loyal bis ins tiefste Herz hinein.

Charakteristisch für die «Deutschtümelei» der Dorpater Burschenschaft war die starke Betonung alles dessen, was äusserlich an das Vorbild erinnerte; zu innerer Geschlossenheit oder gar zu ausgesprochener politischer Willensbildung ist es nicht gekommen. Pastor Eduard Neander (Alb. Ac. Dorp. Nr. 1446) in Mitau schildert die Hauptmasse der Dorpater Studenschaft zu Beginn der zwanziger Jahre als ein wüstes, ungeordnetes Chaos — unter der Firma «allgemeine Burschenschaft», deren Mitglieder zum Teil noch à la Sand mit langen Haaren, altdeutschen Röcken und übergeschlagenen

---

<sup>1)</sup> Vgl. H. Becker, Die Begründung des baltischen akademischen Ehrengrechts. Baltische Monatshefte 1932, Heft 7/8, S. 423, Anm. 28.



Hemdkragen herumstolzierten<sup>2)</sup>, ohne doch dabei von Sandschen Reformideen und Welterneuerungsplänen infiziert zu sein. Die verschiedenen, teils konservativen, teils mehr oder weniger liberalen und radikalen Elemente wogten konfus durcheinander<sup>3)</sup>».

Die innere Schwäche der Dorpater Burschenschaft zeigte sich darin, dass sie, als in den ersten zwanziger Jahren zu der bereits bestehenden Curonia die Landmannschaften Estonia, Livonia und Fraternitas Rigensis hinzutraten, kampfilos zerfiel<sup>4)</sup>. Eine 1826 unter dem gleichen Namen begründete Nachfolgerin hat wohl 7 Jahre hindurch bestanden, aber trotz ihrer zeitweilig bedeutenden Mitgliederzahl keine nennenswerte Rolle gespielt<sup>5)</sup>. Doch haben manche von den Bräuchen der alten Dorpater Burschenschaft sich noch lange erhalten<sup>6)</sup>. Aus der Burschenschaft stammt u. a. die Beliebtheit des Liedes von Ernst Moritz Arndt «Was ist des Deutschen Vaterland?»<sup>7)</sup>. Ohne Scheu wurde dieses Lied in aller Öffentlichkeit gesungen, namentlich bei Vivat-Aufzügen für beliebte Professoren. Aber wie wenig man sich dabei dachte, zeigt der Umstand, dass die Landmannschaften im Mai 1833, als der Minister Graf Uwarow bald nach seinem Amtsantritt Dorpat besuchte, gerade dieses Lied für das Ständchen wählten, das ihm mit Genehmigung des Rektors bei Fackelschein vor seinem Quartier gebracht wurde<sup>8)</sup>. Seltsamerweise nahm der Minister keinerlei Anstoss an dieser sonderbaren Huldigung; er bedankte sich leutselig bei den Studenten und gestattete ihnen, die Fackeln auf dem Markt unter Gesang zusammenzuwerfen<sup>9)</sup>. Auch sein Bericht an den Kaiser über die Eindrücke in Dorpat

<sup>2)</sup> Vgl. dazu den Befehl des Generalgouverneurs Marquis Paulucci an den Dorpater Polizeimeister vom 22. Oktober 1819, abgedruckt in «Deutsch-protestantische Kämpfe in den Baltischen Provinzen Russlands» [von Alex. Buchholtz] (Leipzig. Duncker u. Humblot 1888), S. 206. In diesem Befehl wird den Dorpater Studenten ausdrücklich die sogen. «altdeutsche» Tracht verboten.

<sup>3)</sup> Brief N.'s im Archiv der Curonia. Vgl. Th. Neander, Die Keimbildung der Dorpater Landmannschaften (Mitau 1884), S. 44 f.

<sup>4)</sup> Vgl. H. Becker, Geschichte der Curonia (Riga 1933), Bd. I, S. 57 f.

<sup>5)</sup> Auch der allgemeine Comment der Dorpater Landmannschaften gründet sich z. T. auf den Burschenschafts-Comment vom Jahre 1821.

<sup>6)</sup> Becker a. a. O., S. 70, 82, 87, 93.

<sup>7)</sup> Hörschelmann, Nachtr. z. Alb. Est., Heft 2, S. 42.

<sup>8)</sup> [J. Zalle], Gedenkblätter an das 75-jährige Bestehen der Landesuniversität Dorpat (Dorpat, Laakmann 1877), S. 50, Anmerkung.

<sup>9)</sup> Conventsprotokoll der Fraternitas Rigensis v. 21. Mai 1833; G. Grindel, (Alb. Ac. 2703), Beitrag zur Geschichte der Fraternitas Rigensis (1829—1839), S. 5 (Manusk. i. Archiv d. Frat. Rigensis).

ist, soweit er die Studentenschaft betrifft, in wohlwollendem Tone gehalten; es heisst dort u. a.: «Durch aufmerksame Beobachtung und Einholen glaubwürdiger Zeugnisse habe ich festgestellt, dass nicht nur keine politische Verirrung zu den übrigen Verirrungen der Jünglinge hinzutritt, sondern auch, dass die Dorpater Studenten sich überhaupt mit Gegenwartspolitik nicht beschäftigen, so dass sie kaum Zeitungen lesen; unter ihnen gibt es ziemlich viele Schlingel, jedoch keine politischen Träumer»<sup>10)</sup>.

Das Urteil des Ministers wird durch die zahlreichen zeitgenössischen Zeugnisse<sup>11)</sup> im wesentlichen bestätigt. Der Mikrokosmos des Burschenstaates nahm das Interesse der dörptschen Studenten, zum mindesten der deutschen, nahezu völlig in Anspruch; was darüber hinausging, wurde kaum zur Kenntnis genommen. Die Beschäftigung mit politischen Fragen galt eben schon damals geradezu als verpönt. Ganz vereinzelt steht das am Anfang der dreissiger Jahre von Eduard Kitta-Kittel (Alb. Ac. 2655) gedichtete Farbenlied der Curonia da als Zeugnis einer gewissen Teilnahme für die aufständischen Polen und als Ausdruck starker Misstimmung über den obrigkeitlichen Druck auf die studierende Jugend. Es wurde und wird noch heute nach der Melodie eines polnischen Revolutionsliedes gesungen und enthält u. a. die Verse:

«Schauet nur die Farben an,  
die das kur'sche Wappen schmücken!  
Mut'ger werdet ihr alsdann  
in die Zukunft blicken,  
lasten drückend gleich der Gegenwart  
trauerschwarze Schwingen,  
will gleich List, mit Dummheit schnöd gepaart,  
Jugendkraft bezwingen.

---

<sup>10)</sup> Петуховъ, Императорскій Юрьевскій Университетъ за сто лѣтъ его существованія (Die Kaiserlich-Dörptsche Universität im Lauf ihres 100-jährigen Bestehens. Russisch. Dorpat 1902), Bd. I, S. 534.

<sup>11)</sup> Die Wichtigsten unter ihnen sind: J. C. Schwartz (Alb. Ac. 2275), Andeutungen zu einer Geschichte der Frat. Rigensis; Ad. Schwartz (Alb. Ac. 1687), Berichtigungen zu dem Versuch einer Geschichte d. Frat. Rig. (Manuskripte im Archiv d. Frat. Rig.), das bereits erwähnte Manuskript von Grindel, die Korrespondenzen der historischen Kommission der Curonia (Archiv der Curonia) und eine Reihe von Briefen, die in den Nachträgen zum Album Estonorum (6 Hefte. Dorpat, Mattiesen. 1896—1905) veröffentlicht sind.



Grün, der jungen Hoffnung Bild,  
ist die erste von den dreien.  
Was das Jetzt uns nicht erfüllt,  
wird das Einst verleihen.  
Bald vielleicht schon dringt der Freiheit Licht  
auch zu uns hernieder.  
Heil dann, wenn die morsche Kette bricht!  
Heil dann uns, ihr Brüder!»

Mehr als rein platonische Schwärmerei wird man in den schwungvollen Versen kaum sehen dürfen. Die Kurländer waren alles andere eher als Revolutionäre, und ihr ganzes sonstiges Verhalten zeugt davon, dass ihnen nichts ferner lag als liberale Weltanschauung. Das Gleiche gilt von der übrigen deutschen Studentenschaft.

Gegen Ende der dreissiger Jahre aber treten deutliche Anzeichen einer geistigen Wandlung auf, die zunächst in einzelnen Teilen der Studentenschaft vor sich geht und bald zu bedeutsamen Bewegungen führt. Die liberalen Tendenzen der Zeit machen sich auch in Dorpat geltend, in seltsamer Verknüpfung mit einem kämpferischen Pietismus, wie er uns in den Reformvorschlägen des Landsmannes der Curonia stud. theol. Emil Hugenberger (Alb. Ac. 3717)<sup>12)</sup> und den Studentenbriefen des frühverstorbenen Magisters der Theologie Karl Friedrich Hesselberg (Alb. Ac. 4372)<sup>13)</sup> entgegentritt. Die studentischen Reformbestrebungen erfreuten sich der energischen Förderung des damaligen Rektors der Dorpater Universität und späteren Bischofs Karl Christian Ulmann. Im folgenden soll gezeigt werden, dass in engem Zusammenhang mit dem Liberalismus jener Zeit nationalistische Strömungen erwachen, oder doch zum mindesten eine sehr ernsthaft nationale Besinnung in der Dorpater Burschenwelt Platz greift — eine Tatsache, die ungleich bedeutsamere Auswirkungen haben sollte als das Streben nach humanen und christlichen Lebensformen.

---

<sup>12)</sup> Vgl. H. Becker, Die Begründung des baltischen akademischen Ehrengerichts. Baltische Monatshefte 1932, Heft 7/8, S. 414 ff., und Geschichte der Curonia I, S. 148 ff.

<sup>13)</sup> Veröffentlicht von Eberhard Kraus, Studentische Strömungen in den vierziger Jahren. Baltische Monatsschrift 1888, S. 282 ff.

Eine nationale Frage hatte es bisher in der Dorpater Studentenschaft kaum gegeben. Wie man den Umstand, dass das politische und gesellschaftliche Leben der Ostseeprovinzen bis weit in die dreissiger Jahre rein deutsch war, als selbstverständlich hinnahm, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, so stand auch der deutsche Charakter der «Protestantischen Universität Dorpat» bis zum Beginn der Aera Uwarow überhaupt nicht in Frage. Ein Blick in die Matrikelauszüge des Album Academicum lehrt, dass auch die Studentenschaft in ihrer bei weitem überwiegenden Mehrzahl deutscher Nationalität war. Die wenigen andersstämmigen Elemente wurden dabei keineswegs als Fremdkörper empfunden und beanspruchten auch ihrerseits keinerlei Sonderstellung, sondern passten sich mühelos den Deutschen an. In den Listen fast aller deutschen Landsmannschaften finden sich Namen lettischer, estnischer, polnischer und russischer, vereinzelt sogar jüdischer Herkunft; doch bleiben die Juden meist dem eigentlichen Studentenleben fern<sup>14)</sup>. Als gegen Ende der zwanziger Jahre der Zustrom von Polen und Russen stärker wurde, bildeten sich zwar die Landsmannschaften «Polonia» (1828)<sup>15)</sup> und «Ruthenia» (1829)<sup>16)</sup>; in ihrer Organisation und ihren Lebensformen hielten sich diese Korporationen aber weitgehend an das Muster der deutschen Verbindungen. Eine wesentliche Rolle haben sie nicht gespielt.

Man ist leicht versucht, die Ursache, der die Dorpater Studentenschaft ein klareres Bewusstsein ihres deutschen Charakters verdankt, ausschliesslich oder doch vorwiegend in den Russifizierungsversuchen Uwarows und in dem strengen Regiment des trotz seines deutschen Namens sich völlig als Russe fühlenden und geberdenden Kurators General Craffström (1835—1854)<sup>17)</sup> zu sehen. Es war aber mindestens in gleichem Masse ein wirkliches nationales Erwachen, das diese Wandlung bewirkte. An fast allen deutschen Universitäten

<sup>14)</sup> G. I. Schultz (Pseudonym: Dr. Bertram. Alb. Ac. 2235), Nachtr. z. Alb. Est. Heft 3, S. 32.

<sup>15)</sup> Geschichte der Curonia I, S. 79.

<sup>16)</sup> Das., S. 82.

<sup>17)</sup> Über Uwarow und Craffström vgl. Deutsch-protest. Kämpfe usw., S. 146 ff.; A. v. Gernet, Die im Jahre 1802 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung (Reval, Kluge 1902), S. 63 ff.; A. v. Tobien, Die Livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus (Riga, Löffler 1925), Bd. I, S. 91 f. u. 318 ff.; R. v. Engelhardt, Die Deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung (Reval, Kluge 1933), S. 83 ff.



zeigen die reformatorischen Bestrebungen der Studentenschaft in jener Zeit ein Gemisch liberaler, christlich-moralischer und nationaler Züge<sup>18)</sup>, und wenn diese Bewegung in Dorpat auch nicht mit der Stärke auftritt, wie an den Universitäten der Deutschen Bundesstaaten, so wird sie doch in allem Wesentlichen von gleichem Geiste getragen. Julius Eckardt (Alb. Ac. 6544), in dessen Dorpater Studienzeit (1856—1859) Ausläufer dieser Bewegung hineinreichen, bezeichnet sie geradezu als «jungdeutsch»<sup>19)</sup>. Überall wird an Traditionen der alten Burschenschaft angeknüpft; auch in Dorpat. Es ist kein Zufall, dass gerade während der Professur Ulmanns (1835—1842), des einstigen Jenaer Burschenschafters<sup>20)</sup> und tatkräftigen Förderers studentischer Reformen, die deutsche Studentenschaft zu lebendigem Empfinden ihres Volkstums kommt. Ulmann hat gewiss nicht bewusst für den nationalen Gedanken geworben; aber unwillkürlich musste bei der allgemeinen Verehrung, die er genoss, seine unerschütterliche nationale Haltung, die sich am schönsten in der gegen die Russifizierungspläne Uwarows gerichteten Denkschrift an den Kaiser vom Mai 1839<sup>21)</sup> zeigt, auf die akademische Jugend von stärkstem Einfluss sein. Und es ist auch kein Zufall, dass das älteste und wohl auch schönste Zeugnis für die neue Richtung des Fühlens und Denkens eine Schilderung der grossartigen Ovation ist, mit der Ulmann am 1. November 1842 von den Studierenden gefeiert wurde, die nicht ahnten, dass diese Feier zur Amtsenthebung und Verweisung des aufrechten Mannes führen sollte<sup>22)</sup>.

Dieses Zeugnis, das im folgenden mitgeteilt werden soll, ist ein im Nachlass des 1861 verstorbenen Oberhofgerichtsadvokaten August Tiling in Mitau gefundener Brief eines Dorpater Studenten<sup>23)</sup>, datiert vom 3. November 1842, in dem die Vorgänge so dargestellt werden:

<sup>18)</sup> Fr. Schulze u. P. Ssymank, Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (Leipzig, Voigtländer 1910), S. 203 ff., 217 ff.

<sup>19)</sup> Rigasche Zeitung 1863, Nr. 111.

<sup>20)</sup> B. Hollander, Balten in der Burschenschaft zu Jena. Baltische Akademische Blätter, 4. Jahrg., Nr. 18 (Riga, Oktober 1925), S. 2 f.

<sup>21)</sup> Abgedruckt: Deutsch-protestantische Kämpfe usw., S. 153 ff.

<sup>22)</sup> Vgl. Engelhardt a. a. O., S. 90 ff.

<sup>23)</sup> Auszug im Archiv der Curonia. Der Verfasser lässt sich leider nicht feststellen; auch der Verbleib des Originals ist nicht zu ermitteln. Die Echtheit des Briefes steht ausser Zweifel. Die Schilderung stimmt bis in unbedeutende Einzelheiten hinein mit dem von Ulmann selbst am 11. Dezember 1842 an den Akademiker und ehemaligen Rektor der Dorpater Universität Friedrich Parrot nach Petersburg gesandten Bericht überein. Vgl. Deutsch-protestantische Kämpfe usw., S. 165 ff.

«Vorgestern wurde der Ulm.sche Pokal überreicht. Absichtlich schreibe ich Dir erst heute davon; vorgestern hätte ich lauter verwirrtes Zeug gesagt, so aufgereggt war ich. Noch jetzt schlägt mir das Herz, wenn ich daran zurückdenke; es war ein herrlicher Abend, den ich Dir wohl gewünscht hätte mitmachen zu können. Doch ich will Dir deutlich erzählen . . .

Es war um die Erlaubnis nachgesucht, U. am Abend ein Ständchen zu bringen, das von einem 4-fach besetzten Quartett, den 16 besten Sängern, die alle Corporationen aufbringen konnten, gesungen werden sollte. Es wurde gestattet, unter der Bedingung, dass nichts weiter geschehe, als dass diese 16 einige Lieder sängen, von denen aber keins der Art sein sollte, dass es unter den Übrigen Aufregung hervorbrachte, und sie etwa miteinstimmten; überhaupt sollte der, der das Ständchen anzeigte, für jeden Tumult stehen. — Gut! Um 8 Uhr Abends versammelten sich etwa 300 Burschen und eine Anzahl Philister unter U. Fenster . . . Punkt 8 fing das Ständchen an, mit: *Ecce venit te salutans*. Der Gesang war ausgezeichnet gut, ich habe nie einen so grossen Chor so schön singen gehört. Darauf folgte: Was ist des Deutschen Vaterland? und das übertraf wirklich alle Beschreibung. Man hörte jeder einzelnen Stimme an, dass sie fühlte, was sie sang. Die beiden ersten Strophen sang immer der ganze Chor, dann die beiden folgenden:

Ist's wo am Belt die Möwe zieht?

Ist's wo am Rhein die Rebe blüht?

ein einfaches Quartett, und dann antwortete wieder der ganze Chor: o nein, o nein, xx. Den letzten Vers muss man aber gehört haben, der lässt sich nicht beschreiben; — erst der Chor:

Was ist des Deutschen Vaterland?

So nenne endlich mir das Land!

Dann das einfache Quartett, ganz piano und ganz getragen, wie Kirchenmusik: «So weit die Deutsche Zunge klingt» (und nun allmählig, immer crescendo, indem auch immer mehr Stimmen einfielen, aber immer so getragen)

«Und Gott im Himmel Lieder singt».

Für diese beiden Strophen war auch die Musik wunderhübsch verändert. Es war so feierlich, dass während des Gesanges Alles todt-

---

— Durch Sperrung sind in unserem Abdruck des Dorpater Briefes die Stellen gekennzeichnet, die in der sehr sorgfältigen, im Archiv der Curonia befindlichen Abschrift unterstrichen sind.



still war. Dann fiel nun wieder mit wahrer Begeisterung der Chor ein: «Das soll es sein!»

Bei den letzten Worten trat Ulmann heraus, den Pokal in der Hand. Ganz konnte ich seine Rede nicht hören, da gerade während derselben einige Equipagen angerasselt kamen, die nicht früh genug aufgehalten werden konnten und ich ziemlich weit stand. Ich werde Dir also nur das mittheilen, wo ich mich seiner eigenen Worte zu erinnern glaube. Nun musst Du Dir U. noch lebhaft denken. Er stand oben auf der Treppe, also Allen sichtbar, die ganze Strasse und der grosse Menschenknäuel dunkel, nur die Sänger hatten alle Laternen, durch die U. also ganz erleuchtet wurde. Da stand er, hoch aufgerichtet, das graue Haar unbedeckt, in der Rechten den blitzenden Pokal und sprach mit seiner weichen, melodischen Stimme, die dennoch jeder hörte und verstand:

Lieben Freunde! Wollt Ihr mir den schönsten Tag meines Lebens noch immer mehr verschönen? Habt Dank, Ihr Lieben, für das Deutsche Wort, das Ihr mir soeben gesungen, Ihr konntet mich nicht schöner begrüßen! Nehmt meinen innigsten, gerührtesten Dank für alle Liebe, die Ihr mir erwiesen! Ihr brachtet mir den Deutschen Gruss! O möget Ihr ewig so wie jetzt festhalten an Deutschem Sinn und Wort, so dass Eure Enkel, wenn sie Euch ergraut sehen, sagen: Das waren Deutsche Männer! Haltet fest an Deutscher Treue, Deutschem Sinn und Wort, dass sie nicht untergehen, sondern kräftig fortblühen und jedem Stand halten, er rede welche Sprache er wolle. Bleibt Deutsche im wahren Sinn des Wortes: treu unserem Kaiser, treu dem Vaterland u. Euerm Berufe! Erlaubt einen Augenblick, liebe Herren. (Er liess sich Wein einschenken). Erlaubt, dass ich aus diesem Pokal, dem Andenken, das mir Eure Liebe schenkte, auf das Wohl der Deutschen Burschen trinke. Es lebe jeder brave Bursche, der ächten Deutschen Burschensinn hegt, den Burschensinn, der über der Form den Geist nicht vergisst, der sich in Wort und That zeigt und uns auch im Greisenalter nicht verlässt, der Burschensinn, der sich Jedem offen zeigt und sich vor Gott und Menschen nicht zu scheuen braucht! Er trank. Nun aber liess sich die Begeisterung für ihn nicht länger zähmen. Wie auf Verabredung (obgl. man gerade nur davon gesprochen hatte, es nicht zu tun, um U. keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, welche Rücksichten aber in diesem Augenblick ganz vergessen waren) flogen

alle Mützen herunter u. ein endloses vivat erscholl; immer u. immer wieder wurde es mit derselben Begeisterung wiederholt, bis U. eine Pause benutzte u. die Sänger bat, auf einen Augenblick zu ihm her einzutreten; sie thaten es, aber erst nachdem sie den Vers «Vivat academia» angesungen hatten, der dann wie vorher das vivat von allen 300 gesungen wurde, u. zwar recht gut. So wie der letzte Ton verhallt war, gingen alle ganz still u. ruhig auseinander . . .»

Absichtlich ist im vorstehenden der Brief, soweit er die «Anglegenheit Ulmann» betrifft, von einigen belanglosen Stellen abgesehen, in seinem vollen Wortlaut wiedergegeben worden, denn aus fast jeder Zeile spricht ein Ethos, wie es bisher der Dorpater akademischen Jugend fremd gewesen war. Das Lied der Urburschenschaft von der deutschen Sehnsucht hatte über Nacht neuen, lebendigen Sinn bekommen: «Man hörte jeder einzelnen Stimme an, dass sie fühlte, was sie sang». Es kommt hier nicht darauf an, ob die Rede Ulmanns wirklich in allen Einzelheiten dem Wortlaut entsprochen hat, den der begeisterte Student zwei Tage später niederschrieb<sup>24)</sup>, sondern auf die Tatsache, dass sich dem Studenten die Worte des Rektors aus tiefbewegtem Herzen zum Bekenntnis gestalteten. Lebendig empfundenes deutsches Wesen als Verpflichtung zu mannhafter, freiheitlicher und doch grundloyaler Haltung — so hatte in der vorhergegangenen Zeit wohl niemand den Sinn des Dorpater Burschentums gekennzeichnet. Man spürt das Wehen eines neuen Geistes.

### 3.

Das angeführte Zeugnis bleibt zunächst vereinzelt. Die vierziger Jahre sind von Kämpfen erfüllt, in denen der nationale Gedanke gegenüber christlich-moralischen und radikal-demokratischen Tendenzen zurücktritt. Diese Bewegungen führten zur Auflösung des Chargiertenconvents, zeitweilig zu fast anarchischen Zuständen und endeten mit einem äusseren Siege des konservativen Prinzips, denn ein grosser Teil der Reformen hatte sich nicht bewährt, vor allem die Zugeständnisse, die den Nichtverbindungsstudenten, den sogen. Wilden, in Bezug auf Vertretung im Repräsentantenconvent — so nannte sich damals der oberste Ausschuss der Studenschaft — gemacht worden waren. Im Jahre 1850 wurde der Chargiertenconvent wiederher-

---

<sup>24)</sup> Im wesentlichen stimmt der Wortlaut mit Ulmanns eigenem Referat überein. Vgl. Deutsch-protestantische Kämpfe usw., S. 173 f.



gestellt, in dem lediglich die Vertreter der Korporationen Sitz und Stimme hatten. Von der Wildenschaft wurde verlangt, sie solle sich wie bisher der Legislative und Jurisdiktion der Verbindungen fügen<sup>25)</sup>).

Lassen diese Ereignisse auch nicht unmittelbar die am Anfang der vierziger Jahre erwachte, aus liberaler Grundhaltung und nationaler Bewusstheit entsprungene Strömung erkennen, so ist aus den Bewegungen der 50-er Jahre doch deutlich zu ersehen, dass die gleichen Tendenzen fortlebten. In der Folgezeit ist die Verknüpfung der Volkstums-idee mit liberalistisch-individualistischen Gedankengängen sehr deutlich zu erkennen. Die jetzt immer nachdrücklicher erhobene Forderung, den nationalen Gruppen innerhalb der Studentenschaft eine gewisse Autonomie zuzustehen, wird geradezu aus dem selbstverständlich erscheinenden Recht auf persönliche Freiheit hergeleitet. Das zeigt sich in der Behandlung der Polenfrage. Die Polonia hatte sich 1848 aufgelöst<sup>26)</sup>, wahrscheinlich aus politischen Gründen, denn die Polen galten in den Augen der Behörden als besonders verdächtiges Element und hatten gewiss allen Grund, gerade im Revolutionsjahr ein scharfes Eingreifen der Obrigkeit zu erwarten; auch in der Folgezeit zogen sie es vor, jegliche Organisation zu vermeiden und sich auf lockeres gesellschaftliches Zusammenhalten zu beschränken. Der Chargiertenconvent beanspruchte jetzt nicht mehr, wie bisher, bedingungslose Unterwerfung der Polen unter sein Gesetz. Man war sich auf beiden Seiten seiner Sonderart mehr und mehr bewusst geworden, empfand aber die Verhältnisse als unnormale, weil sie jeder Regelung ermangelten. Diese wurde schliesslich im Herbst 1851 auf Anregung der Estonia in der Weise getroffen, dass den Polen Philisterrechte zuerkannt wurden, d. h. sie erhielten, ohne in Einzelheiten an den Comment gebunden zu sein, das Recht auf Satisfaktion mit der Pistole und verpflichteten sich auch ihrerseits, in Kollisionsfällen mit Burschen Genugthuung zu geben<sup>27)</sup>. Mit besonderem Eifer war die Curonia, die stets in freundschaftlichen Beziehungen mit den Polen gestanden hatte, für sie eingetreten; der Antrag, mit dem sie an den Chargiertenconvent ging, empfahl, «in Berücksichtigung dessen, dass die Polen, als besondere Nation,

---

<sup>25)</sup> Vgl. Geschichte der Curonia I, S. 170 ff., 188 ff., 194 ff.

<sup>26)</sup> Prot. d. Repr.-Conv. v. 22. Nov. 1848.

<sup>27)</sup> Protokolle d. Charg.-Conv. v. 10. Mai, 26. Aug., 15. Sept., 3. u. 24. Okt. 1851.

nichtsdestoweniger die Freiheit, Verbindungen untereinander einzugehen, nicht besitzen, sie als den Bestimmungen des allgemeinen Comments nicht unterworfen anzusehen»<sup>28)</sup>).

Auch die übrigen nichtdeutschen Gruppen kamen den deutschen Studierenden allmählich als fremde Elemente zum Bewusstsein. Bezeichnend für die Bestrebungen, das Verhältnis zu diesen Andersstämmigen einer Regelung zu unterwerfen und dabei eine reinliche Scheidung zu vollziehen, ist eine umfangreiche Schrift<sup>29)</sup>, die von der Fraternitas Rigensis anlässlich der Polenfrage im August 1851 eingereicht wurde. Dort wird der Standpunkt vertreten, dass die Angelegenheit der Polen nur im Zusammenhang mit einer Reform der Wildenverhältnisse überhaupt behandelt werden dürfe. Der Anregung, den Polen eine Sonderstellung einzuräumen, wird die Frage entgegengesetzt: «Wird, wie vorausszusehen, die Verschiedenheit der Nationalität und der Interessen, welche dieselben (d. h. die Polen) gegenüber der Deutschen Burschenwelt charakterisiert, als Grund einer derartigen Entscheidung abgegeben, so fragen wir dagegen, weshalb will man alle diejenigen R u s s e n, welche zerstreut in der Wildenschaft leben (also ganz abgesehen von der Ruthenia selbst, obgleich sich in Bezug auf dieselbe wohl auch manches hierher Gehörige erwähnen liesse) und welche der Ruthenia bedeutend überlegen sind (an Kopffzahl), warum will man diese, als dem Deutschen Interesse näher stehend, als der Nationalität nach uns mehr verwandt, als die Polen betrachten, wesshalb ebenso die Deutschen Petersburger, welche grössten Theils sich nicht nur unserem Interesse gegenüber höchst gleichgültig erweisen, sondern meist sogar den Russen sich angeschlossen haben, wesshalb endlich die J u d e n oder gar die A r m e n i e r, welche doch wahrlich in Bezug auf Deutsche Interessen nichts Gemeinsames mit uns haben». Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen stellt der Verfasser die verschiedenen Ansichten über die Verbindlichkeit des Burschengesetzes einander gegenüber. «Einerseits nämlich wurde behauptet,» schreibt er, «die eigentliche Idee, der wesentliche Gedanke des Burschenthums sei die Anstrengung und Erhaltung der Einheit sämmtlicher Burschen nach Rechtsverfahren, Sitte und Vertretung der Aussenwelt gegenüber; andererseits wurde als das leitende Prinzip im Burschentum verfochten die I d e e

---

<sup>28)</sup> Conv.-Prot. d. Curonia v. 22. Aug. 1851.

<sup>29)</sup> Datiert v. 26. August 1851. Archiv der Curonia. Sperrungen des Verfassers dieser Arbeit.



einer gewissen politischen Vereinigung d. h. einer factischen Einhelligkeit in Bezug auf bestimmte vaterländische Interessen. Mir nun erscheint es, dass das Wesen des Burschenthums weder in der einen noch in der anderen der angeführten Bestimmungen allein zu suchen sei; sondern, dass eben eine Vereinigung, eine Verschmelzung dieser beiden Factoren das wahre, das ursprüngliche Burschenthum ausmacht, das Burschenthum, welches sich vorzugsweise in Deutschland und als ein deutsches herangebildet hat und welches auch wir zu pflegen uns berufen fühlen . . . Noch muss hier aber die wesentlichste und wichtigste Bestimmung hinzugefügt werden. Dieses deutsche Burschenthum nämlich, welches seinen Ausdruck findet in der Wahrung eines bestimmten, im Grunde immer vaterländischen Interesses und sich zugleich nach aussen hin als eine geschlossene Einheit in bestimmter Weise manifestirt, ist nicht mit der Universität an und für sich gegeben, sondern hat sich selbständig entwickelt auf dem Boden gleicher Überzeugung und daraus folgender freier Vereinbarung; daher liegt es in seiner Natur, keinen Zwang und Druck duldend, auf diesem Boden freier Vereinbarung zu verharren; daher aber ist es auch seiner Natur zuwider, selbst irgend einen Zwang und Druck auszuüben. Ist gleich gegen diesen letzten Grundsatz, welchen ich für unzertrennlich halte von dem Begriff des deutschen Burschenthums, vielfach auf allen Universitäten gefehlt worden, so hat die Erfahrung auch vielfach gezeigt, dass auf dem Wege des Zwanges und Druckes das Burschenthum sich nie Kräftigung und Macht errungen hat, weil diese nur auf dem Boden gemeinschaftlicher Überzeugung und mit Hülfe einer auf freier Vereinbarung beruhenden Thätigkeit gedeihen. Die inneren wie äusseren Verhältnisse aller Deutschen Universitäten sind einander ziemlich ähnlich; wir können uns natürlich nur darauf beschränken die Zustände bei uns näher in's Auge zu fassen. Unter einem schweren Drucke der äusseren Verhältnisse lebend, von der Regierung fast eidlich dazu verpflichtet, jeder burschenthümlichen Regung zu entsagen; verfolgt und beschränkt nach allen Seiten hin, haben die meisssten Dörptschen Burschen dennoch ein höheres Sittengesetz, als bindend unter sich anerkannt, als den geschriebenen Buchstaben eines unfreien, willkürlichen Universitätsgesetzes, sie haben sich in freier Vereinbarung die Hände gereicht, um

unter sich das Burschenthum nach Kräften zu erhalten und zu fördern, und sie thun wohl daran und haben in der gemeinsamen Überzeugung eine feste Waffe gegen alle möglichen Angriffe; mit welchem Recht aber, frage ich, und aus welcher Macht wollen wir, selbst bedrängt und beschränkt in der mannigfachsten Weise von oben her, diese eigenen Verbindlichkeiten, zu welchen wir uns frei bekannt und vereinigt haben, solchen Elementen aufdrängen und aufzwingen, die den Sinn und die Bedeutung des Deutschen Burschenwesens nicht begreifen wollen oder nicht begreifen können? Und wie dürfen wir von einer derartigen Förderung des Burschenthums für dasselbe auch nur das geringste Heil erwarten, ganz abgesehen davon, dass wir factisch durchaus nicht die Gewalt in Händen haben, derartige Beschlüsse durchzuführen?» Die langatmigen Ausführungen münden in den Vorschlag, einen Unterschied zwischen Burschen, d. h. Studierenden, die den allgemeinen Comment anerkennen, und Studenten zu machen; die letzteren, zu denen u. a. alle nichtdeutschen Elemente gehören sollten, wünschte der Verfasser völlig aus dem Chargiertenconvent ausgeschieden zu sehen.

Wenn auch die Anregungen dieser Schrift zunächst keine praktischen Folgen hatten, weil an dem Postulat unbedingter Anerkennung des Comments durch sämtliche Wilde festgehalten wurde, so stellt die Eingabe der Fraternitas Rigensis doch nicht nur durch ihre Vorschläge, die in mancher Hinsicht die künftige Entwicklung vorauszeichnen, ein wichtiges Dokument dar, sondern sie ist vor allem von Interesse durch die eigentümliche Färbung, in der sie die Begriffe «deutsch» und «vaterländisch» erscheinen lässt. Unbedenklich werden die Verhältnisse an der Dorpater Universität im wesentlichen mit denen anderer deutscher Hochschulen gleichgesetzt, obgleich sich der Verfasser über die Verschiedenheit der äusseren Umstände klar ist. Unbedenklich werden die Deutschen aus Petersburg als Fremdlinge hingestellt. Deutsch im eigentlichen Sinne ist für den Verfasser innerhalb der Grenzen Russlands eben nur der baltische Deutsche; denn nichts anderes als das, was heute als «baltisch» bezeichnet wird, ist mit dem Worte «vaterländisch» umschrieben<sup>30)</sup>. Deutlich ist zu erkennen, dass der Verfasser die innere

---

<sup>30)</sup> Die Bezeichnung «baltisch» in dem heute gebräuchlichen Sinne war damals noch lange nicht allgemein üblich. Vgl. R. Wittram, Deutsch und baltisch. Baltische Monatshefte 1933, H. 4, S. 187 ff.



Haltung des «vaterländischen» Deutschtums, wie er es sich denkt oder wünscht, in erster Linie durch die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreise bestimmt sehen will; ja, die politische Abhängigkeit von der russischen Regierung und deren Organen wird als der Übel größtes angesehen. Deutschtum und Freiheit gehören eben zusammen.

Es fehlt auch sonst nicht an Zeugnissen dafür, dass der Widerwille gegen die Autokratie und deren Beauftragte während der fünfziger Jahre in der Dorpater Studentenschaft weit stärker war, als in der vorhergegangenen Zeit. Als der Kurator Craffström im Herbst 1852 den Studierenden nahelegte, anlässlich des bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläums der Universität eine Sammlung zu veranstalten, aus deren Ertrag der Rahmen des Kaiserbildes in der Aula erneuert werden sollte, erklärte der Convent der Curonia sich strikt gegen die Subskription und verweigerte jegliche Zahlung für den gewünschten Zweck<sup>31)</sup>. Er blieb auch dann bei dieser Stellungnahme, als der Rektor bei Ablieferung des gesammelten Geldes ein Verzeichnis der Subskribenten forderte und die Chargierten der übrigen Korporationen den Kurländern Vorstellungen darüber machten, wie unliebsam das Fehlen ihrer Namen von der Universitätsobrigkeit vermerkt werden würde<sup>32)</sup>. Die Befürchtungen erwiesen sich freilich als unbegründet; der Curonia sind niemals irgendwelche Vorwürfe wegen ihres damaligen Verhalten gemacht worden. — Die Kurländer waren es auch, die am meisten Bedenken hegten, als der Kurator Georg Friedrich v. Bradke im Februar 1855 privatim die Korporationen hatte wissen lassen, er wolle sich für ihre obrigkeitliche Bestätigung verwenden. Die Curonia beschloss, zunächst eine abwartende Haltung einzunehmen. «Der Convent», heisst es im Protokoll<sup>33)</sup>, «kann sich nicht eines wohlbegründeten Misstrauens erwähnen (!), indem er in dem Curator nur einen Mann sehen kann, der als Vertreter und Förderer der staatlichen Prinzipien, unmöglich zu einer Förderung des Deutschtums und des persönlichen Freiheitsgefühls auf der Universität, wie es sich entschieden in unserem Wirken ausspricht, die Hand bieten kann». — Wenig später haben sich die Kur-

---

<sup>31)</sup> Conv.-Prot. d. Curonia v. 7. u. 10. Dez. 1852.

<sup>32)</sup> Conv.-Prot. d. Curonia v. 14. Febr. 1853.

<sup>33)</sup> Conv.-Prot. d. Curonia v. 20. Febr. 1855.

länder, gleich den anderen Korporationen, dann doch entschlossen, auf die Vorschläge Bradkes einzugehen <sup>34)</sup>

Die einzige nichtdeutsche Korporation im Chargiertenconvent war die Ruthenia. Dass sie nur einen geringen Teil der in Dorpat studierenden Russen umfasste, erweist sowohl die im vorstehenden behandelte Schrift der Fraternitas Rigensis aus dem Jahre 1851, als auch die Tatsache, dass sie 1857, im Jahre ihrer Auflösung, nur 11 Glieder zählte. Als äusseren Anlass zu dem Beschluss, ihre Verbindung aufzuheben, gaben die Russen einen belanglosen Streit an, der zwischen den Polen und der Livonia ausgebrochen war. Die Mehrzahl der Korporationen stellte sich anfangs auf die Seite der Livländer; schliesslich wurde durch Vermittlung der Curonia doch eine Einigung erzielt <sup>35)</sup>. Die Ruthenia wartete das Ergebnis der Unterhandlungen nicht ab, sondern reichte am 28. März 1857 eine Schrift <sup>36)</sup> ein, in der sie erklärte, ihr Convent sehe in der Polenfrage «zu klar den Mangel an Übereinstimmung in seiner Urtheilsweise mit der der Mehrzahl der Convente, als dass er nicht vorziehen sollte aus dem Verbande mit den anderen Conventen zu treten. Die Ruthenia löst sich daher auf mit Vorbehalt von Namen, Farben und Wappen». — In Wirklichkeit lag für die Russen keinerlei Grund zum Eintreten für die Polen vor, sondern es war das Bewusstsein eigener nationaler Sonderart, das zur völligen Trennung von der deutschen Studentenschaft führte. Das war unzweideutig in einer Schrift gesagt, die von den Russen bald nach der Auflösung <sup>37)</sup> eingereicht wurde. «Das Burschenwesen und der daraus hervorgegangene Comment unter den deutschen Burschen Dorpats», erklärten die Unterzeichner, «ist . . . deutschen Ursprungs, deutschen Charakters, also wesentlich deutsch; daher auch für jeden Studenten von deutscher Anschauungsweise die moralische Verpflichtung erwachsen mag, denselben anzuerkennen. Derjenige aber, von dem, wegen Verschiedenheit der Nationalität, der Erziehung usw., unmöglich eine deutsche Anschauungsweise verlangt werden kann, für den also, wie z. B. für die russischen Studenten, jene moralische Ver-

<sup>34)</sup> Conv.-Prot. d. Curonia v. 5. März 1855; Prot. d. Charg.-Convents vom 8. März 1855.

<sup>35)</sup> Geschichte der Curonia I, S. 237 f.

<sup>36)</sup> Archiv der Curonia.

<sup>37)</sup> Datirt vom 7. April 1857. Archiv der Curonia. Sperrungen des Verfassers dieser Arbeit.



pflichtung nicht besteht, — der kann zur Beobachtung von Formen und Institutionen, welche auf deutschen Sitten beruhen, nur durch eine freiwillige Zustimmung veranlasst werden. Jeder Zwang in dieser Beziehung, etwa auf die russischen Studenten ausgeübt, erscheint diesen wenigstens als eine Beeinträchtigung der Freiheit ihrer Nationalität. — In die Verfassung der hiesigen deutschen Studenten sich nicht weiter mehr einmischend, werden die Unterzeichneten als russische Studenten, eine gesonderte, eine von den deutschen Studenten, deren jetzigem Comment und Institutionen, unabhängige Stellung einnehmen». — Einstimmig wurde über die 12 Unterzeichner dieser Eingabe der Verruf ausgesprochen<sup>38)</sup>.

Die Geschlossenheit dieser Stellung hatte bald eine Probe zu bestehen. Der Versuch, sie zu durchbrechen, wurde genau ein Jahr nach dem Ausscheiden der Ruthenia von einer Korporation unternommen, die sich in der Zwischenzeit konstruiert und Aufnahme in den Chargiertenconvent gefunden hatte, der «Dorpatensis Fraternitas Academica»<sup>39)</sup>. Am 18. März 1858 richtete deren Convent eine Schrift<sup>40)</sup> an an die übrigen Verbindungen, in der eingangs erklärt wird, die Fraternitas Academica halte «den Zeitpunkt für geeignet zu einer genaueren Bestimmung und Beschlussnahme in Bezug auf die Stellung der künftig hier ankommenden Studenten russischer Nation». Die bestehenden Verhältnisse — so wird in dieser Eingabe ausgeführt — enthielten zahlreiche Übelstände, die wie folgt gekennzeichnet werden:

«1) Eine Verläugnung der vorzüglichsten Seiten des Deutschen Charakters u. Wesens in Bezug auf Gastfreundschaft, die seit den ältesten Zeiten von den Deutschen nicht minder gehegt worden ist, als von den Slawen. Gehen gegenwärtig Deutsche Bursche nach Moscau (und deren Zahl ist nicht gering, da die Deutschen in Russland bedeutend zahlreicher sind, als in den 3 Ostseeprovinzen — sie verdienen also unsere volle Theilnahme und Berücksichtigung) so dürfen diese Deutschen Bursche ungehindert ihren Gebräuchen nachleben, u. ihre Nationalität wahren. Auch in Deutschland und Frankreich ist es so Fremden gegenüber.

---

<sup>38)</sup> Prot. d. Charg.-Conv. v. 27. April 1857.

<sup>39)</sup> Schreiben d. Dorpatensis Fraternitas Academica v. 7. Okt. 1857 (Archiv d. Curonia); Prot. d. Charg.-Conv. v. 27. Okt. 1857.

<sup>40)</sup> Archiv der Curonia. Sperrungen des Verfassers dieser Arbeit.

2) Ein Wachrufen nationaler Antipathie seitens der russischen Nation gegen die Deutschen in einem Umfange, wie das bisher nicht der Fall war. Gerade die besten u. tüchtigsten Bursche können, wenn sie einer besonderen Nation angehören, die Art u. Weise ihrer Nation gezwungener Weise nie verläugnen u. aufgeben . . .

3) . . . Es kann . . . der künftig ankommende Bursch russischer Nation den Umgang mit den bisherigen Ruthenen nicht gezwungener Weise meiden. Und je mehr die Bildung, in Gemässheit des Wunsches der gegenwärtigen Regierung, in Russland zunimmt, desto gewisser ist es, dass, bei dem grossen Rufe Dorpats auch für die Zukunft Russen hierher kommen werden. Jedenfalls kann für uns die Hoffnung, den Russen das Herkommen so sehr zu verleiden, dass es ganz aufhört, keinen Werth haben. Denn der Plan könnte nur dann einigermaßen gelingen, wenn ein mittelalterlicher Fanatismus in diesem Punkte genährt u. eine Abgeschlossenheit erstrebt würde, die mit der ganzen Richtung unserer Zeit unverträglich ist . . . Wenn unsere Zeit den religiösen Fanatismus für unberechtigt erklärt, so muss sie das noch entschiedener mit dem nationalen thun: der Brave u. der Gebildete aus einer fremden Nation muss Jedem höher stehn, als der Schurke, der Gesinnungslose u. der Rohe, aus seinem eigenen Volke; denn durch diese Richtung wird Fortschritt u. Bildung am meisten gefördert.

4) Die Stellung des Charg.-Conv. der Administration gegenüber. Es ist zu Lande stehende Regel, dass ein nachfolgender höherer Beamter die Anordnungen seines Vorgängers schlecht findet, u. zu verwerfen geneigt ist. Die bestehende Anerkennung der Autorität des Charg.-Conv. seitens der Administration ist aber, so wie sie jetzt besteht, ganz bequem u. erwünscht. Es wäre gewiss recht, wenn wir einem eventuellen Nachfolger des jetzigen Curators keine gerechte Veranlassung gäben, die Befugnisse des Charg.-Conv. einzuschränken . . . . Von Seiten der Regierung ist die Anerkennung des Charg.-Conv. ein erster Schritt zu dem, gerade für die Ostsee-Provinzen besonders erwünschten «selfgouvernement» . . . . Wir können indirect zum Besten der Gesamtheit beitragen u. die Mitbürger der Burschenwelt sehr verbinden, wenn wir unser Recht der Autonomie im Geiste vollkommener Billigkeit anwenden. Das



geschieht aber schwerlich, wenn wir einen slawischen Stamm, die Russen, für solche Handlungen mit einer entehrenden Strafe belegen, welche einem andern, den Polen, unverwehrt sind . . .» Der Antrag, auf den die Ausführungen hinauslaufen, fordert für die Russen eine ähnliche Ausnahmestellung, wie sie den Polen zugestanden war.

Betrachtet man diese Gedankengänge unter der Voraussetzung, dass sie aus der Feder eines deutschen Studenten stammen, so ist vor allem die Sympathie für die Russen und alles Russische, ja überhaupt für die Slawen, recht auffallend. Die Eingabe der *Fraternitas Academica* stellt in dieser Hinsicht genau das Gegenteil der Ausführungen des rigischen Convents zur Nationalitätenfrage dar<sup>41)</sup>. Führt dort der aus liberaler Ideologie erwachsene Gedanke des Selbstbestimmungsrechts zu der Forderung entschiedener Abgrenzung der Volksgruppen voneinander, so erscheint dieser Gedanke hier in kosmopolitische Tendenzen umgeschlagen, die, wie stets, in dem Bestreben, Eigenes und Fremdes «gerecht» abzuwägen, der Gefahr verfallen, die Vorzüge des Fremden über Gebühr zu betonen. Am Ende solcher Gedankengänge steht notwendig die Paradoxie: Um liberaler Ziele willen wird empfohlen, sich das Wohlwollen der Organe des Absolutismus zu sichern.

Die Zeitgenossen haben das Eintreten der jungen Korporation für die Russen entrüstet zurückgewiesen. So schreibt die *Curonia* in ihrer Antwort<sup>42)</sup>, die von dem späteren kurländischen Generalsuperintendenten Julius Boettcher (Alb. Ac. 6348) verfasst war<sup>43)</sup>, sie halte es «für unnöthig auf die Punkte 2 u. 3 in der Schrift der Acad. näher einzugehen; denn weder mittelalterlichem Fanatismus, noch zeitgemäßem Kosmopolitismus, vor allem nicht einem solchen Kosmopolitismus, der die Schurken, Rohen und Gesinnungslosen der eigenen Nation so sehr in den Vordergrund stellt u. von den Gebildeten und braven so wenig verlangt — in Bezug auf unsere Dörptschen Burschenverhältnisse huldigend, hielt es die *Curonia* für zu schwer sich hier über diese Punkte mit der *Frat. Acad.* zu verständigen . . . Ebenso wird es wohl in Bezug auf Punct 4 genügen, wenn der *Frat. Acad.* die Versicherung ertheilt wird, dass, mag die Wahl des künftigen Curators auf wen sie wolle fallen, dieselbe mit unserer Zustim-

---

<sup>41)</sup> Vgl. o., S. 13 ff.

<sup>42)</sup> Datiert v. 24. März 1858. Archiv der *Curonia*.

<sup>43)</sup> Conv.-Prot. d. *Curonia* v. 22. März 1858.

mung nie bewirken wird, dass etwas was wir für recht u. durch die Umstände für nothwendig erkannt haben, desshalb geändert werde. Und weiss denn die Frat. Acad. bereits von welcher Seite der Wind blasen wird, dass sie sich herausnimmt uns sagen zu wollen wie wir den Mantel richten sollen?» — Noch schärfer antwortet die Estonia: «Mit grosser Unbefangenheit setzt die Frat. Ac. Dorp. auseinander, wie der Charg.-Conv. sowohl für die Gegenwart, als auch für die Zukunft am besten den Speichellecker spielen könnte. Wie wagt sie das, wie kommt sie zu der Kühnheit, einer Gesellschaft deutscher Bursche eine solche Servilität zuzutrauen?! Nie hat man sich bisher in Dorpat nach dem huldreichen Lächeln einer hohen Obrigkeit gesehnt und nun soll man, um es nicht mit der Administration zu verderben, seinen Gesetzen untreu werden — das ist mindestens eine unerhörte Beleidigung<sup>44)</sup>. — Die Fraternitas Academica musste ihre Schrift zurückziehen; freilich wurde auch der Curonia und der Estonia vom Chargiertenconvent die Zurücknahme ihrer Eingaben wegen der darin enthaltenen Beleidigungen vorgeschrieben<sup>45)</sup>.

## 5.

Im Jahre 1855<sup>46)</sup> hatte der ein Jahr zuvor nach Dorpat gekommene lettische Student Christian Woldemar (Alb. Ac. 6309), alias Waldemar,<sup>47)</sup> aus Kurland einen kleinen Kreis von Kommilitonen um sich gesammelt<sup>48)</sup>. Es scheinen anfangs nicht nur national gesinnte Letten an den von Waldemar und dessen Freunden veranstalteten literarischen Abenden teilgenommen zu haben, sondern auch Männer, die sich, jedenfalls im späteren Leben, eher als Deutsche fühlten, wie der nachmalige Pastor zu Goldingen Friedrich Freiberg

---

<sup>44)</sup> Schrift d. Estonia v. 1. April 1858. Archiv der Curonia. Sperrungen des Verfassers dieser Arbeit.

<sup>45)</sup> Prot. d. Charg.-Conv. v. 7. April u. 7. Mai 1858.

<sup>46)</sup> Das Jahr ergibt sich aus den Lebenserinnerungen Christ. Barons, der Anfang 1856 die Dorpater Universität bezog und den Kreis um Waldemar bereits vorfand. Vgl. Krišjāņa Barona atmiņas. Sakopojusi Lina Baron (Erinnerungen Christian Barons, gesammelt von Lina Baron. Lettisch. Riga, Walter u. Rapa 1924), S. 56.

<sup>47)</sup> So nannte er sich später. Als Student zeichnet er stets «Woldemar».

<sup>48)</sup> Zum folgenden vgl. Tobien, Die Livländische Ritterschaft usw., Bd. II, S. 141 ff.



(Alb. Ac. 6542)<sup>49)</sup> und der Mediziner Ernst Grünhoff (Alb. Ac. 6275)<sup>50)</sup>, später Arzt in Livland und Kurland; auch der Lette Johann Sakranowicz (Alb. Ac. 6357), der in der Folgezeit Pastor in Kurland, Redakteur der «Latviešu Avīzes» und Präsident der Lettischen Literarischen Gesellschaft gewesen ist, hat ganz andere Wege eingeschlagen, als die engsten Freunde und Mitarbeiter Waldemars, der frühverstorbene Schriftsteller Georg (Juris) Allunan (Alb. Ac. 6513) und der verdienstvolle Herausgeber lettischer Volkslieder Christian (Krišjānis) Baron (Alb. Ac. 6515)<sup>51)</sup>. Julius Eckardt, der sich auf das Zeugnis seiner Dorpater Zeitgenossen beruft, erzählt, dass an dem «Lettischen Abend» anfangs auch deutsche Kurländer teilgenommen hätten; denn «das landsmannschaftliche Kurische Gefühl war viel zu stark entwickelt, um die Kurländischen Letten eine isolierte Stellung einnehmen zu lassen»<sup>52)</sup>. Grünhoff und Sakranowicz waren Landsleute der Curonia gewesen<sup>53)</sup>; Waldemar gehörte bis zum Oktober 1857 dem kurischen Fechtboden an<sup>54)</sup>. — Dennoch ist der Dorpater «Lettische Abend» mit Recht als die Wiege des lettischen nationalen Gedankens bezeichnet worden. Die Aufgabe, die sich die Glieder des Kreises um Waldemar gestellt hatten, bestand in der Pflege lettischen Schrifttums und in Arbeit an der geistigen und kulturellen Hebung des lettischen Volkes. Baron berichtet darüber<sup>55)</sup>: «Dazu war zunächst erforderlich, dass eine grössere Zahl gelehrter und gebildeter lettischer Männer sich nicht von ihrem Volke lösten, sondern sich offen als dessen Glieder bekannten und ihm ihre Kräfte opferten, d. h. aktiv

<sup>49)</sup> Dem Verfasser mündlich überliefert. Vgl. die bei Baron a. a. O., S. 57 von L. Adamowitsch hinzugefügte Anmerkung.

<sup>50)</sup> Dem Verfasser mündlich überliefert.

<sup>51)</sup> Vgl. den von Lina Baron a. a. O., S. 202 ff. veröffentlichten Brief Sakranowicz an Waldemar (in deutscher Sprache) v. 14. Oktober 1863.

<sup>52)</sup> Rigasche Zeitung 1865, Nr. 131. Ein Irrtum Eckardts sei hier zurechtgestellt. Er nennt das Unternehmen Waldemars den «Kurländischen Lettischen Abend», weil seine Teilnehmer sämtlich gebürtige Kurländer gewesen seien. In Wirklichkeit waren auch Livländer darunter, wie z. B. die von Baron als Glieder des Kreises angegebenen Studenten Johann (Jānis) Jurjāns (Alb. Ac. 6373) und der bereits erwähnte Allunan; vgl. das Album Acad. d. Univers. Dorp.

<sup>53)</sup> Beide traten 1855 aus. Conv.-Prot. d. Curonia v. 14. Mai u. 25. Nov. 1855.

<sup>54)</sup> Erstmals als Fechtbodist genannt im Conv.-Prot. d. Curonia v. 4. Nov. 1854. Am 24. April 1855 wurde er zur Aufnahme in die Landsmannschaft vorgeschlagen, fiel jedoch durch; vgl. d. Conv.-Prot. ds. T. Sein Austritt aus dem Fechtboden ist im Conv.-Prot. d. Curonia v. 9. Okt. 1857 verschrieben.

<sup>55)</sup> A. a. O., S. 55 f.

an der Hebung des Volkes in geistiger und materieller Hinsicht arbeiteten». — Waldemar pflegte als erster Dorpater Student statt der bisher gebräuchlichen Angabe der Korporation oder der Heimatprovinz die Bezeichnung «Latvietis» unter seinen Namen zu setzen<sup>56)</sup>. «Mit schriftlichen Arbeiten», erzählt Baron weiter<sup>57)</sup>, «sowohl poetischen als prosaischen, beteiligte sich ganz besonders eifrig Juris Allunāns. Auch ich habe dort erstmalig meine Feder versucht. Die schriftlichen Ausarbeitungen wurden zum Teil der damals noch jungen lettischen Zeitung «Mājas Viesis» zugesandt, deren Redakteur A. Leitans war. Wir wollten die junge Zeitung, so viel an uns lag, unterstützen, denn sie war nach Möglichkeit liberaler als die von Pastor Schulz geleiteten Mitauer «Latviešu Avīzes»...

Weniger bekannt als diese oft geschilderten Bestrebungen des «Lettischen Abends» dürfte die Tatsache sein, dass eine Anzahl seiner Teilnehmer sich mit studentischen Reformplänen trug, ohne dabei ausgesprochen nationale Ziele zu verfolgen. Wie sie über das Leben der alten Korporationen urteilten, erhellt aus den Worten Barons:<sup>58)</sup> «Es gab im studentischen Leben mancherlei veraltete Formen und Sitten aus vergangenen Zeiten, die sich wegen ihrer romantischen Züge noch hartnäckig hielten und nur allmählich milderten. Eine Gruppe von Studenten wünschte beschleunigte Reformen. Ihre Zahl wuchs bald so stark an, dass sie eine Korporation mit gewissen Neuerungen im inneren Korporationsleben gründen konnten.» — Diese neue Korporation war eben die «Dorpatensis Fraternitas Academica». Zu den 31 Stiftern dieser Verbindung gehörten, neben einer Anzahl aus den verschiedensten Teilen Russlands stammender Deutscher, fünf Glieder des «Lettischen Abends»: Christian Waldemar, Georg Allunan, Christian Baron, Johann Sakranowicz und Ernst Grünhoff.<sup>59)</sup> Waldemar, der Begründer und Leiter des «Lettischen Abends», wurde auch in der Korporation führend; er ist von deren Stiftung im Oktober 1857 bis zu seinem Abgang von der Universität im Frühjahr

---

<sup>56)</sup> Baron a. a. O., S. 49.

<sup>57)</sup> A. a. O., S. 57.

<sup>58)</sup> A. a. O., S. 59.

<sup>59)</sup> Ein Verzeichnis sämtlicher Glieder der Dorp. Frat. Academica ist in deren Schreiben v. 7. Okt. 1857 (Archiv der Curonia) enthalten, in dem sie den übrigen Korporationen ihre Konstituierung anzeigt.



1858 ältester Chargierter gewesen<sup>60)</sup> — also gerade in der Zeit, als der junge Convent mit der oben behandelten Schrift auf den Plan trat.

Von dieser Tatsache aus fällt ein neues Licht auf die Aktion der *Fraternitas Academica* in der Russenfrage. Der einwandfreie Nachweis, dass die Schrift über diese Frage von Waldemar verfasst ist, lässt sich freilich nicht führen. Seine geistige Urheberschaft dürfte ausser Zweifel stehen. Die Tendenz der Eingabe weist in gerader Richtung auf die spätere Wirksamkeit Waldemars, Allunans und Barons in den «*Peterburgas Avīzes*» hin. Unverkennbar deuten sich die Keime des kommenden Bündnisses der sogen. «Jungletten» mit dem Slawophilitum an, das Waldemar in die Umgebung des Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch und später zu reger Mitarbeit an der Moskauer slawophilen Presse führte.<sup>61)</sup> Die nahe Verwandtschaft des lettischen Volkes mit den Slawen war ja eines der Dogmen, auf denen sich die ganze ausgedehnte publizistische und propagandistische Tätigkeit Waldemars aufbaute.<sup>62)</sup> Ob sich ihm bereits in seiner Dorpater Zeit Ausblicke auf politische Möglichkeiten boten, die in einem Zusammengehen mit den Russen lagen, ist nicht zu entscheiden; der Gedanke, sich den Kurator der Dorpater Universität um des für die Ostseeprovinzen anzustrebenden «selfgovernment» willen geneigt zu machen, spricht dafür. Unverkennbar sind seine Sympathien, die ihn schon damals den Blick nach Osten wenden liessen.

## 6.

Es kann nicht Aufgabe dieser Ausführungen sein, zu den Handlungen und Ereignissen, die hier geschildert worden sind, wertend und urteilend Stellung zu nehmen. Ein Aufrollen von Fragen nach Verdienst oder Schuld pflegt stets das Bild zu verzerren und das Verständnis für die Vorgänge zu erschweren oder gar unmöglich zu

---

<sup>60)</sup> Seine Unterschrift als Chargierter der *Dorp. Frat. Academica* findet sich unter den *Charg.-Conv.-Protokollen* v. 19. Nov. 1857, 18. Febr. u. 7. April 1858. Die übrigen Chargierten waren im Semester 1857/II Haberkorn (*Alb. Ac.* 6170) aus Petersburg und Denffer (*Alb. Ac.* 6305) aus Nowgorod, im Sem. 1858/I — Schneider (*Alb. Ac.* 6235) aus Petersburg und Sakranowicz.

<sup>61)</sup> Vgl. Jānis Kreicbergs, *Krišjānis Valdemārs* (Riga 1925; lettisch), S. 9 ff.; Tobien a. a. O. II, S. 146 ff.

<sup>62)</sup> Vgl. den Artikel Julius Eckardts in der Nr. 187 der *Rigaschen Zeitung* v. J. 1862, wo entschieden gegen die slawophile Richtung, die sich bereits in der ersten Nummer der «*Peterburgas Avīzes*» zeigte, Stellung genommen wird.

machen. Was ich glaube gezeigt zu haben, ist dies: Die entscheidenden Kräfte der Entwicklung, in deren Verlauf sich aus der bisher national kaum differenzierten Masse eine Volksgruppe nach der anderen gelöst hat, sind Strömungen und Wandlungen geistiger Art, die sich jeder Bewertung nach Maßstäben landläufiger Moral entziehen. Der letzte Ursprung solcher Kräfte ist unlösbares Geheimnis. Auch ihre Wirkungen lassen sich nicht absehen. Weder sind sie auf die akademische Jugend Dorpats beschränkt geblieben, noch haben sie sich in der Zeit, die hier behandelt worden ist, erschöpft, sondern sie walten als Schicksal über unserer ganzen Heimat und über uns allen, heute und wohl auch in Zukunft.

So wird das Bild, das hier von dem Erwachen dieser Kräfte gezeichnet worden ist, auch für die Deutung unserer Zeit fruchtbar. Es will zu seinem Teil einer Erkenntnis dienen, die entscheidend ist für jedes Verstehen der Gegenwart aus der Vergangenheit, nicht minder aber für die Haltung, die wir kommenden Dingen gegenüber einnehmen — der Erkenntnis, dass hinter aller Vielfalt des Geschehens wirkend und gestaltend das Irrationale steht.

## Briefwechsel

zwischen Arnold von Tidebühl, Redakteur der Balt. Monatschrift, und K. P. Pobedonoszew, Prokureur des Hl. Synod

Der nachstehend erstmalig veröffentlichte Briefwechsel entstammt dem Nachlass von Anton Buchholtz, welcher ihn im Jahre 1896 von Tidebühl zum Geschenk erhielt. Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Dr. Arend Buchholtz in Berlin wurde er den «Baltischen Monatsheften» anlässlich der 75-ten Wiederkehr des Jahrestages der Begründung der «Baltischen Monatsschrift» zur Verfügung gestellt.

Die Voraussetzung zu dem Briefwechsel, der ungemein anschauliche Schlaglichter auf die russischen Zensurverhältnisse wirft und Tidebühls diplomatischem Geschick ein glänzendes Zeugnis ausstellt, ergibt sich aus dem eingangs abgedruckten Schreiben des Zensors betr. die von N[ikolai] C[arlberg] verfasste «Statistik des Confessionswechsels in Livland», erschienen in der Baltischen Monatschrift, Band 42 (1895), S. 795 ff. — Tidebühl, der anscheinend damals schon ohnehin Befürchtungen in Bezug auf die geplante Veröffentlichung der Neuen Folge des Briefwechsels zwischen Editha von Rah-



den und Georg Berkholz \*) hegte, (sie erwiesen sich dann auch in der Tat als gerechtfertigt) wandte sich nun kurzerhand an den damals allmächtigen Pobedonoszew selbst, um ihn für den Briefwechsel zu interessieren, gleichzeitig aber ihn für die von der Zensur verbotene Statistik des Konfessionswechsels zu gewinnen. Beides gelang in vollem Masse, wie der Abdruck der beanstandeten Artikel noch im gleichen Jahrgange 1895 zeigt.

Eine letztmalige Bemühung Tideböhls aus dem gleichen Jahre, Pobedonoszew gegen die örtliche Zensur auszuspielen, misslang freilich. Man darf wohl sagen, nicht ganz unbegründeter Weise. Der betreffende Artikel aus dem Nachlasse von Georg Berkholz behandelte nach Pobedonoszew «die kritische Epoche der politischen und religiösen Streitfragen» und naturgemäss in einer Darstellung, wie sie sich aus der Haltung von Berkholz als eines «überzeugten Balten» ergab. Die Zumutung, Pobedonoszew selbst, der starre Russifikator, solle sich für den Abdruck dieses Artikels bei der Zensur ins Mittel legen, stellte tatsächlich eine Verwegenheit dar, die wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Beachtlich ist aber die ungemein lebenswürdige Form der Abweisung, die für den hohen geistigen Rang zeugt, welchen die «Baltischen Monatsschrift» auch in den Augen eines Pobedonoszew besass.

*Heinr. Bosse*

# I.

## Рижскій Отдѣльный Цензоръ.

Господинъ Начальникъ Губерніи поручилъ мнѣ передать Вамъ, Милостивый Государь, чтобы ни Вы, ни авторъ статьи: „Statistik des Konfessionswechsels in Livland“ не трудились являться къ Его Превосходительству по дѣлу о ея запрещеніи, такъ какъ рѣшеніе Его Превосходительства безповоротнo, Вамъ остается жаловаться на дѣйствіе цензуры въ Гланое Управленіе по дѣламъ печати. Жалобу можете подать и черезъ меня.

Съ совершеннымъ почтеніемъ А. Генцъ.

Рига, 27 сентября 1895 года.

Господину редактору-издателю  
журнала „Baltische Monatsschrift“

А. фонъ Тидебелю.

---

\*) Aus dem Briefwechsel Editha von Rahden's mit Georg Berkholz. Neue Folge. Herausgegeben von H[einrich] D[iederichs] Balt. Monatsschrift, Band 42 (1895), S. 709.

Der für Riga beauftragte Zensor.

Der Herr Chef des Gouvernements hat mich beauftragt, Ihnen, geehrter Herr, mitzuteilen, dass weder Sie noch der Verfasser des Artikels «Statistik des Konfessionswechsels in Livland» sich bemühen mögen, Seine Exzellenz in Sachen seines Verbotes aufzusuchen, da der Entscheid Seiner Exzellenz unumstösslich ist. Es bleibt Ihnen die Möglichkeit, sich über die Tätigkeit der Zensur in der Hauptverwaltung für Druckschriften zu beschweren. Die Beschwerde können Sie auch durch mich einreichen.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
(Unterschrift)

Riga, den 27. Sept. 1895.

Dem Herrn Redakteur und Herausgeber der  
Zeitschrift «Balt. Monatsschrift» A. von Tiedeboehl.

## II.

Monsieur

Il y a un an et demi, Votre Excellence avait eu l'extrême bonté de témoigner son bienveillant intérêt à la «Baltische Monatsschrift». J'ai l'avantage de l'informer qu'une nouvelle série des lettres de M<sup>lle</sup> Editha Rahden va être publiée dans le prochain numéro, que j'aurais alors l'honneur de faire parvenir immédiatement à Votre Excellence. Dans le même fascicule je m'étais proposé d'insérer l'article ci-joint, qui, j'ose l'espérer l'interessera également, mais que je ne suis pas à même de publier avant d'avoir reçu le bienveillant consentement de Votre Excellence. Dans l'espérance de l'aimable réponse, dont Votre Excellence voudra bien m'honorer, j'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect, de Votre Excellence, le serviteur très dévoué

Arnold Tideböhl

Riga, le 5. octobre 95.

Mein Herr,

Vor anderthalb Jahren haben Ew. Exzellenz die ausserordentliche Güte gehabt, Ihr wohlwollendes Interesse der «Baltischen Monatsschrift» zu bezeigen. Ich habe den Vorzug Sie in Kenntnis zu setzen, dass eine neue Serie von Briefen des Fr<sup>l</sup>. Editha Rahden in der nächsten Nummer veröffentlicht wird, die ich dann die Ehre haben werde, Ew. Exzellenz sofort zustellen zu lassen. In dasselbe Heft hatte ich mir vorgesetzt, den hier beiliegenden Artikel einzufügen, der, — ich wage es zu hoffen — Ew. Exzellenz gleichfalls interessieren wird; den ich aber von mir aus nicht veröffentlichen werde, ohne die wohlwollende Zustimmung Ew. Exzellenz erhalten zu haben.

In der Hoffnung auf die lebenswürdige Antwort, mit der Ew. Exzellenz mich gütig beehren wollen, habe ich die Ehre mit der tiefsten Ehrerbietung zu sein Ew. Exzellenz sehr ergebener Diener

Arnold Tiedebohl.

Riga, den 5. Oktober 1895.



### III.

Monsieur

Je vous remercie pour l'interessante nouvelle sur la publication des lettres de M-lle Rahden que j'attendrai avec impatience.

Quant à l'article «Statistik des Konfessionswechsels in Livland» je ne comprends pas bien, pourquoi mon consentement à sa publication vous serait necessaire, puisque l'article en question ne contient que des chiffres statistique, celle—là est incomplete aussi puisqu'elle n'embrasse chiffres statistique, interessants dans tous les cas. Comme toute statistique, celle — là est incomplete aussi puisqu'elle n'embrasse pas la varieté infinie des motifs qui mènent au changement de la religion dans les cas individuels.

Agréez, Monsiuer, l'expression de mes sentiments distingués  
C. Pobedonostzeff.

le 7. octobre 1895.  
Petersbourg.

Mein Herr.

Ich danke Ihnen für die interessante Nachricht über die Veröffentlichung der Briefe des Frl. Rahden, die ich mit Ungeduld erwarten werde.

Was den Artikel «Statistik des Religionswechsels in Livland» anlangt, so verstehe ich nicht recht, warum meine Zustimmung zu seiner Veröffentlichung für Sie erforderlich sein dürfte, da der in Frage stehende Artikel nur statistische Zahlen enthält, die in allen Fällen interessant sind. Wie jede Statistik, ist auch diese unvollständig, weil sie nicht die unendliche Mannigfaltigkeit der Beweggründe umfasst, die zum Religionswechsel in individuellen Fällen führen.

Genehmigen Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner Hochachtung.  
C. Pobedonostzeff.

d. 7. Oktober 1895.  
Petersburg.

### IV.

Monsieur

C'est avec mes remerciements les plus vifs que je m'empresse de fournir à Votre Excellence l'explication, quelle à bien voulu me demander: Ce qui m'empêche de publier sans le consentement de Votre Excellence l'article «Statistik des Confessionswechsels in Livland» c'est qu'on va me l'interdire de la part de la censure et que j'ai tout lieu de craindre, qu'une réclamation ne soit inutile à moins d'avoir l'avantage de pouvoir m'en rapporter à Votre Excellence. A l'heure, qu'il est, même les lettres de M-elle Rahden sont en danger d'être tron-

quées, comme l'indique le bulletin ci-inclus de la censure. \*) La livraison du mois Novembre subira donc un retard bien sensible, d'autant plus qu'il serait très difficile de trouver sur-le-champs un équivalent convenable pour l'article prohibé. En outre il est presque permis de douter que la correspondance entre M-elle Rahden et M-r Berkholz, mutilée qu'elle serait, soit encore propre à être publiée. De censeur très pointilleux nouvellement institué à Riga, se livre vis-à-vis de la Baltische Monatsschrift à des procédés plus rigoureux même qu'à l'égard de la presse du jour, bienque les lecteurs de la Balt. Mon. soient très peu nombreux et qu'ils comprennent à la différence des journaux quotidiens, l'élite du public.

Je ne sais, si dans cette affaire délicate j'ose solliciter l'appui de Votre Excellence, qui aurait peut-être l'extrême obligeance d'en causer à M-r conseiller privé Feoktistoff.

J'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect

de Votre Excellence le serviteur très dévoué

Riga, le 13. oct. 95.

A. T.

Mein Herr,

Mit den lebhaftesten Dank beeile ich mich, Ew. Exzellenz die Erläuterung zu geben, nach der Sie so gütig waren, mich zu fragen: Was mich hindert, ohne die Zustimmung Ew. Exzellenz den Artikel «Statistik des Konfessionswechsels in Livland» zu veröffentlichen, ist der Umstand, dass man es mir von der Zensur verboten wird und ich habe allen Grund zu befürchten, dass eine Reklamation unnütz sein würde, sofern ich nicht den Vorzug hätte, mich auf Ew. Exzellenz berufen zu können. Wie es zurzeit steht, sind selbst die Briefe des Frl. Rahden in Gefahr verstümmelt zu werden, wie die beigeschlossene Bekanntmachung der Zensur es anzeigt. \*)

Die November-Ausgabe wird also eine recht empfindliche Verzögerung erfahren, um so mehr, als es sehr schwer sein würde, sofort einen geeigneten Ersatz

---

\*) «Dem Brief war beigefügt der Bürstenabzug der Vorbemerkung zu dem Briefwechsel zwischen Editha Rahden und Berkholz nebst der darauf befindlichen Notiz des Zensors zu den Worten «Berkh. wurde ein überzeugter Balte», die folgendermassen lauteten: »Предупреждаю редакцію, что, если г. Беркгольдъ въ дальнѣйшей перепискѣ будетъ выступать какъ »überzeugter Balte«, то и самыя письма будутъ запрещаемы». (Anmerkung Tiedeböhls auf der Copie seines Schreibens an Pobedonoszew).

Die russische Bemerkung des Zensors lautet ins Deutsche übertragen: «Ich theile der Redaktion vorher mit, dass, falls Hr. Berkholz in dem bevorstehenden Briefwechsel als »überzeugter Balte« hervortreten sollte, dann auch seine Briefe selbst verboten werden.»



für den verbotenen Artikel zu finden. Im übrigen ist es fast zu zweifeln erlaubt, ob der Briefwechsel zwischen Frl. Rahden und Herrn Berkholz, so verstümmelt wie er es sein würde, noch zur Veröffentlichung geeignet wäre. Der neuerdings in Riga eingesetzte kleinliche Zensor befreist sich gegenüber der Baltischen Monatsschrift strengerer Massnahmen, als in Bezug auf die Tagespresse; obgleich die Leser der Baltischen Monatsschrift sehr wenig zahlreich sind und sie, im Unterschied von den Tageszeitungen, die Gebildetsten des Publikums umschliessen.

Ich weiss nicht, ob ich es wagen darf in dieser delikaten Sache um Unterstützung zu bitten, wenn Ew. Exzellenz vielleicht die ausserordentliche Güte haben wollten, im Gespräch mit Herrn Geheimrat Feoktistoff die Angelegenheit zu berühren.

Ich habe die Ehre, mit tiefster Ehrerbietung zu sein

Ew. Exzellenz sehr ergebener Diener

Riga, d. 13. Oktober 1895.

A. T.

V.

Monsieur

J'ai communiqué vos lettres à M. Feoktestoff. Il est tout à fait de mon avis que le censeur local a montré dans votre cas trop de vigueur sans cause suffisante, et l'ordre dans ce sens est déjà expédié à Riga.

Comme j'ai bien connu aussi M. Bergholz, je serais très curieux de lire sa correspondance.

le 15. oct. 1895.

C. Pobedonostzeff.

P.-bourg.

Mein Herr,

Ich habe Ihre Briefe Herrn Feoktestoff mitgeteilt. Er ist vollkommen meiner Ansicht, dass der örtliche Zensor in Ihrem Falle — ohne genügenden Grund — zuviel Strenge gezeigt hat, und eine Verfügung in diesem Sinne ist bereits nach Riga abgesandt worden.

Da ich auch Herrn Bergholz gut gekannt habe, würde ich sehr begierig sein, seine Korrespondenz zu lesen.

d. 15. Oktober 1895.

C. Pobedonostzeff.

Petersburg.

VI.

Monsieur

Je Vous demande pardon de décliner Votre demande. Dans le cas actuel je ne puis prendre le rôle d'un juge par rapport à l'article posthume de Bergholz qui se rapporte d'ailleurs à l'époque critique des controverses politiques et religieuses. L'article en question se ressent de toutes les controverses et il est par conséquent einseitig und tendenziös. Il est très naturel que Bergholz, ein überzeugter Balte, glorifie l'administration du pr. Souvoroff. L'histoire impartiale en jugera

autrement, Souvoroff ne s'est pas contenté du rôle impartial et modérateur. Etant faible d'esprit, quoique animé de sentiment chevaleresque il s'est laissé dominer par le parti des intérêts locaux (et possiblement étroits) des classes dominantes dans les provinces Baltiques, et c'est lui qui a semé dans ce pays les germes de la discorde et des malentendus fatals.

Je ne dis pas que l'article en question doit être défendu pour la Baltische Monatsschrift: libre à la censure de le laisser passer. Mais je ne puis pas me constituer comme juge dans cette matière, et surtout comme avocat de Votre rédaction, encore dans une question qui regarde particulièrement la région des mes fonctions immédiates et officielles.

Agréez, Monsieur de Tidebühl l'expression de mes sentiments distingués.

C. Pobedonostzeff.

Petersbourg.

le 15. novembre 1895.

Mein Herr,

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Ihre Bitte ablehne. In dem vorliegenden Fall kann ich nicht die Rolle eines Richters in Bezug auf den hinterlassenen Artikel von Bergholz übernehmen, der sich auf die kritische Epoche der politischen und religiösen Streitfragen bezieht. In dem betr. Artikel werden alle diese Streitfragen nachempfunden und er ist folglich «einseitig und tendenziös». (Im franz. Original deutsch). Es ist sehr natürlich, dass Bergholz, «ein überzeugter Balte», (im franz. Original deutsch) die Verwaltung des Fürsten Suworow verherrlicht. Die unparteiische Geschichte wird darüber anders urteilen. Suworow hat sich nicht mit einer unparteiischen und ausgleichenden Rolle begnügt. Geistig schwach, obgleich beseelt von ritterlichem Empfinden, hat er sich von der Sache der lokalen (und wahrscheinlich engen) Interessen der herrschenden Klassen in den Baltischen Provinzen leiten lassen, und er ist es, der in diesem Lande die Keime der Unstimmigkeit und unheilvoller Missverständnisse gesät hat.

Ich sage nicht, dass der in Frage stehende Artikel für die Baltische Monatsschrift verboten werden soll: es steht der Zensur frei, ihn durchzulassen. Aber ich kann mich nicht als Richter in dieser Sache hinstellen und besonders nicht als Anwalt Ihrer Redaktion, noch dazu in einer Frage, die speziell das Bereich meiner unmittelbaren und offiziellen Aufgaben angeht.

Genehmigen Sie, Herr v. Tidebühl, den Ausdruck meiner Hochachtung.

C. Pobedonostzeff.

Petersburg.

d. 15. November 1895.



## Briefe

des Livländischen Landmarschalls Heinrich von Bock-Kersell  
an den Öselschen Landmarschall Oskar von Ekesparre-Olbrück \*)

Aus dem Nachlass des letzteren veröffentlicht von

*Baron Arved Stackelberg*

In den vorliegenden acht Briefen aus den Jahren 1881—85 spiegeln sich die Hauptprobleme der baltischen Landespolitik jener Zeit. Beginnend mit den Vorgängen um die Nichtbestätigung der Landesprivilegien durch Alexander III., werden in der Folge die geplante Einführung der russischen Landschaftsverfassung (Semstwo), die Sprachenfrage, die Mission Manasseins und schliesslich, entsprechend der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, verkehrspolitische Fragen berührt.

Bei der gelassenen Schreibweise des Landmarschalls von Bock ist es bedeutsam, dass Wendungen wie «sehr kritische, schwere Zeit», «College und Genosse in einer immer schwerer und undankbarer werdenden Position», «sehr ernste Lage unseres Landes» wiederkehren, und zwar fast als einzige mehr gefühlsbetonte Äusserung. Der Schatten des kommenden Endes fällt in jenen Dezennien bereits deutlich in das Bewusstsein hervorragender Zeitgenossen.

Wir Nachfahren sollten die zum Gemeinplatz werdende Vorstellung vom seichten, breiten Lebensgenuss der uns vorangegangenen Generationen nicht in banaler Verallgemeinerung hinnehmen. Die verantwortlichen Männer der ritterschaftlichen Vertretungen haben früh und klar die Lage des Landes erkannt, in patriotischer Sorge und schwerem politischem Ringen beispielgebend gelebt und sind tatkräftig und wachsam «in einer immer schwerer und undankbarer werdenden Position» geblieben bis zuletzt.

---

\*) Vgl. auch Baltische Monatsschrift, 62. Jahrg., Heft 7/8, Juli/August 1931: «Briefe des Livländischen Landmarschalls Friedrich Baron Meyendorff an den Öselschen Landmarschall Oskar von Ekesparre-Olbrück.»



Baron Ernst von der Brüggen



Theodor Hermann Pantenius



Gustav Keuchel



Dr. Baron Edmund Heyking



Riga, 3. April 81.

Verehrter College!

Nachdem ich gestern Ihren Brief v. 28. Febr.<sup>1)</sup> empfangen, beeile ich mich, Ihnen die gewünschten Auskünfte zu geben.

Nachdem wir alle vier<sup>2)</sup> am 19. März den Grafen L. M.<sup>3)</sup> verfehlt hatten, liess ich am folgenden Tage, unter Beilegung unserer 3 Karten, bei dem Grafen anfragen, wann er uns empfangen könnte, worauf wir am 21. früh eine schriftliche Einladung erhielten, uns um 3 Uhr Nachm. bei ihm einzufinden. Wir wurden recht präzise empfangen und ich setzte ihm — als Senior das Wort führend — auseinander, dass wir uns zum ersten Mal, da wir «leider» keinen General-Gouverneur mehr hätten («malheureusement», fiel mir der Graf ins Wort), in der Lage befänden, den Min. d. Innern direct zu bitten, unser Vermittler bei S. M. zu sein, behufs Vollziehung eines Actes, welcher — seitdem die balt. Provinzen zu Russland gehörten — von jedem Russ. Monarchen in ununterbrochener Folge vollzogen worden sei und ob er die Güte haben wolle, uns zu erlauben, ihm die betreffenden Suppliken an S. M. zu übergeben. Nachdem er, in sehr wohlwollendem Ton, bemerkt hatte, wir möchten in unseren Forderungen nicht «trop raide» sein und ich ihm darauf erwidert hatte, er könne versichert sein, dass wir in unseren betreffenden Bitten nicht um eines Haares Breite über das hinausgehen würden, was durch die actenmässigen Präcedenzfälle gerechtfertigt sei, so erklärte er sich bereit, unsere Suppliken zu empfangen und versprach uns, dieselben S. M. zu unterbreiten, indem er noch hinzufügte, dass er jederzeit bereit sein würde, unser Vertreter bei S. M. zu sein und uns seine «parole d'honneur» darauf gebe, dass er S. M. in dieser Beziehung stets die reinste Wahrheit sagen würde (!). Am Abend desselben Tages um 8 Uhr überbrachte Bötticher unsere 4 Suppliken, in einer von mir an den Grafen selbst «въ собственные

---

<sup>1)</sup> Die Verspätung ist vielleicht durch sogenannte «Sundsperre» zu erklären. Bei den primitiven Verkehrsverhältnissen jener Zeit wurde Ösel manchmal bei Eisgang im Moon-Sund für längere Zeit vom Festlande abgeschnitten.

<sup>2)</sup> Offenbar die vier Vertreter der baltischen Ritterschaften: Landmarschall v. Bock (Livland), Ritterschaftshauptmann Baron Wilhelm Wrangell (Estland), Landesbevollmächtigter C. Baron Manteuffel-Katzdangen (Kurland), Landmarschall v. Ekesparre (Ösel).

<sup>3)</sup> Graf Loris-Melikoff, Minister des Inneren.

руки<sup>4)</sup> adressierten und versiegelten Enveloppe, welche er, da er den Grafen nicht mehr zu Hause fand, einem Adjutanten übergab. —

Am 27. März war ich eben im Begriff hierher abzureisen, als Bötticher zu mir kam und mir berichtete, Schilinzky habe ihm in der höchsten Aufregung, (aus der er beiläufig nie herauskommt) soeben gesagt, Kachanoff habe ihm unsere Suppliken im Auftrage des Grf. L.-M. mit dem Commissum übergeben, er solle für den betreffenden Doklad<sup>5)</sup> des Grafen bei S. M. eine записка<sup>6)</sup> ausarbeiten, in welcher klar auseinandergesetzt sein müsse, worin die von uns beanspruchten «Privilegien» beständen und auf welcher Grundlage sie beruhten. Ich liess Sch. nach Möglichkeit beruhigende Dinge sagen und versprach B., ihm sofort aus Riga das erforderliche Material zu schicken. — Als ich nun am 28. März Mittags hier eintraf, fand ich ein Telegramm von B. vor, in welchem er mir meldete, dass er am folgenden (Sonntag) Morgen wegen sehr wichtiger Besprechungen sich bei mir einstellen würde. Am folgenden Morgen traf denn auch B. bei mir ein und gleichzeitig mit ihm Manteuffel<sup>7)</sup> und Heyking<sup>8)</sup>, welchen B. gleichfalls telegraphisch rendez-vous bei mir gegeben hatte. Es wurde sofort, unter Zuziehung unseres Ritterschaftssekretärs Baron Meyendorff<sup>9)</sup>, eine Conferenz abgehalten, nach welcher H. für Kurland eine sehr lakonische Notiz zur Benutzung für Sch. zusammenstellte, und Meyendorff sich daran machte, sowohl ex actis als mit Hülfe des Ihnen wohl bekannten vortrefflichen Büchelchens von Otto Müller: «Die livländischen Landesprivilegien und deren Confirmation» ein Exposé auszuarbeiten, welches Sch. wohl in Betreff Livlands beruhigt haben möchte (wenn er überhaupt zu beruhigen ist). Überdem gab ich B. noch eine wörtliche Abschrift der letzten Confirmationsurkunde von Alex. II mit, und mit diesem Material und noch sonstigen Instructionen ausgerüstet, wie auch mit einem von mir an Sch. in sehr schmeichelhafter Weise gerichteten Briefe, reiste B. Montag Abends wieder nach Petersburg zurück. Bei meinen Gesprächen

---

4) «zu eigenen Händen».

5) Bericht, Vortrag.

6) Aufzeichnung.

7) Landesbevollmächtigter.

8) Baron Alfons Heyking, Leiter des Kurländischen statistischen Bureaus, kurländischer Landesbevollmächtigter 1882—94. Vgl. Alexander von Tobien, Die Livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus, Riga 1925, Bd. I, S. 425.

9) Baron Friedrich Meyendorff, vgl. v. Tobien a. a. O.



mit B. gedachten wir auch Oesels (an Wrangell<sup>10)</sup> hatte B. von Petersburg aus geschrieben), doch wir kamen überein, dass sich dergleichen telegraphisch unmöglich erledigen liesse und dass Sch. veranlasst werden sollte, die Lage Ösels als ganz analog derjenigen Livlands darzustellen, was hoffentlich gelingen wird. In diesem ganzen Zwischenfall sehe ich durchaus nichts Beunruhigendes, sondern nur sehr Natürliches, da im Grunde weder L. M. noch Kach. eine Ahnung von dem ganzen traditionellen Vorgange haben; — ich habe in diesem Verfahren im Gegentheil das Bestreben des Grafen L. M. gesehen, die Sache mit möglichster Beschleunigung und ohne grosses Brimborium von «переписки»<sup>11)</sup> zu erledigen, namentlich können wir ihm nur sehr dankbar dafür sein, dass er nicht eine Anfrage bei den resp. Gouverneuren<sup>12)</sup> angeordnet hat, wobei wir ganz besonders übel dran gewesen wären! —

Seit B.'s Abreise nach P. habe ich nun nichts weiter erfahren und sehe mit Ungeduld ferneren Mitteilungen von ihm entgegen, welche ich Ihnen gewiss nicht vorenthalten werde. Quod felix faustumque sit!

Hochachtungsvoll grüsst Sie freundlichst

Ihr ganz ergebener

H. Bock.

## II.

Riga, 7. Mai 81.

Verehrter College!

Ich halte es für meine collegialische Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass wir uns bewogen gefühlt haben, heute durch unseren Gouverneur ein Telegramm, dessen Text auf dem beiliegenden Blatt wiedergegeben ist, in russischer Übersetzung dem Minister des Innern Grafen Ignatieff<sup>1)</sup> zuzustellen. Es hat uns dabei der Gedanke geleitet, dass es wohl an der Zeit sein möchte, Seiner Majestät — dem vielfach manifestierten Ausdruck der Enttäuschung und Unzufriedenheit wegen des Manifestes vom 29. April gegenüber — ein Zeugnis des Vertrauens und treuer Ergebenheit abzulegen.

<sup>10)</sup> Estländischer Ritterschaftshauptmann, siehe oben.

<sup>11)</sup> Schriftwechsel.

<sup>12)</sup> In Livland Alexander Baron Uexküll-Güldenbandt, vgl. v. Tobien a. a. O., S. 153.

<sup>1)</sup> «Vater der Lüge», vgl. v. Tobien a. a. O., S. 95.

Am 29. April (etwa 2 Stunden vor dem Erscheinen des Manifestes) war ich bei Kachanoff, der mit mir über den Stand der Confirmations-Angelegenheit sprach und (wie er sagte) — weit entfernt dem Acte der Confirmation entgegenzustehen — noch einige Zweifel über die zu adoptierende Formel in Betreff der mittlerweile eingetretenen Modificationen in unseren Einrichtungen und Gesetzen hatte. Bei der unmittelbar darauf eingetretenen Krisis lässt sich der weitere Verlauf der Sache schwer voraussehen. Am 30. wollte ich den Grafen Loris-Melikoff besuchen, um ihn zur Beschleunigung zu drängen, — doch er war «krank» und empfing niemand mehr, da er bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte.

Soviel für jetzt in grosser Eile und Geschäftsüberlastung.

Mit freundlichstem Gruss

Ihr ganz ergebener

H. Bock.

Anlage <sup>2)</sup>).

Ew. Erlaucht bittet die livländische Ritterschaft Seiner Majestät die unterthänige Versicherung zu Füssen zu legen, dass sie mit innigstem und freudigstem Danke die Kundgebung des geliebten Selbstherrschers v. 29. April vernommen hat und bereit ist, wie immer so auch in alle Zukunft sich den durch an sie gestellten Aufgaben in angestammter Treue und Liebe zu widmen.

Res. Landrat.

Landmarschall.

7. Mai 81.

### III.

Pertersbg., 26. Sptbr. 81.

Verehrter College!

Entschuldigen Sie mich, dass ich erst heute Ihre werthen Zeilen, welche ich schon vor ein paar Tagen erhielt, beantworte, doch ich kam früher nicht dazu und mochte nicht telegraphisch antworten.

In einem Gespräch mit dem Herrn Landrath B-n Stackelberg <sup>1)</sup> habe ich allerdings von der Eventualität gesprochen, welche unser Zusammentreten zu gemeinsamer Action wünschenswerth machen könnte, doch habe ich den geeigneten Moment dafür nicht als unmittelbar bevorstehend bezeichnet. Ich werde jetzt nur noch kurze Zeit

---

<sup>2)</sup> Der byzantinistische Stil wirkt heute befremdlich. Man vergegenwärtige sich aber, dass auch im Zeichen der Volkssouveränität stehende Ergebnheitsadressen ihren konventionellen Stil haben!

<sup>1)</sup> Öselscher Landrat Baron Karl Stackelberg auf Peddast.



hier verweilen können, da wir uns bald zu einem Convent in Riga versammeln werden, und komme dann muthmaasslich gegen Ende October wieder her. Soweit sich also voraussehen lässt, werde ich mich wohl kaum veranlasst sehen, Ihnen ein Zusammentreten hier selbst vor dem November vorzuschlagen. Jedenfalls werde ich nicht unterlassen, Ihnen meine betreffenden Ansichten und eventuellen Propositionen, nach Möglichkeit, rechtzeitig mitzuthemen.

Hochachtungsvoll grüsst Sie freundlichst

Ihr ganz ergebener

H. Bock.

#### IV.

Riga, 21. Octbr. 81.

Verehrter College!

Gestern haben wir unseren Convent geschlossen, welchem ich ein confidentielles Referat von gewissen — vorläufig auch nur confidentiellen — Mittheilungen des Grafen Ignatieff gemacht habe. Dieselben bezogen sich auf die ausgesprochene Absicht der Staatsregierung, wenn auch nicht schlechtweg die landschaftlichen Institutionen den baltischen Provinzen zu octroyiren, so doch voraussichtlich in der nächsten Zeit mit Propositionen an die resp. Landtage herauszutreten, welche in irgendwelcher, noch nicht klar ausgesprochenen Form, Reformen in Vorschlag bringen sollen, welche voraussichtlich in irgendwelcher Weise die Adoptierung der landschaftlichen Institutionen verlangen würden<sup>1)</sup>.

Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich Ihnen den Inhalt zweier bezüglichen Gespräche mit dem Grafen I. ausführlich referieren wollte, was ich auch aus anderen Gründen vermeiden möchte. Aber Sie werden gewiss verstehen, wie sehr ich jetzt das Bedürfnis habe, möglichst bald mit Ihnen in unmittelbare persönliche Beziehung zu treten. Darum säume ich nicht, Ihnen mitzuteilen, dass ich morgen wieder die Reise nach Petersburg antreten werde, um dort voraussichtlich ein Paar Wochen — oder länger, je nach Bedürfnis — zu verweilen, woran ich die Bitte knüpfe, dass Sie, wenn es Ihnen irgend möglich sein sollte, recht bald auch daselbst eintreffen möchten, wo wir wohl jedenfalls auch mit dem Estl. Ritterschaftshauptmann zu conferieren Gelegenheit haben werden.

<sup>1)</sup> Vgl. v. Tobien a. a. O., S. 403 ff.

Nach allen Anzeichen gehen wir einer sehr kritischen, schweren Zeit entgegen!

Hochachtungsvoll grüsst Sie freundlichst

Ihr ganz ergebener

H. Bock.

V.

Riga, 1. April 82.

Verehrter College!

Erst sehr verspätet ist mir die Mittheilung geworden, dass Sie meinem Beispiele gefolgt sind und die Bürde des bisherigen Amtes auch wieder auf sich genommen haben. In dieser Veranlassung kann ich nicht umhin, Ihnen meine Freude darüber auszusprechen, dass ich Sie noch für fernere 3 Jahre zum Collegen und zugleich zum Genossen in einer immer schwerer und undankbarer werdenden Position haben werde. -- Sehr bedauert habe ich es, dass die hartnäckige Sundsperre zur Zeit unseres Landtages mich des Vergnügens beraubte, Sie hier zu begrüßen. Seitdem habe ich wieder 5 Wochen in Petersburg verbracht, von wo ich erst vor 8 Tagen hierher zurückgekehrt bin und wo ich mit den beiden Collegen aus Estland<sup>1)</sup> und Kurland<sup>2)</sup> wieder recht unbehagliche Tage verlebt habe. Es war namentlich die abermalige Anregung der unseligen «Sprachenfrage» im Reichsrathe, auf dem Gebiete unserer Wehrpflicht-Commissionen, welche uns zu schaffen machte und welche unsere Action «hinter den Coulissen» in Anspruch nahm, — worüber ich Ihnen gelegentlich nähere mündliche Mittheilungen zu machen mir vorbehalte.

Allem Anscheine nach wird, wenigstens vorläufig, die Einführung der russ. Sprache in die Kreis-Wehrpflicht-Commissionen nicht angeordnet werden.

Gegen Ende der nächsten Woche beabsichtige ich abermals auf kurze Zeit nach Petersbg. zu reisen und gebe mich der Hoffnung hin, dass ich in dieser Zeit vielleicht dort mit Ihnen zusammentreffen könnte, da Sie vielleicht in Ihrer Wiederwahl Veranlassung finden könnten, sich an «Höchster» und «Allerhöchster» Stelle persönlich in Erinnerung zu bringen. Auch könnten Sie es vielleicht rathsam finden,

---

<sup>1)</sup> Baron Wilhelm Wrangell, s. o.

<sup>2)</sup> Baron Alfons Heyking, s. o.

<sup>3)</sup> Senator und Justizminister Manassein, vgl. v. Tobien a. a. O., S. 101—102, und Eduard Freiherr v. Dellingshausen, Im Dienste der Heimat, Stuttgart 1930, S. 39, 55.



mit dem Senateur M.<sup>3</sup>) in persönliche Beziehung zu treten, bevor er Sie in Ösel heimsucht, was er jedenfalls zu thun gedenkt. Ich habe seine Bekanntschaft gemacht und muss bekennen, dass der persönliche Eindruck, den der Mann auf mich gemacht hat, kein ungünstiger ist. Vielleicht sind Sie so freundlich, mich nach Empfang dieser Zeilen telegraphisch zu benachrichtigen, ob und wann Sie nach Petersburg zu gehen gedenken, — eine briefliche Mittheilung könnte mich vielleicht nicht mehr hier treffen.

Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen freundlichst  
Ihr aufrichtig ergebener  
H. Bock.

VI.

Riga, 28. Octbr. 82

Hochgeschätzter Herr Landmarschall!

Im Begriffe, abermals nach Petersburg abzureisen, haben ich nicht unterlassen wollen, Ihnen mitzutheilen, dass im Laufe der nächsten Woche auch unsere beiden Collegen aus Kurland und Estland daselbst eintreffen und wir dann in Berathungen treten werden, welche — in Berücksichtigung der sehr ernsten Lage unseres Landes auch Ihre Theilnahme sehr wünschenswerth erscheinen lassen.

In der Hoffnung, Sie recht bald in der Residenz begrüßen zu können, empfiehlt sich Ihnen freundlichst

Ihr hochachtungsvoll ergebener  
H. Bock.

VII.

Riga, 21. April 84.

Verehrter College!

Nach Empfang Ihres vorgestrigen Telegramms unterlasse ich nicht, ihnen mitzutheilen, dass der Estl. Ausschuss beschlossen hat, den bewussten Schritt — wenigstens jetzt — nicht zu thun. In Folge dessen unterbleibt derselbe auch von meiner Seite, was, nach meiner individuellen Meinung, auch am rathsamsten ist, — wiewohl diese Meinung nicht von Allen getheilt wird. Ich werde also voraussichtlich vor dem Zusammentritt unseres deliberirenden Convents gar nicht mehr in die Residenz.

Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen freundlichst  
Ihr ganz ergebener  
H. Bock.

Verehrter Herr Landmarschall!

Wie Sie vielleicht erfahren haben werden, hat unser letzter Landtag beschlossen, abermals einen Anlauf zu nehmen, um in den betreffenden Regierungssphären die stets dringender an uns herantretende Notwendigkeit der Herstellung einer livländischen Eisenbahn zur Geltung zu bringen. Es soll im Laufe dieses Monats eine Deputation zu diesem Zwecke nach Petersburg abgehen, zu welcher — ausser unserem Landmarschall<sup>1)</sup> — Landrath Stael-Uhla<sup>2)</sup> und ich, von Seiten der Ritterschaft gehören, welcher sich aber noch Deputierte der Stadt Riga sowie des Rigaschen und Pernauschen Börsen-Comité anschliessen werden. Voraussichtlich wird die Deputation entweder in der letzten Januar-Woche oder in der ersten Februar-Woche sich in officieller Weise ihres Auftrages in Petersburg entledigen.

Es ist mir nun erinnerlich, dass Sie einmal die Freundlichkeit hatten, mir zu sagen, dass Sie eventuell uns Ihren freundnachbarlichen Beistand zu einem solchen Beginne zu gewähren gerne bereit sein würden, — welchen Beistand ich — auf Grund Ihrer persönlichen Beziehungen in Petersburg und Ihrer Erfahrungen auf diesem Gebiete — für überaus wünschenswerth und unserem Unternehmen eventuell für sehr förderlich halte<sup>3)</sup>. Halten Sie es daher dem alten Collegen zu gut, wenn ich mir vertrauensvoll die Freiheit nehme, Sie jetzt an jene freundschaftliche Äusserung zu erinnern und an Sie die Frage zu richten, ob Sie nicht etwa beabsichtigen, in der angedeuteten Zeit sich auch in die Residenz zu begeben, was zu erfahren mir ausserordentlich lieb wäre. Ich beabsichtige am 20. d. M. bereits in Petersburg einzutreffen und im Hôtel de France abzusteigen, wo ich mich sehr freuen würde, eine briefliche Mittheilung darüber von Ihnen vorzufinden, ob ich Aussicht habe, obigen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen.

Mit den besten nachträglichen Wünschen zu dem bereits angeetretenen neuen Jahr, empfiehlt sich Ihnen freundlichst

Ihr aufrichtig ergebener H. Bock.

<sup>1)</sup> Seit 1884 Baron Friedrich Meyendorff, vgl. v. Tobien a. a. O., S. 70.

<sup>2)</sup> Kammerherr Reinhold Baron Staël von Holstein auf Uhla, geb. 1819.

<sup>3)</sup> Ekesparre besuchte 1858—61 die Ingenieur-Akademie in Petersburg, 1861—1864 das Polytechnikum in Karlsruhe, war in leitender Stellung beim Bau der Eisenbahnlinien Odessa—Krementschug und Krementschug—Charkow beteiligt, Direktor des Bahnnetzes Charkow-Nikolajew. Vgl. v. Tobien a. a. O., S. 194/5. Ferner hierzu v. Dellingshausen, a. a. O., S. 128, 178.



# Rationalität und Bildung

*Von Rudolf Hippius*

Ein Jahrhundert trennt uns von den Todestagen der Schöpfer und Herrn im Reiche des deutschen Geistes; fast anderthalb Jahrhunderte sind vergangen seit ihrem Schaffensmittag. Seit jener Zeit wurde «Bildung» dem deutschen Menschen ein schlechthin erstrebenswertes Gut. Was keine Aufklärung und kein französischer *esprit* vermochten, — sie suchten das Leben zu ordnen oder ironisierend zu schmücken —, das brach auf im deutschen Bildungsgedanken: das nackte Leben zu überhöhen und zu vertiefen im schauenden Ergreifen des Ganzen der Schöpfung. Bildung — das bedeutete auf den Höhen deutschen Geistes, bei Goethe — seelisches Hineinwachsen in die grossen Zusammenhänge des Lebens. Wo dieses geschieht, vollzieht sich Formung der Seele und darauf allein kommt es an. Dass solche Formung durch und am Wissen geschehen kann, ist richtig, aber allzu einseitig wurde der Geist der Antike zum Lehrmeister erhoben. Dadurch geschah es, dass im 19. Jahrhundert zugleich mit dem Verblassen der prägenden Kraft des Geistes der Antike für uns die blossen Kenntnisse, rationales Wissen irrtümlich als Bildung angesehen wurden. Das zwingt uns zur Besinnung über die Kluft zwischen Rationalität und Bildung.

Um klar zu sehen, bedarf es antithetischer Formulierungen: Rationalität ist ihrem Wesen nach selbstherrliche Ordnung — Dienstbarmachung der Natur. Sie feiert ihre grossen Siege in der Technik, aber sie ist allem wachsenden Leben unendlich fern. Sie weiss haarscharf zu trennen, aber der ganzheitliche Fluss des Geschehens und Werdens ist ihr unfassbar. Zu aller echten Kontinuität hat sie keinen Zugang; sie sucht sich ihr zu nähern, theoretisch in der Erfindung des Differentials, praktisch-technisch, etwa beim Motor, durch Erhöhung der Zylinderanzahl. Beides läuft zuletzt im Gedanken auf das Gleiche heraus: Vielheit soll Ganzheit ersetzen! Organisierte Vielheit vermag das in der Tat bis zu einem praktisch wertvollen Grade — gute Motoren laufen tadellos ruhig. Aber selbst die bestorganisierte Vielheit kann als solche nie ein Ganzes bilden. Ein Kreis ist zweifellos ein Ganzes, aber im rationalen, mathematischen Betracht ist er bekanntlich «der geometrische Ort aller Punkte, die gleichweit vom Mittelpunkt entfernt sind». «Alle Punkte» sind hier innerhalb der Fläche eindeutig bestimmt — organisiert, aber sie sind

gewiss kein geschlossener Kreis, dieser ist vielmehr der «geometrische Ort» — etwas rein rational garnicht Fassbares, ein Rekurs auf die Kontinuität des Raumes.

Diese wenigen Hinweise müssen hier genügen. Auch die schwerwiegende Frage nach den seelischen Wurzeln der Rationalität kann nicht im einzelnen betrachtet werden. Jahrtausendelange Entwicklungen müsste unser Blick suchen, von der Schaffung frühester Werkzeuge zur Dienstbarmachung des Tieres, zur handwerklichen Technik, bis hin zum Maschinen-, Kraft- und Werkzeugmaschinenbau. Dann würden wir sehen, wie der Mensch erst scheu und von tiefem Grauen geschüttelt an einzelnen Stellen heraustrat aus der Kette der Schöpfung — aber noch weihte er seine Werkzeuge und seine Haustiere ihren Kräften; er bedeckte jene mit heiligen Zeichen und opferte von diesen. Wiederum als er es wagte zu zählen und zu messen — heiligte er Mass und Zahl. Immer weiter führte sein prometheischer Pfad — Frevel war die Tat des Prometheus, das göttliche Feuer dem Menschen dienstbar zu machen; unheilig und unheilvoll noch das Werken mittelalterlicher Alchemisten. Dann aber verschlang der Machtrausch alle Gefühle der Heillosigkeit und drückte sie herab zu Gespenstern dunkler Stunden, als die Berechenbarkeit und Dienstbarmachung von Kräften der anorganischen Natur gelang. Statt organischer Ganzheit — organisierte Vielheit, so will es das Eigengesetz der Rationalität: statt der menschlichen Hand — die Fülle der Werkzeuge; statt dem Werk eines Meisters — das Fabrikat. Pyramiden oder Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe, Autostrassen und Stauwerke — die Machtergreifung der organisierenden Ratio verändert das Bild der Erde und das Wachstumsgefüge auf ihr.

Dieser Siegeszug der Rationalität mag stolze Gefühle erwecken oder seiner seelischen Folgen wegen bedauert werden: er ist weder richtig noch falsch, er ist schlechthin wirklich — ein Zurück ist unmöglich. Auf den vorgeschobensten Posten der Wissenschaft werden heute die Grenzen der rationalen Methode sichtbar — die Welt der Technik wird davon nicht berührt, und es ist gut so, denn wir bedürfen ihrer. Die Frage aber stellt sich uns so: sind die seelischen Folgen der Technik und das Übergreifen der Rationalität auf alle Lebensgebiete unvermeidlich? — und wir Heutigen sagen mit aller Leidenschaft «Nein!» dazu.

Es gilt seinen Gegner zu kennen. Rationalität in ihren ersten Ansätzen entfremdete den Menschen der Kette der Schöpfung, sie



löste ihn dann fortschreitend mehr vom Heiligen, warf ihn auf sich selbst zurück, zuletzt auch die menschlichen Gemeinschaften vernichtend. Sie zerspaltete sein Tagewerk, zwang ihn zum Spezialistentum, zur stereotypen Funktion am laufenden Bande. Und was verhieß sie dem Menschen?

Vorab L e r n b a r k e i t von allem und jedem.. Denn es soll, so will es die Rationalität, nur das Bestand haben, was «vernünftig und einsichtig» ist — was lernbar und lehrbar ist. «Was ist Gnade?» so fragt die Rationalität, die frei ist von jedem Glauben und Aberglauben. Ein gutes Gedächtnis, Folgerichtigkeit und sauberes Unterscheiden — so kann man alles lernen, vorab was nützlich ist.

Die Tugend sollte lernbar sein, so wollte es das rationale Denken eines Sokrates; Religion sollte lernbar sein, so wollte es die Rationalität der Aufklärung; Bildung sollte lernbar sein, so wollte es das letzte Jahrhundert und betrachtete den Gelehrten, nicht den Forscher, als eine Steigerungsform des Ge-bildeten. Aber weder Tugend noch Religion noch Bildung im eigentlichen Sinne sind lernbar.

Lernbar ist eine Nützlichkeits-Moral, lernbar eine Gesetzestafel (aber sie wird zersetzt durch das «Warum»), lernbar ist Wissen. Lernbar ist das Vereinzelte, Isolierte, Starre, Tote — aber niemals das Ganze, Lebendige, Wachsende, das kann nur erlebt werden. «Löse das ganzheitliche Gefüge der Welt, nimm sie als eine Vielheit toter Dinge, und Du wirst ihr Herr sein, denn es wird alles lernbar sein», das ist der Machtspruch der Rationalität. Die D i n g e der äusseren Welt gehorchen als Werkzeug, Arbeitstier, Maschine; auch die innere Welt lässt sich wie D i n g e behandeln. Die lebendige Kraft der Gedanken stirbt dabei, aber Du gewinnst Übersicht; Du kannst die toten Begriffe ordnen wie Du willst; thronend über allem kannst Du, Spätgeborner, die Welt perspektivisch und historistisch betrachten, von welchem Standpunkt es Dir beliebt. Gesetzestafeln zerfallen im Licht der Perspektive — einsam und unheilig ist solches Tun, denn selbst die anderen Menschen werden darüber zu Dingen, wenn es hoch kommt, zu Werkzeugen. Nur an einem Punkt bleibt der Mensch dem Gefüge der Welt verhaftet: er muss geboren werden und sterben, ihn dürstet, hungert und friert, er ist gesund oder krank, er fühlt «Lust» oder «Unlust». Aus dieser Gebundenheit entspringen seine Interessen, darum sind Nützlichkeit und Interessenausgleich die Tafeln seiner letzten Werte.

Das ist das Zeitalter «grenzenloser Billigkeit», wie N i e t z s c h e

es nannte, und er fügte hinzu «seine Unbilligkeit besteht in einer Wut ohne Grenzen gegen den vornehmen Menschen», also den, der noch und immer von Heiligkeit, Gnade, Rangordnung und nicht materiellen Werten weiss. Billig in des Wortes anderem Sinn ist «Bildung», die aus angelerntem Wissen besteht, bei einiger Ausdauer den meisten erreichbar, unbillig aber ist der Hochmut solcher Gebildeten, die.n was haben sie bewiesen? — dass sie Gedächtnis haben und Ausdauer und sich wohl darauf verstehen, mit verdinglichten, toten Begriffen ein Schattenspiel zu ordnen. Der einstige lebendige Gehalt dieser Begriffe hat sie nie berührt, denn sie haben sie nicht erworben, sondern gelernt. Verdächtig ist uns Heutigen der Gebildete geworden, wenn nicht gar verächtlich. Und uns, die wir doch selbst Gebildete sind, tut diese Erkenntnis bitter weh zugleich. Entweiht sind die Tempel des Geistes durch die rationale Verdinglichung der Welt — so fühlten wir schon damals, als wir von ferne ihnen nahten. Müssen wir uns damit abfinden, ist das unsere Weisheit, müde Gedanken darüber zu spinnen? Ist der Geist notwendig «der Widersacher der Seele»? Bleibt uns nur Resignation oder die romantische Utopie, Rationalität und Technik verwerfen zu können?

Die Selbstbesinnung des deutschen Menschen auf die Kräfte der Gemeinschaft, auf die Kette der Schöpfung, der Generationen, der Landschaft, auf Heiliges und Rangordnung hat begonnen. Sie hat ihren Ausgang genommen nicht von uns wissenschaftlich Gebildeten und unseren Gedanken, sondern von Männern mit starkem, schlichtem und mutigem Erleben, von Männern edler Bildung; aber einer Bildung, die seelische Formwerdung im Hineinwachsen in die grossen Zusammenhänge des Lebens ist und kein Archiv des Wissens.

In jedem Menschenleben gibt es Zeiten, wo die grossen Zusammenhänge des Werdens und Vergehens so unmittelbar vor einen hintreten, ehrfurchtgebietend und heilig, dass keine Rationalität an sie heranreicht. Der bis ins Mark rationale Mensch ironisiert dann und spottet, aber er verbirgt sich dahinter: Feigheit ist in ihm, dem Ewigen und Ganzen zu begegnen, das er bezwungen wähnt durch die Denkbare der Welt. Allein in solcher Begegnung geschieht echte Bildung, d. h. Gestaltung, Formgewinnen der Seele des Menschen. Das geschieht nicht von selbst, sondern nur dann, wenn der Mensch um letzte Wahrheit, um Echtheit der Einfügung seines persönlichen Lebens und Erlebens in die grossen Zusammenhänge ringt.

Selbstherrlich ist die Ordnung der Ratio, mit der sie die Schöpfung



dienstbar zu machen sucht, — ehrfürchtig ist die Einordnung der Seele, durch die sie über sich selbst hinauswächst zum Schauen der ewigen Ganzheit der Schöpfung. Solche Einordnung ist notwendige Vorbedingung für den Geist, der das Leben vertieft und überhöht: er schaut jedes Ganze als lebendiges Ganzes und erringt damit dem Erleben eine neue Einfachheit höherer Ordnung gegenüber der Vielfalt verdinglichenden Denkens. Das Ergebnis rationaler Analyse — die organisierte Vielheit — ist diesem Geiste wertvoll, aber nur als dienendes Glied; sie muss übergriffen und eingeschmolzen werden in die Schau des lebendigen Ganzen. Solchen Ausgleich zwischen der Rationalität und dem ehrfürchtigen, schauenden Geist, der jene in ihre Schranken weist, diesen aber zur letzten Ehrlichkeit der Metaphysik aufruft, bahnten die schöpferischen Geister unserer Klassik an im Kampf gegen wuchernde Rationalität, aber auch Schwärmerei. Als Rüstzeug diente ihnen das geistige Erbe der deutschen Mystik.

Bildung der Seele — als Heranreifen der inneren Kraft zu solchem Ausgleich, auf welchem Gebiet und in welchem Beruf auch immer — ist tiefe Notwendigkeit für eine starke Kultur. Sie ist zu erringen, bei vollem Einsatz des ganzen Menschen, aber sie ist nicht lernbar durch Wissen — das war ein folgenschwerer Irrtum des letzten Jahrhunderts.

Zu echter Bildung gehört auch Wissen, vor allem aber seelische Formkraft, sein Wissen und Tun dem Schauen grosser und schlichter Zusammenhänge einzufügen. Seelisch geformt in diesem Sinne ist der Bauer, der sein Tagewerk tut, fühlend und wissend um die ewigen Zusammenhänge von Werden und Vergehen, aber auch der Korbmacher, dem seine Weidenruten nicht gleichgiltige Dinge sind, sondern lebensvolle Glieder der grossen Kette der Natur; seelisch geformt ist der Ingenieur, der seine Brückenkonstruktion der Landschaft und ihrem Gefüge organisch einzugliedern weiss; seelisch geformt ist der Gelehrte, dem seine Forschung aus ihrem engen Kreise Sichten erschliesst zum Ganzen der Schöpfung. Sie alle spüren — in verschiedener Klarheit — ihr Werk übergriffen von grossen Zusammenhängen, sie ordnen ihr Schaffen und mit ihm sich selbst ein und werden der Begegnung mit ewigen Kräften teilhaftig.

Je grösser die innere Spannung zwischen der notwendigen Rationalität des Tuns und der Klarheit der übergreifenden Schauung ist, um so tieferer Durchformung bedarf es zum gelebten Ausgleich: darum bedarf das grosse Wissen grosser charakterlicher Kräfte, um

nicht zu töten, sondern lebendig fruchtbar zu sein als geistiges Gut. Die Gefährdung aller seelischen Kultur durch Rationalität — so wird jetzt deutlich — trat dann ein, als das Wissen an keinerlei charakterliche Voraussetzungen mehr gebunden war und dabei selbst in ungeahntem Masse erweitert wurde.

Seit die deutsche Bildungsidee — Bildung als Formung der Seele — ausgesprochen wurde, hat die Rationalisierung des Lebens in rasendem Tempo zugenommen. Was damals an ihr nicht in den Vordergrund zu treten brauchte, ist für uns Heutige entscheidend wichtig: Bildung als Ausgleich zu unaufhebbarer Rationalität. Die «Bildung» indessen, wie sie bislang «gelehrt» wurde, war selbst ein Produkt der Rationalität und daher völlig unfähig zu solchem Ausgleich. Die Wissenschaft war mit wenigen Ausnahmen zum Sprachrohr der Rationalität geworden. Darum sind wir geneigt, jegliche Wissenschaft für Bildung im tiefen und eigentlichen Sinn zu verwerfen, auch wenn uns das selbst zunächst betrifft. Indessen, so sahen wir, die Hochform des schauenden Geistes und mit ihm die Hochform echter Bildung vermag nur zu entstehen in der innerseelischen Spannung zur rationalen Wissenschaft, auch darin lebt ein Ganzheitsgesetz der Welt. Überfeinerte Rationalität kann nicht schlechthin entthront werden; viele Gebiete unseres Lebens bedürfen ihrer, auch würde sie verdrängt zu einem gefährlichen schleichenden Übel werden. Sie muss überformt werden von einer neuen Geistigkeit des schauenden, von lebendiger Formkraft der Seele getragenen Geistes.

Wenn unser Schaffen und Werken neuen Inhalt und Ziel findet aus der deutschen Bildungsidee, so scheidet uns noch ein Zweites von der Auffassung, wie sie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts vorlag: die grossen Zusammenhänge des Lebens erschöpfen sich für uns nicht im Metaphysischen und allgemein Menschlichen — wir fühlen sie greifbar nahe im Volkstum, Lebensraum und Gemeinschaft. Einordnung der Person und der Arbeit ist unser konkreter Weg; je unbedingt wir ihn verstehend gehen bis in die Tiefe, um so mehr geschieht in uns echte Bildung.



# Naturwissenschaft und Philosophie

*Von Erica Sehl*

## 1.

Mit dem Ende des Weltkrieges ist auch die Vorherrschaft des naturwissenschaftlichen Denkens im geistigen Leben als beendet anzusehen. Damit sind aber die Folgen und Auswirkungen dieser ehemaligen Vorherrschaft noch lange nicht überwunden. Wo man sich auf philosophischem Gebiet von der Beeinflussung durch die Naturwissenschaft endgültig befreien will, handelt es sich nicht darum, das durch jahrhundertlange philosophische Arbeit Gewonnene schlechthin preiszugeben, sondern es von allem naturwissenschaftlichen Erbgut zu befreien. Wir wollen hier im besonderen auf die Beeinflussung der philosophischen Dingauffassung von Seiten der Naturwissenschaft hinweisen und meinen mit der letzteren in der Hauptsache die Physik.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist an die Stelle der klassischen Physik die moderne Physik getreten. Jedoch hat sich an der Beziehung zwischen Philosophie und Physik, die wir im Auge haben, im wesentlichen nichts geändert: das, was der Physiker unter der Wirklichkeit der Dinge, unter den wirklichen Dingen versteht, deckt sich nach wie vor keineswegs mit den Dingen des natürlichen Lebens d. h. es ist diesen Dingen transzendent. Es lassen sich ja entsprechend dem mathematischen Rüstzeug der Naturwissenschaft überhaupt nur ganz gewisse Momente an den Dingen in den einheitlichen Erklärungszusammenhang einer exakten d. h. mathematischen Naturwissenschaft bringen. Mit anderen Worten: die Methode schreibt der Naturwissenschaft das an den Dingen Erforschbare vor. So stellt jedes physikalische System einen rein gedanklichen Zusammenhang von den Dingen und ihren Erscheinungen dar, soweit sie bis jetzt einer physikalischen Beobachtung und Erklärbarkeit zugänglich waren. Alles, was eine physikalische Erklärung noch nicht gefunden hat, ist für das physikalische Denken ein Irrationales, aber Rationalisierbares. Nämlich sofern eine solche Erklärung gefunden werden kann, die sich widerspruchslos dem Erklärungszusammenhang der Naturwissenschaft einordnen lässt.

Irrationales an sich, d. h. etwas, das zum Gebiet der Physik gehörte, ohne dem physikalischen Denken je zugänglich sein zu können, kennt die klassische Physik nicht, jedenfalls nicht in der von ihr zu setzenden Wirklichkeit. Sie hat es wohl mit Farben und Tönen als

Schwingungen zu tun, aber Farben und Töne als solche kommen in ihrem Wirklichkeitsbilde überhaupt nicht vor. Denn es hätte für die klassische Physik das Irrationale mit dem Qualitativen beginnen müssen, wenn sie dasselbe überhaupt als ein Wirkliches anerkannte und sich nicht bloss auf das quantitativ Messbare und damit Rationale beschränkt hätte. Daher kam die Exaktheit der klassischen Physik derjenigen der Mathematik gleich.

Erst die moderne Physik hat den Anspruch der Exaktheit und den Begriff einer durchgängigen Kausalität aufgegeben. Erst sie hat innerhalb ihres eignen Systems Platz für das Irrationale an sich geschaffen. Wir erinnern an die Lehre vom positiven Kern und den negativen Elektronen im Aufbau des Atoms. Mit dem Durchbruch des Irrationalen in die physikalische Wirklichkeit ist diese Wirklichkeit selbst aus dem Gebiet des rational restlos Fassbaren fortgerückt, aber nicht in eine grössere Lebensnähe, sondern — gemessen an der klassischen Physik — in die Sphäre noch abstrakterer Hypothesen. An der physikalischen Wirklichkeitsbewertung der Dinge und ihrer Eigenschaften hat sich damit nichts geändert. Es ist aber denkbar, dass der Durchbruch des Irrationalen in die physikalische Wirklichkeit der Physik die Möglichkeit gewähren wird, dem Dasein und Sosein der Dinge des natürlichen Lebens in höherem Masse gerecht zu werden.

Doch wie es sich damit auch verhalten wird, vorläufig jedenfalls steht die philosophische Forschung im allgemeinen noch gänzlich unter dem Einfluss der klassischen Physik. Zu welchen Irrtümern Interpretationen von physikalischem Charakter im Gebiet der Philosophie führen, das hat die transzendente Phänomenologie in ihrer Kritik des Empirismus, Positivismus, Psychologismus in nachdrücklichster Weise hervorgehoben. Doch ist mit diesem Erweise die von Seiten der Naturwissenschaft für die philosophische Dingauffassung drohende Gefahr keineswegs endgültig beseitigt. Daher bleibt es für uns bis auf den heutigen Tag von grösstem Interesse, den Einfluss der klassischen Naturwissenschaft auf die philosophische Dingauffassung vor Augen zu haben.

Für die philosophische Auffassung der Dingerkenntnis ist es vor allem verhängnisvoll gewesen, dass die Dinge der Aussenwelt eine naturwissenschaftliche Erklärung fanden, bevor es noch zu irgendeiner in sich widerspruchsfreien Erklärung dieser Dinge von Seiten der Philosophie gekommen war. Der Naturwissenschaft gelang es



als erster vor allen andren Wissenschaften, das ihr zugehörige Gegenstandsgebiet scharf abzugrenzen. Es lag im Wesen dieses Gebiets, leichter und schärfer abgrenzbar zu sein als das Gebiet irgendeiner Geisteswissenschaft. Daher vermochte es die Naturwissenschaft aufs sorgfältigste und genaueste, Einmischung andrer Gesichtspunkte zu vermeiden.

Die Konsequenz in der Durchführung dieser Abgrenzung, die damit erreichte Geschlossenheit in der Darstellung und die Übereinstimmung in den Resultaten der Forschung wirkten begreiflicherweise so vorbildlich, dass man sich auch auf philosophischem Gebiete die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise anzueignen bestrebte. Waren es doch immer dieselben Dinge der Aussenwelt, die man sowohl von der Naturwissenschaft als von der Philosophie her zu erklären bemüht war. Die erste in sich geschlossene Erklärung und für lange Zeit die einzige war aber die naturwissenschaftliche. So kam es, dass sich gerade diese Auffassung der Aussendinge immer mehr und mehr einbürgerte. Sie wurde schliesslich zu der Auffassung schlechthin, als ob es neben ihr keine andre geben könnte, zum mindesten keine wissenschaftlich berechnete. Im Laufe der Jahrhunderte gewöhnte man sich daran, die naturwissenschaftlichen Begriffe den Dingen der Aussenwelt einfach zu supponieren, ja mehr noch: diese Begriffe für die Dinge selbst zu halten.

Das Verhängnisvolle für die Philosophie bestand vor allem darin, dass die naturwissenschaftliche Auffassung sich als die einzig mögliche Erklärung des natürlichen Lebens durchsetzte, und zwar in so hohem Masse, dass man den Aussendingen gegenüber jegliche Unbefangenheit einbüsste und sie nur noch mit den Augen eines Naturwissenschaftlers zu sehen vermochte. Ein jeder Philosoph ist wie jeder Naturwissenschaftler zunächst natürlicher Mensch im natürlichen Leben und läuft daher Gefahr, sofern dieses natürliche Leben bereits von irgend welchen wissenschaftlichen Begriffen durchsetzt sein sollte, anstelle der natürlichen Vorstellungen, welche die Voraussetzunglosigkeit seiner Untersuchung ausmachen, spezialwissenschaftliche Methoden bei seinen philosophischen Forschungen anzuwenden. Es ist der ewige *circulus vitiosus*, der in jeder empiristischen Philosophie deutlich zu Tage tritt.

So ist für die philosophische Forschung die naturwissenschaftliche Auffassung der Aussendinge nicht als eine bestimmte wissenschaftliche — neben der ja noch beliebige anderen wissenschaftliche

Auffassungen Raum hätten, — verhängnisvoll geworden, sondern dadurch, dass sie mit der Zeit zur Auffassung des natürlichen Lebens selbst wurde. Denn niemand von uns vermag mehr, den Aussendungen unbefangen gegenüber zu stehen und unbeeinflusst von einem naturwissenschaftlich gefärbten Vorstellungsschatz.

## 2.

Die scharfe Trennung von subjektiven und objektiven Momenten an den Dingen der Aussenwelt ist bereits das Produkt eines naturwissenschaftlichen Denkens. Für das natürliche Leben bilden die Begriffe «subjektiv» und «objektiv» bei der Betrachtung der Aussendinge keinen Unterschied. Die bewusstseinsmässigen Momente gehören ebenso zu den Dingen wie die rein objektiven. Wenn es sich also darum handelt, die Dinge der Aussenwelt zu erklären, wie sie vor uns im natürlichen Leben dastehen, so kann eine naturwissenschaftliche Erklärung das Verlangte nie leisten, eben weil sie die Dinge nur nach ihren objektiven Momenten betrachtet.

Die Forschung, die hier ansetzen will, hat die subjektiven und objektiven Momente in gleicher Weise zu berücksichtigen, genau so, wie sie unterschiedslos den Aussendungen im gewöhnlichen Leben anhaften. Wir meinen unterschiedslos nicht etwa in dem Sinne, als ob zwischen den objektiven und subjektiven Momenten überhaupt nicht geschieden werden sollte, sondern sie müssen bei der Erklärung der Dinge gleichberechtigt in Betracht gezogen werden. Die Naturwissenschaft hat von allen subjektiven Momenten abstrahiert und innerhalb der objektiven mittels des Kausalitätsprinzips einen in sich geschlossenen Zusammenhang geschaffen. Ein ähnlich geschlossener Zusammenhang lässt sich natürlich mittels eines anderen Prinzips innerhalb der subjektiven Momente durchgeführt denken. In dem einen wie im anderen Falle wird aber nur eine Art von Momenten (objektive bzw. subjektive) Berücksichtigung finden.

Beide Male geht man allerdings von den Dingen des natürlichen Lebens aus, hebt aber nur eine Seite an ihnen hervor unter bewusster Nichtberücksichtigung der anderen. Mithin hat man es in beiden Fällen mit der Betrachtung bloss einer Schicht der Aussendinge zu tun. Die Betrachtung des nur Subjektiven bzw. nur Objektiven ist blosser Schichtenbetrachtung und als solche abstrakt. Das Konkrete wird aber nur da erfasst, wo das Aussending in der ganzen Fülle seiner an ihm unterscheidbaren objektiven und subjektiven Momente auftritt.



Es kann z. B. das Zerlegen eines Dinges in Teile unter verschiedenen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Geschieht es unter einem quantitativen Gesichtspunkt, etwa um eine bestimmte Anzahl von gleich grossen Teilen zu erhalten, so habe ich abzusehen von der qualitativen Beschaffenheit dieser Teile, von ihrer sinnvollen Zugehörigkeit zum Ganzen, ihrer sinnvollen Bestimmtheit als Teile dieses Ganzen, also von einer ganzen Reihe von Momenten. Das, womit ich es dann noch bei einem solchen Teile zu tun habe, ist kein Konkretum mehr.

Der Naturwissenschaftler nimmt das Ding vor und zerlegt es in Teile und diese wiederum in Teile. Damit zerfällt unter seinen Händen die Einheit des Dinges. Er achtet aber dessen nicht; ihn fesselt allein der Umstand, dass das Ding sich in Teile zerlegen lässt und diese wiederum in neue Teile, und so kommt er durch fortgesetzte Teilung mittels des Schlusses von  $n$  auf  $n+1$  zu der unendlichen Teilbarkeit der Materie. Mit dieser Uninteressiertheit für die Einheit des Dinges hat der Naturwissenschaftler den ersten Schritt getan, sich vom Sinn der Dinge als Dingen des natürlichen Lebens, zu entfernen. Auch ist das, was unter dem quantitativem Gesichtspunkt als Teil eines Dinges gilt, lange kein Teil im Sinne des gewöhnlichen Lebens.

Wenn ein Mensch z. B. eine Lampe in Teile zu zerlegen unternimmt, so erhält er als Teile Fuss, Ständer, Schirm usw., also etwas ganz anderes als der naturwissenschaftlichen Methode entsprechen würde. Denn der wissenschaftlich unvoreingenommene Mensch vermag die Einheit des Gegenstandes nicht zu übersehen — dieses Nichtübersehen-können gehört einfach zur natürlichen Einstellung, — und wählt daher als Teile wiederum sinnvolle Einheiten. Das Teilen des Naturwissenschaftlers aber ist eigentlich ein Zerstückchen. Dank dem Umstande, dass auf die Einheit des Gegenstandes und eine sinnvolle Ablösung von Teilen keine Acht gegeben wird, also unter Abstraktion von den Forderungen des gewöhnlichen Lebens, gelangt der Naturwissenschaftler zu den für ihn wertvollen Folgerungen. Deren Berechtigung hat ihren Grund selbstverständlich in demselben natürlichen Leben, eben in dem Umstande, dass sich jedes Ding nicht nur sinnvoll (d. h. unter dem für das natürliche Leben nicht zu umgehenden Gesichtspunkt der Einheit des Gegenstandes) in Teile zerlegen, sondern auch beliebig zerstückchen lässt.

Das naturwissenschaftliche Teilen deckt sich aber nicht einmal

gänzlich mit dem, was für das natürliche Leben als Zerstückten gilt. Denn dieses interessiert sich selbst beim Zerstückten in erster Linie oder zum mindesten ebensoviel für das, was da in Stücke geschlagen wird, wie dafür, dass es überhaupt zerstückbar ist. Dem Naturwissenschaft hingegen kommt es nur aufs letztere an. Das natürliche Leben kann ja beim Zerstückten die Stücke selbst nie aus dem Auge lassen. Die Stücke in ihrer Verschiedenheit stehen hier immer im Vordergrund. Will ich nun die Stücke nur danach betrachten, worin sie sich gleichen, so muss ich schon von Vielem, als was sie mir im natürlichen Leben gegeben sind, abstrahieren. Soll es mir nur auf das Zerstückten (bzw. Teilen) ankommen und auf die Stücke (bzw. Teile) überhaupt nicht, so habe ich wiederum zu abstrahieren. In jedem Falle hebe ich nur ein Moment hervor unter Nichtberücksichtigung der anderen. Es wird also bei dieser naturwissenschaftlicher Art des Vorgehens gerade davon abstrahiert, was für das natürliche Leben das Wesentlichste ist. Es kann mithin eine solche Betrachtung der Dinge nicht die alleinberechtigte, ja vielleicht nicht einmal die massgebende sein, nämlich für die Dinge, sofern sie als Dinge des gewöhnlichen Lebens genommen werden.

Der Naturwissenschaftler überschreitet hier schon in sofern die Grenze des Konkreten, als er aus seiner Art des Teilens die unendliche Teilbarkeit der Materie folgert, während jeder Teilung im gewöhnlichen Leben de facto Grenzen und zwar sehr nahe gesetzt sind.

### 3.

Endlich enthält das natürliche Leben aller naturwissenschaftlichen Betrachtungsart gegenüber in Bezug auf die Aussendinge ein Plus. Wenn ich z. B. eine Wachsfigur habe und sie zusammenschmelze, so ist damit für das natürliche Leben das betreffende Ding (Wachsfigur) als Einheit eines bestimmten Sinnes zugrundegegangen. Nicht so für die Naturwissenschaft. Da sie nicht auf die Einheit des Sinnes achtet, ist für sie dasselbe Stoffliche nur in einem anderen Aggregatzustande erhalten geblieben. Sie abstrahiert also von der Sinneinheit, die gerade das Ding zum Ding des natürlichen Lebens macht.

Mit dieser Einheit eines bestimmten Sinnes meinen wir aber nicht allein die Zweckbestimmung, wie sie einem jeden Ding des natürlichen Lebens anhaftet. Denn es ist nicht nur in seiner Zweckbestimmtheit ein Ding des natürlichen Lebens, sondern zugleich auch



als dasjenige, was die Unterlage aller physikalischen Erklärung abgibt. Die Einheit des Sinnes, die durch alle vom Dinge gemachten Aussagen hindurchgeht und ebenso durch alle an ihm sich vollziehenden praktischen und gedanklichen Betätigungen, macht es ja eben zum Ding des natürlichen Lebens. Der Sinn, der ihm zukommt, enthält also mehr, als eine bloss physikalische oder zweckbestimmte Sinngebung ihm zubilligt, d. h. zu seiner Eigenschaft als Ding des natürlichen Lebens gehört es, physikalisches Ding zu sein und zugleich anderweitige Bestimmungen zu tragen. Die physikalische Erklärung vermag also bloss einen Teil seiner Wirklichkeit zu erfassen.

Der Sinn eines Dinges als Ding des natürlichen Lebens zeichnet sich vor jedem andern möglichen Sinn dadurch aus, dass er jede überhaupt mögliche Sinngebung implizite in sich schliesst, d. h. das Ding als dasjenige meint, worauf sowohl die physikalischen als auch die teleologischen oder sonstwie gearteten Bestimmungen und Erklärungen anwendbar sind. Denn, was vom Ding in der Physik gilt, kann keine andere als eine physikalische Erklärung erfahren. Das Ding des natürlichen Lebens aber ist anderen Erklärungsweisen ebenso zugänglich. Das Ding der Physik ist mit der physikalischen Erklärung vollkommen erschöpft, während das Ding des natürlichen Lebens durch keine Erklärungsweise erschöpft zu werden vermag, es sei denn, dass man es eben als Ding des natürlichen Lebens nimmt, also als dasjenige, was allen Erklärungen in gleicher Weise zugänglich ist, (als eine unendliche Aufgabe, als Idee im Sinne Kants).

Durch alle Sinngebungen, die das Ding in den verschiedenen wissenschaftlichen Erklärungen erfährt, geht der Sinn hindurch, den es als Ding des natürlichen Lebens hat; nur als solches ist es überhaupt den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Erklärungen zugänglich. Sie sind in Bezug auf das Ding alle gleichberechtigt: keine ist bevorzugt, keine für sich allein genommen hinreichend. Diese Indifferenz gegenüber allen möglichen Interpretationen ist es, was das Ding als Ding des natürlichen Lebens charakterisiert.

Eine Erklärung des Dinges als Ding des natürlichen Lebens hat dieses so darzustellen, dass aus der Darstellung sein Substratcharakter für beliebige wissenschaftliche Erklärungen hervorgeht; dabei braucht weder die Kenntnis noch überhaupt das Vorhandensein irgend welcher Wissenschaften vorausgesetzt zu werden. Das Ding muss vielmehr so erklärt werden, wie es unabhängig von aller Wissenschaft im gewöhnlichen Leben vor Augen steht. Erst als solches er-

weist es sich späterhin verschiedenen wissenschaftlichen Erklärungen zugänglich.

Jede Erklärung aber, die für ein Ding gegeben werden kann, steht bereits über dem natürlichen Leben, hat eine gewisse Distanz zu diesem Leben — also auch diejenige, die vom Ding als Ding des natürlichen Lebens selbst gegeben werden soll. Sie wird sich jedoch von all den anderen wissenschaftlichen Erklärungen dadurch unterscheiden, dass sie das Ding als Ganzes nimmt, hinsichtlich all seiner Eigenschaften betrachtet, und letztere nicht in ihrer abstraktiven Getrenntheit voneinander, sondern als Eigenschaften eines und desselben Dinges. Das Ding des natürlichen Lebens ist immer ein solches, auf das sich alle möglichen Bestimmungen und Erklärungen beziehen können, und nur als ein solches verdient es den Namen eines Konkretums. Selbst ohne dass man sich das explizite ins Bewusstsein gebracht zu haben braucht, wird man doch stets das Ding, wie es im gewöhnlichen Leben gegeben ist, im Unterschiede zu dem, als was es in den einzelnen Wissenschaften gilt, als ein Konkretum gegenüber abstrakten Gebilden empfinden.

#### 4.

Eine von allen geistigen Momenten freie Natur ist ein solches Abstraktum. Damit hätten wir einerseits die Wirklichkeit, die uns aus dem gewöhnlichen Leben bekannt ist, die Natur, in der wir als natürliche Menschen leben; andererseits aber eine naturwissenschaftliche Wirklichkeit und sozusagen eine naturwissenschaftliche Natur. Die Wirklichkeit des natürlichen Lebens kennt den Unterschied zwischen subjektiv und objektiv nicht, und die Natur, in der wir als gewöhnliche Menschen stehen, trägt für uns auch geistige Prädikate. Nur mittels Abstraktion lässt sich eine Wissenschaft von den Dingen bloss ihren objektiven Momenten nach erreichen, bzw. eine Wissenschaft von den Dingen als bloss teleologischen Gebilden. Die Dinge des gewöhnlichen Lebens sind Konkreta, und als solchen haften ihnen, unbeschadet ihrer physikalischen Eigenschaften, teleologische Charaktere an.

Wenn die Naturwissenschaft die Objektivität ihrer Erkenntnis in der Übereinstimmung ihrer Feststellungen mit der für uns alle daseienden Welt sieht, so ist sie damit im Recht. Sofern sie aber aus der Betätigung, die ihre Feststellungen in der Dingerfahrung finden, schliesst, dass sie mit ihren Erklärungen die wahre Natur der



Dinge enthüllt, die im gewöhnlichen Leben durch subjektive Momente verschleiert wird, so geht sie damit über die Grenze hinaus, die ihr als empirischer Wissenschaft gesteckt ist. Sie verfällt unweigerlich dem Irrtum, der Natur und der Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens eine zweite Natur und eine zweite Wirklichkeit zu supponieren, über deren Berechtigung sie als empirische Wissenschaft gar keine Auskunft zu geben vermag.

Die Naturwissenschaft bezieht ja ihre Kausalerklärungen gar nicht auf die Dinge des natürlichen Lebens als solche, sondern auf eine hinter diesen Dingen liegende Wirklichkeit. Danach können die Dinge nur in der Beziehung wirklich sein, als sie in den kausalen Erklärungszusammenhang hineinpassen. Ja, man folgert noch weiter: also sind die Dinge in Wirklichkeit nicht so, wie sie uns im gewöhnlichen Leben begegnen, sondern so, wie sie uns in der Erklärung der Naturwissenschaft dargestellt werden. Demnach hätten wir ausser den Dingen des natürlichen Lebens noch die Dinge, wie sie die Naturwissenschaft erklärt, und nur die letzteren wären wirklich.

Da man nun auf die Wirklichkeit des natürlichen Lebens nicht verzichten kann, ergibt sich eine Verdoppelung der Wirklichkeit. Denn die Naturwissenschaft findet die Bestätigung ihrer Feststellung in der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens. Andererseits aber behauptet sie, dass diese Wirklichkeit nicht die wahre Wirklichkeit sei, sondern dass sich letztere erst aus der naturwissenschaftlichen Forschung ergebe. Die Dinge des gewöhnlichen Lebens sind also nur in sofern wirklich, als sie mit den Resultaten dieser Forschung übereinstimmen, dabei ist die Richtigkeit der Resultate aus der Übereinstimmung mit den Dingen hervorgegangen.

Es liegt hier ein Zirkel vor, dessen Nachweis uns zeigt, dass die Naturwissenschaft in ihrem kausalen Erklärungszusammenhang mit keinen anderen Dingen und keiner anderen Wirklichkeit zu tun hat, als eben mit den Dingen und der Wirklichkeit des natürlichen Lebens.

Die Naturwissenschaft gibt die Erklärung einer grossen, ja vielleicht grundlegenden Schicht der daseienden Welt. Bloss ihr Anspruch, mehr zu leisten, als die Erklärung einer Schicht dieser Welt, verleitet sie zum Irrtum, dass die Dinge der Welt in Wirklichkeit nur das seien, was sie selbst von ihnen zu sagen weiss.

Die Vorherrschaft der Naturwissenschaft, welche bis zum Weltkrieg ungebrochen fortbestand, veranlasste auch jede philosophische Dingerklärung diesem Anspruch — wenn auch uneingestanden — in so hohem Masse Rechnung zu tragen, dass die Verdoppelung der Wirklichkeit sich in der einen oder andren Form fast in jedem philosophischem System wiederfindet. Wir brauchen bloss an die Begriffe des «Ding-an-sich» und der «Erscheinung» zu erinnern, wie sie von jeder Form des transzendentalen Realismus konzipiert werden. Erst in den letzten Jahren ist der Versuch gemacht worden, das Dasein des Menschen in der natürlichen Dingwelt und damit diese Dingwelt selbst von Anfang an in ihrer ganzen konkreten Fülle zu fassen, unter Verzicht auf alle Vereinfachungen, wie sie etwa das abstrahierende Denken der Naturwissenschaft bietet. Denn eine solche Vereinfachung im Anfang pflegt im Fortgang das Weltbild immer komplizierter zu gestalten, was der Entwicklungsgang von der klassischen zur modernen Physik zur Genüge beweist. Der Erfolg der umgekehrten Betrachtungsweise bleibt allerdings noch abzuwarten.

Die Existenzialphilosophie, die wir mit dem Vorhergehenden im Auge hatten, setzt das Ding in der konkreten Fülle des alltäglichen Lebens als das dem Erkennen primär Gegebene und sucht erst an dem so gegebenen Ding die einzelnen Schichten seines Seins und Soseins zur Abhebung zu bringen. Bis dahin hatte es die Erkenntnis primär mit einem *x* zu tun, das erst durch die Konstitution der Erkenntnis zum Träger von naturalen Eigenschaften, von Zweck- und Wertbestimmtheiten wird. Es handelte sich also um den allmählichen Aufbau der Erkenntnis, um einen konstruktiven Weg, an dessen Ende erst das fertige Ding in seiner ganzen konkreten Fülle stand. Die Existenzialphilosophie geht den umgekehrten Weg: sie nimmt ihren Ausgang von diesem konkreten Ding in der Fülle seiner Bestimmtheiten.

Selbstredend hat auch die vorhergehende Philosophie bestritten, dass wir es in der zeiträumlichen Wirklichkeit immer nur mit dem Ding in seiner ganzen konkreten Fülle zu tun haben, doch wollte sie erklären, wie eine solche Erkenntnis zustande kommt. Daher suchte sie in abstrahierender Weise die für jede Dingerkenntnis notwendigen Momente herauszustellen. Es sei an die Bedeutung des Zeit- und Raumbegriffes bei Kant erinnert. Diese als letzte Produkte der Abstraktion gewonnenen Momente wurden zu den ersten gene-



tischen Bedingungen der Erkenntnis, selbstverständlich nicht in einem psychologischen, sondern im sogenannten transzendentalen Sinne. Mit der letzteren Bezeichnung wird eben dem Umstande Rechnung getragen, dass diese Bedingungen rein gedanklich auf abstraktivem Wege aus dem konkreten Erkennen herausgelöst wurden. In dieser Beziehung stimmen der Transzendentalismus und die Existenzialphilosophie miteinander überein. Für uns aber ist der Unterschied des Ansatzes von Interesse.

Der Ausgang der Existenzialphilosophie vom Ding in seiner konkreten Fülle scheint eine grössere Sicherung vor jedweder Beeinflussung seitens der Naturwissenschaft in sich zu schliessen als der Ausgang transzendentalphilosophischer Untersuchungen. Doch muss es der Zukunft vorbehalten bleiben, wieweit es der Existenzialphilosophie gelingen wird, nicht nur alle unbefugte Beeinflussung seitens der Naturwissenschaft fernzuhalten, sondern auch ihrem berechtigten Anspruch auf Berücksichtigung innerhalb einer philosophischen Weltanschauung gerecht zu werden.

Das Verhältnis der naturwissenschaftlichen Wirklichkeit, aber auch der Wirklichkeit, die von jeder anderen Einzelwissenschaft für das ihr zugehörige Gegenstandsgebiet in Anspruch genommen wird, zu der Wirklichkeit des natürlichen Lebens muss in endgültiger Weise klargestellt werden \*). Es ist aufzuweisen, dass die Wirklichkeit des natürlichen Lebens von ganz eigener Art ist gegenüber allen Wirklichkeitsbegriffen der einzelnen Wissenschaften. Sie muss als die Wirklichkeit schlechthin herausgestellt werden, an welcher alle anderen Wirklichkeitsbegriffe zu orientieren und auf welche sie letztlich zu beziehen sind. Diese Aufgabe harret noch einer endgültigen Lösung.

## POLITISCHE CHRONIK

### LETTLAND

#### *Kriegszustand verlängert*

Laut Verfügung des Ministerkabinetts vom 8. November ist der Kriegszustand in Lettland abermals für die Dauer von 6 Monaten bis zum 15. Mai 1935 verlängert.

---

\*) vgl. hierzu Moritz Geiger: Die Wirklichkeit der Wissenschaften und die Metaphysik, 1930.

### *Ulmanis über die Landwirtschaft*

Anlässlich seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Universität sprach in einem akademischen Vortrag Ministerpräsident K. Ulmanis am 14. November über die ökonomische und politische Bedeutung der Landwirtschaft. In den Ausführungen, «seinem Glaubensbekenntnis», bezeichnete der Ministerpräsident die Landwirtschaft als Fundament des Volkes, als Rückgrat der sozialen und wirtschaftlichen Struktur des Staates. Ausgehend von der ausserordentlichen wirtschaftlichen Bedeutung der Landwirtschaft behandelte der Vortragende die soziale und politische Bedeutung des Bauerntums als lebendigste Frage des Volkstums und starken Friedensfaktor in der Welt. Die Politik als oberste Instanz habe mit der einzigartigen Bedeutung des Bauerntums für das Land zu rechnen. —

### *Neuer Armeekommandeur*

Am 14. November wurde der bisherige Armeekommandeur General Penikis, der die Altershöchstgrenze erreicht hatte, von seinem Posten befreit. An seiner Stelle wurde General Berkis zum Armeekommandeur ernannt. General Berkis hat die Kriegsschule in Wilna besucht. Im Weltkrieg war er Bataillonskommandeur und Regimentskommandeur bei den lettischen Schützen. Im Juni 1919 kämpfte er mit der lettischen Nordarmee gegen die Landeswehr. Grosse Verdienste hat sich General Berkis in den Kämpfen gegen Bermondts erworben.

### *Änderung der Pressebestimmungen*

Am 17. November wurde durch eine Verordnung des Innenministers die Vorzensur für periodische Presseerzeugnisse aufgehoben. Gleichzeitig wurden mit einer Geldstrafe bis zu Ls 3000.— oder Gefängnis bis zu 6 Monaten alle Äusserungen der Presse bedroht, die zu Ungehorsam gegen Gesetze und Verordnungen aufrufen, Hass zwischen einzelnen Teilen der Bevölkerung aufwiegeln, sich aufhetzend über die bestehende Ordnung, Regierung, Behörden, Amtspersonen, Kirche und Religion äussern, die unwahre Nachrichten über das Privatleben einzelner Bürger bringen oder die verletzende Meldungen über Regierungen befreundeter Staaten und deren Glieder aufnehmen.

### *Zusammenschluss von Vereinen*

Das Ministerkabinett erliess ein Gesetz, laut welchem der Zusammenschluss von Vereinen zu einem Verein erfolgen kann, ohne



dass diese Vereine vorher aufgelöst werden müssen. Das Bestehen der einzelnen Vereine hört selbsttätig auf mit der Registration des Zusammenschlusses im Bezirksgericht. Die Mitglieder der einzelnen Vereine werden automatisch Mitglieder des neuen Vereines. Der Besitz der einzelnen Vereine wird ohne Erhebung besonderer Gebühren als Besitz des neuen Vereins registriert. Bisherige Forderungen an die einzelnen Vereine gehen ebenfalls an den neuen Verein über. — Durch eine Bestimmung des Ministerkabinetts wurde für die Dauer des Kriegszustandes den Vereinsvorständen das Recht erteilt, anstelle der Generalversammlungen Abänderungen und Ergänzungen der Statuten vorzunehmen.

### *Staatstreue des lettländischen Deutschtums*

Im November fanden vielerorts Festlichkeiten in Anlass der 16. Wiederkehr der erfolgreichen Kämpfe gegen Bermondts statt. Auf einem der Empfänge wurde der Ministerpräsident auch durch einen Vertreter des örtlichen Deutschtums begrüsst, der die Liebe der deutschen Bevölkerung zum gemeinsamen Staate zum Ausdruck brachte, die Bereitschaft aussprach, Opfer zu bringen und die Hoffnung, im Staate in Ehren und Frieden leben und seine Arbeit tun zu können. In seiner Antwort betonte der Ministerpräsident, dass diese Worte ihm eine sehr grosse Genugtuung gewesen seien, und dass niemand bei der Zusammenarbeit abgewiesen werden solle. Er nehme gerne die Treuekundgebung entgegen und wisse, dass die Deutschen die Treuefrage ernst nähmen. Er würde sich der Treueversicherung in Zukunft erinnern. Eine Realpolitik kann nicht einen Teil der Bevölkerung deswegen vernichten, weil sie anderen Volkstums ist.

### *Rigas Stadtfarben*

Laut Beschluss der Stadtverwaltung von Riga wird die Stadt Riga in Zukunft die Farben hellblau-weiss führen. Die Standarte des Stadthauptes wird auf hellblau-weissem Felde das grosse Stadtwappen enthalten.

### *Weibliche Vormundschaft*

Am 27. November beschloss das Ministerkabinett die Aufhebung des § 317 des Zivilgesetzbuches, wonach Frauen, abgesehen von Mutter und Grossmutter, nicht Vormund sein dürfen. Somit kann jede Frau eine Vormundschaft übernehmen.

## *Rigaer Deutsche Studentenschaft*

Auf der Generalversammlung der Deutschen Studentenschaft Riga am 28. November, wurde an Stelle des bisherigen Führers Andreas Koskull stud. W. Boettcher Cur. mit 198 Stimmen gegen 138 Stimmen zum 1. Vorsitzenden der Studentenschaft gewählt. Durch diese Abstimmung gelang es 5 von 6 deutschen Korporationen, welche bisher in Opposition zur Führung und der von ihr vertretenen Erneuerungsrichtung gestanden hatten, einen entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung der Deutschen Studentenschaft zu gewinnen. Gegensätze innerhalb der Deutschen Studentenschaft sind hiermit offen zu Tage getreten.

## *Fünffähriges Bestehen der Jungscharen*

Seit 1929 haben die Jungscharen (Mazpulki), eine landische Jugendorganisation, eine grössere Ausbreitung gefunden. Die Form der Organisation stammt aus Amerika, doch hat sie auch in Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien und Polen eine bedeutende Verbreitung gefunden. Das charakteristische ist die Bindung der Jugend an die landische Arbeit durch Selbstbearbeitung von Feldern und Gärten und die Betonung eines Wettbewerbes in Bezug auf die Resultate ihrer Arbeit. Von 423 Jungscharen arbeiten 90% an landischen Grundschulen. Neben einer Ertüchtigung der landischen Jugend wird hier nationale Erziehung gepflegt. Die Jungscharen geniessen besondere Förderung durch die Regierung. Am 29. November feierten die Jungscharen das Fest ihres 5-jährigen Bestehens, an dem auch der oberste Führer (virsvadonis) der Jungscharen, Ministerpräsident K. Ulmanis teilnahm.

## *Revaler Konferenz*

Vom 30. November bis zum 2. Dezember fand in Reval die erste Aussenministerministerkonferenz der drei Baltischen Staaten statt. Auf der Tagesordnung standen folgende Fragen: Aussprache über die allgemeine politische Lage und die politischen Fragen der Baltischen Staaten, Wirtschaftsfragen, die Erfüllung der Punkte 4 und 5 des Vertrages über die Zusammenarbeit (Schiedsgericht und Angleich diplomatischer und konsularer Vertretungen). Laut dem offiziellen Kommuniqué hat die Konferenz auf Grund des Meinungsaustausches



unter anderem beschlossen, «erneut die Treue der baltischen Staaten zum Völkerbundpakt zu deklarieren und reger an den Arbeiten dieses Friedensinstitutes teilzunehmen». Die 3 Staaten bestätigten von neuem ihr wohlwollendes Verhalten zum Projekt des Ostpaktes zu gegenseitiger Hilfeleistung und beschlossen, die Ostpaktfraße als gemeinsames Problem anzusehen und in dieser Angelegenheit einheitlich zu handeln. — Die vorgesehenen periodischen Aussenministerkonferenzen müssen als Mittel zu einheitlicher politischen Meinungsbildung gewertet werden. Das aussenpolitische Gewicht der Staaten ist zweifellos gewachsen.

### *Hanfmonopol*

Zwecks Förderung der Landwirtschaft wurde am 4. Dezember ein Monopol auf Hanf eingeführt, das eine Normierung der Preise vorsieht und somit wohl eine Zunahme der Anbaufläche nach sich ziehen wird. In den letzten Jahren sind Hanf und Hanfsaat für Ls 200 000.— aus dem Auslande eingeführt worden.

### *Hundertjähriges Forschungsjubiläum*

Am 6. Dezember beging die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga die Feier ihres 100-jährigen Bestehens. Auf dem Festaktus im Schwarzhäuptersaale sprach Mag. W. Wulffius über das Thema: Schirrens Weltanschauung und Geschichtsauffassung. — An die Hundertjahrfeier schlossen sich vom 7.—9. Dezember Sitzungen mit Vorträgen, zu denen ausser den Fachgenossen aus Lettland und Estland auch reichsdeutsche Gäste anwesend waren.

## Aus deutschem Schrifttum

### Aus dem Tagebuch einer Mutter

Ich sehe alles neu mit meinem Kinde,  
und lerne jetzt erst  
die Welt kennen.  
Sie ist gar nicht so einfach,  
und hinter allen Dingen  
ist ein Geheimnis ...  
Dies alte Waschhaus mit seinen Zubern  
— wer konnte es denn ahnen — ist ja ein Königreich.  
Über die Strasse liegt Amerika.  
Und drüben beim Bäcker  
wohnt ein Hund, gross wie ein Haus,  
mit Feueraugen.  
Und in dem Fenster liegt eine Prinzessin,  
aus Zuckerkand, die muss er bewachen,  
Und neben seiner Hütte  
ist ein schwarzes Kellerloch  
— mein Kindlein kann es mir nur ganz leise ins Ohr sagen —:  
«da wohnen die sieben Zwerge.  
Aber unter dem Rosenstrauch  
in Nachbars Garten  
habe ich heute einen Engel gesehn,  
der schlief in der Mittagssonne.»

Will Vesper, Kranz des Lebens  
„Mutter und Kind“ LVI.

### Paul Ernst: Tagebuch eines Dichters

#### Die Entartung des Weibes und die Kunst (1914)

Solange die Kunst eines Volkes gesund ist, das heisst weder in Ästhetentum noch in Publikumsunterhaltung entartet, stellt sie die höchsten Vorstellungen dieses Volkes dar: nicht, wie heute manche denken, das, was in eine Nation ist, sondern das, was die Nation wünscht, dass in ihr sein soll. In Zeiten gesunder Kunst spielen auch die malenden, bildhauenden und dichtenden Frauen keine Rolle und das künstlerische wie jedes andere Schaffen ist den Männern vorbehalten. So kommt es, dass in diesen Zeiten die von den Männern der Nation gewünschten weiblichen Vorbildern geschaffen werden.



Im Laufe der Zeit bekommen die wertvollen Kunstwerke einen immer grösseren Einfluss auf die Nation. Am allerzugänglichsten solchen Einflüssen aber sind die Frauen; und indem sie sich denn nun allmählich den Vorbildern angleichen, welche die grossen Künstler aufgestellt haben, kann man endlich sagen, dass die Frauen von den Künstlern ihres Volkes geschaffen werden.

Gewöhnlich machen sich ja die Menschen die ungeheure Bedeutung der Kunst nicht klar, weil sie nur das Nächstliegende sehen; die Bildung der Frauen durch die Kunst ist nur ein geringer Teil der grossen Wirkung auf das tägliche Leben, die von der Kunst ausgeht; indessen wollen wir hier bei diesem Einen stehen bleiben.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte bekanntlich die Meinung, dass die Kunst dadurch ihre Berechtigung erweise, dass sie die Menschen bessere, mit welchem Bessern denn ein bürgerliches Moralisieren gemeint war. Unsere Klassiker, welche ganz auf dem Boden der bürgerlichen Weltanschauung standen und doch als die Ersten über sie hinaus kamen, setzten an die Stelle des bürgerlichen Tugendspiegels die Humanität. Die Humanität ist ein religiös-sittliches Ideal und wurde schon zu ihrer Zeit nur von Wenigen verstanden; seit etwa Ende der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, mit dem der allgemeine Kulturrückschritt beginnt, wurde sie der Nation ganz fremd, bis sie in dem Tiefstand am Anfang der achtziger Jahre sogar verspottet werden konnte. Als am Ende der dreissiger Jahre das sogenannte junge Deutschland auftrat, mochte man nicht wieder zu dem immerhin doch rechtschaffenen und tüchtigen achtzehnten Jahrhundert zurück; man glaubte, wie man es noch heute glaubt, dass es, um nicht mittelmässig zu sein, genügt, wenn man nicht brav ist. So griff man denn damals aus den unklaren Gedanken der Sturm- und Drangzeit eine Auffassung auf, die man etwa als die Lehre vom Recht der Leidenschaft bezeichnen kann; dichterisch hatte sich ihrerzeit die Lehre auf Shakespeare gestützt, der in diesen Dingen Schauspieler und Renaissanceatur war und denn damals als «Natur» erschien. Ähnlich wie heute das Geschwätz von der Persönlichkeit von Personen verübt zu werden pflegt, deren reichlich zwölf auf ein Dutzend gehen, so ging im jungen Deutschland das Leidenschaftsgerede gleichfalls von den Philisternaturen aus, die einfach ihren Mangel an Zucht mit ihm verdecken wollten.

Die literarische Bewegung der achtziger Jahre hat einige Begabungen gezeitigt, welche heute unser literarisches Leben bestimmen. Diese Dichter haben sicher eine höhere durchschnittliche Begabung

als das Geschlecht vor ihnen — wenn man die ja immer zur Seite stehenden Ersten der Zeit ausnimmt, damals also Keller und Meyer —, aber geistig bedeuten sie ebensowenig wie diese. Es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn von ihnen keinerlei menschliches Vorbild, und sei es noch so bescheiden, geschaffen wird, und wenn sie, ohne sich weitere Gedanken zu machen, das immer wässeriger werdende «Recht der Leidenschaft», unter Umständen als einfache Empfindsamkeit herübergenommen haben, bis es denn endlich zu dem «Sichausleben» gekommen ist, das heute jede Bedientennatur im Munde führt. Einige haben eine gewisse Ungebärdigkeit der Geste beibehalten, wie etwa Wedekind, einige haben sie aufgegeben, wie etwa Hauptmann: aber ein grundsätzlicher Unterschied etwa von Geibel oder Heyse ist nicht zu bemerken. Wichtiger als unsere deutsche Literatur von heute ist für unsere Zeit aber die nordische, russische und französische des vorigen Geschlechts.

Alle Einsichtigen klagen heute über die furchtbare Entartung des Weibes: die Abnahme der weiblichen Instinkte, Überhandnehmen der Dirnentriebe und Annäherung an das männliche Wesen. Sicher haben wir viele gefährliche Erscheinungen in unserer heutigen Gesellschaft; aber diese gerade an ihren gefährlichsten Stellen oft so unscheinbare Krankheit unseres heutigen gesellschaftlichen Körpers ist vielleicht die schlimmste unserer bedenklichen Erscheinungen, schlimmer noch als die Landflucht; denn sie wurzelte am allertiefsten im Geistigen.

Shakespeare hatte eine grosse Reihe anmutiger, edler und natürlicher Mädchengestalten geschaffen, die ganz aus der Seele des englischen Volkes empfunden sind und offenbar sehr auf die Bildung der weiblichen Wesensart in England gewirkt haben; es ist das noch in der heutigen Entartung des englischen Volkes deutlich zu erkennen. Die Frauen- und Mädchengestalten unserer klassischen Dichter haben ähnlich gewirkt; wie oft fiel mir bei einer vollkommenen älteren Frau der Einfluss Goethes auf. Es ist nicht hoch genug an Gottfried Keller zu rühmen, dass er in seiner engeren Welt treulich fortgesetzt hat, was seine grossen Vorgänger begonnen haben. Aber schon bei Kleist, dann bei Hebbel treffen wir die kranken Frauengestalten.

Die blosse Mittelmässigkeit kann ja nicht viel schaden; die Gestalten Hauptmanns werden gewiss keine üble Wirkung auf unser Volk ausüben. Aber schon Wedekind, der, wenn auch sonst in allem unter Hauptmann stehend, doch eine stärkere Persönlichkeit ist, richtet Unheil genug an. Ich betone ausdrücklich, um nicht missverstanden zu

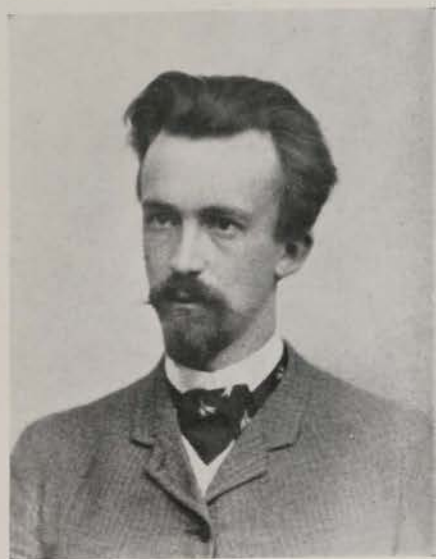




Dr. h. c. Friedrich Bienemann



Arnold von Tidebühl



Dr. Friedrich Bienemann d. J.

werden: ich meine das nicht moralisierend; ich glaube, dass Leute, welche immer gleich nach Polizei und Staatsanwalt schreien, sich über die Wirkungen der Bücher sehr täuschen. Aber diese kranken, unnatürlichen und gänzlich unwahren Gestalten erzeugen kranke und unnatürliche Menschen.

Und es geht ja doch weit über Wedekind hinaus. Strindberg, in dem eine fürchterliche dämonische Kraft sitzt, noch höher Ibsen, haben eigentlich nur kranke Frauengestalten geschaffen — krank wenigstens für unser deutsches Gefühl, denn in allen Frauen Ibsens wütet irgend etwas gegen das, worin für uns Deutsche die Wesensmitte des Weibes beschlossen liegt, gegen die Mütterlichkeit. Selbst in den «Gespenstern» ist das der Fall.

Einen Dichter hat das vorige Geschlecht hervorgebracht, den man doch zu den Grossen rechnen muss: Dostojewski. Ihn kann man ja nicht in einem Atem nennen mit Ibsen oder gar den noch geringeren; aber auch bei ihm sind die Frauen alle krank; und als ob ein Dämon sein Talent geführt hätte, mit dem er doch so gern aufbauen wollte, dessen zerstörende Kraft er selbst nicht ahnte: in der Sonja des Raschoknikow hat er einmal die edle, die mütterliche Weiblichkeit geschildert, in einer Strassendirne. Man ist wohl jetzt geneigt, Tolstoi gegen ihn niedriger zu stellen, weil er nicht so tief ist (Tiefe bei einem Dichter entsteht, wenn im entscheidenden Augenblick die Gestaltungskraft versagt): nun, Tolstoi hat ein gesundes Empfindungsleben, und seine Frauen haben alle Natur. Wenn man später einmal richtigere Maßstäbe für die Schätzung haben wird, dann wird man Tolstoi, mit allen seinen kindlichen Schwächen, hoch über Dostojewski stellen.

Aus welchem Punkt sind nun alle diese kranken Frauengestalten zu verstehen, auf welchen Punkt bei den Menschen, welche von ihnen lesen, wirken sie?

Es heisst im Evangelium: Wer sein Leben fortwirft, der wird es erretten. Der Mann muss sein Leben immer fortwerfen; wenn er es nicht tut, sich nicht gänzlich seinem Ziel, seinem Beruf, seiner Arbeit hingibt, dann wird er sofort als ein verächtlicher Schwächling erkannt. Wenn ein Dichter einen solchen Schwächling schildert, wie das etwa in der Weltschmerzperiode öfters geschah, so kann das nie sehr weitgehende Folgen haben, weil das wirkliche Leben gegen die Albernheit solcher Erscheinungen sehr kräftig Einspruch erhebt; die Folge ist dann nur, dass die Dichtung bei den vernünftigen Männern in Missachtung kommt. Bei der Frau aber ist die Sache nicht so klar.



Auch die Frau muss ihr Leben fortwerfen, wenn sie es gewinnen will: sie muss es fortwerfen für Mann und Kind, in scheinbar oft kleinlichen Sorgen und Mühen. Wo nicht viel in der Seele ist, da kann natürlich auch bei der grösstmöglichen Hingebung nicht viel werden, und man braucht sich nicht zu verwundern, wenn die meisten Frauen in der Ehe bei Strickstrumpf und Dienstbotengespräch verhutzeln; sie entsprechen da den Männern, die beim Bier und Kannegiesern aufschwemmen. Es ist ja doch aber gar nicht nötig, dass nun jeder Mensch eine bedeutende Persönlichkeit wird; das Mittelgut ist denn doch durchaus zu gebrauchen, vorausgesetzt, dass es keine törichten Ehrgeize hat, seine Pflicht tut und sein Leben geniesst, wie es dem Mittelgut ja beschieden ist.

Man kann sagen, etwa seit der Julirevolution beginnt bei den Frauen die Vorstellung, dass ihr naturgewolltes Ziel nicht in dem Aufgehen für Mann und Kind liegt, sondern in der Entwicklung dessen, was man Persönlichkeit nennt, nach Art der Männer, aber nach falsch-verstandener Art der Männer, in der «Behauptung». Das Ergebnis soll dann die «Kameradschaft» sein.

Nun hat selbst der unbedeutendste Mann von Hause aus soviel Kraft, Leidenschaft und Freiheitssinn, dass er vom Leben ganz gehörig geschunden werden muss, damit etwas aus ihm werden kann, und wenn er etwas Bedeutendes werden soll, so muss er selbst gebrochen werden. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er, und er züchtigt ihn ganz gehörig. Das «Sichbehaupten» kommt erst nachher. Beim Weib gibt es da nur eine Eigenschaft, die dem entspricht: ausser der jedem jungen Menschen natürlichen Selbstsucht der jungfräuliche Hochmut gegenüber dem Mann; beides muss durch die Liebe gebrochen werden, damit dann die Hingabe entsteht. Wird das versäumt, so ist die einzige Gelegenheit des Weibes versäumt, das Leben fortzuwerfen, und sie behält den kindischen Hochmut und die Selbstsucht durch ihr ganzes Leben.

Das ist aber der Punkt, aus dem die geistige Erkrankung kommt. Man denke an Hedda Gabler oder, wenn man lieber eine Gestalt eines grossen Dichters haben will, an die Nastassja in Dostojewskis «Idioten». Beide Frauen sind hysterisch aus Hochmut und Selbstsucht. Ganz natürlich muss Hochmut und Selbstsucht zu geistiger Erkrankung führen, denn eine Befriedigung ist ja nicht möglich, es findet im Gegenteil im natürlichen Frauenleben eine immer grössere Entfernung von der Möglichkeit der Befriedigung statt; denn wenn eine Frau älter

wird und keine Güte zu geben hat, dann wird sie immer mehr vernachlässigt. Aber Hochmut und Selbstsucht haben etwas furchtbar Verführerisches; wenn sie dichterisch dargestellt werden, dann verlocken sie, wie nur das Böse verlocken kann.

In beiden Entartungsformen des Weibes sind Hochmut und Selbstsucht der Angelpunkt für das Verständnis, in der Entartungsform der Dirne natürlich nur bei der wirklichen, der Dirne aus Temperament, nicht der aus Temperamentlosigkeit.

Die Stimmen, welche das Übel beklagen, mehren sich ja immer mehr. Möge man sich klarmachen, dass es nicht ein oberflächliches Übel ist, sondern tief, sehr tief wurzelt. Wenn selbst ein Mann wie Dostojewski, den man nur mit Ehrfurcht nennen darf, zu seiner Verschärfung beiträgt, so muss es doch wirklich organisch sein. Dostojewski fühlte wohl den Zusammenbruch der heutigen Gesellschaft und dachte in seinem russischen nationalen Christentum eine Rettung gefunden zu haben: wer die russische Frau von heute kennt, die doch wesentlich durch ihn erzogen ist, wird zugeben, dass sein Mittel falsch war: und wer zwischen den Zeilen lesen kann, der liest vielleicht in seinen Werken, dass er selber an das Mittel nicht glaubte. Von Ibsen und den unter ihm Stehenden ist nicht zu reden: sie schwimmen einfach mit und bilden sich womöglich ein, nach irgendeinem seligen Eiland zu schwimmen.

Die Entartung des Weibes, die Frauengestalten in der Literatur, das alles sind eben nur Teilerscheinungen einer allgemeinen Krankheit: möge Jeder sich selber prüfen, wie weit auch er an dieser schuldig ist.

## Produktivkräfte und menschliche Kräfte (1918)

.....

Die Entfaltung der Produktivkräfte kam zustande durch die immer weiter getriebene Arbeitsteilung und die immer zunehmende Ersetzung der menschlichen Arbeit durch Maschinen. Der Grundsatz ist in beiden Fällen, dass aus der Arbeit in steigendem Masse zunächst das Seelische, dann das Geistige entfernt wird und nur der seelen- und geistlose Handgriff übrigbleibt. Man denke etwa an die Herstellung einer Nähnadel. Im Mittelalter war da ein Handwerker, man nannte ihn Kleinschmied, welcher aus Eisen allerhand kleines Gerät verfertigte, das man bei ihm bestellte: eine Schnalle, einen Haken, ein Schloss, auch eine Nadel. Der Mann hatte in seiner Lehrzeit gelernt,



mit dem Eisen umzugehen, die herkömmlichen Geräte zu schmieden, die man verlangte; wenn er begabter war als der Durchschnitt, so zeigte er in seinen Arbeiten nicht nur die gewöhnliche Geschicklichkeit, sondern auch einen höheren Geschmack, einen Sinn für die Form, oder er erfand nützlichere Formen, ja ganz neue Werkzeuge. So sind etwa unsere Uhren im Mittelalter erfunden und die unübersehbar vielen schönen Gegenstände in unsern Kunstgewerbesammlungen gemacht, die sich durch die Jahrhunderte der allgemeinen Zerstörung erhalten haben. Es ist verständlich, dass der Mann seine Arbeit liebte, die ihn ernährte, und in welcher er seine ganze Kraft ausgeben konnte.

Offenbar kann ein Mensch eine Nadel schneller machen, wenn er den ganzen Tag nichts weiter tut als nur Nadeln schmieden, sein Leben lang. Offenbar werden die Nadeln noch schneller fertig, wenn man etwa zwanzig Menschen nebeneinander stellt, von denen jeder nur einen Griff zu tun hat bei der Verfertigung der Nadel, und jeder immer nur denselben Griff tut, sein Leben lang. Offenbar geht die Nadelmacherei noch schneller, wenn man eine Reihe von Maschinen hintereinander aufstellt, von denen die erste den Draht zugeführt bekommt und die letzte die fertigen, in Briefe gesteckten Nadeln ausspeit; der Arbeiter hat dann nur noch die Maschine zu beaufsichtigen, sein Leben lang.

Wenn man so weit gekommen ist, dass an die Stelle des Kleinschmieds, der Erfindungen macht und kunstgewerbliche Gegenstände verfertigt, ein Mann getreten ist, welcher Kohlen schaufelt, mit der Ölkanne hantiert, oder aufachtet, dass der Draht regelmässig eingeführt und die Päckchen regelmässig ausgespien werden, dann hat man die Produktivkraft der menschlichen Arbeit zu ihrer höchsten Entfaltung gebracht nach der Meinung der heutigen Zeit, denn der alte Feinschmied hätte vielleicht, wenn er einen Tag nur Nadeln geschmiedet hätte, höchstens fünfzig Stück zustande gebracht, und der Arbeiter von heute, wenn man seinen Anteil an der täglichen Summe der ausgespienen Päckchen berechnete, bringt vielleicht eine Million fertig.

Wir wollen gar nicht untersuchen, ob der Nutzen denn so gross ist, dass heute so viele Millionen Nadeln erzeugt werden; wer etwas zu nähen hat, der kann immer nur eine Nadel gebrauchen, und im Mittelalter haben die Leute ja auch alles genäht, was sie zu nähen hatten; sie nähten eben aus dauerhafteren Stoffen und mit dauerhafterem Zwirn und achteten mehr auf ihre Nadel, und so ging es auch.

Aber was hat denn diese Nähnadelflut mit der höchsten Entwick-

lung der menschlichen Kräfte zu tun? Gar nichts. Der alte Feinschmied entwickelte seine Kräfte, der heutige Fabrikarbeiter entwickelt sie nicht, sondern er unterdrückt sie in der schändlichsten Weise.

Die Herstellung der Nähadeln ist nur ein Beispiel. In allen Berufen ist der alte Kleinschmied durch den Mann mit der Kohlenschaukel und Ölkanne ersetzt. In allen Berufen, sowohl in den geistigen wie in denen der Handarbeit; und nur da, wo die alten Verhältnisse sich teilweise gehalten haben, kann der Mensch seine Kräfte noch entwickeln; er kann sie gerade so weit entwickeln, als sich die alten Verhältnisse gehalten haben. Wenn im Bauernstand etwa das Spinnen und Weben der Frauen aufhört, weil in der Fabrik Millionen Meter Gespinste hergestellt werden können, so hört der Geschmack und die Begabung für Gespinste und Webstoffe im Bauernstande auf. Es ist dann Zeit, dass man Kunstgewerbemuseen gründet und sich wundert, dass kein Kunstgewerbe mehr entstehen will.

Der Irrtum, dass man glaubte, die höchste Entwicklung der menschlichen Kräfte habe irgend etwas mit der grösstmöglichen Entfaltung der Produktivkräfte zu tun, rührte daher, dass man die menschlichen Kräfte den Produktivkräften gleichsetzte; dass man ganz vergass, dass die Kräfte des Menschen, welche für den sinnlichen Gebrauch arbeiten, nur ein ganz kleiner Teil aller seiner Kräfte sind.

Man hat aber diese Produktivkräfte auf Kosten aller andern Kräfte des Menschen gesteigert, indem man diese andern Kräfte einfach in der Rechnung ausliess.

Nun haben wir heute das Ergebnis dieser Rechnung.

Die gesteigerten Produktivkräfte, allein gelassen von den höheren Kräften der Menschheit, zeigen sich als gänzlich sinnlos. Sie haben ja nur einen Wert, wenn sie den Zwecken des Menschen dienen. Zwecke setzen können die Menschen aber nur mittels der höheren Kräfte. Sind diese unterdrückt, so wissen die Menschen nicht, was sie mit den Dingen anfangen sollen, welche sie der gesteigerten Produktivkraft verdanken.



# U M S C H A U

## Bericht des Präsidenten der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung

auf der Kulturratstagung am 25. November 1934

Meine Herren Ratsglieder!

Als wichtigste Vorlage des heutigen Tages finden Sie den Antrag der Kulturverwaltung über Umgestaltung unseres deutschen Schulnetzes, und es liegt mir ob, diesen vor Ihnen zu begründen.

Die Kulturverwaltung ist von dem Gesichtspunkte ausgegangen, dass ein Schulnetz nicht nur nach mathematischen Gesichtspunkten, wie etwa Schülerzahl oder Finanzierungsmöglichkeiten gearbeitet, sondern in erster Linie von einem Grundgedanken getragen werden muss. Es ist das die Frage: Wie und mit welchen Mitteln erziehen wir unsere Jugend so, dass sie fest und sicher in dem ihr angewiesenen Lebensraum stehen kann. Wir müssen dabei von der Wirklichkeit ausgehen, wie sie in unserem heimatlichen Lebensraum vorhanden ist. Wir wissen es alle, dass diese Wirklichkeit sich in den letzten 20 Jahren ganz grundlegend verändert hat, und wir müssen uns darüber klar werden, worin diese Veränderungen denn eigentlich bestehen.

Wenn wir an die Zeit vor 20 Jahren denken, so fühlen wir uns in drei Gemeinschaften gebunden, — in unserem deutschen Volkstum, in unserer baltischen Heimat und im Staate. Der Staat, das damalige Russland, verkörperte für uns nicht nur eine sehr grosse Macht, sondern er bedeutete für uns auch ein Betätigungsfeld mit praktisch unendlichen Möglichkeiten. Es erübrigt sich, auf die grosse Reihe von unseren Vorfahren und auch von Vertretern unserer jetzigen älteren Generation hinzuweisen, die

ihre Kräfte in den Dienst dieses Staates gestellt oder in den verschiedensten Berufen mit meist grossem Erfolge gearbeitet haben — und doch stand dieser Staat uns in vielen Beziehungen als ein Gegenüber vor Augen. Von ihm grenzte sich deutlich die engere baltische Heimat ab, die durch Geschichte, Bevölkerung, Glauben und natürliche Verhältnisse sich vom grossen Reiche unterschied. In dieser unserer Heimat wurzelten wir mit allen Fasern unseres Seins, ihr dankten wir unsere völkische Eigenart, in ihrem Boden entfalteten sich die wertvollen Kräfte unserer Menschen. Ihr haben wir durch Jahrhunderte hindurch unser Blut geopfert, sie haben wir als unser eignes Land verteidigt, auch gegen Eingriffe des Staates, dem sie politisch eingegliedert war.

Heute haben sich diese Verhältnisse grundlegend verändert. Heimat und Staat sind nicht mehr zu trennen, beide Begriffe umfassen denselben Raum, dieselbe Bevölkerung, dieselben Gegebenheiten. Es folgt daraus mit Notwendigkeit eine Veränderung unserer inneren Einstellung zum Staate. Unsere ältere Generation hat den zum neuen Staate Estland durch verstandesmässige Überlegung gefunden, indem sie sich etwa sagte: Unsere alte Heimat wird jetzt vom neuen Staate Estland erfüllt, er schützt sie und trägt sie, — und wenn wir der Heimat weiter dienen wollen wie bisher, so können wir das nur im Rahmen des Staates Estland tun. Die Jugend aber lässt sich nicht von nüchternen Überlegungen leiten, sie ist im-

pulsiv und will klare und innerliche Beziehungen haben und sie will aktiv sein. Es wird daher Aufgabe der Erziehungsarbeit sein müssen, der Jugend die Unlösbarkeit der beiden Begriffe Staat und Heimat einzuprägen, so dass diese beiden Begriffe für sie zusammenfallen. Das meint die Kulturverwaltung, wenn sie in ihrem Motivenbericht von der Notwendigkeit der festen Eingliederung der Jugend in den Estländischen Staat spricht.

Zum Problem Heimat und Staat haben seit jeher auch unsere Beziehungen zum estnischen Volke gehört. Das estnische Volk ist zu allen Zeiten von uns Deutschen ganz unmittelbar als selbstverständlicher und natürlicher Bestandteil des Begriffes Heimat empfunden worden. Es ist hier nicht der Ort, auf die historische Entwicklung dieser Beziehungen einzugehen, es ist aber Tatsache, dass auch die fraglos vorhandenen Gegensätze hier im Lande ausge tragen wurden und einen wesentlichen Bestandteil der sog. Landespolitik darstellten. Wenn man von der rein politischen Atmosphäre in Petersburg absieht, so haben sich doch Deutsche und Esten irgendwo im weiten Russland ganz unmittelbar als Landsleute erkannt und empfunden. Ich kann das aus persönlicher Erfahrung, namentlich aus dem Weltkrieg, bekräftigen. Und viele von Ihnen, meine Herren, haben dieselbe Erfahrung gemacht. Am deutlichsten zeigte sich diese Verbundenheit durch die gemeinsame Heimat in schweren Tagen, vor allem im Freiheitskriege, wo wir Schulter an Schulter gegen einen mächtigen äusseren Feind um den Bestand und die Freiheit unserer Heimat gekämpft haben. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit soll bei unserer Jugend nicht erkalten und unter dieser Voraussetzung ist eine fruchtbare Zusammen-

arbeit denkbar. Gerade auf die praktische Zusammenarbeit in den verschiedenen Berufen kommt es ja beim Zusammenleben verschiedener Völker in einem Staate an, denn nicht durch Deklarationen und Diskussionen können die Beziehungen zwischen solchen Völkern normal gestaltet werden, wie das mancherseits geglaubt wird, sondern nur durch gemeinsames Durchkämpfen der Schwierigkeiten des täglichen Lebens.

Was nun die Beziehungen zum deutschen Volkstum betrifft, so ist auch hierin eine Veränderung eingetreten. Durch unsere ganze Geschichte hindurch haben wir mit unerschütterlichem Willen uns das lebendige Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem deutschen Gesamtvolke bewahrt. Wohl fehlte in den letzten Jahrhunderten die Unmittelbarkeit des gemeinsamen geschichtlichen Erlebens, umso fester hielten wir aber an der kulturellen und geistigen Gemeinschaft. — Es ist als Tatsache festzustellen, dass nicht nur bei uns Deutschen, sondern bei fast allen Völkern Europas die Festigung der rein völkischen Beziehungen über staatliche Grenzen hinaus wesentlich stärker geworden ist. Ich erinnere an das estnische Volk und seine enger werdenden Beziehungen zum Auslande, deren noch gestern auch in unseren Schulen gedacht wurde. Ich erinnere an die überaus kraftvollen Bestrebungen der Polen, der Italiener und Tschechen in dieser Richtung. Es ist, wie gesagt, eine allgemeineuropäische Erscheinung, der wir uns nicht entziehen können noch wollen. Die Volksverbundenheit zwischen uns und dem gesamten deutschen Volke ist fraglos enger geworden, als wie es vor dem Kriege gewesen ist, und es strömen uns aus dieser Verbundenheit stärkere Kräfte an seelischem und geistigem Gute zu, als das seit vielen Jahrhunderten der



Fall gewesen ist. Es hat das zur Folge, dass wir heute in ganz anderem Sinne im deutschen Volkstum wurzeln, als früher.

Es ist der Gedanke der Volksgemeinschaft, der heute die Grundlage des Volksbewusstseins bildet, der Gedanke, dass die Zugehörigkeit zum selben Volkstum über allen Unterschieden in Beruf, Stand, Herkunft und Bildung steht. Wir haben in diesem Gremium schon wiederholt von der Notwendigkeit der inneren Umstellung auch unserer älteren Generation auf die Volksgemeinschaft gesprochen und in dem Ihnen heute vorliegenden Antrage steht dieser Gedanke an erster Stelle. Nicht das individuelle Glück des Einzelnen soll massgebend sein bei der Frage der Erziehung und Schulung, sondern die Frage, auf welche Weise der einzelne junge Mensch der Volksgemeinschaft seinen Anlagen und Fähigkeiten nach am besten dienen kann.

Wir kommen hierbei auf die ganz grundlegenden Veränderungen, die in unseren äusseren Verhältnissen, in den Berufs- und Erwerbsmöglichkeiten und in der sozialen Gliederung unseres Deutschtums vor sich gegangen sind. Es ist schon lange nicht mehr so wie es es früher war, als das Deutschtum im Lande eine gesichert dastehende Oberschicht darstellte, die die Heimat führte und ihre überschüssigen Kräfte dem weiten Raum des damaligen Russland abgab. Wir sind heute auf einen sehr engen Lebensraum angewiesen und auch in diesem sind wir keineswegs mehr die alleinige Oberschicht. Infolge dieser grossen sozialen Umwälzungen sehen wir häufig völlige Ratlosigkeit. Es wird versucht, den jungen Leuten nach Möglichkeit die akademische Bildung zu geben, was mit vielen Entbehrungen und Unkosten verbunden ist, —

und ist endlich der Abschluss erreicht, so ergibt sich vielfach das Bild, dass der junge Mensch in seinem Berufe keinen Platz findet. Er muss sich entweder einer anderen Arbeit zuwenden, oder er wandert aus — in beiden Fällen sind aufgewandte Mühe und Opfer für das Volksganze umsonst gewesen.

Wir müssen hiebei noch an eine andere, verhältnismässig zahlreiche Gruppe von jungen Menschen denken, die ein Studium beginnen, dann umsatteln und schliesslich auch dieses nicht abschliessen können, um endlich irgendwo als Gelegenheitsarbeiter ein kümmerliches Brot zu suchen. Das sind die typischen Fälle, wo aus Ehrgeiz oder veralteten Anschauungen die Eltern ihr Kind auf einen falschen Weg gebracht haben, wo es doch auf einem anderen Wege vielleicht zu einer geregelten Existenz gekommen wäre. Wir müssen uns vollkommen klar darüber sein, dass dieser Zustand die Mehrzahl unseres Volkes auf das Niveau des gebildeten Proletariats hinabdrückt. Wir müssen uns klar darüber sein, dass eine Berufsumschichtung für unser Volkstum eine Lebensnotwendigkeit ist. Wir brauchen eine breite Schicht von jungen Menschen, die ihr Brot in Berufen finden, die nach alten Begriffen als bescheiden gegolten haben, die aber heute als unentbehrliche Grundlage unserer volklichen Existenz von allergrösster Bedeutung für die Volksgemeinschaft sind. Es muss der Jugend eingepflicht werden, dass im Sinne der Volksgemeinschaft es gleichgültig ist, welchen Beruf der Einzelne ausübt, sondern dass es nur darauf ankommt, dass er die Arbeit leistet, die er am besten leisten kann und die ihn zu einem selbständigen Menschen macht. Es ist dafür Sorge zu tragen, dass schon in frühem Lebensalter von den Eltern und Erziehern geprüft wird,

wo die Fähigkeiten des einzelnen Kindes liegen, damit es rechtzeitig die ihm zukommende Ausbildung erhält.

Praktisch genommen werden wir die Zahl der akademisch Gebildeten wesentlich einschränken und das Schwergewicht auf die Ausbildung zu praktischen Berufen, zu Landwirten, Gewerbetreibenden, Handwerkern, Kaufleuten usw. legen müssen. Bei unserer geringen Anzahl dürfen wir es nicht zulassen, dass deutsches Menschenmaterial verloren geht. Wir müssen den Grundsatz der Ökonomie der Kräfte im ernstlichsten Sinne durchführen.

Und noch eins hängt mit der sozialen Umschichtung zusammen, die wir erlebt haben: die Anschauung, dass ein junger Mensch bei genügender Ausbildung unmittelbar eine gesicherte Existenz findet, trifft auf die heutigen Verhältnisse nicht zu. Auch der fähigste kann sich heute erst im Kampf durchsetzen. Das alte Wort «Das Leben ist ein Kampf» hat heute mehr Geltung, denn je. Und zu diesem Kampfe muss die Jugend erzogen werden, jeder einzelne junge Mensch muss sich heute erst durchsetzen, durchbeissen, und dazu braucht er den Einsatz aller seiner Energie und Fähigkeiten. Nur dann wird es ihm gelingen, einen seinen Leistungen entsprechenden Platz zu finden und zu behaupten.

Wir glauben, dass eine Erziehung der Jugend in diesem Sinne noch eine andere für unser Volkstum äusserst kritische Frage der Lösung näherbringt. Sie alle teilen unsere gemeinsame Sorge wegen der geringen Geburtenzahlen unter uns Deutschen. Durch ein früheres Hineinstellen der Jugend in das praktische Leben und die Erziehung zur Selbständigkeit in bodenverwurzelten Berufen werden frühere Eheschliessun-

gen erfolgen als bisher, was für die Geburtenzahlen von wesentlicher Bedeutung ist. Vor allem ist es die kämpferische Haltung, von der ich eben sprach, die innere Umstellung der Jugend, die ausschlaggebend ist, denn nicht materielle Verhältnisse sind es, die die Geburtenzahlen im Grossen beeinflussen, sondern in erster Linie die Einstellung des Menschen zum Leben. Hier haben Schule und Kirche und jede erzieherische Tätigkeit ein grosses Arbeitsfeld vor sich, dessen ungeheure Bedeutung für unser Volkstum besonders unterstrichen werden muss.

Das sind die Grundsätze von denen die Kulturverwaltung bei Ausarbeitung ihres konkreten Antrages ausgegangen ist. Diesen Grundsätzen entsprechend sieht die Kulturverwaltung eine wesentliche Verringerung der zum Abitur und dadurch in den meisten Fällen zwangsläufig zum Studium führenden Gymnasien vor und legt das Hauptgewicht auf die 9-klassige Mittelschule. Wir sehen voraus, dass die Mehrzahl unserer Jugend den Abschluss ihrer allgemeinen Schulbildung in diesen Mittelschulen erhalten wird und sie müssen daher so gut, als es irgend möglich ist, ausgestattet werden. Es ist daher nicht richtig, wie das von einigen Seiten gedacht worden ist, die Mittelschule in erster Linie als Vorstufe zum Gymnasium anzusehen, das heisst auch dort schon vom 5-ten Schuljahr an mit fakultativem Lateinunterricht zu beginnen. Die Mittelschule muss einen in sich geschlossenen Körper darstellen — wer von den Kindern dazu veranlagt ist, eine Gymnasialbildung zu erhalten, dem muss es ermöglicht werden, entweder schon früher in die im Schulnetz vorgesehenen Mittelschulen mit Gymnasialaufbau überzugehen, oder aber sich durch Privatstunden zum Eintritts-



examen in die unterste Gymnasialklasse vorzubereiten.

Was die Gymnasien anbetrifft, so stehen wir auf den Standpunkte, dass es bei der viel geringeren Anzahl der zukünftigen Schüler dieser Lehranstalten notwendig ist, ihre Anzahl stark zu reduzieren, die wenigen Anstalten aber zu erstklassigen zu machen. Durch Einrichtung von Internaten und eine entsprechende Stipendienpolitik wird dafür Sorge getragen werden, dass die dazu befähigten Kinder aus allen Teilen des Landes die Möglichkeit der Gymnasialbildung erhalten.

Bei dieser grundsätzlichen Umgestaltung des Schulnetzes ist eine besondere Aufmerksamkeit der Ausbildung unseres Lehrkörpers zu widmen. Die Schularbeit kann in dem von uns als notwendig erkannten Sinne nur dann geführt werden, wenn die gesamte Lehrerschaft diese Umgestaltung als solche innerlich erfasst und verarbeitet hat, und dafür muss Sorge getragen werden. Wir haben uns ferner in unseren Plänen von dem Gedanken tragen lassen, dass ein erstklassiger Lehrkörper nur von Schulen mit nicht zu geringer Schülerzahl getragen werden kann. Ferner ist auch daran zu denken, dass eine tatsächliche Erziehung zur Volksgemeinschaft, auf die wir das grösste Gewicht legen, in Klassen von etwa 3, 4 oder 5 Schülern, wie sie heute vorkommen, garnicht durchzuführen ist. Es fehlt daher das so wichtige erzieherische Element der Kameradschaft in grösserem Kreise. Schon aus diesen Gründen können wir nicht die Ansicht teilen, dass in jeder Stadt eine deutsche Mittelschule aufgebaut werden soll.

Sie werden es vielleicht empfinden, dass das Fachschulwesen in unserem Antrage wenig berücksichtigt ist, während es doch grade bei unserer Einstel-

lung von ganz wesentlicher Bedeutung sein muss. Es liegt daran, dass die Ausarbeitung der Fachschultypen im Bildungsministerium sich noch im Anfangsstadium befinden und wir daher noch keinen Überblick darüber gewinnen konnten, welche Möglichkeiten sich uns auf diesem Gebiet eröffnen werden. Wir empfinden diese Lücke in unserem Antrage durchaus und werden — sobald die Möglichkeit dazu vorliegt — auch auf diesem Gebiete mit konkreten Vorschlägen kommen. Beispielsweise wäre Narwa ein geeigneter Ort für eine solche Fachschule.

Wenn wir aber einem hier eingelaufenen Antrage Folge leisten und deswegen die Beschlussfassung über den vorliegenden Antrag vertagen, so werden wir voraussichtlich nie mit unferer Schulreform fertig werden. Das hat uns die Erfahrung gelehrt. Die Kulturverwaltung hält es für unbedingt erforderlich, dass mit der Umgestaltung unseres Schulnetzes, die doch mehrere Jahre hindurch dauern wird und in der Übergangszeit naturgemäss Mehrkosten verursacht, schon mit dem nächsten Schuljahr begonnen wird. Damit dieses möglich ist, muss der Kulturrat auf dieser Tagung einen Beschluss fassen, denn zur Frühjahrstagung müssen wir ja das Budget schon nach den neuen Klassenzahlen aufstellen.

Meine Herren!

Die Kulturverwaltung hat Ihnen bereits zwei Mal die Grundsätze vorge tragen, von denen unsere Schulreform auszugehen hat, und Sie haben diese im Wesentlichen gebilligt. Wir konnten Ihnen aber bisher nur Einzelmassnahmen vorschlagen, weil die Grundzüge der staatlichen Schulreform, an deren Rahmen wir uns halten müssen, erst in diesem Sommer sich geklärt haben. Es ist dadurch eine unliebsame Verzögerung

eingetreten. Jetzt legen wir einen Antrag vor, der ein organisches Ganzes darstellt. Wir sind der festen Überzeugung, dass ein weiteres Hinausschieben der Reform in kurzer Zeit zu einer schweren Krise unseres Schulwesens führen muss, ganz abgesehen davon, dass die staatliche Reform uns zu gewissen Veränderungen schon eben zwingt. Können wir uns jetzt zu keinem Entschluss durchringen, so droht uns die eigene Initiative zu entgleiten. Die Folgen einer solchen Sachlage sind unübersehbar. Eine jede Umgestaltung ist schwierig und eine so grundlegende, wie die Verhältnisse sie jetzt erfordern, muss vielen schmerzliche Opfer auferlegen. Aber, seien Sie überzeugt, je später mit der Durchführung der Reform begonnen wird, desto schwieriger wird sie, und desto grösser werden auch die notwendigen Opfer sein. Glauben Sie nicht, dass durch Hinauszögern vielleicht das eine oder andere gerettet werden kann, sondern zeigen Sie, dass unser Deutschtum kraftvoll genug ist, entschlossen einen neuen Weg zu beschreiten, den eine neue Zeit vorzeichnet. Die kommende Generation wird Ihnen Dank dafür wissen.

## **Bericht des Schulamts auf der Kulturratstagung**

Das Berichtsjahr 1933/34 und die letzten Monate des laufenden Jahres standen im Zeichen intensiver Verhandlungen.

Schon im April 1933 begannen die Verhandlungen wegen der Novelle zum Mittelschulgesetz, sowie wegen des Mittelschulnetzes.

Von den 3 öffentlichen Gymnasien sollten 2 abgebaut werden, und zwar eins mit sofortiger Wirkung, das andere

Jahr für Jahr je eine Klasse. Der intensiven Zusammenarbeit der Kulturverwaltung und des Schulamts mit unseren Abgeordneten ist es zu verdanken, dass die öffentliche Mittelschule in Dorpat nicht aus dem Schulnetz gestrichen worden ist. Leider ist es nicht gelungen, die Streichung des Mädchengymnasiums in Reval aus dem öffentlichen Schulnetz zu verhindern. Obwohl diese Streichung für uns eine Reduzierung der öffentlichen Gymnasien um 33½% bedeutete, während das estnische Schulnetz um 6,5% abgebaut ist, hat die damalige Regierung es doch für möglich befunden, diesen Schritt zu tun.

Dank einer privaten Spende war es gelungen, den Unterricht der 60 Mädchen der 2 geschlossenen öffentlichen Gymnasialklassen in privaten Klassen zu ermöglichen. Auf der Tagung im April d. J. hat der Kulturrat beschlossen, die Ausgaben für die aus dem öffentlichen Schulnetz gestrichenen Klassen zu übernehmen und die Elisenschule und die neue private Mädchenschule zu vereinnahmen.

Ausserdem waren von der Regierung im Sommer 1933 drei Klassenkomplexe in den Grundschulen in Walk, Wisust und Fellin abgebaut worden.

Den vom Schulamt vorgenommenen Sparmassnahmen und der Opferwilligkeit einiger Schulen, die auf einen Teil der ihnen zugesprochenen Stunden in den Grundschulklassen verzichteten, ist es zu verdanken, dass der Grundschulunterricht in diesen Städten fortgesetzt werden konnte, ohne dass ein zu grosser Kurzschluss entstanden wäre.

Die Aufhebung des Gesetzes über die Kreiselbstverwaltungen zog eine Änderung in der Überwachung unserer Schulen nach sich. Zu Beginn dieses Jahres wurde Schulrat Blossfeld als Schulrat der



Kulturverwaltung abregistriert und zum stellvertretenden Schulrat des Bildungs- und Sozialministeriums bis zum 1. Aug. ernannt. Einige administrative Funktionen des Schulamts gingen auf den Schulrat des Bildungs- und Sozialministeriums über. Zugleich wurde bekannt, dass die Kulturverwaltung in Zukunft keinen eigenen Schulrat haben soll, sondern dass die einzelnen Schulen den örtlichen Schulräten unterstellt werden sollten. Die sofort eingeleiteten Verhandlungen führten schliesslich dazu, dass ein Schulrat für alle deutschen Schulen in der Person des Herrn Julius Grüntal ernannt wurde.

Am 1. August dieses Jahres ist Herr Schulrat Dr. P. Blossfeld in den Ruhestand getreten. Die Kulturverwaltung sieht mit Bedauern diesen erfahrenen Pädagogen aus dem Amte scheiden und spricht ihm auch an dieser Stelle ihren aufrichtigen Dank aus für die in den vielen Jahren seiner Tätigkeit geleistete Arbeit auf dem Gebiete unseres Schulwesens.

Um ihrerseits die Überwachung der Schulen durchführen zu können, hat die Kulturverwaltung die Revision der Schulen Herrn Inspektor Konstantin Wilde übertragen, der zugleich auch die Bearbeitung der pädagogischen Fragen des Schulamts übernommen hat.

Im Sommer dieses Jahres hat die Gemeindeversammlung Sommerpahlen beschlossen, die Schule in Heimtal nach Osula überzuführen. Zugleich beanspruchte sie für sich das Recht, die Wahl der Lehrer dieser Schule vorzunehmen. Diese Beschlüsse der Gemeinde wurden vom Bildungs- und Sozialministerium bestätigt, obwohl gegen dieselben ein motivierter Protest eingelegt worden war. Die von der Gemeindeversammlung ausgeschriebenen Wahlen kamen nicht zustande. Darauf

schlugen die Werrosche Kreisverwaltung und das Schulamt der Kulturverwaltung von sich aus neue Kandidaten vor. Das Ministerium ernannte die vom Schulamt vorgeschlagenen Lehrer.

Gegen die Überführung der Schule in Heimtal hat die Kulturverwaltung den Klageweg eingeschlagen. Leider hat das Gericht zu unseren Ungunsten entschieden.

Die nach der oben erwähnten Gerichtsentscheidung auf Antrag des Schulamts seitens des Bildungs- und Sozialministeriums eingeleitete Untersuchung hat erwiesen, dass der Protest der Kulturverwaltung gegen die Überführung der Schule aus Heimtal nach Osula sachlich begründet war. Eben werden die Verhandlungen in Heimtal weitergeführt, und es ist zu hoffen, dass in der nächsten Zeit eine Einigung erzielt werden wird.

Die staatliche Schulreform dieses Jahres und ihre Durchführung hat auch in unserem Schulwesen so manche Änderung hervorgerufen. Von den zur Bestätigung vorgestellten 7 privaten Mittelschulen wurden von der Regierung zunächst nur 2 — die Domschule und die Arensbürger Schule — bestätigt. Nach längeren Verhandlungen gelang es die Schule in Pernau und die Revaler private Mädchenmittelschule ins private Mittelschulnetz aufzunehmen, dagegen nicht die (Revaler) Elisenschule, die Schulen in Wesenberg und Fellin, sowie die Waltersche Schule (in Dorpat). Die Klassen des 7. Schuljahres der Schule in Wesenberg und der Elisenschule bestehen übergangsweise als Ergänzungsklassen. Die Eröffnung dieser Ergänzungsklassen stiess auf grosse Schwierigkeiten. Erst nachdem die Ortsgruppe Weissenstein auf ihre Ergänzungsschule verzichtete,

gelang es in Wesenberg diese Klasse zu erhalten. Die Kulturverwaltung hält es für ihre Pflicht, auf die grosse Opferwilligkeit des Deutschtums in Weissenstein hinzuweisen und spricht in diesem Anlass der Gesellschaft Deutsche Schulhilfe, Ortsgruppe Jerwen, ihren aufrichtigsten Dank aus.

Eine weitere Auswirkung der neuen Schulreform ergab sich aus der Tatsache, dass das Bildungs- und Sozialministerium erst im August die neuen Stundentafeln und Lehrpläne für die Grund- und Mittelschulen veröffentlichte, und dass das Schulamt daher nicht die Möglichkeit hatte, diese einer genauen Prüfung und Umarbeitung zu unterziehen. Das Schulamt schlug daher vor, unsere alten Stundentafeln für die Grundschulen mit einer Änderung im 2. Schuljahr auch in diesem Jahre beizubehalten, was auch vom Ministerium genehmigt wurde. Diese Änderung, die vom Ministerium vorgeschrieben wurde, bezieht sich auf die Einführung des estnischen Sprachunterrichts schon im 2. Schuljahr. Wieweit diese Änderung zweckmässig ist, wird die Erfahrung dieses Jahres zeigen. Jedenfalls kann schon jetzt darauf hingewiesen werden, dass mit dem Schreiben erst im 2. Semester begonnen werden muss, da sonst grosse Schwierigkeiten beim Schreiben in der Muttersprache entstehen. Die neuen Stundentafeln der Mittelschule sehen in der 3. Klasse (7. Schuljahr) keine wesentlichen Änderungen im Vergleich mit unseren alten vor. Daher hat das Schulamt die Erlaubnis, anstatt der Übergangsstundentafeln für dieses Jahr die normalen staatlichen in Gebrauch zu nehmen, ausgewirkt. Zugleich hat das Schulamt ein Projekt ausgearbeitet, das als Anlage den Ratsgliedern zugeschickt worden ist. Dieses Projekt soll als Grundlage für die in der nächsten Zeit

beginnende Arbeit der Fachkommissionen dienen.

Die langen und zum Teil sehr schwierigen Verhandlungen wegen Finanzierung der öffentlichen Schulen in Reval und Dorpat sind zu einem gewissen Abschluss gekommen. In Reval hat die Stadtverordnetenversammlung die zwischen der Kulturverwaltung und der Stadtverwaltung getroffene Vereinbarung zunächst abgewiesen und einer Kommission zur Umarbeitung übergeben. Da diese Kommission nicht zu einer Einigung gelangte, stimmte die Stadtverordnetenversammlung schliesslich doch der ursprünglichen Vereinbarung zu. In Dorpat gelang es, eine prinzipielle Vereinbarung mit dem Stadtamt zu treffen, die wohl demnächst von der Stadtverordnetenversammlung angenommen werden wird.

Ein wichtiges Ereignis in unserem Schulwesen ist der Erlass des Pensionsgesetzes für die Privatschullehrer. Auf Grund dieses Gesetzes sind schon aktive, sowie solche Lehrer, die vor einigen Jahren in den Ruhestand getreten sind, pensioniert worden. Somit können die Lehrer der privaten Schulen verhältnismässig sorgenlos in die Zukunft blicken. Aber auch die Schulhilfe, die bis jetzt die Pensionen zahlte, wird entlastet und hoffentlich in der Lage sein, die stark reduzierten Pensionen der Lehrer, die nicht auf Grundlage des Gesetzes pensioniert werden können, aufzubessern.

In Nömmе ist das Schulhaus weiter ausgebaut worden, so dass die ganze Schule in schönen und hellen neuen Räumen untergebracht werden konnte. Die Mittel zu diesem Bau sind durch Anleihen beim Bildungs- und Sozialministerium und privaten Stellen, besonders auch dem Kirchenverein in Nömmе beschafft worden.

Im Mai des vorigen Jahres brannte



das Schulhaus in Wisust ab. Im engen Kontakt mit der Kulturverwaltung ist es dem Besitzer gelungen, dieses Haus wieder aufzubauen, so dass die Schüler jetzt in besseren Räumen untergebracht sind als früher.

An Kursen sind im Schulamt registriert worden: Fortbildungskurse in Heimtal und Wisust, Gartenbaukurse in Weissenstein und die Kurse der Kaufmannskammer in Reval.

An Veranstaltungen sind zu verzeichnen:

1) Das Turnfest der Grundschüler des 5. und 6. Schuljahres aus Pernau und Reval, das im Frühling dieses Jahres stattfand und schöne Leistungen, besonders der Schüler aus Pernau zeigte.

2) Die turnerische Gemeinschaft der Lehrer vom 15.—18. August in Reval.

Gemeinsame Gottesdienste für die deutschen Schulen haben bei Schulbeginn und am Reformationsfest stattgefunden.

Revisionen des Schulamts haben zweimal stattgefunden:

1) Seitens des Vize-Direktors der Schulverwaltung des Bildungs- und Sozialministeriums im Herbst des vorigen Jahres.

2) Seitens der Staatskontrolle im Juni dieses Jahres.

Der Bildungsausschuss hat sich neben der laufenden Arbeit sehr eingehend mit Fragen der Jugendorganisationen beschäftigt, wobei ein enger Kontakt mit dem Jugendamt vorhanden war.

## Deutsche Not im roten Russland

Zu dem Aufsatz über die Kolonie Heimtal in Estland bringen wir nachstehend einen kurzen Ausschnitt aus ei-

nem der Briefe, wie sie selten und in grossen Abständen von den zurückgebliebenen Verwandten der Kolonisten einmal Kunde geben. Bittere Anklagen darf er nicht enthalten, denn die Zensur ist hart. So berichtet der Brief, der aus Sibirien geschrieben ist, in hölzerner Schlichtheit die Tatsachen und Lebensumstände, unter denen deutsches Volkstum im Bolschewikenreich der Ausrottung und Vernichtung ausgeliefert ist:

«...Die, die noch Geld hatten, fuhren im Frühjahr nach Leningrad und haben Roggen und Mehl gekauft. Da war noch war zu kriegen, wenn auch teuer. Bis man zuletzt keine mehr auf der Bahn fahren liess. — Viele, die Freunde im Ausland haben, haben an sie geschrieben. Da sind denn viele Posilken vom Ausland geschickt. Durch die Hilfe hat sich noch manche Familie gerettet. Voriges Jahr wurde alles genommen, so sind denn dieses Frühjahr keine Sommersaaten gesät.

Hier sterben die Menschen sehr am roten Durchfall. Der Hunger wird dieses Jahr noch grösser. Wer seine Kornabgaben nicht kann ausfüllen, der wird dem Gericht übergeben. Dann ist schon 8 Jahre Dogger oder Zwangsarbeit sicher. 8 Monate bis 2 Jahre bei eigenem Essen. Oder man wird liquidiert. Dann wird alles genommen. Auch die Gebäude werden für einige Rubel zu Brennholz verkauft.

Das beste wäre ausgelebt zu haben. Jetzt werden die Landbauern alle vernichtet. Die Männer verschickt. Die Frauen und Kinder aus ihren Gebäuden herausgestossen oder auch verschickt. Wer noch 5 bis 8 Desentin Land hat, dazu 2 Kühe und 1 Kalb, der ist ein Kulack. Dem nimmt man das Stimmrecht. Dann wird er liquidiert und verschickt. Die Menschen bitten um Tod aber vergebens».

## BÜCHERBESPRECHUNG

Reinhard Wittram, Meinungskämpfe im baltischen Deutschtum während der Reformepoche des 19. Jahrhunderts. Riga 1934. Kommissionsverlag von E. Bruhns. Preis Ls 5.—.

Die vorliegende Arbeit ist als Festschrift der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga anlässlich ihrer Hundertjahrfeier am 6. Dezember 1934 erschienen. Sie umfasst die Zeit vom Auftreten Hamilkar von Fölkersahms bis zur beginnenden Russifizierung am Anfang der 80er Jahre; eine Grenzsteckung, die sich nach beiden Seiten hin aus inneren Notwendigkeiten ergab. Mit Fölkersahm beginnt eine neue Form des politischen Empfindens sich in unserer Volksgruppe durchzusetzen. Weltanschauliche Parteien bilden sich um Doktrinen. Für diese Form des vom Westen übernommenen politischen Gefühls ist es bezeichnend, dass es erstmalig auf dem Wege über die Presse die Öffentlichkeit zu interessieren sucht; ein Vorgang, der einen entscheidenden Bruch mit der gewachsenen politischen Überlieferung des baltischen Deutschtums darstellt, welche gleichsam im geschlossenen Bannkreise der ständischen Körperschaften — der Landtage natürlich vor allem — die Austragung politischer Fragen vorzunehmen gewohnt war.

Es ist die sogenannte Reformepoche, deren innere politische Kämpfe zu schildern Wittram unternimmt. Mit der drohenden Einführung der russischen Semstwoverfassung, deren Kunde Ende 1881 zu gänzlich neugearteten Frontbildungen führt, und mit der Manasseinschen Revision, deren Behandlung aber bereits ausserhalb des gesteckten Rahmens der Arbeit liegt, hat die Epoche ihren Abschluss erreicht. Die Russifizierung setzt ein, die das baltische Deutschtum

in bewusstem völkischem Abwehrkampf zusammenführt.

Ein kurzer Zeitraum, knappe 40 Jahre umfassend. Und dennoch sehen wir in ihm weittragende Wandlungen sich vollziehen, wesentliche Ansätze sich bilden, die bis auf unsre Tage das politische Gepräge unserer Volksgruppe massgebend beeinflussen. In den Vordergrund des heutigen Interesses wird natürlich die nationale Frage rücken, das Verhältnis zu den andern bodenständigen Volkstümern auf gleichem Heimatraume. An Hand der Wittramschen Darstellung entrollt sich das erschütternde Bild der tragischen Verständnislosigkeit, mit der das baltische Deutschtum zu einer Auseinandersetzung antrat, die für seine Zukunft bestimmender sein sollte, als der ganze Kreis politischer Fragestellungen, um die sich das damalige Denken bewegte. Selbst noch in einem von liberalen Bildungsvorstellungen durchtränkten nationalen Empfinden befangen, vermochten die führenden Männer der Volksgruppe — und hier stehen Edelmann und Literat auf gleichem Boden — ein Volksgefühl nicht einzuschätzen, das in der Spannung zu einem überlegenen fremden Kulturbewusstsein eigener Entfaltung entgegendrängte. «Sie sahen das andre Ufer nicht, von dem aus die lettischen Volksführer sprachen, weil sie ihr eigenes Volk vornehmlich im ungeheuren Vorrang seiner geistigen Bildung, nicht im unendlichen Quellgrund des Volkhaften erlebten».

Geschichtliche Wertungen können immer nur dem politischen Bewusstsein einer lebendigen Gegenwart erwachsen. Sie wandeln sich und erfahren eine Änderung in dem Masse, als dieses Bewusstsein selbst einem Wandel unter-



worfen wird. Dies gilt mit in erster Linie von der Behandlung der Gestalt Hamilkar von Fölkersahms. Das oft nachgesprochene Urteil des älteren Arbusow: Fölkersahm habe konservativ gedacht und liberal gehandelt, erfährt durch Wittram seine entscheidende Umkehrung. Ja, es wird erst durch diese Umkehrung die Tragik erhellt, die über der genialen Persönlichkeit des grossen livländischen Reformers liegt. Einsam war er, und einsam musste er bleiben. Denn «die Feinde hassten in ihm nicht nur den gefährlichen und schroffen Gegner auf dem Gebiet der agraren Reformen — sie ahnten in ihm, dem freisinnigen Parlamentarier, den unheimlichen Boten eines im Tiefsten fremden Geistes».

Es war des Verfassers ursprüngliche Absicht, wie er selbst im Vorworte seines Buches bekennt, «den baltischen Liberalismus in seiner Wurzel zu begreifen und die Macht seiner Tradition in der Auffassung des 19. Jahrhunderts zu brechen». Die Arbeit ist über diese Zielsetzung, die allzuleicht selbst eine Aneignung in Frage gestellter Masstäbe hätte bedeuten können, hinausgewachsen. Dementsprechend lautet die Fragestellung nicht: konservativ oder liberal — obwohl bei den Konservativen die stärkeren ursprünglichen und in geistiger Hinsicht zukunftsreicheren Kräfte erkannt werden —, sondern beide Richtungen werden dem Verfasser zu Äusserungen einer sterbenden Zeit, die vor dem Ansturm des Neuen, verkörpert vor allem in den unerhört anwachsenden nationalen Impulsen, zusammenbrechen muss. Ist doch auch das soziale Empfinden der Gegenwart nicht minder entfernt von dem patriarchalischen Verantwortungsbewusstsein der Konservativen als von dem individuellen Mitleidsgefühl der Liberalen. Erst die klare Erkenntnis solchen Abstandes, der «totalen

Zeitwende», von der Wittram im Vorwort spricht, kann Voraussetzung der historischen Bewertung werden.

In drei inhaltliche Hauptabschnitte gliedert sich Wittrams Buch. Der erste befasst sich mit der Persönlichkeit und dem Wirken Hamilkar Fölkersahms, der zweite mit den Parteibildungen der Reformperiode, in denen der Verfasser mit Recht eine wesentliche Auswirkung der von Fölkersahm ausgehenden Einflüsse erblickt. Der letzte endlich enthält eine Darstellung der öffentlichen Meinungsbildung in Presse und politischen Broschüren. Wenn Wittram in diesem Abschnitt an eine frühere Abhandlung über den Liberalismus baltischer Literaten<sup>1)</sup> anknüpft und diese fortsetzt, so enthält der zweite ganz wesentlich neues Material zur Geschichte der Reformvorlagen der 70-er Jahre, eine Ergänzung und Bereicherung des betreffenden Kapitels in Tobiens Geschichte der Livländischen Ritterschaft<sup>2)</sup>, wo ja nur die Anträge von 1869 und 1877 behandelt werden, während die Vorschläge der Zwischenzeit (darunter Ernst von Mensenkampffs überaus interessanter Verfassungsentwurf von 1871)<sup>3)</sup> keine Berücksichtigung gefunden haben.

H. B.

Paul Ernst, Tagebuch eines Dichters. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. In Leinen Ls. 11.25.

Der Dichter Paul Ernst ist den baltischen Lesern wenig bekannt. Und der Denker wohl noch weniger. Von diesem sinnenden und betrachtenden Denker Paul Ernst nun legt dies Tagebuch ein

<sup>1)</sup> Reinhard Wittram, Liberalismus baltischer Literaten. Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga. Vierter Band Nr. 9. Riga 1931.

<sup>2)</sup> Alexander von Tobien, Die Livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus. Riga 1925 S. 389—363

<sup>3)</sup> Reinhard Wittram, Meinungskämpfe im baltischen Deutschtum. Beilage II, S. 140 ff.

Zeugnis ab, das freilich kein Tagebuch ist im langläufigen Sinne des Wortes. Keine Niederschläge äusseren Erlebens bietet es, sondern Auseinandersetzung mit den wesentlichsten seelischen Fragestellungen seines Volkes und seiner Zeit. Es sind gesammelte Aufsätze und Betrachtungen aus den Jahren 1913—1919, zu meist in deutschen Zeitschriften erschienen, vereinzelt aus dem Nachlass des Dichters erstmalig veröffentlicht. Aus ihnen spricht ein Mann, der inmitten des furchtbaren Niedergangs des deutschen Volkes ein Aufrechter blieb, ein aristokratischer Mensch im besten Sinne, ein Weiser, der einer der geistigen Wegbereiter des inneren Aufstiegs zu werden berufen war.

Um die Spannungen zwischen gestaltloser Masse und menschlicher Vornehmheit, zwischen Maschine und Seele, zwischen westlichem und östlichem Menschentum kreisen die Betrachtungen, die, so abseitig und geringfügig in ihren äusseren Anlässen auch erscheinend, von den verschiedenen Seiten her immer zum Mittelpunkt vordringen; Mahnrufe zur Selbstbesinnung sind sie, aus brennender seherischer Sorge geboren, ungehört von der Menge und dennoch der grossen Erfüllung den Weg bereitend. So ist Paul Ernst zutiefst ein politischer Mensch gewesen, ob er sich auch vom politischen Getriebe seiner Tage fernhielt, ja in vielem dem siegreich durchbrechenden jungen Ideengut fremd gegenübergestanden haben wird. Er gehörte einer andren Generation an, nicht nur dem Alter nach. Seine Begnadung aber ist, dass er dennoch von seinem Standort aus mitarbeiten konnte an der seelischen Erneuerung seines Volkes, dass er, der den Begriff des Sozialismus bloss in seiner klassenkämpferischen Verfälschung kannte und ablehnte, an dem Ausgleich zwischen aristokratischem und sozialistischem Wertgefüge mitzuwirken berufen war.

Und dass seine Stimme heute noch in die Reihen einer Jugend trägt, die bei mancher Andersartigkeit einen sicheren Sinn hat für das, was Paul Ernst grösste Gabe war: dass er in all seinem Wesen so sehr Deutscher war und sein wollte, weil er sein Deutschsein wie sein Dichtertum als Verantwortung und Berufung empfand.

*Bosce*

Will Vesper, Kranz des Lebens. Langen/Müller, München 1934, 5.50 RM.

Eine reine Freude ist es, diesen wunderschönen Gedichtband weiterempfehlen zu dürfen. Will Vesper, als kluger und treffsicher urteilender Herausgeber der «Neuen Literatur» ebenso bekannt wie als feinsinniger und tiefempfindender Dichter mancher schönen Vers- und Prosabücher, hat in diesem Bande eine Gesamtausgabe seiner Gedichte veranstaltet. Wo man auch hinblickt, man findet in diesem Buch, das Zeugnis ablegt von langem lyrischem Schaffen, nur Schönes.

In seiner wunderbar einfachen Sprache behandelt Vesper alle Themen des Lebens, die ein Erleben und ein Grübeln wert sind: Gott, Heimat, Vaterland, Liebe, Tod, Mann und Frau, Mutter und Kind. Es lohnt nicht, viel Worte zu machen. Überall gibt er durch seine schlichte Innigkeit und seine frohe Wärme Freude und Glück, oder stimmt in seinem Ernst und seinem Traurigsein zu ruhigem Bedacht. Doch immer überwiegt das Frohe: heiter, froh und gott- und menschenzuversichtlich, mehr das Gläubige als das Zweifelnde, das Helle als das Dunkle, das Schöne als das Hässliche liebend, gibt er Freude, Hoffnung und Zuversicht, lässt lächeln und lachen, und lehrt, heiter zu sein.

Darum ist es nicht nur eine Freude, Will Vespers Gedichte zu lesen, sondern auch eine Mut und Kraft gebende Wohltat.

*Heinz Diewerge*



Will Vesper, Sam in Schnabelweide. Eine lustige Kleinstadtgeschichte. Langen/Müller, München 1934, 7.—11. Tausend, 3.60 RM.

Die Neuauflage des Buches zeigt seine Beliebtheit: der kleine Neger, der als Symbol des völlig Unerwarteten und Unvermuteten in die geistige und räumliche Enge einer Kleinstadt hineinplatzt, hat es den Lesern angetan. Wie köstlich ist auch diese Verspottung des kleinen Geistes, der in Schnabelweide herrscht, wie erfrischend die Lustigkeit, mit der Will Vesper über so manche Dinge herzieht, die sich als wichtige Wesentlichkeiten breitmachen wollen.

«Wo liegt denn Schnabelweide» fragt jemand. 'Ich finde es nicht auf der Karte und nicht im Brockhaus' — Es gibt mehr als ein Schnabelweide, Freund, in Deutschland, und vielleicht auch in anderen Ländern. Immer aber liegt es mindestens fünfzig Meilen entfernt von dem Ort, wo meine freundlichen Leser wohnen. Und damit genug für heute und Gott befohlen!»

Es steckt ein Stück Ewiges in dem kleinen Buch, es spottet über die ewigen menschlichen Sünden geistiger Enge in frischen und frohen Worten — und mag vielleicht etwas dazu beitragen, dass es besser damit wird. *D.*

Hans Friedrich Blunck, Die grosse Fahrt. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. In Leinen Ls 7.20.

Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern nennt sich das Buch. Diderik Pining aus Hildesheim, Statthalter des dänischen Königs auf Island ist sein Held. Die alte Nordlandssehnsucht treibt ihn über das Meer, fernem Neuland gilt die Fahrt, Winland will er suchen, von den Wikingern zuerst entdeckt, bis die Kunde davon versank im Staube alters-

grauer Pergamente. Und das Abenteuer gelingt. Deutsche und isländische Seeleute überwinden Seenot und bleckende Gefahr, betreten die grüne Küste des wiedergewonnenen Amerika. Dirik Pining darf stolz heimsegeln, und er trägt auf dem Herzen seinen gewaltigen Plan, dessen Erfüllung fortan sein zäher Manneskampf gelten soll: germanischem Bauernvolk will er Siedlungsraum geben fern überm Westmeer. Gewaltig und deutsch ist der Gedanke wie der Mann, der hinter ihm steht. Er ist nie zur Durchführung gelangt. Vom eifersüchtigen Feinde, dem er — das einzige Mal in seinem harten Kriegerdasein — das Leben schenkte, wird er gemeuchelt, bevor er noch die zweite, die grosse Fahrt endgültig antreten darf. Ein anderer, Columbus, hat zwanzig Jahre nach ihm das Reis gepflückt, das ihm gebührte. Den Ruhm hat die Geschichte Diderik Pining aus Hildesheim, dem deutschen Aufsegler Amerikas, vorenthalten. Aber seine Tat bleibt.

Ein deutsches Schicksal hat der Dichter Blunck hier geformt, das Schicksal des Mannes, der zu Grossem berufen war und vor seiner Erfüllung gefällt wird. Wir danken es ihm. Denn es ist gut, um die Grösse seines Volkes, um die Grösse seiner Helden zu wissen. Auch derer, über deren Werk eine bittere Tragik liegt. Und vielleicht derer am meisten. *Bosse*

Sabine Volkmar: Fischerfrau von der Nehrung. Roman. Verlag C. Bertelsmann Güterloh. Ls 4.50.

Ein Buch von einer Frau über eine Frau, und zwar, wie die Verfasserin in einem Nachwort angibt, mehr eine Biographie als ein Roman, die dichterische Nachempfindung und Gestaltung eines wahren Frauenlebens unserer Zeit. Auf der kurischen Nehrung, diesem einzigartigen, seltsam schönen Streifen deut-

scher Erde, Land zwischen zwei Wassern, wächst im täglichen, unsentimentalen Kampf um Leben und Unterhalt das erdnahe Schicksal der Fischerfrau, wächst wie eine Pflanze abhängig vom Boden, der sie trägt, triebhaft und unbewusst. Hier im Osten herrscht das Land und formt die Menschen; es ist unerbittlich im Nehmen, aber auch unerschöpflich im Geben. Es segnet die Menschen, die ihm gehorsam sind. Und so segnet die Erde, das «heilige Land», auch die einfache Fischerfrau, die sich ihm opfert. Dies ist kein Buch voll von klarem tatkräftigem Willen und schnellem unbekümmertem Handeln, es ist eher still und verhalten, aber voll von tiefer innerer Kraft, einer Kraft, die ihren edelsten Ausdruck nicht in der Erfüllung, sondern im Sichbescheiden findet. Eine Bejahung des Lebens auch im Verzicht.

A. E. M.

Walter M. Pogge, Menschen, Dinge und ein junger Mann. Verlag «Ernst Plates», Riga. 147 Seiten.

Der Untertitel dieses Büchleins lautet: «Eine Erzählung vom Alltag; und doch voll Sonne, Liebe und Frohsinn: denn es ist eine Erzählung von jungen Menschen.» In der Tat, von hinreissender Jugendlichkeit ist dieser Band, von Lust, überquellender Freude, launigem Übermut, jugenhaft in seiner Frische, seiner sprudelnden Lebendigkeit, den Einfällen, die sich zu überstürzen scheinen. Bild an Bild reihen sich die Kapitel aneinander, kurz wie flüchtige Momentaufnahmen, die Heiterkeit der Situationen stichwortartig durch die Überschriften andeutend: «Etwas Skilandschaft», «Nicht ernst zu nehmender Eifer», «Kommt ein Vogel geflogen», und so fort.

Das bunte Treiben um die Sprungschanze, wie ist es in seiner unruhigen Bewegtheit lebendig gemacht, dem Durcheinander der Menschen, den wech-

selnden Szenen, den hänselnden Stimmen, die einen unglücklichen Skifahrer zudecken. Psychologisch fein, wie der junge Mann sich in die Brust wirft und und doch eine ironische Reserve, eine nicht von der Hand zu weisende Fragwürdigkeit seiner eigenen Kühnheit gegenüber zurückbehält, wie das Herz klopft, indem er mutig die steile Holztreppe emporsteigt. Dann der Moment vor dem Schwenken der Wimpel. Und dann gleitet die Bahn unter ihm weg: — eine jauchzende Ekstase brausender Fahrt in das flimmernde Weiss, in das aufbrandende Licht; Wald, Himmel, Luft, Schneefläche, alles ist in dem Schwung der sausen Fahrt eins mit dem Menschen. Ein ursprüngliches, ganz unreflektiertes, fast körperhaftes Allgefühl durchbrandet den jungen Menschen, so ganz aus seinem Erlebniskreis, aus seiner Welt heraus empfunden.

Die Gabe unmittelbarer Anschaulichkeit in der Darstellung zeigt sich auch in der knappen Charakteristik, oft unterstützt durch die direkte Rede, ja mitunter fast lediglich durch diese erzeugt. Auf die Szenen während der Bahnfahrt, die Heimkehr des jungen Mannes, sein sprudelndes Erzählen bei Tisch etc. sei hingewiesen.

Ein Zug kameradschaftlicher Verbundenheit der Jugend geht durch das Buch; der Verbundenheit junger Menschen, die sich nicht grollen können, wenn die Sonne lacht, der Schnee flimmert, die Sprungschanze lockt und warnt zugleich. Junge Burschen, junge Mädchen finden sich in froher Kameradschaft, gewinnen Neigung zueinander, trennen sich wieder. In dem jungen Mann weckt die Trennung ein Echo, ein aufkeimendes Gefühl, das wohl Liebe sein muss und es doch noch nicht ist.

Der Darstellung ist die Sprache angepasst: lebendig, sprudelnd, jugenhaft, burschikos und doch sachlich begründet.



Hier gibt es eine sehr feine Linie, über die die Fahrt aus dem Reich der Kunst in andere Gebiete abgleiten kann. Und es wird Aufgabe des jungen Schriftstellers sein, für seine Prosa eine strengere Form zu finden, die er sich für einen Teil seiner ernstesten Gedichte bereits erarbeitet hat. Und dennoch: möge auf dem notwendigen Wege zu einer strengeren Formgebung und künstlerischen Zucht die quellende Ursprünglichkeit nicht verloren gehen.

Adolf Paul, *Der Einfluss Walter Scotts auf die epische Technik Theodor Fontanes*, — Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker, Germanische Reihe (unter Leitung von Paul Merker und Friedrich Ranke), Bd. X, Breslau, Verlag Priebatsch's Buchhandlung, 1934. 272 Seiten.

Theodor Fontane, der die realistische Romankunst bis an die Schwelle des Naturalismus führte, gemeinsam mit seinem Vorgänger Willibald Alexis die herbe Schönheit der Mark erschloss, bezeichnet einen wichtigen Meilenstein in der literarischen Entwicklung des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Daher erscheint es von wesentlicher Bedeutung, das Werk dieses konsequenten Realisten nicht allein aus dessen Wesenheit herzuleiten, wie es G. Krickler versucht, und wie es zur Erschliessung der literarischen Persönlichkeit vollauf berechtigt, sondern die Erscheinung Fontanes zugleich in den fortschwingenden Zusammenhang voraufgehender Bestrebungen und nachfolgender Wirkungen einzugliedern.

In der Fontane-Literatur findet sich in der Tat eine Reihe dahin zielender Versuche. Wiederholt ist in diesem Zusammenhang auf Alexis hingewiesen worden, selten aber und nur in flüchtiger Weise auf Walter Scott. Erwähnt wird er von Zillmann, Mayer, Ettlinger.

Wandrey, der bekannte Fontane-Biograph, glaubt dem Einfluss Scotts auf die Romane Fontanes keine grosse Wichtigkeit zugestehen zu müssen. L. A. Shears nähert sich dieser Frage von der Seite stofflicher Übereinstimmung, während ihm die Wirkung Scotts auf die Romantchnik Fontanes nicht erheblich scheint.

Hier nun setzt die vorliegende Arbeit Pauls ein. Umsichtig und mit sauberer Sachlichkeit geht der Verfasser an seine Aufgabe heran. Zunächst unterbaut er seine Ausführungen durch einen Vergleich der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit beider Romanschöpfer. Er kommt zu dem Resultat einer gemeinsamen Grundlage. Es liegt in der Natur der Sache, dass in einer solchen, von bestimmtem Gesichtspunkt ausgehenden Gegenüberstellung das Bild einseitig ausfallen muss. Paul ist sich dessen bewusst. Er umgeht die trennenden Züge nicht und betont ausdrücklich, dass jene Gegenüberstellung nicht in dem Sinne endgültiger und vollständiger Charakteristik gedeutet werden dürfe. Indessen schält sich eine beträchtliche Zahl gleicher Züge heraus: die gleiche Heimatliebe, der geschichtliche Sinn, antiquarisches Interesse, scharfe Beobachtungsgabe, Vorliebe für das Anekdotische, Verhaltung lyrischen Empfindens, Humor etc. In dieser Gemeinsamkeit sieht der Verfasser etwas wie eine Wegbereitung, um nicht zu sagen Vorbedingung der Beeinflussung.

Interessant ist der weitere methodische Weg der Untersuchung. Weder beschränkt sich der Verfasser allein auf Ausspruch und direkte Bekenntnisse, noch stützt er sich einseitig auf einen Vergleich der Werke. Vielmehr kombiniert er beide Verfahren. Und darin, wie er es tut, offenbart sich ein Vorzug seiner methodischen Handhabung, nämlich eine gewisse Elastizität, die ihn befähigt,

feineren Unterschieden, Differenzierungen und Schattierungen gerecht zu werden.

Unter Technik versteht der Verfasser hier jenen Teil des schöpferischen Prozesses, der weniger der Intuition als dem Intellekt, dem Kunstverstande entstammt. In diesen Bereich gehört Komposition und Linienführung. Ich lasse es dahingestellt, ob die Definition, die Paul von den beiden Begriffen gibt, Anspruch auf objektive Geltung machen können. Soviel aber ist sicher, dass nämlich die Begriffe klar umrissen erscheinen und in ihrer Anwendung im Rahmen der vorliegenden Arbeit keinerlei Missverständnisse zulassen. Die Übereinstimmungen werden weiter in der Detailschilderung, in der Natur-, Landschafts- und Ortsdarstellung sowie in der Interieurschilderung aufgezeigt, in denen öfter ein gleiches formales Schema zutage tritt. Auch die Charaktergestaltung, die meist von der äusseren Erscheinung ausgeht, und hieraus Schlüsse auf das Innere des Menschen öffnet, ist beiden gemeinsam, obwohl sich hier psychologische Überlegenheit Fontanes zeigt.

Nicht so sehr die einzelnen Berührungspunkte als vielmehr die Tatsache, dass diese in starker Häufung und in einem bis ins einzelne gehenden Parallelismus vorhanden sind, und weiter die Menge der direkten Zeugnisse Fontanes, die zeigen, wie sehr Fontane in Scott lebte, und wie er ihn geradezu auf seine Technik hin studierte, beweisen den Einfluss Scotts auf die Romantechnik Fontanes.

Romantechnik aber umfasst keinesfalls schon das ganze Schöpfungstum, sondern ist nur ein Teil des Schaffens. Daher entsteht hier nicht das Bild der restlosen Abhängigkeit, um so mehr als selbst die technischen Mittel nicht einfach übernommen, sondern assimiliert und fortgebildet worden sind.

Über allem Technischen aber steht das Schöpfungstum, das aus dem Ganzen lebt und alle Einzelteile in das Ganze einschmilzt und so den Organismus des Werkes schafft. Dass der Verfasser über seiner Untersuchung dieses nicht vergessen hat, sei ausdrücklich hervorgehoben. Nur zu oft ergibt sich bei Untersuchungen ähnlicher Art der Eindruck, als sei das Dichtertum zu technischen Kunstgriffen erstarrt, als bestünde die Grösse eines Dichters in der mehr oder weniger vorhandenen Gewandheit, mit der er seine Kunstmittel handhabt, so dass das Schwergewicht aus dem Seelischen in das Technische verlagert erscheint und damit über dem Suchen im Unwesentlichen das Wesen, über dem Suchen im Totem das Leben entflohen ist.

Petersen

Gerhard Giese, «Staat und Erziehung», Grundzüge einer pädagogischen Schulpolitik, Hanseatenverlag, Hamburg 1934. Der Verfasser hat fraglos dem Pädagogen, wie einem jeden kulturpolitisch Interessierten vieles zu sagen. Das Thema der Erziehung zum Staate, bislang allzuwenig in seiner ganzen Wichtigkeit berücksichtigt, stellt uns heute vor Probleme, zu deren Lösung diese ausführlichen Untersuchungen wesentlich beizutragen vermögen. Wir bejahen heute die Fragestellung wie die Beantwortung, die in der Erziehung zum Staate einen der wichtigsten Inhalte aller bewusst betriebenen Bildungspolitik sieht. Natürlich werden wir an einer Reihe kleiner Schönheitsfehler des Buches nicht ganz vorbeisehen können: der etwas ausgiebigen Zitatenfülle, der gemächlichen Breite seiner kulturphilosophischen Grundlegung, — wie sich denn überhaupt eine knappere Konzentration ohne wesentliche inhaltliche Einbussen hätte durchführen lassen.

Den Kern des Werkes bildet der



zweite Hauptabschnitt: Gegenwartsfragen einer politischen Pädagogik, in dem Giese fordert, dass alle Erziehung sich auf den autoritären Führerstaat auszurichten habe. Das Problem ist vom nationalsozialistischen Deutschland aus gesehen. Dennoch zwingt es auch den auslanddeutschen Pädagogen, die Frage: Staat und Erziehung in gleicher Nachdrücklichkeit zu erheben.

Der konkrete Schlussabschnitt (Grundlage und Grundfragen deutscher Schulpolitik) bringt recht beachtliche Beiträge für die Gestaltung des künftigen Schulwesens. Bedeutsam ist, dass Giese nach Umreissung der sehr beschränkten Zahl von Schultypen, die er als notwendig erachtet, entschieden für die konfessionell gebundenen Schulen eintritt, denn «wir alle sind Deutsche in der besonderen Prägung von Stamm- und Landschaft und die besondere Art des Heimatlichen ist stets aufs engste mit dem Konfessionellen verbunden».

*Bosse*

Gunnar Gunnarsson, Im Zeichen Jörds. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München 1934. In Leinen Ls 8.70.

Ein Isländerbuch, stark und gewaltig in seinem Gegenstande, wie in der Kraft seiner Sprache. Über See kommen die ersten Siedler in das harte Land, bauen ihre Höfe, roden ihre Äcker. Aus Siedlern wird ein Bauernvolk. Noch ist die Zeit der Unholde und Asen, Thor und Freyr herrschen über die Insel; aber dann dringt ein neuer Glaube ins Land. Fremde tragen ihn herein, und Hass und Zwietracht flammen auf, wo zwei Zeitalter aufeinander branden. Aber Land und Volk haben ihre erdhafte gewachse-

nen Gesetze. In solcher Zucht überwinden sie Verwilderung und Hader. Das ist das Zeichen Jörds, der Erdgöttin: das Gesetz der Scholle, das stärker ist, als alle Menschendinge.

Die Langerudkinder. Erzählung von Marie Hamsun.

Mit 4 farbigen Vollbildern und 42 schwarzen Federzeichnungen von Hermann Pezold. Albert Langen/Georg Müller Verlag. München 1934. Ls 5.70.

Seine rechte Freude kann man freilich an diesem humordurchsonnten und liebevollen Jugendbuch haben. Hoch in den norwegischen Bergen verbringen die vier Langerudkinder ihre Hüterzeit, der grosse und weltkluge Ola und der kleine Einar, dem der ältere Frösche hinter das Hemdchen steckt, bis der Kleine aus grimmiger Rache mit den beiden Schwestern die ganze Bonbon-tüte leerfüttert. Von dem vergeblichen Fischzug im dunklen Moortümpel wird berichtet, bei dem Einar ins Wasser fällt und angibt, er habe von unten nachsehen müssen, wo die Fische stekken. Von der verlaufenen Kuh Potimar und vom Pastor, der so knickrig mit dem Hütergeld war. Ach es bögibt sich ja so viel auf der Alm oben, wo man schon als kleiner Kerl seinen Mann stehen muss, auch wenn man das Holzhacken garnicht liebt und es doch tut, weil es ja sonst die Mutter machen will. Marie Hamsun erzählt von all diesen Begebnissen, und sie kann es gut, denn sie ist eine rechte Frau in ihrer warmen Mütterlichkeit. Möchte dies Buch in recht vielen deutschen Familien eine wirkliche Festfreude werden, das ist der Weihnachtswunsch, den wir ihm gerne auf den Weg geben.

## KLEINE GESCHENKBÄNDE

Mia Munier - Wroblewska, Deutsch ist die Saar. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. Geb. Ls 2.10.

Von saarlandischer Treue in Grenznot und harter Alltagsarbeit erzählt die schlichte Geschichte, von Irrungen und einem endlichen Heimfinden zu völkischem Bekennerstolz. Die baltische Verfasserin ist uns ja wohl bekannt. Dieses letzte Bändchen fügt sich ihrem bisherigen Schaffen vollkommen ein.

Heinz Steguweit, Die Harfe. Geschichten. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, Geb. Ls 1.65. — Steguweit, dessen Name heute im deutschen Schrifttum einen guten Klang hat, trägt hier 14 Geschichten vom Rhein zusammen, ernste und heitere, wie es gerade kommt, teilweise in aller knappen Geschliffenheit von überaus starker Einprägsamkeit.

Im gleichen Verlage und in ähnlicher Ausstattung liegen uns zwei weitere Bändchen vor: Die letzte Furche von Paul Abert, eine Bauernnovelle aus dem 30-jährigen Kriege sowie Die Meertrud von Friede H. Kraze, eine sagehaft mystische Geschichte aus der Zeit der Hansa.

Der Langen/Müller-Verlag hat zum Fest eine weitere Reihe von Bändchen seiner Kleinen Bücherei zum bekannten Einheitspreise von RM. —.80 (Ls 1.20) herausgebracht.

Emil Strauss, Der Laufen.

Wer Emil Strauss liebt, den grossen deutschen Erzähler, Verfasser des «Freund Hein» und des «Engelwirt», der wird in dieser traurigen kleinen Geschichte alles wiederfinden, was den schwäbischen Dichter auszeichnet: den Zauber seines reichen, edlen, natürlichen Deutsch, die Anmut der Schilderung und die Kraft einer Gesinnung, die hinter allem Kleinen die grossen Dinge sucht.

Unheimlich und von kindhaftem Entsetzen geladen ist die Titelnovelle des Hamsun-Bändchens Ein Gespenst, (Nr. 42), vielleicht gerade durch das schlichte und erlebnismässige der Erzählung beeindruckend. Unter den weiteren Erzählungen sei «Die Vortragsreise» hervorgehoben, in der Hamsuns trockener Humor prachtvoll zur Geltung kommt. — Eine Kindheitsgeschichte aus Alt-Wien erzählt Max Mell (Mein Bruder und ich), sehr fein in der Herausarbeitung einer übersteigerten seelischen Spannung, wie sie der Tod des geliebten Bruders in dem ungewollt Zurückgesetzten zum Ausbruch gelangt. — Wundervoll ist die Novelle Luise von Helene Voigt-Diederichs. Sie spielt unter niedersächsischem Bauerntum und handelt von der Frau zwischen zwei Brüdern, von denen der eine unbekümmert und keck zugreifend das Mädchen erwirbt, dem das schwerfällige und verhaltene Werben des andern gilt. Ihr Tod bei der Geburt eines Kindes löst das Verhältnis, das untragbar geworden ist, weil die äussere Bindung mit der inneren Widerstreit liegt. — Josef Friedrich Perkonig führt mit seiner Erzählung Der Schinderhannes zieht übers Gebirg in die steirischen Berge, wo der sinnlosen Besorgnis und Wut eines abgelegenen Bauerndorfes ein harmloser Landstreicher zum Opfer fällt, den eigne Prahlucht und schnellfüssige Übertreibung zum berüchtigten Räuberhauptmann gestempelt haben. Meisterhaft ist die eindrucksvolle und urwüchsige Sprache, in der diese Bauerngeschichte erzählt ist. — Den Abschluss endlich macht ein kleiner Band von Paul Ernst, Gedichte und Sprüche. Er gibt einen knappen aber guten Einblick in das Schaffen des verstorbenen deutschen Dichters.



Helene Ritzerow, Aus den Reichen der Grenze. Riga 1934, bei Ernst Plates. Ls 1.90.

Ein seltsames kleines Bändchen! Wenn man es zuerst aufut und das eine oder das andere Gedicht liest, wird man von der Weichheit der Rhythmen und der sehnächtigen Unbestimmtheit der Stimmungen gefangen genommen. Doch wenn man genauer hinschaut, beginnt diese Anerkennung wiederum zweifelnd zu werden. Die inneren und äusseren Stilmittel der Verfasserin sind zu wenig reich, um nicht schon in der kleinen Sammlung durch ihre zu häufige Anwendung aufzufallen. Sparsam verwendet, ist etwa das Stilmittel der Motiv-, Satz- oder Wortwiederholung innerhalb eines Gedichtes ausserordentlich wirksam. Trifft man es aber, wie im vorliegenden Bändchen, in gleichsam gewohnheitsmässiger Wiederholung an, geht seine Wirkung allzuleicht verloren. «Süsse, weisse Hände» und «silberweisse Kähne, «purpurrote Rosen», «kohl-schwarze Schatten» sind Verbindungen, die allzuoft begegnen, um nicht an Ausdruckskraft zu verlieren. Kommt hinzu, dass die Verfasserin nicht der grossen Gefahr entgangen ist, die die freien Rhythmen, in denen sie schreibt, in sich bergen; da der Zwang des Reimes nicht zur Zucht zwingt, verliert sich die Sprache garzu leicht in Gesprächigkeit.

Aus der Vielzahl gelöst, vermögen die einzelnen Gedichte sicherlich einen Stimmungsgehalt zu vermitteln. In der Zusammenstellung freilich tritt die Gleichförmigkeit der Stilmittel stärker in den Vordergrund und bringt die Verse leicht um ihre beste Wirkung.

Heinz Diewerge

Volk im Osten. Monatsschrift für auslanddeutsche Erneuerung. Herausgegeben von Karl Hermann Theil, Hermannstadt Siebenbürgen. Verlag H. Schlosser, Hermannstadt-Sibiu. Bezugspreis vierteljährlich Lei 60.— (RM. 1.25), Einzelheft Lei 25.— (RM. —.50).

Vor uns liegt das erste Heft der neuen in Siebenbürgen erscheinenden Monatsschrift, deren Erscheinen eine fühlbare Lücke im periodischen auslanddeutschen Schrifttum zu schliessen berufen ist. Über die Ziele unterrichtet das Vorwort des Herausgebers Karl Hermann Theil: der Tiefpunkt der auslanddeutschen Zersplitterung und Mutlosigkeit überwinden, der Übermacht der Verhältnisse die Schlagkraft einer neuen Idee entgegensetzen, «Was hinter uns liegt, sei uns eine Lehre... Den steilen Weg hinauf zu zeigen und gangbar zu machen, die Müden zu ermuntern und die Unwilligen anzutreiben, neukeimendes Leben mit Liebe zu pflegen und im Mutterland Verständnis für das Schicksal der Auslanddeutschen zu wecken, soll das Ziel dieser Zeitschrift sein. Unser Ziel ist ein grosses und hohes. Mit ihm wollen wir wachsen. Das soll uns Hoffnung und Stärke sein.»

Über den Inhalt des Heftes mag eine Anführung der wesentlichsten Aufsätze unterrichten: Beinhauer — im Mittelpunkt das Volk. Hockl — Die Stellung der Banater Schwaben im Südosten. Wiese — Die völkische Erneuerung des Deutschtums in Polen. Böhmert — Das Problem des vormals österreichisch-ungarischen Raumes. Irk — Volksgemeinschaft oder Weltbürgertum.

## KALENDER

Es ist eine besondere Freude, auch für das kommende Jahr wiederum den Baltischen Kalender 1935 anzeigen zu dürfen, der sich als altvertrauter Wandkalender mit seinen wunderschönen Landschafts- und Städtebildern längst einen Platz in vielen deutschen Häusern erobert hat. Die Folge der künstlerisch fein ausgewählten Aufnahmen, in denen diesmal die bekannteren, gleichsam prominenteren Ansichten hinter landschaftlichen Stimmungsbildern zurücktreten, hat wie gewohnt Herbert Petersen in Dorpat zusammengestellt, ebenso wie die Merksprüche und Verse die den Blättern ihren nachdenklichen Gehalt geben. Herausgeber ist der Verband deutscher Jugend in Lettland. Es darf als besonders erfreulich hervorgehoben werden, dass es diesmal gelang, in Anbetracht der verdoppelten Auflagenhöhe den Preis auf 2.— Ls. herabzusetzen. Sicherlich wird dank dieser Massnahme somancher, dem im vergangenen Jahr der Bilderkalender nicht erschwänglich schien, ihn zum kommenden Fest den Angehörigen auf den Tisch legen können. Denn dies ist bei uns schon zum guten Gebrauch geworden: ins baltische Haus gehört der Baltische Kalender, und daran wollen wir festhalten.

Schon in seiner ganzen äusseren Ausstattung aufs vorteilhafteste hervorgehoben erscheint soeben der Deutsche Kalender (Preis kart. Ls. —.60) zusammengestellt von dem jungen Dichter Lex Schloss. Erstmalig hat es die aktive junge Generation unternommen, in einem eigenen Kalender Zeugnis ihres lebendigen Wollens abzulegen. Der Kalender enthält neben dem Kalendarium mit seinen männlichen Merksätzen und -sprüchen nebst freiem Notizraum die übli-

chen Posttarife u. dergl. sowie eine Reihe knapper inhaltsreicher Betrachtungen von Pastor H. Girgensohn, Erh. Kroeger, W. Baehr, K. Hollihn, B. Hehn, H. Bosse, O. Petersen, A. Koskull, W. Lenz, L. Mackensen, S. Osteneck, die sich mit den wichtigsten Gegenwartsproblemen unserer Volksgruppe grundsätzlich auseinandersetzen. Die Linie der angestrebten baltisch-deutschen Erneuerung ist straff durchgeführt. Der Kalender, dessen Preis überraschend niedrig ist, bietet jedem Gelegenheit, sich mit den angeschnittenen Problemen gedankenmässig auseinanderzusetzen.

Der Rigaer Kalender des Verlages R. Ruetz u. Co. (Preis Ls. 1.—) wird dank seinem ausführlichen Strassenverzeichnis, in dem die amtlichen Strassennamen den früheren deutschen Benennungen in alphabetischer Ordnung gegenübergestellt sind und umgekehrt, ein gern gesehener Helfer sein. Neben Situationsplänen des Deutschen Schauspiels, des Gewerbevereins und der Oper enthält er eine Zusammenstellung der baltisch-deutschen Organisationen sowie der Regierungs- und Kommunalbehörden mit ihren Anschriften, ferner Ansätze aus den verschiedensten Wissensgebieten von H. Pirang, W. Bockslaff und E. Kurtz. Sehr schön sind zwei Aufnahmen vom Rigaschen Stadtbilde, die dem Kalender beigelegt sind. Ein Unterhaltungsteil enthält etliche Witze, «Allerlei» und eine Geschichte.

Sein 50-jähriges Jubiläum feiert der vorliegende Bruhnsche Kalender dessen Titelseite durch die farbige Wiedergabe einer älteren Rigaer Stadtansicht gekennzeichnet wird. Neben Kalendarium, astronomischen Notizen, einem (leider recht unvollständigen) Verzeichnis der Organisationen sowie der



ausländischen Vertretungen, fällt hier das alphabetische Verzeichnis der Namenstage auf, zu schnellem Nachschlagen geeignet. Der schöngeistige Teil wird durch einen Schiller-Gedenkaufsatz J. Forssmanns eingeleitet. Kleinere Sachen sowie eine Bücherauswahl folgen.

Als Voranzeige sei zum Schluss auf den Baltischen Jugendtaschenkalender 1935 hingewiesen, den nach langjähriger Unterbrechung der ungemein aktive Verband deutscher Jugend in Lettland wieder aufleben lässt. Der kleine Pappband mit Leinenrücken kostet nur Ls. 1.— und enthält zunächst alles, was ein Junge braucht: Merkseiten für Taschengeld, für die Kameraden und ihre Anschriften, die Bedingungen für das Turn- und Sportabzeichen und die wichtigsten Formeln.

Einige neue Lieder, die mit Noten abgedruckt sind, werden einem vorhandenen Bedürfnis Rechnung tragen, ebenso eine Zusammenstellung gehaltlich wertvoller Bücher aus dem neuen deutschen Schrifttum, die sich freilich bereits über die Jugend hinaus an die Familie wendet. Von allgemeinerem Interesse dürfte auch

ein kurzer Aufsatz über den Bestand des baltischen Deutschtums sein, der neuere statistische Angaben bereits berücksichtigt, sowie ein chronikartiger Abriss baltisch-deutscher Geschichte vom Jahre 1201—1934. In Zusammenarbeit der Jugend selbst ist dieser Kalender entstanden, nicht «für die Jugend bearbeitet», und so ist er seinem ganzen Gepräge nach geworden, was er sein soll: Zeugnis und Ausdruck jugendlichen Wollens.

Christlicher Hauskalender 1935. Der kirchliche Hauskalender, (Preis Ls —.75), bietet in seinen Grundzügen das bereits vertraute Bild. Wiederum steht eine sorgfältig bearbeitete Bibel-lesetafel im Mittelpunkt. Für den besonderen Verbreitungsbereich kennzeichnend ist die Rücksicht, die auf die praktischen Bedürfnisse des landischen Volkes genommen wird: der Trächtigkeitskalender und ein Verzeichnis der Märkte. Im Mittelpunkt der Beiträge steht ein Aufsatz von Pastor Dr. Girsensohn «Unsere grosse Sorge», die das brennendste Problem der Volksgruppe, die Kinderlosigkeit, mit schwerem Ernst anpackt.

## ZU DEN BILDERN:

### Redakteure der Baltischen Monatsschrift

**Dr. hist. h. c. Georg Berkholz**

Stadtbibliothekar in Riga

geb. 1817 in Heydenfeldt (Livl.)

gest. 1886 in Meran

Redakteur 1862—69

**Theodor Böttcher**

Livländischer Hofgerichtsrat

geb. 1819 in Mitau

gest. 1901 in Sassenhof b. Riga

Mitbegründer und Redakteur 1859—65

**Alexander Faltin**

Rigascher Ratsherr

geb. 1819 in Riga

gest. 1899 in Wiesbaden

Mitbegründer und Redakteur 1859—65

**Baron Ernst von der Brüggen**

Journalist

geb. 1840 in Laidsen

gest. 1903 in Riga

Redakteur 1869—73

**Theodor Hermann Pantenius**

Romanschriftsteller

geb. 1843 in Mitau

gest. 1916 in Leipzig

Redakteur 1873—76

**Gustav Keuchel**

Journalist

geb. 1832 in Puderküll (Livl.)

gest. 1910 in Riga

Redakteur 1877

**Dr. Baron Edmund Heyking**

Journalist, später Deutscher Gesandter in

Peking, Mexiko, Belgrad

geb. 1850 in Riga

gest. 1918 in Hamburg

Redakteur 1878—79

**Dr. h. c. Friedrich Bienemann**

Oberlehrer in Reval, Stadtbibliothekar in

Riga, Honorarprofessor in Freiburg in Br.

geb. 1838 in Riga

gest. 1903 in Strassburg

Redakteur 1880—87

**Arnold von Tidebühl**

geb. 1860 in Riga

gest. (von den Bolschewisten erschossen)

1919 in Dorpat

Redakteur 1891—1902

**Dr. Friedrich Bienemann d. J.**

geb. 1860 in Bessarabien

gest. 1915 in Riga

Redakteur 1903—14

### MITARBEITER DIESES HEFTS:

*Rudolf Hamkens*, Vossloch i. Holstein / *Harald Becker*, Riga / *Dr. Ernst von Bulmerincq*,  
Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Riga / *Dr. Arved von Stackelberg*, Elva b. Dorpat /  
*Dr. Rudolf Hippius*, Dorpat / *Dr. Erica Sehl*, Riga / *Dr. Heinrich Bosse*, Riga / *Dr. Heinz*  
*Diewerge*, Riga / *Prof. Dr. Otto v. Petersen*, Riga, Herderinstitut.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: **Maximilian Stender**

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates“, Riga, Mazā Monētu ielā 18



# Baltische Monatshefte

---

Woldemar Wulffius

Baron Wilhelm Wrangell

Max Hildebert Boehm

Schriftleitung

Reinhard Wittram

Heft 1

Januar 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

# Baltische Monatshefte

---

Woldemar Wulffius  
Baron Wilhelm Wrangell  
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung  
Reinhard Wittram

Heft 1

Januar 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga



## Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

### Revaler Vertretung:

Dr. Hellmuth Weiss  
Reval, Kaufmannstr. 4

### Berliner Vertretung:

Harald von Rautenfeld  
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

### Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte“ durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift“ Berlin 75488

## Inhalt:

Seite

<i>Max Hildebert Boehm:</i> Glaube und Volkstum im neuen Deutschland . . . . .	1
<i>***:</i> Das Zentralproblem der Deutschen Litauens — die Passfrage . . . . .	14
<i>Bernd von Hehn:</i> Berufswahl und Berufsberatung . . . . .	18
<i>Woldemar Wulffius:</i> Wilhelm Baron Fircks zum Gedächtnis . . . . .	26
POLITISCHE ÜBERSICHTEN:	
Lettland (Handelsverträge / Innenpolitik) . . . . .	30
Estland (Die Politik der deutsch-baltischen Nationalsozialisten / Zwei deutschfeindliche Gesetzentwürfe / Von der Bewegung der Freiheitskämpfer) . . . . .	32
Deutsches Reich (Das deutsch-französische Gespräch / Die Wende der deutschen Handelspolitik / Die innerpolitische Umgliederung / Das deutsche „dopo lavoro“ / Der Leipziger Urteilsspruch) . . . . .	40
<i>Lex Schloß:</i> Stefan George . . . . .	49
UMSCHAU:	
Rückblick und Ausblick ( <i>R. Wittram</i> ) / Ein aktuelles Heft . . . . .	53
DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA ( <i>Lutz Mackensen</i> ) . . . . .	56
BÜCHERBESPRECHUNGEN:	
N. Wihksninsch, Die Aufklärung und die Agrarfrage in Livland / Revaler Ahnentafeln / W. Giere, Ostseepolitik . . . . .	59
BILDBEILAGE: Wilhelm Freiherr von Fircks-Warwen †	

## »Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

### Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpl., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), in Lettland: Ed. Petzholz, im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

---

### Soeben erschien :

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT UND DES HERDER-INSTITUTS  
ZU RIGA

ERICH VON SCHRENCK

# BALTISCHE KIRCHENGESCHICHTE DER NEUZEIT

VERLAG DER AKT.-GES. ERNST PLATES, RIGA, KL. MÜNZSTRASSE Nr. 18

Preis Ls 9.30, RMk. 7.60

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag

---



Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**„Rigaer Wirtschaftszeitung“**

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

# Baltische Monatshefte

---

Woldemar Wulffius  
Baron Wilhelm Wrangell  
Max Hildebert Boehm  
Schriftleitung  
Reinhard Wittram

Heft 2

februar 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga



# Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

## Revaler Vertretung:

Dr. Hellmuth Weiss  
Reval, Kaufmannstr. 4

## Berliner Vertretung:

Harald von Rautenfeld  
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

## Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte“ durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift“ Berlin 75488

## Inhalt:

	Seite
<i>Heinz Lotz</i> : Estlands landisches Deutschtum	63
<i>Konstantin von Cerpinsky</i> : Das deutsche Handwerk in Litauen	78
<i>Richard Kossmann</i> : Der deutsche Student in Litauen	83
<i>Herta von Ramm-Helmsing</i> : Das Jubiläumsjahr 1933 in Polen und seine Ausstellungen	86
POLITISCHE ÜBERSICHTEN:	
Lettland (Parlamentseröffnung / Pehrkonkrusts / Aussenpolitik / Lettländisch-englische Handelsvertragsverhandlungen)	97
Die ukrainische Frage	101
Deutsches Reich (Der Kampf um den Frieden / Wirtschaftsbelebung im neuen Jahr / Allgemeiner Masstab: Gemeinschaftsbildung)	103
DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA ( <i>Lutz Mackensen</i> )	109
UMSCHAU:	
Gedanken vom Lande ( <i>Leon von Mensenkampff</i> )	112
Werk der Jugend	115
Das deutsche Handwerk in Lettland	116
Die „Deutsche Zukunft“	117
BUCHERBESPRECHUNGEN:	
Streifzüge durch die Schöne Literatur:	
Paul Ernst-Gedenkbuch / Ausritt 1933/34 / Karl Benno von Mechow, Vorsommer / Konrad Beste, Das heidnische Dorf / Mia Munier-Wroblewska, Der Mensch lebt nicht vom Brot allein / Julie Schlosser, Im Lichtkreis meiner Laterne / Will Vesper, Die Wanderungen des Herrn Ulrich von Hutten	118
ZUSCHRIFT	121
MITARBEITER DIESES HEFTS	121



## »Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich  
führende Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und  
wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland.  
Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte  
Wirtschaftsleben Estlands.

### Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit  
4 Beilagen Ls 3.30, mit 3 Beilagen Ls 3.—, ohne Beilagen Ls 2.20.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland,  
Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonne-  
ments entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil  
für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland  
13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland:  
Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin  
162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der »Reval-  
schen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435,  
Postadresse: Tallinn-Reval, p. k. 435), in Lettland: Ed. Petzholz,  
im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

### Soeben erschienen:

## DIE ALTE EINHEIMISCHE KACHELKUNST

UND

### DIE OFENKACHELN IM RIGAER DOMMUSEUM

von

Helene Tunzelmann von Adlerflug

Die Verfasserin gibt eine interessante Darstellung der Entwicklung der ein-  
heimischen Kachelkunst, was besonders bemerkenswert ist, da es über dieses  
Gebiet noch keine Veröffentlichungen gibt.

Preis Ls 2.50

RMk: 2.40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag  
AKT.-GES. ERNST PLATES, RIGA

## „Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen  
wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Aus-  
schreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.



Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**Der Ring**

Konservative Wochenschrift

Probehefte  
vom Verlag

**Der Ring**

konservative Wochenschrift  
mit ständiger Beilage: Der Wirtschafts-Ring  
Erscheint jeden Freitag

Heft 1

(Sonderheft: Rückblick — Ausblick)

Äußerungen von zwanzig Wirtschaftlern, u. a.

Reichsfinanzminister Graf Schwerin v. Krosigk — Finanzlage des Reiches und künftige Steuerquellen

Gch. Reg.-Rat Dr. Syrup, Präsl. der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung — Die Arbeitsmarktlage im Jahre 1934

Dr. Ing. Jul. Dormmüller, Gen.-Dir. der Deutschen Reichsbahngesellschaft — Arbeitsbeschaffungskampf der Reichsbahn

Dr. Firls, Vorsitzender des Vorstandes d. Nordd. Lloyd — Die Zukunft der Deutschen Seeschifffahrt

Edgar Schnell, Generaldirektor der Nordstern Allgem. Versicherungs-A.G. — Die Stellung der Versicherung in der deutschen Volkswirtschaft

ferner: Abhandlungen über Weltmarktlage, Konjunktur- und Ausfuhrfragen, über die Wirtschaftslage des Grenz- und Auslandsdeutchtums

Einzelheft: (mit Wirtschafts-Ring) RM.—.75  
Monatsbezug: Post oder Buchhandel RM 3.—

„Der Ring“ Schriftenvertriebs-Gesellschaft m. b. H.  
Berlin W.9

# Baltische Monatshefte

---

Woldemar Wulffius  
Baron Wilhelm Wrangell  
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung  
Reinhard Wittram

Heft 3

März 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga



# Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

## Revaler Vertretung:

Dr. Hellmuth Weiss

Reval, Kaufmannstr. 4

## Berliner Vertretung:

Harald von Rautenfeld

Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

## Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte“ durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift“ Berlin 75488

## Inhalt:

	Seite
<i>Hans Handrack</i> : Die deutsche Landbevölkerung Lettlands . . .	123
<i>Hans Beyer</i> : Die Wendung der Geisteswissenschaften . . .	132
<i>Karl Wagner</i> : Die Volksgruppen in Litauen und die Litauer als Volksgruppe im Wilnagebiet . . .	146
<i>C. v. S.</i> : Das Nationalitätenproblem in Russland . . .	152
POLITISCHE ÜBERSICHTEN:	
Lettland (Aussenpolitik / Sturz der Regierung Blodneek / Aktivität der Parteien / Wirtschaftsfragen) . . .	156
Estland (Kommunalwahlen / Neue Verfassung / Der Kriegsschiffs-Skandal / Der russisch-polnische Neutralisierungsvorschlag / Von der deutsch-baltischen Partei) . . .	161
Deutsches Reich (Reichsreform und Volkserziehung / Die neue Studentenverfassung / Generalnenner Arbeit / Abrüstung und Polenpakt) . . .	167
UMSCHAU:	
Zur Geschichte der Juden im Baltikum . . .	173
Student und Disziplin . . .	175
DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA ( <i>Lutz Mackensen</i> ) . . .	176
BUCHERBESPRECHUNGEN:	
O. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland / Voranzeige . . .	179
ANTWORT . . .	180
MITARBEITER DIESES HEFTS . . .	180

**Der Schloß**  
**Weite Wege**  
**Gedichte**

**Preßstimmen:**

**Baltische Monatshefte:** Wehmüt, Zartheit, Feinheit, dabei eine große Sehnsucht, die durch ein verzichtendes Abkandhalten gebändigt wird — das gibt den Grundton seiner Verse ab . . . Verse von einer sehnächtigen Weichheit in klarer Sprache und mollgefärbter Melodien.

**„Riga am Sonntag“:** Der diese Verse schrieb ist wirklich ein Dichter . . . Sehr lyrisch, sehr weich, sehr stimmungsbehaftet, weiblich möchte man sagen, schmiegen sich seine Worte zärtlich zu singenden klingenden Sätzen, mit einer solchen Klarheit und Natürlichkeit, daß man das Fehlen der Interpunktion als selbstverständlich empfindet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag

**A/G. Ernst Plates, Riga**

Preis Ls 2.40

**Soeben erschienen:**

**DIE ALTE EINHEIMISCHE  
KACHELKUNST**

UND

**DIE OFENKACHELN IM RIGAER DOMMUSEUM**

VON

**Helene Tunzelmann von Adlerflug**

Die Verfasserin gibt eine interessante Darstellung der Entwicklung der einheimischen Kachelkunst, was besonders bemerkenswert ist, da es über dieses Gebiet noch keine Veröffentlichungen gibt.

Preis Ls 2.50

RMk: 2.40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag

**AKT-GES. ERNST PLATES, RIGA**

**„Rigaer Wirtschaftszeitung“**

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettlandischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.



Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**»Revalsche Zeitung«**

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich  
führende Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und  
wirtschaftlichen Interessen des Deutschthums in Estland.  
Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte  
Wirtschaftsleben Estlands.

**Vermittelt den Weg in den Osten**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit  
4 Beilagen Ls 3.30, mit 3 Beilagen Ls 3.—, ohne Beilagen Ls 2.20.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland,  
Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil  
für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland  
13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland:  
Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin  
162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der »Reval-  
schen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435,  
Postadresse: Tallinn-Reval, p.k. 435), in Lettland: Ed. Petzholz,  
im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

# Baltische Monatshefte

---

Woldemar Wulffius  
Baron Wilhelm Wrangell  
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung  
Reinhard Wittram

Heft 4

April 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga



# Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

## Revaler Vertretung:

Dr. Hellmuth Weiss  
Reval, Kaufmannstr. 4

## Berliner Vertretung:

Harald von Rautenfeld  
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigelegt ist

## Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte“ durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift“ Berlin 75488

## Inhalt:

Seite

*Arnold Schabert*: Das ewige Wort Gottes . . . . . 181

*Paul Busch*: Die Eigenart der deutschen Bauerngemeinden  
Kurlands . . . . . 193

*Rudolf Craemer*: Deutsche Wandlung und geistige Entscheidung 202

## POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Regierung Ulmanis / Eisenbahnkonflikt  
mit Litauen / Wirtschaftsverhandlungen  
mit England) . . . . . 220

Estland (Schutzzustand im ganzen Lande / Der  
Verband der Freiheitskämpfer aufgelöst /  
Aufschub der Wahlen / Annullierung der  
Kommunalmandate der Freiheitskämpfer /  
Kommissarische Stadtverwaltungen) . . . 222

Deutsches Reich (Verkrampfung im Westen,  
Auflockerung im Osten / Ausbau im  
Innern / Die neue Arbeitsschlacht) . . . 228

## UMSCHAU:

Bischof D. Irbe † . . . . . 234

Eine Gesamtschau der deutschen Geschichte . . . 234

Bemerkungen . . . . . 236

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA (*Lutz Mackensen*) . . . 237

## BUCHERBESPRECHUNGEN:

W. Schäfer, Der deutsche Rückfall ins Mittelalter /

W. Schäfer, Die dreizehn Bücher der deutschen Seele 241

MITARBEITER DIESES HEFTS . . . . . 242

Alex Schloß

# Weite Wege

## Gedichte

Preßstimmen:

Baltische Monatshefte: Wehmüt, Zartheit, Feinheit, dabei eine große Sehnsucht, die durch ein verzichtendes Abkandhalten gebändigt wird — das gibt den Grundton seiner Verse ab . . . Verse von einer sehnsüchtigen Weichheit in klarer Sprache und mollgefärbter Melodien.

„Riga am Sonntag“: Der diese Verse schrieb ist wirklich ein Dichter . . . Sehr lyrisch, sehr weich, sehr stimmungsbetont, weiblich möchte man sagen, schmiegen sich seine Worte zärtlich zu singenden klingenden Sätzen, mit einer solchen Klarheit und Natürlichkeit, daß man das fehlen der Interpunktion als selbstverständlich empfindet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag  
A/G. Ernst Plates, Riga

Preis Ls 2.40

Soeben erschienen:

## DIE ALTE EINHEIMISCHE KACHELKUNST

UND

### DIE OFENKACHELN IM RIGAER DOMMUSEUM

VON

Helene Tunzelmann von Adlerflug

Die Verfasserin gibt eine interessante Darstellung der Entwicklung der einheimischen Kachelkunst, was besonders bemerkenswert ist, da es über dieses Gebiet noch keine Veröffentlichungen gibt.

Preis Ls 2.50

RMk: 2.40

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag  
AKT.-GES. ERNST PLATES, RIGA

## „Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.



Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**»Revalsche Zeitung«**

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich  
führende Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und  
wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland.  
Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte  
Wirtschaftsleben Estlands.

**Vermittelt den Weg in den Osten**

Regelmässige Kursnotierungen.

**Bezugspreis** bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit  
4 Beilagen Ls 3.30, mit 3 Beilagen Ls 3.—, ohne Beilagen Ls 2.20.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland,  
Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonne-  
ments entgegen.

**Anzeigenpreis:** für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil  
für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland  
13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

**Zahlstelle in Lettland:** Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:**  
Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin  
162094.

**Anzeigenaufträge empfangen:** der Verlag der »Reval-  
schen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435,  
Postadresse: Tallinn-Reval, p. k. 435), in Lettland: Ed. Petzholz,  
**im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

# Baltische Monatshefte

---

Woldemar Wulffius  
Baron Wilhelm Wrangell  
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung  
Reinhard Wittram

Heft 5

Mai 1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga



## Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

### Revaler Vertretung:

Dr. Hellmuth Weiss  
Reval, Kaufmannstr. 4

### Berliner Vertretung:

Harald von Rautenfeld  
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigelegt ist

### Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte“ durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift“ Berlin 75488

## Inhalt:

	Seite
<i>Erwin-Erhard Aidnik</i> : Zur nationalen und sozialen Lage des deutsch-baltischen Handwerkerstandes . . . . .	243
<i>Harald Becker</i> : Neubau der deutschen Erziehung . . . . .	257
<i>Viktor Grüner</i> : Schleiermachers geistige Grösse . . . . .	265
<i>Liesbeth von Hueck</i> : Strandbilder . . . . .	282
POLITISCHE ÜBERSICHTEN:	
Lettland (Verfassungsänderung? / Wirtschaftspolitik / Aussenpolitik) . . . . .	285
Estland (Autoritäre Staatsführung / Bekämpfung der Arbeitslosigkeit) . . . . .	288
Deutsches Reich (Gesunde Jugend — positive Bevölkerungspolitik / Der Stand der Arbeitsschlacht / Sanierung der bauerlichen Wirtschaft / Das Problem des deutschen Aussenhandels) . . . . .	291
DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA ( <i>Lutz Mackensen</i> ) . . . . .	298
UMSCHAU:	
Bemerkungen . . . . .	302
Eine neue deutsche Zeitschrift . . . . .	304
MITARBEITER DIESES HEFTS . . . . .	II

Soeben erschienen:

# Das lettländische Gesetz über die Arbeitszeit

von

vereid. Rechtsanwalt

**BURCHARD VON KLOT / RIGA**

Eine für jeden Arbeitgeber und Arbeitnehmer unentbehrliche Broschüre

Preis Ls 1.60

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag der AG. Ernst Plates, Riga

## Doktor-Dissertationen

für in- u. ausländische Universitäten  
werden billig gedruckt bei

**Ernst Plates Druckerei- u. Verlags-Akt.-Ges.**

Riga, Kl. Münzstrasse 18

### „Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.



Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**»Revalsche Zeitung«**

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich  
führende Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und  
wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland.  
Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte  
Wirtschaftsleben Estlands.

**Vermittelt den Weg in den Osten**

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit  
4 Beilagen Ls 3.30, mit 3 Beilagen Ls 3.—, ohne Beilagen Ls 2.20.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland,  
Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil  
für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland  
13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland:  
Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin  
162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435,  
Postadresse: Tallinn-Reval, p. k. 435), in Lettland: Ed. Petzholz,  
im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

# Baltische Monatshefte

---

Wrede: Die Armee der Weltrevolution

Wrangell: Sowjetrussische Zwischenbilanz

Hartge/Loh: Die Schrumpfung und Ver-  
städterung des estländischen Deutschtums

Die werge: Baltisch-deutsche Volkskunde

Petersen: Die neue Haltung in der deut-  
schen Dichtung der Gegenwart

Heft 6/7

1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga



### Bezugsbedingungen:

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigelegt ist

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

### Inhalt:

	Seite
<i>Valentin von Wrede</i> : Die Armee der Weltrevolution . . . . .	302
<i>Georg Baron Wrangell</i> : Sovetrussische Zwischenbilanz . . . . .	315
<i>Oswald Hartge / Heinz Lotz</i> : Die Schrumpfung und Verstädterung des estländischen Deutschtums . . . . .	324
<i>Heinz Diewerge</i> : Baltisch-deutsche Volkskunde . . . . .	334
<i>Otto v. Petersen</i> : Die neue Haltung in der deutschen Dichtung der Gegenwart . . . . .	344
<i>Bischof D. Poelchau</i> : Propst Oswald Erdmann † . . . . .	360
KLEINE BEITRÄGE:	
<i>Lutz Mackensen</i> : Skandal um Ura-Linda . . . . .	370
BUCHERBESPRECHUNGEN:	
O. v. Niedermayer — J. Semjonow, Die Sowetunion / H. Fehst, Bolschewismus und Judentum / Terror. Die Blutchronik des Marxismus in Deutschland / Spreckel- sen, Geschichte Estlands / H. Tunzelmann v. Adlerflug, Die alte einheimische Kachelkunst / Arro, Geschichte der estnischen Musik / Guleke, Jugenderinnerungen und Jagderlebnisse / Rasse. Monatsschrift der Nordi- schen Bewegung . . . . .	378
MITARBEITER DIESES HEFTS . . . . .	388

Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**„Rigaer Wirtschaftszeitung“**

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

**„Estländische Zeitung“**

begründet als „Revalsche Zeitung“ im Jahre 1860,  
1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 3 Beilagen Ls 2.80, mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.  
Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Estländischen Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in Lettland: Ed. Petzholz, im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.



Soeben erschienen:

A r t h u r   G u l e k e

**Jugenderinnerungen  
und Jagderlebnisse**

Preis Ls 3.80

G u s t a v   v o n   H i r s c h h e y d t

**Baltische Balladen  
und ausgewählte Gedichte**

Preis Ls —.90



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. den  
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

# Baltische Monatshefte

---

Girgensohn: Reich Gottes in der Gegenwart

Müller: Kurländische Herzogschlösser

Wihtol: Die Musik der Letten

Plath: Die bildende Kunst der Esten

Wachler: Um den Standort des Films

Mackensen: Lönis

Moritz: Eingliederung des Studenten

Heft 8/9

1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga



## Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigelegt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

## Inhalt:

	Seite
<i>Herbert Girgensohn</i> : Reich Gottes in der Gegenwart . . . . .	389
<i>Anna Elisabeth Müller</i> : Kurländische Herzogsschlösser . . . . .	400
<i>Joseph Wihtol</i> : Die Musik der Letten . . . . .	411
<i>Axel Plath</i> : Die bildende Kunst der Esten . . . . .	417
<i>Ingolf Wachler</i> : Um den Standort des Films . . . . .	427
<i>Lutz Mackensen</i> : Löns . . . . .	435
<i>Kurt Moritz</i> : Eingliederung des Studenten . . . . .	452
Aus dem Schrifttum der Zeit . . . . .	456
KLEINE BEITRÄGE:	
<i>Herbert Petersen</i> : Roderich von Engelhardt . . . . .	461
BUCHERBESPRECHUNGEN:	
Aus neuem lyrischem Schaffen (Diewerge) / Bücher vom Kriege (Bosse) / Hans Grimm, „Lüderitzland“ / Beiträge zur Kunde Estlands . . . . .	464
MITARBEITER DIESES HEFTS . . . . .	470

Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**„Rigaer Wirtschaftszeitung“**

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—,  $\frac{1}{2}$  Jahr Ls 7.50,  $\frac{1}{4}$  Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

**„Estländische Zeitung“**

begründet als „Revalsche Zeitung“ im Jahre 1860,  
1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 3 Beilagen Ls 2.80, mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Estländischen Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in Lettland: Ed. Petzholz, im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.



Soeben erschienen:

# Geht ein Ruf übers Land

Anthologie  
junger  
baltischer  
Dichter

Gedichte von:

Vex Schloß, Harald Torp, Adda Scholz, Arbed Kröger,  
Martha von Dehn-Grubbe, Herta Hartmann, Hans  
Namneek, Artur Ferdinand Mals, Marga Welzer,  
Walter M. Pogge.

Preis Ls 1.60



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. den  
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

# Baltische Monatshefte

---

Hollander: Die Gesellschaft für Geschichte  
und Altertumskunde zu Riga 1834—1934

Loeffler: Das Dommuseum zu Riga

h. Ulrichen: Das Baltische Baudenkmäler-  
Archiv

Bauer: Die Bibliothek der Gesellschaft für  
Geschichte und Altertumskunde zu Riga

Kraus: Lettische bildende Kunst

Heft 10

1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga



## Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates“,  
Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von  
unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das  
Rückporto beigelegt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

## Inhalt:

Seite

<i>Bernhard Hollander</i> : Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga 1834—1934 . . . . .	471
<i>Heinz Loeffler</i> : Das Dommuseum zu Riga . . . . .	483
<i>Burchard von Ulrichen</i> : Das Baltische Baudenkmäler-Archiv . . . . .	494
<i>Albert Bauer</i> : Die Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga . . . . .	498
<i>Theodor Kraus</i> : Lettische bildende Kunst . . . . .	503
Aus deutschem Schrifttum . . . . .	520

### POLITISCHE CHRONIK:

Lettland (Aussenpolitik / Keine „intelligenten Ar- beitslosen“ / Staatsfeiertage / Meliorationen / Presse / J. Rubert† / Schwarze Börse ausge- hoben / Baltischer Vertrag / Luftfahrtgesetz) . . . . .	509
Estland (Das Parlament ausgeschaltet / Staatliches Propagandaamt / Neuregelung der Bestimmung der Volkszugehörigkeit) . . . . .	512

### UMSCHAU:

Landwirtschaftliche Tagung . . . . .	524
Die Kunst in der SSSR . . . . .	525
Das Weihnachtssoratorium . . . . .	526

### BUCHERBESPRECHUNGEN:

Wilhelm Pleyer, Der Puchner / Geht ein Ruf übers Land / Jānis Volmārs, „Zollunion Lettland-Estland“ . . . . .	527
--	-----

MITARBEITER DIESES HEFTS . . . . .	530
------------------------------------	-----

Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**„Rigaer Wirtschaftszeitung“**

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.  
Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Rīgā, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.  
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

**„Estländische Zeitung“**

begründet als „Revalsche Zeitung“ im Jahre 1860,  
1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 3 Beilagen Ls 2.80, mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.  
Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Estländischen Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in Lettland: Ed. Petzholz, im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.



**Soeben erschienen:**

Geschichte des rigischen

## **Neuen Hauses,**

des später sog. König Artus Hofes, des heutigen  
**Schwarzhäupterhauses.**

von Dr. Herbert Splet.

Dieses interessante Werk aus heimatlicher Vergangenheit ist im Anlaß  
des 600-jährigen Bestehens des Hauses verfaßt worden.

XXII + 384 Seiten — Preis R 12.50

**Vor Weihnachten erscheint:**

## **Deutscher Nachbarschafts- kalender für Stadt u. Land**

herausgegeben von der Deutschbaltischen Volks-  
gemeinschaft in Lettland.

Ein Taschenkalender im bequemen Format, der neben für jeden Deutschen  
wichtigen Angaben über die Volksgemeinschaft viel Raum für Tages-  
notizen enthält.

Preis 90 Sant.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den  
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18

# Baltische Monatshefte

---

Hamkens: Aus der deutschen Bauernkolonie Heimtal in Estland

Bulmerincq: Die natürliche Bevölkerungsbewegung des Deutschtums in Lettland in den Jahren 1932—1933

Becker: Die nationale Frage in der Dorpater Studentenschaft um 1850

Tidebühl: Briefwechsel mit Pobedonoszew

Stadelberg: Briefe Heinrich von Bock

Hippius: Rationalität und Bildung

Sehl: Naturwissenschaft und Philosophie

Heft 11/12

1934

---

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga



## Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40;  
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—;  
Einzelheft RMk. 1.60

Manuskripte sind an die Adresse der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, Mazā Monētu ielā 18 zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Verlag der A/G „Ernst Plates“, Rīgā, M. Monētu ielā 18

Postscheck-Konto 1983

## Inhalt:

Seite

<i>Rudolf Hamkens</i> : Aus der deutschen Bauernkolonie Heimtal in Estland	531
<i>Ernst von Bulmerincq</i> : Die natürliche Bevölkerungsbewegung des Deutschums in Lettland in den Jahren 1932—1933	540
<i>Harald Becker</i> : Die nationale Frage in der Dorpater Studentenschaft um 1850	548
Briefwechsel zwischen A. v. Tidebühl und K. P. Pobedonoszew	571
<i>Arved v. Stackelberg</i> : Briefe des Livl. Landmarschalls H. v. Bock an den Öselschen Landmarschall O. v. Ekesparre	578
<i>Rudolf Hippius</i> : Rationalität und Bildung	587
<i>Erica Sehl</i> : Naturwissenschaft und Philosophie	593
POLITISCHE CHRONIK:	
Lettland	603
AUS DEUTSCHEM SCHRIFTTUM:	
Will Puchner: Aus dem Tagebuch einer Mutter / Paul Ernst: Tagebuch eines Dichters	608
UMSCHAU:	
Bericht des Präsidenten der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung / Bericht des Schulamts auf der Kulturratstagung / Deutsche Not im roten Russland	616
BUCHERBESPRECHUNGEN:	
Reinhard Wittram, Meinungskämpfe im baltischen Deutschum / Paul Ernst, Tagebuch eines Dichters / Will Vesper, Kranz des Lebens / Hans Friedr. Blunck, Die grosse Fahrt / Sabine Volkmar, Fischerfrau von der Nehrung / Walter M. Pogge, Menschen, Dinge und ein junger Mann / Adolf Paul, Der Einfluss Walter Scotts auf die epische Technik Theodor Fontanes / Gerhard Giese, „Staat und Erziehung“ / Gunnar Gunnarsson, Im Zeichen Jörds / Marie Hamsun, Die Langerudkinder	625
KLEINE GESCHÄNKBÄNDE	633
KALENDER	635
ZU DEN BILDERN: Redakteure der Baltischen Monatsschrift	637
MITARBEITER DIESES HEFTS	637

Die  
**„Rigasche Rundschau“**

gegr. 1867

ist die meistgelesene  
deutsche Tageszeitung Lettlands

**„Rigaer Wirtschaftszeitung“**

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.  
Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, L. Jēkaba ielā 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, 1/2 Jahr Ls 7.50, 1/4 Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

**„Estländische Zeitung“**

begründet als „Revalsche Zeitung“ im Jahre 1860,  
1919—1930 als „Revaler Bote“, 1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 3 Beilagen Ls 2.80, mit 2 Beilagen Ls 2.55, ohne Beilagen Ls 2.20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0.06 EKr.  
Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto d. Revalschen Verlagsgenossenschaft Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Estländischen Zeitung“ (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435, Postadresse: Tallinn, postk. 435), in Lettland: Ed. Petzholz, im Auslande: alle grösseren Annoncen-Expeditionen.



Soeben erschienen:

Walter M. Pogge

**Menschen,  
Dinge  
und  
ein junger Mann**

Eine Erzählung vom Alltag; und doch voll Sonne, Liebe und Frohsinn; denn es ist eine Erzählung vom jungen Menschen.

Dieses Buch eines Balten ist in seiner köstlichen Frische das beste Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt.

Rs 1.80



**Nachbarschafts-Kalender**  
der  
**Deutschbaltischen Volksgemeinschaft**  
in Lettland  
für Stadt und Land

Ein Taschenkalendar im bequemen Format, der neben für jeden Deutschen wichtige Angaben über die Volksgemeinschaft viel Raum für Tagesnotizen enthält.

90 Sant.



Zu beziehen durch den Buchhandel und den  
Verlag der A.-G. »Ernst Plates«, Riga

Mazā Monētu ielā 18